
Geschichte
des Deutschen Volkes


The Institute of Mediaeval Studies
LIBRARY
Toronto, Ontario

Geschichte

des

deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von

Johannes Janssen.

Sechster Band.

Kunst und Volksliteratur bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1888.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Culturzustände

des

deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Erstes und zweites Buch.

Von

Johannes Janssen.

Erste bis zwölfte Auflage.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1888.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Einleitung.

Erstes Buch.

Bildende Kunst, Tonkunst und Kirchenlied.

Rückblick auf die bildende Kunst des Mittelalters.

I. Einwirkung der religiösen Umwälzung auf die bildende Kunst.

1. Kunstfeindliche Lehren und Bilderstürmerei — beginnender Verfall des Kunstlebens.

2. Die Kunst im Dienste confessioneller Polemik.

II. Einwirkung der neu eingeführten ‚antikisch-wälschen Kunst' — ihr Character und ihre Schöpfungen.

1. Innere Verwandtschaft der alten einheimischen Kunst mit der ächten Antike — die entartete Antike und ihre ‚Wiedergeburt'.

2. Kunstschriften zur Beförderung der ‚antikisch-wälschen Manier'.

3. Baukunst und Bildnerei nach ‚antikisch-wälscher Manier' — ‚die Prunkkunst der Vornehmen und Fürsten'.

III. Dramatische Literatur.

1. Das geistliche Schauspiel.

2. Das polemisch-satirische Schauspiel — der Teufel auf der Bühne.

Ergänzungen.

Zu Seite 57 Note 3 vergl. Pastor, Gesch. der Päpste 1, 400—401: wie schon bei Fiesole der Einfluß der Antike unverkennbar war, aber ohne daß dadurch der christliche Gedanke irgendwie getrübt wurde. — S. 107 Note 1 ist hinzuzufügen: Vergl. L. G(eiger) in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1881 No. 205. — K. v. Reinhardstöttner's Aufsatz über Aegidius Albertinus im zweiten Bande des Jahrbuchs für Münchener Geschichte konnte ich nicht mehr benutzen.

Vollständige Titel der wiederholt benutzten Bücher.

Die Schriften katholischer Verfasser sind mit einem † bezeichnet.

---

† Abry L. Les hommes illustres de la nation liégeoise. Liège 1867.

Ackermann's und Voith's Dramen, herausgegeben von H. Holstein, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 170. Tübingen 1884.

[Adelung J. Chr.] Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager und anderer philosophischer Unholden. 7 Bde. Leipzig 1785—1789.

† Alberdingk Thijm J. A. De la littérature néerlandaise. Amsterdam 1854.

† Albertinus A. De conviviis et compotationibus, darin mit lustigen Historien und Exempeln von den Gebräuchen der Gastereyen, Pancketen und Zechens 2c. discurirt wird. München 1598.

Albertinus A. Der Kriegßleut Weckuhr. Begreifft zween Theyl: im ersten werden alle und jedes Standtspersonen trewlich ermahnt zum ernstlichen Krieg . . wider den Erbfeindt christl. Namens, den Türken. Im andern wird ausführlich gehandelt vom Ampt und Verhalten der Kriegsobristen 2c. München 1601.

Albertinus A. Haußpolicey, begreifft vier unterschiedliche Theil. München 1602. Fünffter, Sechster und Siebenter Theyl der Haußpolicey [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 580 No. 15]. München 1602.

Albertinus A. Der Landstörtzer: Gusman von Alfarche oder Picaro genannt . . theils auß dem Spanischen verteutscht, theils gemehrt und gebessert . . [Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 577 No. 9.] München 1616.

Albertinus A. Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Acht Theil begreifend. Darinnen gehandelt wirdt von deß Lucifers Königreich, Macht, Gewalt, Diener und Hofgesind und durch was unterschidliche Mittel, List, Künst und Renck er die Seelen jage 2c. München 1616.

† Ambros A. W. Geschichte der Musik (Bd. 3) im Zeitalter der Renaissance bis zu Palestrina. Breslau 1868.

Andresen A. Der deutsche Peintre-graveur oder die deutschen Maler als Kupferstecher nach ihrem Leben und ihren Werken von dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts. 3 Bde. Leipzig 1864—1866.

Apollinaris Q. Ein newer Albertus Magnus von Weibern und Geburten der Kinder, von Tugenden etlicher fürnemer Kräuter, von Kraft der edlen Gestein 2c. Franckfurdt a. M. Ohne Jahr.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgeg. von der Historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler Bd. 1—10. Leipzig 1878—1886.

Archiv für Litteraturgeschichte. Bd. 1—2. herausgeg. von R. Gosche, Bd. 3—15, von Fr. Schnorr von Carolsfeld. Leipzig 1870—1887.

Arnold G. Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie, von Anfang des neuen Testamentes bis 1688. Neue Aufl. Bd. 2. Schaffhausen 1741.

Ayrer's Dramen, herausgegeben von A. v. Keller, 5 Bde., in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 76—80. Stuttgart 1865.

Baader J. Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. Erste und zweite Reihe. Nördlingen 1860. 1862.

Baechtold J. Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Basel 1876.

Baechtold J. Niklaus Manuel, in der Bibl. älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Frauenfeld 1878.

† Bäumker W. Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland von den ersten Anfängen bis zur Reformation. Freiburg i. Br. 1881.

Bäumker W. Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Zweiter Band. Freiburg i. Br. 1883. Erster Band. Freiburg i. Br. 1886.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 1—20. Stettin 1832—1864.

Bartsch A. Le Peintre-Graveur. tom. 3—11. Vienne 1803—1808.

Baumgart J. Juditium das Gericht Salomonis, zu Ehren einem erbarn Rath und der christlichen Schulen der löblichen und alten Stadt Magdeburg in eine Action einer Comedien gefast und zu Reim gemacht ꝛc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 362]. 1561.

Bechstein R. Aus dem Kalendertagebuch des Wittenberger Magisters und Marburger Professors Victorin Schönfeld 1555—1563. Rostock 1875.

Becker A. W. Kunst und Künstler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig 1863 bis 1865. Band 1: Kunst und Künstler des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1863.

Becker C. und J. v. Hefner. Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1852.

† Beinhaus K. Predig auf das Fest der unschuldigen Kinder, in ernstlicher Vermahnung wider die Verführung der Jugend. Mainz 1617.

† Beissel St. Geschichte der Ausstattung der Kirche des hl. Victor zu Xanten. Freiburg i. Br. 1887.

Bekker B. Die bezauberte Welt, in vier Büchern. Aus dem Holländischen übersetzt. Amsterdam 1693.

Bergau R. Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg. Berlin 1885.

Bertuch J. Teutsches Pfortisches Chronicon. Leipzig 1734.

Biederstedt D. H. Geist des pomrisch-rügenschen Predigtwesens von der Kirchenverbesserung bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. In Auszügen. Stralsund 1821.

Birlinger A. Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsaßes, Oberrheins und Schwabens. Bd. 1—13. Bonn 1873—1885.

Blum N. Historische Erzehlung, was sich mit einem fürnehmen Studenten, der von dem leidigen Teufel zwölf Wochen besessen gewesen, verlaufen und zugetragen habe ꝛc. Leipzig 1606.

Bobertag F. Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. 2 Bde. Berlin 1876. 1884.

Bodemann E. Herzog Julius von Braunschweig, Kulturbild deutschen Fürstenlebens und deutscher Fürstenerziehung im sechzehnten Jahrhundert, in Müller's Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Neue Folge 4, 192—239. 311—348. Hannover 1875.

Boos H. Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1878.

Braun H. Drei christliche und in Gottes Wort gegründte Donner- und Wunderpredigten. Franckfurt am Mayn 1604.

Braun H. Zehn christliche Lehr- und Trost-, Straf- und Warnungs-Predigten. Giessen 1614.

† Buch Weinsberg, das. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Bearbeitet von K. Höhlbaum. Bd. 2. Leipzig 1887.

Bücherschatz der deutschen National-Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts (von K. Heyse). Berlin 1854.

Burckhardt J. Geschichte der Renaissance in Italien. Stuttgart 1868.

Butsch A. F. Die Bücherornamentik der Renaissance. Bd. 1: Aus der Zeit der Frührenaissance. Bd. 2: Die Hoch- und Spätrenaissance. Leipzig 1878. 1881.

Caesius G. Prognosticon Astrologicum, oder Teutsche Practick auff das Jar nach unsers Herrn und Seligmachers Jesu Christi Geburt. S. Johann 1598.

Canditto, comte A. E. de. Jacob de Barbari et Albert Durer. La vie et l'oeuvre du maître au caducée, ses élèves Durer, Titien, Marc-Antoine, Mabuse, Marguerite d'Autriche. Bruxelles 1881.

Celichius A. Notwendige Erinnerung von des Sathans letzten Zornsturm, und was es auff sich habe und bedeute, daß nu zu dieser Zeit so viel Menschen an Leib und Seel vom Teuffel besessen werden. Wittenberg 1595.

Cholevius C. L. Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Erster Theil. Leipzig 1854.

Chrysander Fr. Jahrbücher für musikalische Wissenschaft. Bd. 1 und 2. Leipzig 1863. 1867.

Chryseus J. Hoffteufel. Das sechste Capitel Danielis, den Gottesfürchtigen zum Trost, den Gottlosen zur Warnung Spilweiß gestellen und in Reimen verfast. Franckfurt a. M. 1562.

Cramer D. Das große Pomrische Kirchen-Chronicon. In vier Büchern. Alt-Stettin 1628.

Cunz F. A. Geschichte des deutschen Kirchenliedes vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit. Theil 1. Leipzig 1855.

Dahlmann P. Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten. Leipzig 1710.

Dederding G. Zur Charakteristik Fischarts, im elften Jahresbericht über die Louisenstädtische Gewerbeschule in Berlin. Berlin 1876.

† Dejob Ch. De l'influence du concile de Trente sur la littérature et les beaux-arts chez les peuples catholiques. Paris 1884.

Descamps J. B. La vie des peintres flamands, allemants et hollandais. Paris 1753.

Devrient E. Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Bd. 1. Leipzig 1848.

Dieterich C. Sonderbare Predigten von unterschiedlichen Materien. 4 Bde. Leipzig 1622. 1632.

† Döllinger J. Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses. 3 Bde. Erster Band. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. Regensburg 1848.

Drugulin W. Historischer Bilderatlas. Verzeichniß einer Sammlung von Einzelblättern zur Cultur- und Staatengeschichte vom fünfzehnten bis in das neunzehnte Jahrhundert. Zweiter Theil. Chronik in Flugblättern. Leipzig 1867.

Ebe G. Die Spät-Renaissance. Kunstgeschichte der europäischen Länder von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 2 Bde. Berlin 1886.

Ebeling Fr. W. August von Sachsen (1553—1586). Eine Characterstudie. Berlin 1886.

Eggers Fr. Deutsches Kunstblatt. Jahrgang 1—9. Leipzig 1850—1858.

Ein durch Nothgedrungens Außschreiben Mein: Leonhardt Thurneyssers zum Thurn, der Herbrottischen Blutschandsverkeufferey, Falschs und Betrugs: Auch der Mir und meinen Kindern zu Basel beschehenen Injurien, Gewaldtthat, Spolirung und Rechtßversagung halber. [Berlin] Anno 1584.

† Ein Erklerung des Vater Unsers. Zur klärlichen Belehrung und Beherzung der Christgläubigen. Ohne Ort. 1617.

Elich Ph. L. Daemonomagia etc. Francofurti a. M. 1607.

Elucidarius von allerhandt Geschöppfen Gottes, den Engeln, den Himmeln, Gestirn, Planeten und wie alle Creaturen geschaffen seyndt auf Erden ꝛc. Mit angehencktem Bauren Compaß ꝛc. Franckfort a. M. 1602.

Engelische Comedien und Tragedien ꝛc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 543 No. 4]. Ohne Ort. 1620. Ander Theil: Liebeskampff [Goedeke 2, 544 No. 6]. 1630.

Ennemoser J. Geschichte des thierischen Magnetismus. Erster Theil: Geschichte der Magie. Leipzig 1844.

Ernstinger H. G. Raisbuch, herausgeg. von Ph. A. F. Walther, in der Bibl. des Literar. Vereins in Stuttgart, Bd. 135. Tübingen 1877.

Etliche chymische und verborgene magische und astrologische Mittel wider die stetig zunehmenden Krankheiten durch Verzauberung aus Gottes Verhengnuß, und über die Kenntniß der Krankheiten aus den Gestirnen. Erfurt 1561.

[Evenius S.] Speculum intimae corruptionis, das ist: Spiegel des Verderbniß, allen und jeden Ständen der wahren Christenheit zur gründlichen Beschawung und Nachrichtung ꝛc. Vorrede: ‚Scriptum posthumum'. Lüneburg 1640.

Eye A. v. Führer durch das Museum des königl. sächs. Alterthumsvereins im königl. Palais des großen Gartens zu Dresden. Dresden. Ohne Jahreszahl.

Eyering E. Proverbiorum Copia, etlich viel Hundert lateinischer und teutscher schöner und lieblicher Sprichwörter . . . mit schönen Historien, Apologis, Fabeln und Gedichten geziert. 3 Bde. Eisleben 1601—1604.

Falke J. Geschichte des modernen Geschmackes. Leipzig 1866.

Falke J. Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung. Gekrönte Preisschrift der fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig 1868.

Falke J. v. Zur Cultur und Kunst. Studien. Wien 1878.

† [Fickler Joh. Bapt.] Tractat Herrn Gabriel Putherbeien von Thuron ꝛc. von Verbot und Auffhebung derer Bücher und Schrifften, so in gemein one Nachtheil und Verletzung des Gewissens . . nit mögen gelesen und behalten werden . . Erstlich bei Lebzeiten Kaiser Carls des V. in Latein beschriben, dieser Zeit aber in das hoch Teutsch tranßferiret. München 1581.

Fincelius J. Wunderzeichen. Warhafftige Beschreibung und gründlich Verzeichnus schrecklicher Wunderzeichen und Geschichten, die von dem Jar an 1517 bis auf das Jar 1556 geschehen und ergangen sind. Ursel 1557.

Fiorillo J. D. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden. Bd. 2 und 3. Hannover 1817. 1818.

Fischart J. Vom ausgelaßnen wütigen Teufelsheer rc. [vergl. unten S. 247]. Straßburg 1581. 1586. 1591. 1598.

[Fischart J.] Affentheuerlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung rc. Ausgabe von 1590.

Fischart J. Sämmtliche Dichtungen. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von H. Kurz. 3 Bde. Leipzig 1866—1867.

Fischer K. Goethe's Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition. 2. Aufl. Stuttgart 1887.

Förstemann K. E. und H. E. Bindseil. D. Martin Luther's Tischreden oder Colloquia rc. Nach Aurifaber's erster Ausgabe. Abth. 1—4. Leipzig 1844—1848.

Förster E. Geschichte der deutschen Kunst. Theil 2 und 3. Leipzig 1853. 1855.

† Fornerus Fr. Panoplia armaturae Dei, adversus omnem superstitionum, divinationum, excantationum daemonolatriam, et universas magorum, veneficorum et sagarum et ipsiusmet Sathanae insidias, praestigias et infestationes, concionibus Bambergae habitis instructa et adornata. Ingolstadii 1625.

Franck S. von Wörd. Chronica: Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegin biß in diß gegenwertig 1565. jar verlengt. In drey Chronick- oder Häuptbücher. Ohne Ort. 1565.

Frenzel F. A. Der Führer durch das historische Museum zu Dresden mit Bezug auf Turnier und Ritterwesen und die Künste des Mittelalters. Leipzig 1850.

Freytag G. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. 2 Abth. 2. Aus dem Jahrhundert der Reformation. Leipzig 1867.

Fridrich S. Von wunderlicher Verzückung etlicher Menschen. . . Alles voller seltsamen Historien. Ohne Ort. 1592.

[Friedländer G.] Eine kurtze Comödien von der Geburt des Herren Christi. Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churfürstl. Hofes im Jahr 1589 in Berlin aufgeführt. Nach der Handschrift, nebst geschichtl. Einleitung herausgegeben. Berlin (1839).

Friese T. Müntz Spiegel, das ist ein new und wolaußgeführter Bericht von der Müntz . . . sampt einem nützlichen Tractat M. Cyriaci Spangenberg vom rechten Brauch und Mißbrauch der Müntze. Franckfurt a. M. 1592.

Frischlin N. Deutsche Dichtungen, herausgeg. von D. F. Strauß, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 41. Stuttgart 1857.

Fürstenau M. Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen Johann Georg II. bis Johann Georg IV., unter Berücksichtigung der ältesten Theatergeschichte Dresdens. Dresden 1881.

Gaedertz K. Th. Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur, des deutschen Dramas und der deutschen Dialektdichtung. Leipzig 1881.

† [Gaupp A.] Die Reformation und die bildende Kunst, in den Histor.-polit. Blättern 97, 341 fll. München 1886.

Gehrken F. J. Heinrich Aldegrever, Goldschmied, Maler, Kupferstecher und Prägschneider. Münster 1841.

Genée R. Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1882.

Gervinus G. G. Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 2 und 3. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig 1853.

Geschichte der deutschen Kunst. Lieferung 1—20. Berlin 1885 fll.
Goedeke K. Burchard Waldis. Hannover 1852.
Goedeke K. Johannes Römoldt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts, in der Zeitschr. des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1852 S. 293—409. Hannover 1855.
Goedeke K. Pamphilus Gengenbach. Hannover 1856.
Goedeke K. Every-Man, Homulus und Hekastus. Ein Beitrag zur internationalen Literaturgeschichte. Hannover 1865.
Goedeke K. und J. Tittmann. Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig 1867.
Goedeke K. Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer. Leipzig 1880.
Goedeke K. Dichtungen von D. Martin Luther. Mit einem Lebensbilde Luther's von J. Wagenmann. Leipzig 1883.
Goedeke K. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band: Das Reformationszeitalter. Dresden 1886.
Gödelmann G. Von Zauberern, Hexen und Unholden wahrhaftiger und wohlgegründeter Bericht. Frankfurt 1592.
† Görres J. v. Die christliche Mystik. Bd. 4 Abth. 2. Regensburg 1842.
Gottsched J. Chr. Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß aller deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele, die im Druck erschienen von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts. Leipzig 1757. Des nöthigen Vorraths zweiter Theil oder Nachlese. Anhang: Freyeslebens Nachlese. Leipzig 1765.
† Graus J. Die katholische Kirche und die Renaissance. Separat-Abdruck aus dem ‚Kirchenschmuck'. Graz 1885.
Grimm H. Ueber Künstler und Kunstwerke. Erster und zweiter Jahrgang. Berlin 1865—1867.
Grimm H. Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Berlin 1871.
[Groß H.] Magica, dasz ist: Wunderbarliche Historien von Gespensten und mancherlei Erscheinungen der Geister, von zauberischen Beschwerungen, Beleidigungen, Verblendungen und dergleichen Gaukelwerk. Item von Oraculis, Verkündigungen ꝛc. 2 Bde. Eisleben 1600.
Grüneisen C. Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechszehnten Jahrhundert. Stuttgart und Tübingen 1837.
Grüninger E. Sündenzedell und Tugendregister, in achtundzwanzig Predigten. Frankfurt a. M. 1614.
† Guarinoni H. Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts ꝛc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 585 No. 21]. Ingolstadt 1610.
Guhl E. Künstlerbriefe. 2 Bde. Berlin 1853—1856.
Gumpelzhaimer Chr. G. Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten. Abth. 2. Regensburg 1837.
Hagen C. Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 3 Bde. 2. Ausg. Frankfurt a. M. 1868.
Hans Sachs, herausgegeben von A. v. Keller, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart. 14 Bde. Tübingen 1870—1882.

Hänichen D. Acolastus, das ist der ungerathene, verlorene, jedoch wiederkerende Sohn. Vier Predigten. Leipzig 1604.

Hayn H. Bibliotheca Germanorum erotica. Zweite umgearbeitete Aufl. Berlin 1885.

Hegner U. Hans Holbein der Jüngere. Berlin 1827.

Heinnitz S. Historia laquei venatoris, wahrhafftige Geschicht von etlichen geoffenbarten und zerstörten Gifftwerken deß Hellischen Jägers in der Pest Anno Christi 1606 zu Franckenstein in Schlesien. Beneben sechs Predigten aus H. Schrifft und denkwürdigen Historien nach Hinrichtung des mörderischen Todengräberischen Gesindleins und ihrer Gehülfen gethan. Leipzig 1609.

Helbach F. Olivetum, das ist Kunstbuch . . wie man aus allen Erdgewächsen, Metallen . . . Oel und Saltz nach alchymistischer Art extrahiren könne. Frankfurt 1605.

Heller J. Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler. Leipzig 1850.

Herold J. Wunderwerck oder Gottes unergründlicher Vorbilder 2c. Aus Conrad Lycosthenis latinisch zusammen getragener Beschreybung . . . in vier Bücher gezogen und verdeutscht. Basel 1557. 1567.

† Hirn J. Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. Bd. 1 und 2. Innsbruck 1885. 1887.

Hocker J. Wider den Bannteufel, das ist eine getrewe, wolmeinende christliche Warnung wider die gottlosen Teufelsbeschwörer oder Banner. Frankfurt a. M. 1564.

Hoffmann von Fallersleben. Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Breslau 1833.

Hoffmann von Fallersleben. Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1844.

Hohenland Th. v. Merces Alchimisticarum in singulari et plurali numero, das ist artliche Schulführung und Unterweisung, wie ein filius doctrinae, der sich nicht will warnen lassen, mit geringen in effectu Experimenten und leichtem Fewer sein Hauß und Hoff und alles was er hat verdistilliren könne 2c. Franckfurt a. M. 1610.

Holstein H. Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte No. 14. 15. Halle 1886.

† Hormayr J. v. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Neue Folge. Fortgesetzt von G. Th. Rudhart. 22 Bde. Stuttgart 1830—1853.

Hotho H. G. Die Malerschule Huberts von Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen. Berlin 1855.

Houbraken A. Große Schouburgh der niederländischen Maler und Malerinnen. Uebersetzt von A. v. Wurzbach. Bd. 1. Wien 1880.

† Jacob G. Die Kunst im Dienste der Kirche. Ein Handbuch für Freunde der kirchlichen Kunst. Vierte Aufl. Landshut 1885.

Jahrbuch für Münchener Geschichte, begründet und herausgegeben von K. v. Reinhardstöttner und K. Trautmann. Bd. 1. München 1887.

† Jostes F. Daniel von Soest. Ein westfälischer Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben und erläutert. Erster Band der Quellen und Untersuchungen zur Geschichte, Kultur und Litteratur Westfalens. Paderborn 1888.

Irenäus Chr. De monstris. Von seltzamen Wundergeburten. 1584. Am Schluß Ursel 1585.

† Jungmann J. Aesthetik. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Freiburg i. Br. 1884.

† Kaufmann A. Cäsarius von Heisterbach, ein Beitrag zur Culturgeschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Zweite Aufl. Cöln 1862.

† Kehrein J. Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen, aus den ältesten deutschen gedruckten Gesang- und Gebetbüchern zusammengestellt. 3 Bde. Würzburg 1859 bis 1863.

Keller A. v. Amadis. Erstes Buch, nach der ältesten deutschen Bearbeitung herausgegeben, in der Bibl. des Literarischen Vereins zu Stuttgart. Bd. 40. Stuttgart 1857.

Kirchhof H. W. Wendunmuth, herausgeg. von H. Österley. 5 Bde., in der Bibliothek des Literar. Vereins zu Stuttgart. Bd. 95—99. Tübingen 1869.

Kirchhoff A. Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 2 Bde. Leipzig 1851. 1853.

Kirchner A. Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1810.

Koch E. E. Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. 3. Aufl. Bd. 1 und 2. Stuttgart 1866. 1867.

Köhler J. F. Lebensbeschreibungen merkwürdiger deutscher Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Malers Lucas Kranachs. Nebst einigen Abhandlungen über deutsche Litteratur und Kunst. 2 Bde. Leipzig 1794.

Köstlin H. A. Geschichte der Musik. Freiburg und Tübingen 1884.

Kopp H. Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. 2 Bde. Heidelberg 1886.

Kornmann H. Templum naturae historicum, in quo de natura et miraculis quatuor elementorum disseritur etc. Darmstadii 1611.

Kugler Fr. Museum, Blätter für bildende Kunst. Jahrg. 1—5. Berlin 1833—1837.

Kugler Fr. Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. 3 Bde. Stuttgart 1853. 1854.

Kurtzer und gründlicher Bericht von erschrecklichen und grausamen Zeiten, auch Verenderung im ganzen Römischen Reich ꝛc. Halle 1612.

Kurz H. Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Bd. 2. Dritte Aufl. Leipzig 1861.

Kurz H. Siehe Fischart, Murner und Wickram.

Lang K. H. Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth (von 1486—1603). 3 Bde. Göttingen 1798. 1801. Nürnberg 1811.

Lappenberg J. M. Dr. Thomas Murner's Ulenspiegel. Leipzig 1854.

† Lasaulx E. v. Philosophie der schönen Künste. München 1860.

Lauterbach A. Tagebuch auf das Jahr 1538; die Hauptquelle der Tischreden Luthers, herausgegeben von J. K. Seidemann. Dresden 1872.

Lauterbecken G. Cornelius. Ein schöner, lustiger und gar nützlicher Dialogus oder Gespräche von rechtschaffener Auffziehung und Unterweisung der Jugend ꝛc. Franckfurt a. M. 1564.

Lecky W. E. H. Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Deutsch von H. Jolowicz. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig und Heidelberg 1873.

Leixner O. v. Die bildenden Künste in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis auf die Neuzeit. Stuttgart 1880.

Lercheimer A. von Steinfelden. Christlich Bedencken und Erinnerung von Zauberey. Woher, was und wie vielfältig sie sey, wem sie schaden könne oder nicht, wie

diesem Laster zu wehren, und die, so damit behaft, zu bekehren, oder auch zu straffen seyn. Basel 1593.

Leuchter H. Discurß von etlichen Zeichen .. im Jahre 1612 und 1613 am Himmel und auf Erden, als Finsternissen an Sonn und Mond, Erdbeben, Regenbogen, feurigen Aspecten 2c. Darmstadt 1613.

Liliencron Frhr. v. Mittheilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in den Abhandl. der histor. Classe der bayerischen Academie der Wissenschaften Bd. 12, Abth. 3, 105 bis 170 und Bd. 13, Abth. 1, 123—178. München 1874. 1877.

Lindau M. B. Lucas Cranach. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Leipzig 1883.

Löschke K. J. Die religiöse Bildung der Jugend und der sittliche Zustand der Schulen im sechzehnten Jahrhundert. Breslau 1846.

† Lorichius J. Christlicher Laienspiegel, das ist ein newer außführlicher Tractat von allen weltlichen Ständen 2c. 2 Th. Freiburg im Preißgaw 1593.

Lorichius J. Aberglaub, das ist kurtzlicher Bericht von verbottenen Segen, Artzneien, Künsten, vermeintem Gottesdienst und anderen spöttlichen Beredungen 2c. Von newem übersehen und gemehrt. Freyburg im Preißgaw 1593.

Lotz W. Statistik der deutschen Kunst des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. Cassel 1862 und 1863.

Lübke W. Kunsthistorische Studien. Stuttgart 1869.

Lübke W. Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2 Bde. Dritte Auflage. Leipzig 1880.

Lübke W. Geschichte der Renaissance in Deutschland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. Stuttgart 1882.

Lübke W. Bunte Blätter aus Schwaben. Berlin und Stuttgart 1885.

Lübke W. Kunstwerke und Künstler. Dritte Sammlung vermischter Aufsätze. Breslau 1886.

Lützow C. v. Zeitschrift für bildende Kunst. Mit dem Beiblatt Kunstchronik. Bd. 1 bis 22. Leipzig 1866—1887.

Luther M. Sämmtliche Werke. 67 Bde., herausgegeben von J. G. Plochmann und J. A. Irmischer. Erlangen 1826—1868. Zweite Auflage, herausgegeben von E. L. Enders. Bd. 1 fll. Frankfurt a. M. 1862 fll.

† Luther und das Zauberwesen, in den Histor.-polit. Blättern 47, 890—918. München 1861.

Meder D. Acht Hexenpredigten, darinnen von des Teufels Mordkindern, der Hexen, Unholden, Zauberischen, Drachenleuten, Milchdieben 2c. erschrecklichem Abfall, Lastern und Uebelthaten ... bericht wird 2c. Leipzig 1605.

Meissner J. Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich. Wien 1884.

Mentzel E. Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main, von ihren Anfängen bis zur Eröffnung des städtischen Komödienhauses, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. 9. Frankfurt a. M. 1882.

Menzel K. A. Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. Zweite Auflage. Bd. 2 und 3. Breslau 1854.

Menzel W. Geschichte der deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. 2. Leipzig 1875.

† Merlo J. J. Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Köln 1850.

Merlo J. J. Die Meister der altkölnischen Malerschule. Urkundliche Mittheilungen. Köln 1850.

Meß-Memorial des Frankfurter Buchhändlers Michel Harder, Fastnachtsmesse 1569, herausgeg. von E. Kelchner und R. Wülcker. Frankfurt a. M. 1873.

Meyer F. H. Studentica. Leben und Sitten deutscher Studenten früherer Jahrhunderte. Leipzig 1857.

Meyer K. Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst, in L. Geiger's Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance 1, 162 fll. Leipzig 1886.

Michiels A. Histoire de la peinture flamande et hollandaise. Tome 2—4. Bruxelles 1845. 1846.

Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Bd. 1—8. Wien 1856—1865.

Moehsen J. C. W. Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. Berlin und Leipzig 1781.

Moehsen J. C. W. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. Berlin und Leipzig 1783.

† Molanus J. De historia SS. imaginum et picturarum pro vero earum usu contra abusus (1570), bei Migne, Theologiae cursus completus 27, 1—425. Parisiis 1843.

Molmenti G. P. Die Venetianer. Uebersetzt von M. Bernhardi. Hamburg 1886.

† Mone F. J. Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt. 2 Bde. Karlsruhe 1846.

Müller K. A. Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. Lieferung 1—3. Dresden und Leipzig 1838. 1841.

Münster Joh. v. zu Vortlage. Ein christlicher Unterricht von Gespensten, welche bei Tag oder Nacht den Menschen erscheinen. Hanau (1591).

† Münzenberger E. F. A. Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Ein Beitrag zur Geschichte der vaterländischen Kunst. Frankfurt a. M. 1886—1888.

† Murner Th. Gäuchmatt (Basel 1519), abgedruckt bei Scheible, Das Kloster 8, 893 bis 1122. Stuttgart 1847.

Murner Th. Die Schelmenzunft, nach der Frankfurter Ausgabe von 1567 abgedruckt bei Scheible, Das Kloster 1, 824—903. Stuttgart 1855.

Murner Th. Die Narrenbeschwörung, mit Einleitungen und Worterklärungen herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Leipzig 1879.

Murner Th. Gedicht vom großen lutherischen Narren, herausgegeben von H. Kurz. Zürich 1848.

Musculus A. Wider den Fluchteufel. Von dem unchristlichen, erschröcklichen und grausamen Fluchen und Gotteslästerung treue und wohlmeinende Vermahnung und Warnung. Franckfurt a. M. 1562.

Naumann E. Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart. Erster Band. Berlin und Stuttgart (1885).

Neudörffer J. Schreib- und Rechenmeister zu Nürnberg, Nachrichten von Künstlern und Werkleuten daselbst aus dem Jahre 1547, herausgegeben von G. W. K. Lochner. Wien 1875.

Neumann W. Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes

in Liv-, Esth- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Reval 1887.

† Niessen J. Führer in den geistigen Inhalt des Museums Wallraf-Richartz in Köln. Fünfte Aufl. Köln 1883.

Nigrinus G. Apocalypsis, das ist die Offenbarung S. Johannis [in sechzig Predigten] erkläret und ausgelegt. Am Schluß: Franckfurt a. M. 1593.

Olorinus Variscus J. [Joh. Sommer aus Zwickau]. Ethnographia Mundi: lustige, artige und kurtzweilige, jedoch wahrhafftige und glaubwirdige Beschreibung der heutigen newen Welt ꝛc. Magdeburg 1614. Pars secunda: Malus mulier, das ist gründtliche Beschreibung von der Regimentssucht der bösen Weiber ꝛc. Magdeburg 1614. Pars tertia: Imperiosus mulier, das ist das regiersüchtige Weib ꝛc. Magdeburg 1614. Pars quarta: Geldtklage ꝛc. Magdeburg [1614]. Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 584 No. 8—11.

Overbeck J. Geschichte der griechischen Plastik für Künstler und Kunstfreunde. 2 Bde. Leipzig 1857. 1858.

Pallmann H. Sigmund Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. 7. Frankfurt a. M. 1881.

Pancratius A. Allgemeine, immerwährende geistliche Practica ꝛc. Franckfurt a. M. 1605.

Passavant J. D. Le Peintre-Graveur. Tome 3 et 4. Leipsic 1862 et 1863.

Perty M. Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Leipzig und Heidelberg 1861.

Pilger R. Die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert. Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas, in der Zeitschrift für deutsche Philologie 11, 129—217. Halle 1880.

Pohlmann A. W. und A. Stöpel. Geschichte der Stadt Tangermünde aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten. Stendal 1829.

Pontoppidan E. Annales Ecclesiae Danicae diplomatici, oder nach Ordnung der Jahre abgefaßte und mit Urkunden belegte Kirchenhistorie des Reiches Dänemark. Bd. 3 und 4. Koppenhagen 1747 (1752).

Portig G. Religion und Kunst in ihrem gegenseitigen Verhältniß. Bd. 1. Iserlohn 1879—1880.

Prätorius A. Lippiano-Westphalus, Gründlicher Bericht von Zauberey und Zauberern, deren Ursprung, Unterscheid, Vermögen und Handlungen ꝛc. Männiglich, sonderlich aber den hohen und niederen Obrigkeiten, Richtern und Gerichten zu nohtwendiger Nachrichtung sehr dienlich und nützlich zu lesen. (Erschien zuerst im Jahre 1602.) Vierter Druck. Frankfurt am Mayn 1629.

Pressel Fr. Ulm und sein Münster. Ulm 1877.

Prölß R. Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland von der Reformation bis auf die Gegenwart. Bd. 1. Leipzig 1883.

Prutz R. E. Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen bearbeitet. Halle 1845.

Prutz R. E. Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1847.

Quaden M. v. Kinckelbach. Teutscher Nation Herligkeitt, eine außführliche Beschreibung des gegenwertigen alten und uhralten Standts Germaniä ꝛc. item etlicher fürnehmer Personen ꝛc. Cöln a./Rh. 1609.

Rahn J. R. Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters. Zürich 1876.

Rathgeber G. Beschreibung der herzoglichen Gemälde-Gallerie zu Gotha. Gotha 1835.
Rathgeber G. Annalen der niederländischen Malerei, Formschneide- und Kupferstecherkunst. 5 Abtheilungen. Gotha 1844.
† Reber Fr. Geschichte der neuern deutschen Kunst. München 1879.
Reber Fr. v. Kunstgeschichte des Mittelalters. Leipzig 1886.
Reber Fr. v. Katalog der Gemäldesammlung der königl. älteren Pinakothek in München. Amtliche Ausgabe. Zweite Aufl. München 1886.
Rebhun P. Dramen, herausgeg. von H. Palm, in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart. Bd. 49. Stuttgart 1859.
Rée P. J. Peter Candid. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1885.
† Reichensperger A. Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Leipzig 1854.
Reichensperger A. Vermischte Schriften über christliche Kunst. Leipzig 1856.
Reichensperger A. Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Trier 1860.
Reichensperger A. Allerlei aus dem Kunstgebiete. Brixen 1867.
Reichensperger A. Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk nebst Glossen dazu. Köln 1880.
Reichensperger A. Zur Profan-Architectur. Köln 1886.
Reißmann A. Allgemeine Geschichte der Musik. Bd. 2. München 1864.
Retberg R. v. Kulturgeschichtliche Briefe. Leipzig 1865.
Reuss R. La justice criminelle et la police des moeurs à Strasbourg au XVIe et au XVIIe siècle. Causeries historiques. Strasbourg 1885.
Richard A. V. Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhundert. Leipzig 1861.
Riederer. Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Bücher-Geschichte. 4 Bde. Altdorf 1764—1768.
Riegel H. Deutsche Kunststudien. Hannover 1868.
Riegel H. Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Bd. 1. Berlin 1882.
Riehl W. H. Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1862.
Ringwaldt B. Die lauter Warheit, darinnen angezeiget, wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf vorhalten soll ꝛc. Erfordt 1586.
Ringwaldt B. Christliche Warnung des trewen Eckarts ꝛc. Frankfurt a. d. O. 1588.
Ringwaldt B. Speculum mundi, eine feine Comödie, darinne abgebildet, wie übel an etlichen Orten getrewe Prediger, welche die Warheit reden, vorhalten werden ꝛc. Franckfurt a. d. O. 1590.
† Rio A. F. De l'art chrétien. 4 tom. Paris 1861—1867.
Rivius G. H. Vitruvius Zehn Bücher von der Architectur und künstlichem Bauen. Basel 1614.
Röslin H. Historischer, politischer und astronomischer natürlicher Discurs von heutiger Zeit Beschaffenheit ꝛc. Straßburg 1609.
Rosenberg A. Sebald und Barthel Beham. Zwei Maler der Renaissance. Leipzig 1875.
Roskoff G. Geschichte des Teufels. 2 Bde. Leipzig 1869.
Rüdinger J. De magia illicita decas Concionum. Zehn gründliche Predigten von der Zauberei und Hexenwerk aus Anleitung heiliger Schrift ꝛc. Jehna 1630.
Sattler Chr. Fr. Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Herzogen. Bd. 4—7. Ulm 1771. 1774.
Schade O. Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit. 3 Bde. Hannover 1856—1858.

Schaffroth J. G. Der Reformator Niklaus Manuel von Bern. Basel 1885.

Schauspiele, die, des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Nach alten Drucken und Handschriften herausg. von W. L. Holland, in der Bibl. des Literar. Vereins Bd. 36. Stuttgart 1855.

Scheible J. Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. 12 Bde. Stuttgart 1845—1849.

Scheible J. Das Schaltjahr, welches ist der teutsch Kalender mit den Figuren, und hat 366 Tag. 5 Bde. Stuttgart 1846. 1847.

Scheible J. Die fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts in sogenannten Einblattdrucken mit Kupferstichen und Holzschnitten. Stuttgart 1850.

Schenck v. Grafenberg J. G. Wunder-Buch von menschlichen unerhörten Wunder- und Mißgeburten ꝛc. wie nicht minder von Mißgeburten der unvernünftigen Gethier ꝛc. Aus dem Lateinischen als eine gedenckwürdige Histori ins Teutsch übersetzt. Frankfurt a. M. 1610.

Schenk C. G. F. Geschichte der deutsch-protestantischen Kanzelberedsamkeit von Luther bis auf die neuesten Zeiten. Berlin 1841.

Scherer W. Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar. Straßburg 1877.

Scherer W. Deutsche Studien, in den Sitzungsber. der kaiserl. Academie der Wissenschaften, philos.-histor. Classe 90, 185—242. Wien 1878.

Scherr J. Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert. Dritte Auflage. Stuttgart. Ohne Jahr.

Schertlin L. Die vol Bruderschafft. Straßburg 1543.

Schindler H. B. Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau 1858.

Schlayß J. Joseph. Die ganze Historia von dem frommen und keuschen Joseph ꝛc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 387 No. 294]. Tübingen 1593.

Schlegel J. K. F. Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland und den Hannoverschen Staaten. 2 Bde. Hannover 1828. 1829.

Schmidt E. Johann Fischart, Art. in der Allgem. Deutschen Biographie 7, 31—47. Leipzig 1878.

Schmieder K. Chr. Geschichte der Alchemie. Halle 1832.

Schmitt K. Jakob Ayrer. Marburg 1851.

Schnaase K. Niederländische Briefe. Stuttgart und Tübingen 1834.

Schnaase K. Geschichte der bildenden Künste. Achter Band. Erste Abtheilung. Düsseldorf 1876.

† Schneider W. Der neuere Geisterglaube. Paderborn 1882.

Schönermark G. Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Halle 1884—1886.

† Schöpf J. B. Johannes Nasus, Franziskaner und Weihbischof zu Brixen. Bozen 1860.

Schopper J. Neuwe Chorographia und Histori teutscher Nation. Franckfort a. M. 1582.

Schoppius A. Triumphus muliebris. Darinnen sampt Auslegung des Buches Tobiä in fünffzig Predigten Alles was christlichen Eheleuten und tugendlicher Jugend zur Lehre, Trost und Warnung dienlich. Jehna 1604.

Schoppius A. Corona dignitatis muliebris, das ist frommer Frawen und Jung-

frawen Ehren- und Gewissen-Schildt, oder Bestätigung der Lehre, daß sie wahrhafftig Menschen . . . sind. Jehna 1604.

Schorn L. Kunstblatt. 22 Bde. Stuttgart und Tübingen 1820—1841.

† Schreiber H. Das Theater zu Freiburg (im Breisgau), im Freiburger Adreß-Kalender für das Jahr 1837 S. 27—68.

Schuchardt Chr. Lucas Cranach des Aeltern Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 3 Bde. Leipzig 1851. 1870.

Schuegraf J. R. Lebensgeschichtliche Nachrichten über den Maler und Bürger Michael Ostendorfer in Regensburg, in den Verhandl. des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 14, 1—76. Regensburg 1850.

Schultz A. Urkundliche Geschichte der Breslauer Maler-Innung in den Jahren 1345 bis 1523. Breslau 1866.

Schulz H. W. Vortrag über die Geschichte der Kunst in Sachsen. Dresden 1846.

Schwetschke G. Codex Nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meß-Jahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meßcatalogs im Jahre 1564 bis zu der Gründung des ersten Buchhändler-Vereins im Jahre 1765. Mit einer Einleitung. Halle 1850.

Scultetus A. Warnung für der Warsagerey der Zäuberer und Sterngucker, verfaßt in zween Predigten. Amberg 1609.

Seibt W. Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. I. Hans Sebald Beham, Maler und Kupferstecher, und seine Zeit. II. Franciscus Modius, Rechtgelehrter, Philologe und Dichter, der Corrector Sigmund Feyerabends. III. Helldunkel: Von den Griechen bis Correggio. IV. Helldunkel: Adam Elsheimers Leben und Wirken. Frankfurt a. M. 1882—1885.

Semper G. Kleine Schriften. Stuttgart und Berlin 1884.

Sigfridus Th. Richtige Antwort auf die Frage: ob die Zeuberer und Zeuberin mit ihrem Pulfer, Kranckheiten oder den Todt selber beibringen können ꝛc. Mit warhafftigen alten und newen Historien ꝛc. Erfurt 1594.

† Sighart J. Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1862.

Sigwart Chr. Kleine Schriften. Erste Reihe. Freiburg i. Br. und Tübingen 1881.

Sigwart J. G. Eilff Predigten von den vornehmsten und zu jeder Zeit in der Welt gemeinesten Lastern. Tübingen 1603.

Soden Fr. L. v. Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld 1631. Bd. 1. Erlangen 1860.

Sommer J. Siehe Olorinus Variscus.

Spangenberg Cyr. Ehespiegel, das ist Alles was von dem heyligen Ehestande nützliches, nötiges und tröstliches mag gesagt werden, in LXX Brautpredigten zusammen verfaßt. Straßburg 1570.

Spangenberg Cyr. Von der Musica und den Meistersängern (1598), herausg. von A. v. Keller, in der Bibl. des Literar. Vereins Bd. 62. Stuttgart 1861.

Spengler Fr. Wolfgang Schmeltzl. Zur Geschichte der deutschen Literatur im sechzehnten Jahrhundert. Wien 1883.

Spieker Chr. W. Lebensgeschichte des Andreas Musculus. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Frankfurt a. d. O. 1858.

Spittler L. T. Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge. Göttingen 1783.

Sprengel K. Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. 4 Bde. Halle 1792—1799.

Springer A. Kunsthistorische Briefe. Die bildenden Künste in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Prag 1857.

Springer A. Bilder aus der neuern Kunstgeschichte. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. mit Illustrationen. 2 Bde. Bonn 1886.

Stetten P. v. Kunst-Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg. 2 Bde. Augsburg 1779. 1788.

Stockbauer J. Die Kunstbestrebungen am bayerischen Hofe unter Herzog Albert V. und seinem Nachfolger Wilhelm V. Wien 1874.

Stöcker J. Spiegel christlicher Haußzucht Jesu Sirachs. In hunderteinundsiebenzig Predigten erkleret und ausgelegt. Jehna 1616.

Strauß D. F. Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1856.

Strigenicius G. Diluvium, das ist Außlegung der schrecklichen und doch auch zugleich tröstlichen Historien der Sündflut. In hundert Predigten. Leipzig 1613.

Svatek J. Culturhistorische Bilder aus Böhmen. Wien 1879.

Teufelsbanner und Beschwerer, eine erschröckliche Landplage. Von einem Diener am Wort warnungsweise gestellet. Ohne Ort. 1563.

Theatrum de veneficis, das ist: Von Teufelsgespenst, Zauberern und Gifftbereitern, Schwarzkünstlern, Hexen und Unholden vieler fürnemmen Historien und Exempel ꝛc. Franckfurt a. M. 1586.

Theatrum Diabolorum, das ist warhaffte eigentliche und kurtze Beschreibung allerley grewlicher, schrecklicher und abschewlicher Laster ꝛc. 2 Bde. Franckfurt a. M. 1587.

Tholuck A. Das academische Leben des siebzehnten Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf die protestantischen theologischen Facultäten Deutschlands. Erste Abth.: Die academischen Zustände. Zweite Abth.: Die academische Geschichte. Halle 1853. 1854.

Tholuck A. Das kirchliche Leben des siebzehnten Jahrhunderts. Erste Abth.: Die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Berlin 1861.

Thurneisser zum Thurn L. Archidoxa ꝛc. [vergl. Goedeke, Grundriß 2, 571. 2 No. 1]. Berlin 1575.

Thurneisser zum Thurn L. Εὐποραδήλωσις, das ist ein gnugsame überflüssige und ausfierliche erklerunge, oder erleuterunge der Archidoxen ꝛc. [Goedeke, Grundriß 2, 572 No. 2]. Berlin 1575.

Thurneisser zum Thurn L. Siehe Ein durch nothgedrungenes Außschreiben ꝛc.

Tieck L. Deutsches Theater. 2 Bde. Berlin 1817.

Tittmann J. Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig 1868.

Van Mander C. Het Schilder-Boeck etc. Het Leven der doorluchtighe Nederlandtsche en Hooghduytsche Schilders. Haerlem 1604. Alckmaer 1604.

Vischer Fr. Th. Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. 3 Theile. Reutlingen und Leipzig 1846—1851. Stuttgart 1853—1857.

Voigt J. Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in Raumer's Histor. Taschenbuch, Jahrg. 9, 321—524. Leipzig 1838.

Voigt J. Hofleben und Hofsitten der Fürstinnen im sechzehnten Jahrhundert, in A. Schmidt's Zeitschr. für Geschichtswissenschaft 1, 62—80. 97—133 und 2, 220 bis 265. Berlin 1844.

Vom Bapstum eine newe seer schone Tragedia Thome Naogeorgi, aus dem Latin verdeudscht durch Justum Meni sampt einer Vorrede. Wittenberg 1539.

† Von der Werlte Eitelkeit. Ein nützlich und anmuthlich Gesprech. Maynz. Ohne Jahr.

Von grewlichen Misgeburten und vielen andern in jetzig Zeit sich mehrenden Zornzeichen Gottes. Von einem Diener des hl. Evangelii wahrhafftig beschrieben. Ohne Ort. 1562.

Von Höllenzwängen und Teufelsbeschwörungen, ein kurtzer christlicher Unterricht und Vermahnung. Ohne Ort. 1563.

[Vulpius Chr. A.] Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt. 10 Bde. Weimar 1811—1823.

Waagen G. F. Kunstwerke und Künstler in Deutschland. 2 Bde. Leipzig 1843 bis 1845.

Waagen G. F. Handbuch der Geschichte der Malerei. Erster Band. Die deutschen und niederländischen Malerschulen. Stuttgart 1862.

Wackernagel Ph. Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1855.

Wackernagel Ph. Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. 5 Bde. Leipzig 1864—1877.

Wackernagel W. Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch. Dritte Abtheilung. Basel 1855.

Wackernagel W. Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm. Basel 1870.

Wackernagel W. Geschichte des deutschen Dramas bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, in Kleinere Schriften 2, 69—145. Leipzig 1873.

Waldschmidt B. Pythonissa Endoria, das ist: achtundzwanzig Hexen- und Gespenstpredigten . . . gehalten in der Kirchen zun Barfüssern in Franckfurt. Franckfurt 1660.

Wangemann. Kurze Geschichte des evangelischen Kirchenliedes. Treptow a. d. Rega 1855.

Weber J. Vierzehen kurtze historische Predigten von der Bekehrung der Deutschen und Thüringer . . wie dieselbigen aus dem Heiden- zum Bapstumb und wiederumb aus dem Bapst- zum Christenthumb . . bracht worden seind. Jehna 1606.

Weber K. v. Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden. 2 Bde. Leipzig 1857—1858. Neue Folge. 2 Bde. Leipzig 1861.

Weber K. v. Anna, Churfürstin von Sachsen, geboren aus königlichem Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem sechzehnten Jahrhundert. Aus archivalischen Quellen. Leipzig 1865.

Wedel J. v. Hausbuch, herausgegeben von J. v. Bohlen-Bohlendorff, in der Bibl. des Literar. Vereins in Stuttgart Bd. 161. Tübingen 1882.

† Wedewer H. Johannes Dietenberger (1475—1537), sein Leben und Wirken. Mit vier Tafeln. Freiburg i. Br. 1888.

Weilen A. v. Der ägyptische Joseph im Drama des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Wien 1887.

Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oscar Schade. Bd. 1—6. Hannover 1854—1857.

† Weinhold K. Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Gräz 1853.

Weller E. Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1862. 1864.

Weller E. Der Volksdichter Hans Sachs und seine Dichtungen. Eine Bibliographie. Nürnberg 1868.

Weller E. Die ersten deutschen Zeitungen, herausgegeben mit einer Bibliographie (1505—1599), in der Bibl. des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 111. Tübingen 1872.

Wendeler C. Fischartstudien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach, mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen. Halle 1879.

Wessely J. E. Das weibliche Modell in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1884.

Wickgram Gr. Die Biecher Vincentii Obsopei: von der Kunst zu trincken, aus dem Latein in unser Teutsch Sprach transferiert. Freiburg i. Br. 1537.

Wickram J. Das Rollwagenbüchlin, Anno 1555, herausgegeben von H. Kurz. Leipzig 1865.

Wickram J. Die Siben Hauptlaster sampt ihren schönen Früchten und Eygenschafften. Straßburg 1556.

Winter C. Encaenia, fünfzehn Kirmeßpredigten . . zu unterschiedlichen Jahren gehalten. Leipzig 1599.

Winterfeld C. v. Zur Geschichte heiliger Tonkunst. 2 Bde. Leipzig 1850. 1852.

Winterfeld C. v. Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Bd. 1 und 2. Leipzig 1843. 1845.

Wolf A. Geschichtliche Bilder aus Oesterreich. Erster Band. Aus dem Zeitalter der Reformation (1526—1648). Wien 1878.

Wolfii J. Lectionum memorabilium et reconditarum tomus secundus. Lauingae 1600.

Wolf R. Geschichte der Astronomie. Bd. 18 der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. München 1877.

Woltmann A. Holbein und seine Zeit. 2 Bde. Leipzig 1866—1868.

Woltmann A. Die deutsche Kunst und die Reformation. Zweite Aufl. Berlin 1871.

Woltmann A. Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß. Mit 74 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig 1876.

Woltmann A. Aus vier Jahrhunderten niederländisch = deutscher Kunstgeschichte. Berlin 1878.

Woltmann A. und K. Woermann. Geschichte der Malerei. Zweiter Band: Die Malerei der Renaissance. Leipzig 1882.

Zahn A. v. Dürer's Kunstlehre und sein Verhältniß zur Renaissance. Leipzig 1866.

Zahn A. v. Jahrbücher für Kunstwissenschaft. 6 Bde. Leipzig 1868—1873.

Zeitschrift für deutsche Philologie, herausgeg. von E. Höpfner und J. Zacher. Bd. 1 bis 18. Halle 1869—1886.

Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

Erstes und zweites Buch.

Einleitung[1].

Als Markgraf Joachim Ernst von Ansbach beim Beginn des dreißigjährigen Krieges in einem Briefe an Christian von Anhalt die Zuversicht aussprach: ‚Wir haben die Mittel in der Hand, die Welt umzukehren', hatte die deutsche Welt im Laufe eines Jahrhunderts auf allen Gebieten ihres Lebens bereits ‚schier ihr ganzes Angesicht und Wesen verändert'. Der tiefste Grund dafür lag in der Scheidung von der großen Vergangenheit des Volkes, in dem gewaltsamen Bruche mit den Ueberlieferungen der Vorzeit. Die weit überwiegende Mehrzahl der Deutschen hatte nicht allein die treuherzige Hingabe an den alten Glauben der Väter verloren, sondern dieser Glaube wurde gar als Abgötterei und Gotteslästerung verschrieen: ‚der Teufel', sagte man, habe ‚das Papstthum erfunden', und ‚die Werke des Papstthums' seien ‚Ausgeburten der Hölle'. Alles, was das Mittelalter auf geistigem Gebiete geschaffen hatte, galt als Erzeugniß der Finsterniß. Der wildeste Religionshader entbrannte; allmählich riß eine theologisirende Barbarei ein, welche fortschreitend allen festen Glaubenshalt im Volke untergrub, das sittliche Urtheil abstumpfte, den Verfall und die Verachtung der Wissenschaften zur Folge hatte. Die Vernunft wurde von stimmführenden Theologen für ‚eine Hure des Teufels' ausgegeben.

Während man das angeblich ‚fremde römische Joch' in Religionssachen abschütteln wollte, verfiel man immer mehr dem fremden byzantinischen Sclavenrecht, fremder Kunst, fremder Sitte, fremder Mode, fremder Bildung. ‚Man spricht annoch viel von dem antichristisch welschen Papstthumb, so unsern Vorfahrern auf dem Nacken gesessen und alles ehrlich teutsche Maul verschmiert habe, aber wenn selbige Vorfahrer jetzund', schrieb ein ehrlicher vaterländisch gesinnter Prediger im Jahre 1603, ‚die alles Welschthumb und Französerei anstaunigen unzählich viel teutsche Maulaffen sehen könnten, so würden sie nicht Händ genug haben, um wider selbige Teutsch-Welsche gepürlich teutsche Maulschellen klingen zu lassen.'

Von ausländischen Einflüssen überschwemmt, verlor der deutsche Geist alle Kraft, sich zu schöpferischer Selbständigkeit aufzuraffen, bis endlich Deutsch-

[1] Die Quellenbelege für die Citate folgen später bei der nähern Ausführung des hier nur kurz Angedeuteten.

land, von den Nachbarvölkern geistig längst beherrscht, in dem dreißigjährigen Vernichtungskriege als deren Beute erbarmungslos zertreten wurde. Es bewahrheitete sich, was Sebastian Brant gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorausgesagt hatte:

Es wird solch Wirrwarr überall,
So grußelich Zufall ufferstan
Als ob all Welt solt untergan . .
Das römsch Reich wird uff Stelzen gan,
Leider der Dütschen Ehr zergan.

In Folge des allgemeinen ‚Wirrwarrs' hatte das römische Reich deutscher Nation bereits vor dem Beginne des Vernichtungskrieges seine Weltstellung eingebüßt und war kaum noch den Großmächten Europa's beizuzählen. Unter Kaiser Maximilian I. hatte sich die Schweiz von demselben losgerissen. Zur Zeit der Regierung Carl's V. wurde der deutsche Ordensstaat Preußen ein polnisches Lehen; Frankreich nahm im Westen die drei wichtigsten Grenzfestungen in Besitz. Unter den folgenden Kaisern gingen im Nordosten die drei großen Grenzmarken an die Russen verloren; Spanier und Holländer erhoben sich als die ‚Herren am Rhein', die Holländer sogar als ‚principale Gebietiger im Reiche', während die Kaiser den Fürsten gegenüber machtlos und thatlos dastanden und Zinspflichtige der immer weiter vordringenden Türken geworden waren. Im Bunde mit dem Auslande konnten deutsche Fürsten wiederholt eine völlige Vernichtung des Kaiserthums planen und die Ueberlieferung des Reiches an einen fremden Potentaten.

‚Das römische Reich, Anfangs stark und eisen, ist jetzund', schrieb Lambert Floridus Plieninger im Jahre 1583, ‚irden und schwach worden, aufs Aeußerste kommen, von allen umliegenden Königreichen bedrängt und angefochten; die Zahl der römischen Kaiser läuft zu Ende.' Dagegen ist ‚jeder Fürst und Herr seines Landes gleich ein König und Rex, und ist ihm gegeben, mit seinen Unterthanen zu handeln und zu gebieten wie er will und ihm für gut ansicht, beides in Religionssachen und bürgerlichen Handlungen'.

Auf den Trümmern des Kaiserthums hatten die Fürsten ihre Macht gegründet, hatten alle religiös-politischen und socialen Revolutionsbewegungen des Jahrhunderts zu ihrem Vortheil auszunutzen verstanden und verfügten nach und nach fast ausschließlich über die Geschicke des Volkes.

Diejenigen Fürsten, welche dem ‚neuen Evangelium' sich anschlossen, wußten dasselbe ihren Sonderzwecken dienstbar zu machen. Als ‚unbeschränkte Oberbischöfe' verübten sie eine unberechenbare Willkür in allen geistlichen Angelegenheiten. Sie wollten über Glauben und Gewissen der Unterthanen ‚gleich so wohl wie über Brücken, Wege und Stege regieren'. Zu derselben Zeit, als protestantische Theologen und Prediger selbst die Herrschaft der Fürsten über die freigeborene Kirche durch förmliche Erklärungen anerkannten und un-

aufhörlich wider ‚den römischen Antichrist‘ eiferten, bekamen sie ‚sattsam und allerorts Gelegenheit zu verkosten‘, wie ‚der politische Antichrist der evangelischen Oberkeiten zu beurtheilen‘ sei; Johann Valentin Andreä war nicht der Einzige, welcher den Cäsaropapat für eine Erfindung des Teufels erklärte.

Furchtbar waren die Wirkungen dieses von Fürsten und städtischen Obrigkeiten ausgeübten Cäsaropapats auf das religiös-sittliche Leben des Volkes. In Verbindung mit ihm stand die Wegnahme und die Verschleuderung der Kirchengüter, welche das Volkswohl und die Volkswirthschaft auf das Tiefste schädigte. Wenn viele protestantische Theologen und Hofprediger den Kirchenraub billigten und den Machthabern bei demselben Hülfe leisteten, so gab es deren auch viele, welche offen wider ‚die Gewalträuber des Kirchen- und Armengutes, diese wahren Gottesräuber‘, auftraten, sie auf die in der heiligen Schrift verkündeten Strafen des Gottesraubes verwiesen und die häufig schon in den Stiftungsbriefen ‚auf die Häupter der Entwenderer und Verschlenderer herabgerufenen schweren Flüche‘ ihnen vor Augen stellten. Zahllose milde Stiftungen der Voreltern für den Pfarr- und Kirchendienst, für Schulen, Hospitäler und Armenhäuser gingen zu Grunde, große Schaaren von Armen sahen sich in's Elend verstoßen; das ehemalige ‚nützliche christliche Wesen‘, klagte der protestantische Edelmann Joachim von Wedel, werde allenthalben ‚umgekehrt und fast aufgehoben‘. ‚Man läßt Gott in Kirchen und Schulen schmachten, daß ihm‘, meinte ein Prediger, ‚das Herz im Leibe wehe thut.‘ Landgüter, Pachthöfe, Aecker und Gebäude, Zehnten und Renten wurden zur eigenen Bereicherung weggenommen, und wenn einzelne fürstliche und städtische Obrigkeiten einen Theil des frühern Kirchen- und Klostervermögens zu guten Zwecken verwendeten, so galt doch im Allgemeinen selbst von diesen, was Nicolaus Selnekker sagte: ‚Sie geben eine Mücke und haben ein Kameel genommen, oder da sie einen lausigen Heller geben, stehlen sie ein Pferd.‘ Mahnungen an den Rechtssinn und an wirthschaftliche Rücksichten waren bei den Allermeisten vergebens. Und die Allermeisten erfuhren auch, daß, wie es in der Pommer'schen Kirchenordnung hieß, ‚das weggenommene geistliche Gut nicht gedeiht‘, sondern ‚das andere Gut mit sich auffrißt‘. Es wurde ein allgemeiner Erfahrungssatz, auch für die katholisch gebliebenen Gebiete:

Wer geistlich Güter macht gemein,
Wird, ehe er meint, ein Bettler sein.

Auf andere bereits eingetretene Folgen des Gottesraubes wies der braunschweigische Hofprediger Basilius Sattler freimüthig hin.

Man hatte den Clerus als einen ‚das Nationaleigenthum verschlingenden Riesen‘ dargestellt; dieses Eigenthum wurde aber jetzt erst recht verschlungen auf Kosten der Kleinen und Bedürftigen, welchen früher aus dem Kirchenvermögen Hülfe und Unterstützung zugeflossen war.

Zugleich verloren die ehemaligen Grundeigenthumsverhältnisse mit dem Falle des Kircheneigenthums ihren festen Halt.

Je mehr die fürstliche Landeshoheit sich entwickelte und kraft des zu immer größerer Geltung gelangenden Römischen Rechtes allmählich, alle organischen Gebilde des Volks- und Staatswesens zerstörend, eine unbeschränkte Herrschergewalt erreichte, desto größer wurden die Bedürfnisse der Fürsten, ihres Hofwesens, ihrer Verwaltung und Beamtenschaft. Diese fortwährend steigenden Bedürfnisse durch neue Steuern und Schatzungen aller Art zu decken, wurde die eigentliche Aufgabe damaliger Finanzkunst. Man ging gleichsam von dem Satze aus, daß die Einkünfte des Staates vor Allem bestimmt seien für den Fürsten selbst, der den Mittelpunkt des Hofes bildete: für kostspielige Bauten, ungemessenen Prachtaufwand in Kleidern und Schmuck, für Spielschulden, ‚fürstliche Großmahle und Trünke‘ und unzählige Hoffeste und Feuerwerke, sowie für alle anderen das Mark des Volkes aussaugenden Lieblingsvergnügungen, zu welchen nicht am wenigsten ‚die heilige Kunst‘ des Goldmachens gehörte. Grenzenlos wurde in vielen Gebieten die Verschwendung und die Unordnung in den Finanzen. Eine ganz besondere Berücksichtigung verdient auch das ‚hochfürstliche Jagdwesen‘, welches eine Hauptschuld trug an dem Verfalle des Ackerbaues und der Verarmung der Bauern. Berechtigt wurde die Frage: Wer es besser habe, das lang gehegte und kurz gehetzte Wild, oder der stets gehetzte und nie gehegte Unterthan?

Das Leben und Treiben an den Höfen diente dem Adel zum Vorbild. Man konnte ‚unter Grafen und Herren gleich wie einen Wetteifer erkennen, es den Hochfürstlichen gleich zu thun in Uebermaß von Speis und Trank, Menge der Dienerschaft, Jagden, glänzenden Festivitäten und unerhörtem Prunk, wälschen Moden und Luxuria‘. ‚Woher dann auch übermäßig unter den Adelichen wie schier an allen fürstlichen Höfen eine exorbitante Verschuldung und Verarmung‘ eintrat. Was über diese Verschuldung und Verarmung sehr zahlreicher Fürsten, Grafen und Herren berichtet wird, müßte unglaublich erscheinen, wenn nicht genaue unzweifelhafte Angaben darüber vorlägen.

Im Zusammenhang mit dem Adel steht das Kriegs- und das Söldnerwesen. Letzteres wurde auch in Friedenszeiten ‚aller Welt Plag und Pestilenz‘; denn ‚jedmänniglich bekam trübselig Erfahrung‘, was die Kriegsleute seien, nämlich ‚Hausräuber und Freibeuter, Würger, Peiniger, Angstmeister, Henker und Bauernteufel‘. Nicht erst im dreißigjährigen Kriege schrieb Adam Junghans von der Olnitz in seinem Kriegsbuche: ‚Das ist das rechte Landsknechtsfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehen.‘

Für die allgemeine Wohlfahrt nicht wenig verhängnißvoll wurde das rastlose Streben der Landesherren, ihre unbeschränkte Machtvollkommenheit

auch auf das volkswirthschaftliche Leben auszudehnen. Die einzelnen fürstlichen Gebiete trennten sich durch maßlose Zölle, Aus- und Einfuhrverbote, sogar bezüglich der unentbehrlichsten Bedürfnisse für Nahrung und Kleidung, von einander ab, und innerhalb eines jeden Gebietes wurde nach und nach alle wirthschaftliche Bewegung und Thätigkeit in Fesseln geschlagen. Unter dem Titel ‚Regal‘ bemächtigten sich die Landesherren der Forstwirthschaft, der Berg- und Hüttenwerke und mancher gewerblichen und kaufmännischen Unternehmungen. Fürsten selbst, wie Herzog Julius von Braunschweig, wurden die bedeutendsten Handelsleute ihres Landes; andere, wie Kurfürst August von Sachsen, betheiligten sich eifrig an der Ausbeutung der Monopolien.

Mit der Blüte der Volkswirthschaft, wie sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestanden hatte, war es schon um die Mitte des sechzehnten vorüber.

Hatten früher die deutschen Städte die große Bewegung des Welthandels geleitet, sowohl den Binnenverkehr als die Meere und die Häfen des europäischen Nordens beherrscht, so siedelte jetzt der weltverbindende Großhandel nach England und den Niederlanden über. Durch die niederländische Revolution versiegte die stärkste Goldquelle Oberdeutschlands, der Handel mit Antwerpen. An Stelle Antwerpens kam Amsterdam empor, und deutsche Kaufleute selbst waren thätig bei der Gründung der Handelsmacht dieser allen deutschen Handel untergrabenden Stadt; die Holländer sperrten erst den Rhein, dann die Schelde; für Dänemark wurde der Sund die ‚größte Intrada‘; der Handel auf dem Belt wurde durch Schweden vernichtet; die Königin Elisabeth schuf den Handel Englands auf den Trümmern des hanseatischen; fast allenthalben befuhr die einst so mächtige Hansa einen tief demüthigenden Ausgang.

Im Anfange des Jahrhunderts hatten die Städte noch für ‚den Kern des Reiches‘ gegolten, um das Jahr 1550 befanden sie sich bereits im tiefen Niedergange ihrer politischen und gewerblichen Bedeutung und standen sich, von einander losgerissen, zusammenhangslos gegenüber. Aus den inneren Zuständen der städtischen Verfassungen selbst erwuchs die Saat des Verderbens. In manchen Städten wurden die alten Zunftordnungen durchbrochen; in den meisten verfielen dieselben der Verknöcherung; der Zunftzwang verwandelte sich in ein drückendes Monopol für eine geringe Anzahl von Meisterfamilien, welche, nach den häufigen, aber machtlosen Beschwerden der Reichsabschiede, unter sich im Bunde, den städtischen Markt ausbeuteten, oft ungeheure Vermögen ansammelten, während die Gesellenschaft, die kaum noch zum Meisterrecht gelangen konnte, der Verarmung anheimfiel. Schon Hans Sachs klagte darüber: das Handwerk werde unwerth, weil man den Arbeitern den gebührlichen Lohn vorenthalte, und den habsüchtigen Arbeitsgebern trotzige und faule Arbeiter gegenüberständen. Die Kunsthandwerker in den großen Städten waren für die Bedürfnisse des Luxus vollauf beschäftigt, aber ‚das gemeine Handwerk‘ gerieth zusehends in Verfall.

Das schwerste und drückendste Loos traf den Bauernstand. Das Joch, welches derselbe in der socialen Revolution abzuschütteln versucht hatte, verwandelte sich fast allerwärts in eine harte und grausame Leibeigenschaft. Von ‚rechtsgültigen Satzungen‘ und von ‚bäuerlicher Wohlbehäbigkeit‘ war keine Rede mehr, sondern fast nur noch von ‚Ungemessenheit der Frohnden‘, ‚Nichterblichkeit der Höfe‘, ‚Legung der Dörfer und Abschlachten der Bauern‘. In Bezug auf die Bauern ‚thut man jetzt‘, sagte der Edelmann Matthäus von Normann († 1556), ‚Alles was man will‘; der Görlitzer Bürgermeister Johann Haß fügte als gemeingültig hinzu: ‚Die Bauern werden gehalten wie unter Heiden und Türken.‘ Entsetzlich ist, was beispielsweise Cyriacus Spangenberg über das Loos der Bauern mittheilt. Römische Juristen stellten es als ‚rechtskräftig‘ hin, daß Fürsten und Grundherren über die Bauern gebieten könnten ‚wie über Sclaven‘; nicht allein über deren Arbeitszeit und Arbeitskraft, sondern auch über deren ganzes Privateigenthum hätten sie ‚volles Besitzrecht‘. Es gab Theologen, welchen der alte Begriff von der Ehre der landwirthschaftlichen Arbeit derart abhanden gekommen war, daß sie verlangten, der Ackerbau solle lediglich von Sclaven oder dazu gedungenen barbarischen Menschen betrieben werden.

Die neuen social-politischen und volkswirthschaftlichen Grundsätze, welche allmählich an Stelle des mittelalterlichen christlich-germanischen Rechts- und Wirthschaftswesens und der mittelalterlichen Socialordnung sich einbürgerten, führten, wie zur Unterdrückung, so auch zur Verarmung der Masse des Volkes.

Die Ursachen dieser ‚Verarmung und Erschöpfung des Volkes‘, welche in allen Landtagsverhandlungen, in allen Chroniken und Berichten eine stehende Klage bildet und thatsächlich für sämmtliche deutsche Länder im Einzelnen nachzuweisen ist, lagen aber nicht allein in den politischen und volkswirthschaftlichen, sondern wesentlich auch in den religiös-sittlichen Zuständen der Zeit. Unter den damaligen Schriftstellern hat sie Niemand besser in Kürze zusammengefaßt als der braunschweigische Bergrath Georg Engelhart Löhneiß. Einen überwältigend reichen Stoff bietet dafür, wie überhaupt für die Kenntniß damaligen Lebens, der tiroler Arzt Hippolytus Guarinoni.

Der Verkommenheit des wirthschaftlichen Lebens folgte das in allen Schichten des Volkes zunehmende Sittenverderbniß auf dem Fuße nach. Wie gräßlich dasselbe in den höheren Ständen wucherte, beweisen allein schon die Denkwürdigkeiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen; wie es damit in bürgerlichen Kreisen aussah, kann man aus dem umfangreichen ‚Nothgedrungenen Ausschreiben‘ des kurfürstlich-brandenburgischen Leibarztes Leonhard Thurn von Thurneissen genugsam ersehen. Sehr viele andere Schriften, darunter mehrere des herzoglich-bayerischen Hofsecretärs Aegidius Albertinus, entwerfen dasselbe beschämende Bild. Als tief verderblich für die Sittlichkeit des Volkes werden von den Zeitgenossen die damaligen Predigten wider die

guten Werke bezeichnet. Das Volk werde dadurch, sagte der Protestant Melchior von Ossa in Uebereinstimmung mit sehr vielen anderen Protestanten, ‚ganz roh und leichtfertig, so daß weder Treue, Ehre noch Glauben bei dem gemeinen Manne sei, aber Untugend und Laster ganz gemein'.

Daß die Zeitgenossen über die erschütternden Thatsachen sich nicht hinwegtäuschten, beweisen namentlich alle jene Klag- und Strafpredigten, welche im Einzelnen die Sünden, Laster und Verbrechen schilderten, deren Zeugen die Prediger in ihren Gemeinden oft lange Jahre hindurch gewesen waren. Vorzugsweise unter den Protestanten ist die Zahl solcher ‚Zeugnißprediger', welche ihre Reden in Druck gaben, sehr groß. Nächst Luther gehören dahin aus den verschiedenen Theilen Deutschlands Kanzelredner wie Melchior Ambach, Jacob Andreä, Hartmann Braun, Caspar Chemlin, Nicolaus Cornapäus, Matthäus Friedrich, Erasmus Grüninger, Johann Mathesius, Andreas Musculus, die beiden Lucas Osiander, Andreas Pancratius, Andreas Schoppius, Nicolaus Selnekker, Johann Georg Sigwart, Cyriacus Spangenberg, Jacob Stöcker, Gregor Strigenicius, Erasmus Winter und viele andere. Eine wie reiche Fundgrube enthalten beispielsweise die hundert Predigten, welche Strigenicius, Superintendent zu Meißen, über die Sündflut hielt, um seiner Zeit einen Spiegel ihres Lasterlebens vorzuführen! Wohlthuend berührt bei ihm wie bei nicht wenigen anderen Predigern der Freimuth und die Unerschrockenheit, womit auch den ‚Gewaltgebietigern', den Fürsten und Herren ‚mitsammt ihren Hofschranzen, adelichen hohen Gefolgschaften und Frauenzimmern', die volle Wahrheit gesagt wurde.

Von einem Jahrzehnt zum andern wurden die gesellschaftlichen Krankheitserscheinungen immer bedrohlicher. Die Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums und der Person, gegen die gesetzliche Gewalt und den öffentlichen Frieden, Raub, Mord und Todtschlag, Nothzucht und unnatürliche Laster nahmen in erschreckender Weise zu, insbesondere wuchs auch die Zahl der jugendlichen Verbrecher. Was sich an Criminalstatistik aus den einzelnen deutschen Gebieten beibringen läßt, macht den Eindruck eines wahren Schauergemäldes. ‚Das Henkeramt', sagte man, sei eine der schwersten Beschäftigungen, komme ‚an Schwere und täglicher Arbeit schier gleich dem Amte der Schulmeister bei der verlotterten, viehisch gewordenen Jugend'. Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung das Tagebuch des Nürnberger Nachrichters Franz Schmidt, welcher des Genauern verzeichnete, wie er 361 Personen hingerichtet und an 345 Personen die Strafe des Ruthenstreichens, Ohrenabschneidens, Fingerabschlagens vollzogen habe.

Mit dem Wachsthum der Verbrechen im Zusammenhange stand die Entwicklung der Strafrechtspflege, welche dann ihrerseits einen schlagenden Beweis für die Verwilderung des Zeitalters darbietet, insbesondere die Zunahme der Hexenverfolgung, dieser gräßlichsten Ausgeburt jener Verwilderung, verschuldet.

Die Beschaffung neuer Marter- und Hinrichtungswerkzeuge wurde wie eine Kunst betrieben, ‚so man gemeinem Vaterland zu Nutzen nicht weniger lernen und üben sollte, dann ander Kunst und künstlich Handwerk'. Besäße man über die Kunst des Folterns auch nur die Berichte des Predigers Johann Greve aus Cleve, so würde man schon deutlich erkennen können, wie die damalige Strafrechtspflege die eigentliche Lehrmeisterin aller Grausamkeiten und Scheußlichkeiten war, welche später in dem dreißigjährigen Kriege von den Söldnerheeren auf deutschem Boden verübt wurden.

Die ganze Darstellung dieser Zustände, welche aus der Erschütterung des einheitlichen Glaubens und religiösen Friedens, der angestammten kirchlichen Auctorität und aller alten Rechtsgrundsätze und Rechtsverhältnisse sich entwickelten, ist für den Culturhistoriker eine der traurigsten Aufgaben. Aber wie viel Trauriges er auch aus allen Schichten des Volkes zu berichten hat, so wird er doch, will er gerecht und besonnen sein, sich vor voreiligen Schlußfolgerungen hüten, als sei überhaupt das ganze Volk ‚in Grund und Boden verdorben' gewesen. Denn neben den Unzähligen, welche in den furchtbaren Wirrsalen der Zeit ihren festen Glaubens- und Lebensgrund verloren hatten und durch ihren Wandel aller christlichen Sitte und Bildung Hohn sprachen, und neben den unzähligen verkommenen Existenzen, welche durch ihre Laster und Verbrechen die Augen aller Welt auf sich zogen, gab es noch Millionen ‚frommer christlicher Seelen, so in alter Gottesfurcht, Treue und Schlichtheit des Friedens' genossen und sich ernst und ehrlich durch's Leben arbeiteten, ohne über ihre nächste Umgebung hinaus bekannt zu werden.

Der Verfasser eines geistlichen Unterrichtsbuches wies gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts darauf hin, um ‚das mitlebende Geschlecht vor Kleinmüthigkeit und Verzweiflung' zu warnen. ‚Da vor unseren Augen', schrieb er, ‚Alles so schlecht worden und sich stetig noch verbösert, so ist die Zahl solcher, so noch guten Muth haben, klein und winzig worden, fragen, wer noch könnt Hoffnung haben auf Besserung, und wünschen sich den Tod. Man hört, sagen sie, schier Nichts denn Sünd, Schand, Laster und Verderben, und sieht nichts Andres, und werden wir Alle darin eingewickelt werden, wenn Gottes Rach und Strafe kommt; was sollt ich noch länger leben?' Die Nachwelt werde sagen, ‚die Menschen dieser unserer Zeit seien schlimmer gewesen, denn die zu Sodoma und Gomorrha'. Wenn aber die Nachwelt, tröstete der Verfasser, ‚auch das viel Gute wissen' würde, was ‚noch im täglichen Leben bei Hoch und Niedrig' geübt werde, so würde sie ihr Urtheil mildern. Aber, so sei es ‚jetzund wie es zu allen Zeiten gewesen': die in der Stille geübten Tugenden würden in ‚Archivis, Bibliotheken und Chroniken' nicht verzeichnet und kämen so den späteren Geschlechtern nicht zur Kunde. ‚Solcher gottesfürchtiger, in Liebe thätiger Tugendmenschen' gebe es ‚doch noch Viele in jedem Stand, in Städten und Dörfern'.

Besonders bedenklich sei allerdings, daß ‚in jetziger Zeit Unthat und Laster nicht mehr als solches‘ gelten wolle, sondern ‚wol gar, als wäre es Ehre und Ruhm, sich herfürwage‘. Das bedenklichste ‚allgemeine Merkzeichen‘ der Zeit, welches auch die Nachkommen als solches erkennen würden, sei ‚dieses: das Ehrwürdige und Heilige findet in Schrift- und Bildwerken nur noch eine geringe Stätte, wogegen die Gemeinheit darin schier überall den Zepter führt‘. Was dem Volke als geistige Nahrung geboten werde, sei ‚mehrsten Theils verdorben Waar, Wust, wenn nicht tödtlich Gift‘. Deßhalb wirke, ‚was doch zur Erkräftung, Sittigung und Seligkeit‘ gereichen solle, ‚viel eher zum Siechthum, Schandleben und Seelentod‘.

In wie weit alles Dieses in Wirklichkeit der Fall war, spiegelt sich am Anschaulichsten ab in der Kunst und in der Volksliteratur. Diese beiden Gebiete geistigen Schaffens, für das Volk in seiner Gesammtheit bestimmt, kennzeichnen deutlichst das innere und das äußere Wesen eines Zeitalters, die treibenden Kräfte und den Erfolg ihrer Wirksamkeit.

Erstes Buch.

Bildende Kunst, Tonkunst und Kirchenlied.

Rückblick auf die bildende Kunst des Mittelalters [1].

Die deutsche Kunst des Mittelalters, wie überhaupt die damalige Kunst, erfüllte den hohen Beruf, Gott zu verherrlichen, das Volk zu erbauen, das religiöse Leben zu befördern, zugleich auch zur Verschönerung und Erheiterung des täglichen Lebens, überhaupt zur Veredlung des Volksgeistes beizutragen.

Wie nach der allgemein herrschenden Ueberzeugung alle Dinge ihren Maßstab und ihr Ziel in der göttlichen Offenbarung besaßen und demnach alle Gebiete des natürlichen und des geistigen Lebens nur die höchste Wahrheit abspiegeln und den Glauben an die göttliche Weisheit stärken sollten, so sollte auch die Kunst als ‚edelste Sprache der Begeisterung des menschlichen Herzens' diesen erhabenen Gedanken zum Ausdrucke bringen, ihn bildlich verklären. Sie sollte die Lehrerin und Erzieherin des Volkes sein, dasselbe ‚erbauen', das heißt aus dem alltäglichen Getriebe, aus dem Drange und der Noth des Endlichen zum Unendlichen erheben, ihm seine höchsten Anschauungen in lebensvollen Gestalten verkörpern, durch deren überwältigende Macht auf seinen Geist, sein Herz und seinen Willen nachhaltig einwirken: sie sollte das Volk begleiten auf allen Wegen des Lebens, in Freud und Leid.

Die Kunst war deßhalb nicht das Gut einzelner durch Stand und Reichthum bevorzugter Kreise, nicht Erzeugniß der Prunksucht und der Mode, sondern das Eigenthum aller Schichten der Gesellschaft. Wie die Religion selbst, der sie diente und von der sie ihre Kraft und Läuterung empfing, Sache des ganzen Volkes war, so wurde auch sie ‚Jedermanns Sache', eines der tiefsten Lebensbedürfnisse des Volkes, in dessen Bewußtsein sie ihren Inhalt wie ihre Formen fand, aus dessen lebendigem Born sie schöpfte. Sie war Volkskunst im besten Sinne des Wortes: ihre Meisterwerke waren nicht allein erhabene Denkmale der Gottinnigkeit und der Schönheit, sondern auch des Volksgeistes, der in hervorragendem Maße an den Schöpfungen der Künstler betheiligt war.

Weil aber die Kunst im Volksgeiste wurzelte, der unmittelbarste Ausdruck der herrschenden Ueberzeugungen war und für die allgemeinen Bedürfnisse

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 129—213. Die früheren Bände sind nach der dreizehnten Auflage angeführt.

arbeitete, so kannte sie kein unruhiges Suchen nach besonderen Aufgaben: diese boten sich ihr von selbst in unerschöpflichem Reichthume dar. Die religiöse Begeisterung und Opferfreudigkeit des Volkes drängte zu großartigen kirchlichen Denkmalen hin. In regem Wetteifer bauten die Städte ihre Cathedralen, ihre Stifts- und Pfarrkirchen, selbst Flecken und Dörfer ließen Bauten von hoher künstlerischer Schönheit errichten[1].

Kaum geringer war der Wetteifer der Städte in Errichtung von Gebäuden für die Zwecke des Gemeinwesens, von Rathhäusern, Kauf- und Gildenhallen, schützenden Mauern, Thürmen und Thurmkronen. Auch diese Gebäude, wie die unzähligen Burgen, deren Trümmer von den Bergen herabschauen, forderten die Meisterschaft der Künstler heraus und empfingen in ihrer Eigenart, in Zweckmäßigkeit und Schönheit die Weihe künstlerischer Vollendung. Matthias Merian's Topographie legt ein beredtes Zeugniß ab für die thurmreichen Prachterscheinungen der deutschen Städte und Städtchen des Mittelalters[2].

Unerschöpflich waren auch die Aufgaben für die Bildner und Maler, welche die kirchlichen und die weltlichen Gebäude und den häuslichen Herd mit dem edelsten Schmucke versahen[3].

Die würdige Stellung der Kunst in der Kirche und im öffentlichen Leben begründete ihre Blüte; ihre innige Verbindung mit dem Handwerk verschaffte ihr die weiteste Verbreitung. Es gab damals keine über dem Handwerk thronenden Künstler, sondern nur Meister, Gesellen und Lehrlinge[4].

---

[1] Ueber die ‚dem Zeitalter der Aufklärung und Reformation' vorausgegangene ‚Epoche wahrer Kirchlichkeit und Frömmigkeit' urtheilt van Eye: ‚Wie überhaupt Demuth der Anfang aller Weisheit ist, so arbeitet auch hier ein reines, von allem Uebermuthe freies Geschlecht sich zur schönsten Palme menschlicher Tugend, zum Genusse selbsterworbener Freiheit und selbstgetragenen Rechtes empor. Aus unzähligen uns erhaltenen Denkmälern leuchtet solch ein Geist uns entgegen.' Bei Eggers, Jahrg. 5, S. 225.

[2] Näheres bei A. Reichensperger, Matthias Merian und seine Topographie. Leipzig 1856.

[3] Vergl. unsere näheren Angaben Bd. 1, 146—154.

[4] Sehr schön sagt Kugler, Museum 1, 14: ‚In ihrem Ursprung saß die Kunst tief im Schooße der heiligen und bürgerlichen Sitte. Sie war im Dienste des Glaubens: daher bekam sie ihren Inhalt und Bedeutung; in der Umfriedigung der Sitte: daher bekam sie ihre Gestalt und Art; sie war Handwerk: daher bekam sie Mittel und Nahrung. Ebendaher hatte sie auch ihr Verständniß und ihre Geltung. So wuchs die Kunst heran, kindlich und tiefsinnig.' Als sie sich aber unabhängig machte, trat ‚bald mit der bewußten Freiheit auch Vielseitigkeit, absichtliche Ausdehnung, bald Zerstreuung ein. . . Die Wirkung der Zünfte wich der von Mustern oder hervorstechenden Individuen. . . Der Künstlerstand wurde fast der heimathloseste, abenteuerndste von allen'; ‚fortlebend in Geschichtsperioden, welche selbst auflösend und formzerstörend waren, artete die Kunst aus in Affectation oder Gemeinheit, Uebereilung oder Kleinlichkeit, kurz in eine neue Barbarei.'

Die Königin aller bildenden Künste, der Mittelpunkt des gesammten Kunstlebens, war die Architectur, und in dieser behauptete die Gothik noch beim Ausgange des Mittelalters eine unbestrittene Herrschaft. Als erhabenste Verkörperung der herrschenden Lebensanschauungen bekundete sie trotz ihrer strengen Gesetzmäßigkeit einen solchen Grad von Freiheit, daß sie innerhalb derselben Grundformen allenthalben, wo sie sich einbürgerte und volksthümlich wurde, die Art und die Verhältnisse des besondern Volksthums, sogar der einzelnen Meister, wiederspiegelte [1]. Nur Willkür und Laune war durch das feste Recht der Ueberlieferung ausgeschlossen. Die Ueberlieferung erhielt die herrschenden Kunstideen in dem Bewußtsein langer Zeiträume wach und war die rechte Schule, welche auch geringer begabten Talenten die Kraft erhöhte, während später selbst große Talente ohne Hülfe der Ueberlieferung nur wenige Leistungen von

---

[1] In dieser Mannigfaltigkeit, schreibt Lübke, Kunsthistor. Studien 206, ist die gothische Baukunst ‚der treue Ausdruck der christlichen Cultur im Gegensatz zur antiken. Denn wenn letztere keine Völkerindividuen anerkannte, sondern die Formen der hellenisch-römischen Gesittung ohne Unterschied über alle Theile des Erdkreises ausbreitete, so gesteht jene den einzelnen Völkern die volle Eigenartigkeit ihrer nationalen Entwicklung zu, die als Grundton in reicher Variation durch alle gemeinsamen Lebensformen durchklingt und darin dem antiken Dasein ebenso weit überlegen ist, wie die Polyphonie der christlichen Musik der Monodie der antiken.‘ Vergl. Reichensperger, Vermischte Schriften 65 fll. Förster 2, 1 fll. ‚Religiöse Erhebung folgt dem Betrachten eines gothischen Werkes unmittelbar nach; für das Machtvolle und Erhabene liefert der gothische Stil die reichsten und trefflichsten Beispiele; auch volksthümlich ist er geworden und geblieben, wie kaum eine andere Kunstweise.‘ Springer, Bilder 1, 223. Die Gothik ist keineswegs bloß eine allmähliche Fortbildung des ihr vorausgegangenen romanischen Stils, sondern ein Sprung in ein ganz neues System, eine principielle Loslösung von der im romanischen Stil noch immer durchwaltenden Antike, eine neue Sprachenbildung, in welcher natürlich die vorausgegangene aufgenommen und verarbeitet wurde. Der gründlichste Kenner der Gothik, Viollet-le-Duc, handelt darüber in seinem Dictionnaire de l'Architecture française du XIe au XVIe siècle unter dem Worte Style. Dort heißt es unter Anderm: ‚Si du romain à ce qu'on appelle l'art gothique il y a des transitions dans la forme, il n'y en a pas dans le principe de structure.‘ Das Wesen der Gothik besteht darin, daß sie aus geometrischen Grundfiguren, einem geometrischen Grundrisse, sich in festen Maß-Verhältnissen aufbaut. Dem germanischen Geiste entsprossen (vergl. Reichensperger, Profanarchitectur 20 fll.), wurde die Gothik sehr rasch die herrschende Kunstsprache des ganzen christlichen Occidentes, in die verschiedensten Mundarten sich ausgestaltend, je nach der Natur des betreffenden Volkes, dem Klima, dem Werkstoff und so weiter. Da ihr eine gewaltige Bildungskraft innewohnte, und sie nicht, wie die Antike, mit fertigen Gestaltungen, sondern aus mathematischen Grundformen heraus arbeitete, so hätten immer weitere Mundarten sich ergeben, falls nicht die ‚Renaissance‘ ihr Wurzelwerk angegriffen hätte. — Uebrigens laufen endgültig wie auf allen anderen Gebieten, so auch auf dem Gebiete der Kunst alle Nebenfragen in der Hauptfrage zusammen: entweder christlicher Idealismus, oder glaubensloser Materialismus, schließlich Anarchie.

bleibendem Werthe hervorzubringen vermochten [1]. Auch in den Werken der Spätgothik offenbarte sich noch ungeachtet aller ihrer phantastischen Spielerei mit geometrischen Formen eine solche Fülle des alten Kunstgeistes, daß ihre Gesammtwirkung den älteren Bauten an Stärke kaum nachsteht. Constructiv entfernte die Spätgothik sich wenigstens nicht von der Grundlage der ältern Kunst. Mag auch bei Errichtung großer Bauten das Streben nach lebendiger Mannigfaltigkeit, nach Formenwechsel die Meister zu weit geführt haben, jedenfalls feierten sie noch die glänzendsten Siege in ihren Schöpfungen untergeordneter Art [2].

Während aber die gothische Baukunst und die mit ihr verbundenen Künste der Bildnerei und Malerei ‚dem Göttlichen und Ewigen nachgingen', waren sie weit entfernt, der Natur feindlich entgegenzutreten, oder auch nur einen freien Blick auf dieselbe sich hemmen zu lassen. Die damalige Kunst haßte die Natur ebenso wenig, wie die Kirche, der sie diente, dieselbe haßte. Allerdings predigt die Kirche einen beständigen Kampf gegen die sündhaften Regungen der Natur und fordert vor Allem zur Einkehr in das innere Leben, zur Erkenntniß des menschlichen Herzens auf, sie lenkt den Blick und die von dieser Welt unbefriedigte Sehnsucht nach einem ewigen Dasein, aber sie ‚verläugnet' die Natur nicht, sie freut sich vielmehr derselben, reinigt und verklärt sie in ihrer Lehre von dem Erlöser, welcher die menschliche Natur angenommen hat, in ihrem Gebrauche irdischer Stoffe zu den heiligenden Sacramenten, in ihrer Lehre von der Erhabenheit des Leibes als eines Tempels des heiligen Geistes, von dessen Auferstehung und einstiger Verklärung. Auch aus der Hand der Kunst sollte die Natur eine höhere Weihe erhalten: die Baukunst benahm der Masse das Schwere und Drückende, der Stein wurde in das Reich der höheren organischen Erzeugnisse erhoben, Blumen und Blätter aus Feld und Wald wurden, in die Sprache der Kunst übertragen, zu Kränzen gewunden, welche durch den höchsten Adel des Kunstschönen erfreuen. Nicht weniger schuf die Bildnerei hervorragende Werke freudiger Auffassung und Verklärung der Natur [3].

Insbesondere aber erreichten die Gebilde der Malerei, wie sie von den Meistern der Cölner Schule und von den Gebrüdern van Eyck und ihren

---

[1] Vergl. Schorn, Kunstblatt, Jahrg. 1820 S. 217 fll. Zwölf Bücher eines ästhetischen Ketzers 78.

[2] Vergl. Reber, Kunstgesch. 499. Pressel 77.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 164—174. ‚Die Bildner waren weit davon entfernt, die Anregungen zu verschmähen, welche die Außenwelt ihnen darbot. Naturstudien und Zeichnungsübungen waren schon im dreizehnten Jahrhundert nicht unbekannt.' Ueberhaupt ‚wird man niemals behaupten können, daß das Mittelalter die Natur gehaßt und dem Studium derselben gewehrt habe. Dagegen spricht allein schon der Ton der Minnesänger, die uns so anmuthig die Bilder entwerfen, die Flur und Wald dem Auge darbieten.' Rahn 554.

Nachfolgern geschaffen wurden, hohe Naturwahrheit; sie athmen, nur den alten Volksliedern vergleichbar, das tiefste poetische Naturleben, während sie zugleich durch Erhabenheit und mystische Tiefe die Seele ergreifen und emporheben. Die dem deutschen Volke besonders eigene Freude am Verkehre mit der Natur brachten die Schöpfungen der flandrisch-deutschen Schulen zum reinsten Ausdruck: jeder Halm, jede Blume, jedes Insect wurde mit der größten Liebe behandelt und dadurch bei aller Lebendigkeit und Wahrheit mit einem idealen Scheine umkleidet. In die mit aller Treue vorgeführte heimische Umgebung versetzten die Künstler ihre Darstellungen; auch hier machen alle Gestalten den Eindruck der vollsten Wahrheit und Wirklichkeit bei tiefster religiöser Wärme. Jede Verweltlichung der religiösen Kunst war ausgeschlossen. Ein frommer kindlicher Sinn beseelte diese Gebilde voll unschuldiger Schönheit des Ausdrucks und keuscher Anmuth. Ein heiterer Ton, gleichsam die göttliche Lösung irdischer Verwicklungen verkündend, ließ allen Zwiespalt in vollen Einklang aufgehen: die Natur und die Menschen erscheinen wie in sonntäglicher Ruhe, wie verklärt [1].

Und alle diese Gebilde waren von echter deutscher Art, aus dem Geiste und aus dem Gemüthe des Volkes entsprossen [2]. Wenn auch die Künstler

---

[1] ‚Van Eyck schuf einen nationalen Stil, welcher die höchste Treue und Wahrhaftigkeit der Darstellung mit geistigem Adel in gleich ausgezeichnetem Grade verband.‘ — ‚Von dem bei einigen späteren altniederländischen und altoberländischen Malern ausgebildeten System eines vielfach gebrochenen, höchst kleinlichen und manierirten Faltenwurfs, der häufig aus Unkenntniß allen altdeutschen Malern zugeschrieben wird, findet sich bei van Eyck, wie bei Hemmelink (Memling), Schoreel und anderen der besten, keine Spur.‘ Schorn, Kunstblatt, Jahrg. 1820 S. 230—233. Vergl. Schnaase, Niederländ. Briefe 237—241. ‚Wenn ich mich im Haag‘, heißt es dort S. 313, ‚an den heitern Niederländern der spätern Zeit ergötzte, und mich mit ihnen und ihrer Stellung auszusöhnen suchte; wenn ich nachher Rubens mich hingab, auch bei ihm das geistig Höhere fühlte, wie sehr viel größer ist der Genuß, den mir diese älteren Meister geben! Dort blieb noch immer, wenn ich auch härtere Angriffe ruhig zurückweisen konnte, ein leiser Vorwurf des Ungenügens oder der Entheiligung, während ich hier ohne Rückhalt mich der Freude des Anschauens überlassen kann.‘ Aehnlich Schorn, Kunstblatt, Jahrg. 1828 S. 380. Auch in den Bildnissen überragt insbesondere Jan van Eyck fast sämmtliche späteren Künstler. Ueber das von ihm im Jahre 1434 angefertigte Doppelbildniß des Giovanni Arnolfini und seiner Frau sagt Reber, Kunstgesch. 634, ‚daß die Porträtartigkeit eine schlagende, wäre noch das Geringste. Höher noch steht die Malerei des Interieurs und alles Beiwerks, welche nicht bloß an delicater und vollendeter Ausführung von keinem Werke aller Zeiten übertroffen wird, sondern an Lichtführung und coloristischer Stimmung des Ganzen selbst von keinem spätern Holländer bis Pieter de Hooghe herab überboten erscheint.‘ — Es verdient hervorgehoben zu werden, wie frühzeitig Hegel in seinen Vorlesungen über Aesthetik (die ältesten für die Ausgabe benutzten Hefte sind aus dem Jahre 1818; vergl. 1, Vorrede VII und XI) Bd. 3, 118 fll. die Vorzüge der beiden van Eyck zu würdigen wußte.

[2] Um die verhältnißmäßig bedeutungslose Leere der sogenannten ‚deutschen Renaissance‘ mit großartigen Werken auszufüllen, sind neuere, von dieser ‚Renaissance‘

in Bezug auf Durchbildung aller Körpertheile es nicht selten an einer nähern Kenntniß der Anatomie fehlen lassen, so heimeln doch jeden Beschauer die treuherzigen deutschen Gestalten an, welche, obgleich in einem und demselben Stilgefühl ausgeführt, in so mannigfacher Art das Gepräge der einzelnen deutschen Volksstämme vor Augen stellen. Die Gebilde machten deßhalb auch auf das ganze Volk den tiefsten Eindruck und bestimmten fast ein Jahrhundert lang (1420—1520) den Character der gesammten einheimischen Kunst [1]. Selbst nach Frankreich, nach Italien und weiterhin drang die deutsche Kunstweise vor [2].

---

begeisterte Kunstschriftsteller darauf verfallen, dieselbe fast um ein Jahrhundert früher beginnen zu lassen, als sie wirklich begann. So sagt Woltmann, Aus vier Jahrhunderten 2 fll., die flandrische Malerei habe ‚mit der Gesinnung und Empfindung des Mittelalters' gebrochen und müsse, weil sie die Natur so herrlich dargestellt habe, zur ‚Renaissance' gerechnet werden, denn diese sei, wie Schnaase ausdrücklich angegeben, nicht allein eine ‚Wiedergeburt des classischen Alterthums', sondern auch ‚eine Wiedergeburt der Natur, eine Wiederherstellung der Natur für den Menschen'. Es handelt sich also bereits um eine doppelte ‚Wiedergeburt'. Folgerichtig gehört dann auch das deutsche Volkslied mit seiner unvergleichlichen Naturfreude und seiner Beobachtung des Naturlebens zur ‚Renaissance'; nicht weniger das deutsche Recht, welches in seinen Bezeichnungen, Formeln und Sinnbildern sich durch die lebendigste Naturanschauung auszeichnete, und selbst auch die deutsche Baukunst, welche das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen umsetzte und dasselbe mit zahllosen aus der Thierwelt entnommenen Gebilden bevölkerte. Treffend erörtert Reber, Kunstgesch. XXXII: ‚Die flandrisch-brabantische Malerei ist die höchste Erscheinung der mittelalterlichen Malerei in den nördlichen Ländern und der Abschluß der gothischen Periode, nicht der Anfang einer neuen.' ‚Auch in der Cölnischen, Schongauer'schen, Zeitblom'schen, Wohlgemut'schen Malerei, wenigstens zum Theil von der brabantischen abhängig und der Zeit nach der van Eyck'schen Periode sogar um ein halbes Jahrhundert nachstehend, können wir so wenig etwas über das Mittelalter Hinausliegendes erkennen, als in den von Gutenberg gebrauchten Typen, soviel auch dessen Erfindung im weitern Verlauf zum Umschwung der Anschauungen beitrug. Und wie das zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstandene Krailsheimer Altarwerk des ältern Holbein noch entschieden gothisch, so finden wir es auch unmöglich, in einem von unten bis oben gothischen Sacramentshäuschen Adam Kraft's eine andere als mittelalterliche Kunst zu erblicken. Kurz, vor dem sechzehnten Jahrhundert gibt es in Deutschland keine Renaissance, und selbst von den Begründern derselben liegen die Anfänge Hans Holbein des Jüngern allein schon auf dem neuen, jene eines Peter Vischer und Albrecht Dürer aber noch auf mittelalterlichem Boden.'

[1] ‚Noch in Quentin Massys scheint sich die Energie Roger's van der Weyden und die Zartheit Memling's zu vermählen.' Lübke, Kunstwerke und Künstler 418; vergl. 548. 575.

[2] Ueber die ‚ungewöhnliche Anziehungskraft', welche überhaupt die frühere deutsche Kunst besaß, heißt es bei Springer, Bilder 2, 11—12: ‚Von Michelangelo wissen wir, daß er sich für deutsche Kunstschöpfungen in so hohem Grade interessirte, daß er selbst die mühselige Arbeit des Copirens (eines Stiches von Martin Schön) nicht scheute,

Als die deutsche Kunst eben nahe daran war, die höchste Stufe der Vollendung zu erreichen, wurde sie in voller Lebenskraft gebrochen, ihres volksthümlichen Characters entkleidet, der Gunst der Höfe und der Vornehmen dienstbar gemacht. Es trat eine fast völlige Umwandlung ihres innern Wesens ein.

Dieses geschah einerseits durch den Einfluß fremdländischer Kunst, welche die einheimische verfälschte, anderseits durch die religiöse Umwälzung, welche der kirchlichen Kunst, wie sie bisher geübt worden, den Boden entzog, die Quellen abgrub, aus welchen sie Leben und Kraft geschöpft hatte, und insbesondere in der Schweiz, in den süddeutschen Reichsstädten, in einigen Gebieten Norddeutschlands und in den Niederlanden kunstverderblich einwirkte.

---

und ebenso ist Dürer's ehrenvolle Anerkennung durch Rafael bekannt. Daß sich zahlreiche italienische Maler von den Producten deutscher Phantasie nährten, diese fälschten, um Ruhm zu gewinnen, unter ihrem eigenen Namen herausgaben, würden wir durch Vergleichung errathen, auch wenn es nicht Vasari widerwillig genug berichtete.' Als später die deutsche Kunst der ‚Renaissance' verfiel und selbst nur eine kalte und manierirte Nachahmerin wurde, hörte ihre Einwirkung gänzlich auf.

I. Einwirkung der religiösen Umwälzung auf die bildende Kunst.

1. Kunstfeindliche Lehren und Bilderstürmerei — beginnender Verfall des Kunstlebens.

Unter den Verkündigern der neuen Lehrmeinungen gab es unzählige, welche, wie ehemals Wiclef, alle Künste und Wissenschaften für Teufelsschlingen ausgaben. Zwingli und seine Anhänger bezeichneten die christliche Kunst wenigstens innerhalb der Kirchen als eine Teufelsschlinge, welche der römische Antichrist mit seinem Geschwarm über die Seelen geworfen habe. Sie nahmen gegen die christliche Kunst überhaupt eine feindselige Stellung ein. Das göttliche Wort, sagte Zwingli, erkläre deutlich, daß man Bilder nicht allein ‚nicht ehren, sondern daß man sie auch nicht haben und nicht malen solle'; sogar die Bilder Christi wollte er nicht dulden. Die von Bullinger abgefaßte Helvetische Bekenntnißschrift verwarf die Bilder der Christen, wie die Götzenbilder der Heiden, weil ‚der Herr befohlen habe, das Evangelium zu predigen, nicht zu malen'. In der von Oecolampadius eingeführten Baseler Kirchenordnung vom Jahre 1529 hieß es: Gott habe ‚alle verflucht, so Bilder machen'. Wilhelm Farel erklärte das Anfertigen von Gemälden und Bildwerken sogar für eine Versündigung gegen die Natur; die Kaiserin Helena sei ‚die vermaledeite unter den Weibern', weil sie durch Auffindung des Kreuzes den Götzendienst eingeführt habe. Calvin nannte die Aufstellung von Bildern in den Kirchen eine Entweihung des Gottesdienstes, ‚einen schauerlichen Unsinn, der bisher alle Frömmigkeit auf dem Erdkreis vernichtet habe'; auch Ereignisse aus der heiligen Geschichte darzustellen, sei verdammlich. Theodor Beza ereiferte sich insbesondere auch gegen die Bilder des Gekreuzigten, welche er ‚verabscheue'; er wünschte, ‚daß die christliche Obrigkeit alle Bilder zerschmettern möchte'.

Für die Entfernung und Zerstörung der Bilder sprach noch ein besonderer Grund: man wollte dadurch dem Volke die Erinnerungen an die katholische Vorzeit benehmen, die Rückkehr zum alten Glauben zu verhindern suchen. ‚Bilder weg!' sagte Zwingli, ‚denn sie sind eine Stütze der Päpstler; sind die Nester abgethan, so kehren die Störche nicht wieder.' [1]

[1] Gaupp 691—708, wo die näheren Quellenbelege.

Furchtbare Bilderstürme erfolgten, zunächst in der Schweiz: in Zürich, Bern, St. Gallen, Basel und an anderen Orten [1]. In St. Gallen wurden im Jahre 1529 alle Altäre zertrümmert, alle Bilder mit Aexten zerschlagen, mit Hämmern zerschmettert, ‚es war ein wunderbarlich Getümmel und Geprächt; auf vierzig Wagen wurden die Trümmer aus der Kirche geschafft und von Stund an ward ein Feuer bereitet und Alles verbrannt‘. Ueber die Stürme in Basel berichtete Erasmus als Augenzeuge an Pirkheimer: ‚Solch ein Spott wurde mit den Heiligenbildern und selbst mit den Crucifixen getrieben, daß man denken sollte, es hätte ein Wunder geschehen müssen. Nichts blieb an Bildwerken übrig, weder in den Kreuzgängen, noch an den Portalen, oder in den Klöstern; was an gemalten Bildern da war, wurde mit Tünche überschmiert, was brennbar war, auf den Scheiterhaufen geworfen, was nicht, in Stücke geschlagen; weder Geldwerth noch Kunstwerth vermochte irgend etwas zu retten.‘ Ueber die Vorgänge in Neuenburg schrieb der dortige Statthalter: ‚Sie schlugen die Bilder in Stücke, den Gemälden schnitten sie die Nasen weg, stachen ihnen die Augen aus, sogar der Mutter Gottes.‘ Nur ‚gar schwache und zänkische Gemüther‘, sagte Zwingli, ‚könnten sich über das Abthun der Götzen beklagen‘ [2].

In Deutschland waren schon früher, namentlich während des Bauernkriegs, unzählige Kunstwerke von den ‚wilden trunkenen Stürmern‘ vernichtet worden. Später begann eine ‚obrigkeitlich vorgeschriebene Vernichtung‘ in jenen süddeutschen Reichsstädten, welche den Zwinglianismus angenommen hatten. ‚Alles, was die Vorfahrer in Züchtigkeit und Kunstsinnigkeit und Förderung edler Meister der Kunst zur Ehre Gottes, seiner gebenedeiten Mutter aufgerichtet und der Frömmigkeit des Volkes ausgestellt hatten‘, wurde, sagt ein Chronist, durch ein ‚verwildert Geschlecht zu nicht kleinem Entsetzen der christlichen Menschen zu Boden geschlagen, geschändet, vermaledeit‘. Solches geschah in Straßburg, Constanz, Lindau, Reutlingen, Ulm, Memmingen, Biberach, Geislingen, Eßlingen, Isny, Augsburg und anderwärts. Prädikanten leiteten das Zerstörungswerk und legten bisweilen selbst Hand an, um ‚die verfluchten Kunstgötzen zu stürzen‘. In Memmingen zum Beispiel hat der Prädikant Schenk, heißt es in einem Bericht, ‚die Bilder über die Altäre heruntergerissen und unter die Füße geworfen, ganze Karren geladen, zu Haus führen lassen und verbrannt‘ [3]. In Ulm waren im Juni 1531 die Prädikanten Butzer, Blarer und Oecolampadius ‚die Ursächer der Aussäuberung aller abgöttischen Substanz‘. Ueber fünfzig Altäre, alle Heiligenbilder an Säulen und Wänden wurden ‚in Grund zerrissen und zerbrochen‘; was nicht wegzubringen war, wurde ‚zerpickelt, zerhackelt, zerstümmelt und zerstümpelt‘, so daß selbst ein An-

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 86—93.

[2] Gaupp 699. 705.

[3] Vergl. Näheres bei Gaupp 729 fll.

hänger des neuen Glaubens in die Klage ausbrach: man hat ‚dem schönen, herrlichen Münstergebäu einen solchen Schandfleck angeklekert, der in Ewigkeit davon nicht wird ausgewischt werden'. Man verschonte nicht einmal die zwei prachtvollen Orgeln, weil auch sie als ‚ein Teufelswerk' angesehen wurden. Noch im folgenden Jahrhundert berichtete der lutherische Superintendent Dieterich voll Abscheu seinen Zuhörern über die Greuel der Zerstörung: ‚Sie haben die zwo schönen Orgeln über einen Haufen heruntergestürmt, und als sie das Corpus mit den Pfeifen in der großen Orgel nicht füglich haben abheben können, haben sie Seile und Ketten darum gebunden, an selbige nachmals Pferde gespannt und durch deren Gewalt auf einmal herunterreißen und über einen Haufen stürzen lassen.' [1]

Ueberall, wo der Bildersturm wüthete, wurden gleichzeitig die kostbarsten goldenen und silbernen Kirchen- und Kunstschätze, Monstranzen, Kelche, Gefäße und so weiter meist zusammengeschlagen, verkauft oder in die Münze geschickt [2].

Auch im Herzogthum Württemberg, in Hessen, in der Pfalz gingen unzählige Kirchen- und Kunstschätze zu Grunde. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz ordnete wiederholt persönlich die Zerstörungen an, ließ in seiner Gegenwart ‚Bilder und Kirchenzier verwüsten, zerschlagen und verbrennen'. Wie Theodor Beza, so erachtete auch er, daß nicht nur Altäre und Taufsteine, sondern auch die Crucifixe ‚Götzenwerke' seien; Alles, verordnete er, solle ‚gänzlich weggeräumt und zerschlagen werden, ob es erhabenes oder flaches Gemäldewerk sei' [3]. Manche Fürsten wollten selbsteigen sich als ‚Gottes-Streiter wider den papistischen Unrath' auszeichnen; so beispielsweise Graf Johann von Oranien-Nassau, der im Jahre 1577 zu Diez einem lebensgroßen, kunstvoll geschnitzten und vergoldeten Muttergottesbild mit seinem Schlachtschwert in die Stirne hieb [4]. ‚Unsere Imaginarii von der neuen Secte', schrieb Georg Wizel, ‚hassen und verwerfen die heiligen Bilder, Jüdisch und Felicianisch genug, reißen sie hernieder, zerhauen und verbrennen sie, gerade als wollten sie am Holze zu Rittern werden, wie sie denn hier ihre Mannheit beweisen, an den todten Bildern.' [5]

Luther war mit einer wilden Bilderstürmerei, wie sie von Carlstadt und sonstigen ‚Schwarmgeistern' in Wittenberg und an vielen anderen Orten in Sachsen in's Werk gesetzt worden, keineswegs einverstanden; er verurtheilte

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 226 fll. Lübke scheint von all' diesen Greueln Nichts zu wissen. Er rechnet (Bunte Blätter 94) das Ulmer Münster zu denjenigen Kirchen, welche ‚den alten Bestand ihrer Denkmäler' aus dem Mittelalter ‚noch unversehrt bewahren'.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 164 Note 3, 174. Bd. 3, 86 fll. 226 fll.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 190 fll. [4] Bd. 4, 478.

[5] Vergl. Döllinger, Reformation 1 (2. Aufl.), 101.

es vielmehr entschieden, daß der Pöbel ohne Wissen und Willen der Obrigkeit vorgehe und die Bilder vernichte und schände. Auch war es nicht seine Meinung, daß es nothwendig sei, alle Bilder abzuthun: es stehe den Christen frei, sie zu haben oder nicht zu haben, und es sei sogar ‚löblich und ehrlich', ‚Gedenkbilder oder Zeugenbilder' zu besitzen, aber wenn man sie, was er ‚zugegeben und nicht gewehret' habe, abthun wolle, so müsse es ‚ohne Schwärmerei und Stürmen durch ordentliche Gewalt' geschehen. ‚Wir lesen', schrieb er, ‚im alten Testament allwege, wo Bilder oder Abgötter abgethan sind, daß da nicht der Pöbel, sondern die Oberkeit das Werk geführet hat'; der Pöbel dürfe nicht ohne die Obrigkeit vorgehen, ‚auf daß der Hund nicht lerne an den Riemen das Leder fressen, das ist, an den Bildern sich gewöhne zu rotten auch wider die Oberkeit: man darf den Teufel nicht über die Thüre malen'. Man müsse die Obrigkeiten ersuchen, die Bilder abzuthun; ‚wo sie nicht wollen, haben wir dennoch das Wort Gottes dieweil, damit wir sie aus den Herzen stoßen, bis sie auch mit der Faust durch die, so es gebührt, weggethan werden äußerlich'. ‚Auf evangelisch aber von den Bildern zu reden, sage ich und setze, daß Niemand schuldig ist, auch Gottes Bilder mit der Faust zu stürmen; sondern ist Alles frei, und thut nicht Sünde, ob er sie nicht mit der Faust zerbricht.'[1] Thatsächlich gingen ‚die ordentlichen Gewalten' lutherisch gesinnter Obrigkeiten im Stürmen der Bilder sehr häufig nicht anders vor, als die Zwinglianer und Calvinisten. Im Deutschordenslande Preußen wurden seit dem Jahre 1525 Kreuze und Heiligenbilder vernichtet; aus den silbernen Kunstschätzen der Kirchen verfertigte man Schüsseln und Trinkgefäße für den Herzog; ‚als alles Silber weg war, griff man auch die Glocken an'[2]. In Stralsund wurden im Jahre 1525 fast sämmtliche Kirchen und Klöster erstürmt und in Beisein von Rathspersonen die Crucifixe und Bilder zerschlagen. In der Stadt Braunschweig, wo Luther's ‚Freund und Beichtvater' Bugenhagen das Lutherthum eingeführt hatte, riß man im Jahre 1528 die Altäre nieder, zertrümmerte und verbrannte die Bilder, schmolz die Kelche und andere kirchliche Gefäße ein. Gleichzeitig fanden in Hamburg Bilderstürmereien statt[3]. Nicht weniger wurde in Magdeburg gewüthet[4]. Was Kurfürst Johann

---

[1] Sämmtl. Werke 29, 141 fll. In der Auslegung des ersten Gebotes sagte er im Jahre 1528: ‚Die Bilderstürmer fahren zu, reißen die Bilder äußerlich ab. Das wollt ich nicht so fast anfechten. Aber sie setzen hinzu, es müsse sein und gefalle Gott wohl. Damit machen sie nichts Anderes, denn daß sie die Bilder aus den Augen ziehen und setzen sie den Leuten in's Herz', indem nämlich der Pöbel in falschem Vertrauen meine, ‚er thue Gott einen Gefallen mit dem Umreißen der Bilder'. Bd. 36, 54.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 77.

[3] Bd. 3, 79—80. In Zerbst wurden im Jahre 1524 die Bilder und Kirchengeräthe dazu gebraucht, ‚um das Feuer zum Bierbrauen zu unterhalten'. Beckmann, Historie des Fürstenthums Anhalt 6, 43.

[4] Vergl. Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste 2, 184.

Friedrich von Sachsen im Bunde mit dem Landgrafen Philipp von Hessen im Jahre 1542 im Herzogthum Braunschweig verüben ließ [1], war hinsichtlich der Zerstörungswuth gegen die Denkmale alter frommer Verehrung auf gleiche Stufe zu stellen mit den wildesten Bilderstürmereien, welche im Jahre 1566 in den Niederlanden ausbrachen. Dort wurden binnen wenigen Tagen über vierhundert Kirchen, unzählige Altäre, Sacramentshäuslein, Gemälde und Werke der Bildnerei verheert und vernichtet; selbst die Grabmäler blieben nicht verschont [2]. Es gab hochangesehene lutherische Prediger, welche selbst über diese Greuel öffentlich frohlockten. ‚Mancher Mann', der da höre und sehe, daß so viel Kirchen und Klöster verwüstet, und sonderlich in Frankreich und Brabant verbrannt würden, trauere darüber, predigte der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1570, und meine, ‚solch Werk sei der Menschen Bosheit': dasselbe werde ‚zum ärgsten aufgemessen nicht allein den Herren des Krieges, sondern dem Evangelium selber'. Aber nur ‚wer ihres Gepackes' sei, empfinde darüber Mitleid. ‚Wir wissen, daß es Gottes Gericht und Strafe sei, der hat es den geistlichen Hurenhäusern und Götzentempeln lang gedreuet, er wolle sie in die Eschen legen. So muß es je in's Werk kommen. Ja, wenn er keinen Menschen dazu könnte aufbringen, so würde er sie doch mit Donner und Blitz in die Erde schlagen.' ‚Sein Bogen ist noch gespannt, sein Schwert schmeißt noch getrost darein, sein Feuer brennet immer fort, verbrennet und verzehret ein Bisthum, ein Kloster nach dem andern.' ‚Lasset uns nur nicht Mitleiden mit ihnen haben, sondern Gott, den gerechten Richter, preisen, uns freuen und fröhlich sein im Himmelreich, in dieser Gnadenzeit der Predigt des Evangelii.' [3] Ein anderer Kanzelredner, der ‚alle Bilder von Grund aus zerstört' haben wollte, erinnerte daran, daß Luther selbst wiederholt gepredigt habe, ‚es wäre besser, daß man alle Kirchen und Stift in der Welt auswurzele und zu Pulver verbrenne, wäre auch weniger Sünde, ob's auch Jemand aus Frevel thät, denn daß eine einzige Seele in papistischen Irrthum verführt und verderbt werde.' Wenn man seine Lehre nicht annehmen wolle, da wolle er, habe ‚der Gottesmann Lutherus ausgerufen, nicht allein, daß seine Lehre Ursache wäre, die papistischen Kirchen und Klöster zu zerstören, sondern er wolle, sie lägen schon auf einem Haufen in der Asche' [4].

---

[1] Bd. 3, 506.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 254—255. Genaue Mittheilungen bei Rathgeber, Annalen 196—199.

[3] Nigrinus, Apocalypsis 631. 643. 649. Dem Titel nach sollten solche Predigten ‚allen rechten Christen zum Trost und Besserung' gereichen. In der Vorrede vom 25. Januar 1572 heißt es, die Predigten seien ‚vor zwei Jahren gehalten' worden.

[4] Ein Pfingstpredig von K. Reinholdt (1560) Bl. A [2]. Die angezogenen und noch andere derartige zeitweise Aeußerungen Luther's in dessen Sämmtl. Werken 7, 121. 131. 222—223. 330.

Was die christliche Kunst anbelangte, so hatte sich Luther wiederholt entschieden zu Gunsten derselben geäußert. ‚Ich bin nicht der Meinung,' schrieb er in der Vorrede seines Geistlichen Gesangbüchleins vom Jahre 1524, ‚daß durch's Evangelion sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musica gerne sehen im Dienste dessen, der sie gegeben und geschaffen hat.'[1] Im folgenden Jahre sprach er sich alter kirchlichen Auffassung gemäß dafür aus, ‚Bilder an die Wände zu malen um Gedächtniß und besser Verstandes willen'. ‚Es ist', schrieb er, ‚je besser, man male an die Wand, wie Gott die Welt schuf, wie Noah die Arca bauet und was mehr guter Historien sind, denn daß man sonst irgend weltlich unverschampt Ding malet; ja wollt Gott, ich kunnt die Herren und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern für Jedermanns Augen malen ließen: das wäre ein christlich Werk.' ‚Ist's nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christus' Bild im Herzen habe, warum sollt's Sünde sein, wenn ich es in Augen habe?'[2]

Aber er hob gerade diejenigen Glaubenssätze auf, welche bisher der christlichen Kunst die fruchtbarste Anregung und Förderung geboten hatten[3]. In der katholischen Vorzeit hatte insbesondere der Glaube an die wahre Gegenwart des Heilandes in der heiligen Hostie und die Aufbewahrung derselben in den Kirchen nicht allein die zahllosen Sacramentshäuschen geschaffen, sondern auch die Gotteshäuser selbst gleichsam zu Tabernakeln Gottes ausgestaltet und in Uebereinstimmung mit der alttestamentlichen Fürsorge für die Bundeslade und das heilige Gezelt und später für den Salomonischen Tempel Nichts als zu kostbar für ihren Schmuck erscheinen lassen[4]. Zugleich hatte die kirchliche Lehre von den guten Werken den mächtigsten Hebel der Kunstentwicklung gebildet: die herrlichsten Schöpfungen der Baukunst, Bildnerei und Malerei waren dem Glauben entsprossen, daß es vor Gott wohlgefällig und verdienstlich

---

[1] Sämmtl. Werke 56, 297.

[2] Sämmtl. Werke 29, 158—159. Vergl. C. Grüneisen, De Protestantismo artibus haud infesto. Stuttg. et Tubingae 1839. Citate daraus in Schorn's Kunstblatt 20, 258.

[3] Näheres bei Gaupp 566—584. Vergl. Graus 29.

[4] Bezüglich der Einwirkung des Protestantismus auf die christliche Kunst sagt Alberdingk Thijm 123: ‚Il suffit de remarquer que le protestantisme avait mis au rang des damnables hérésies le principe même de l'art, c'est-à-dire le protestantisme avait proscrit l'apparition matérielle de l'essence spirituelle, la manifestation de l'infini dans le fini. Combattre et abolir le mystère de la Sainte-Eucharistie . . . c'était défendre à l'art de se produire dans ses expressions les plus sublimes, dans la représentation matérielle de la Divinité. Au fond de toute question se retrouve la question religieuse ou théologique; personne ne s'en étonnera, puisque le principe de toutes choses se trouve en Dieu.'

sei, Kirchen zu errichten und mit dem Schönsten, dessen die Künstlerhand fähig, zu zieren.

Diese Anschauung aber erregte Luther's tiefsten Unwillen; er erklärte dieselbe nicht allein ‚für den höchsten Mißbrauch', sondern sogar für ‚Abgötterei'. Als er in den Jahren 1522 und 1523 gegen die Bilderstürmer predigte und schrieb, fand er es verwerflich, daß dieselben zur Vertheidigung ihres Vorgehens angegeben hatten, man habe die Bilder angebetet; denn ‚die Papisten' könnten erwidern: ‚Du wärest unsinnig, daß du ihnen Schuld gibst, sie beten Stein und Holz an.' Man müsse den Bilderstürmern auf diese ihre Anschuldigung antworten: ‚Bist du der Mann, der uns schuldigen darf, daß wir die Bilder haben angebetet? wie kannst du in unser Herz sehen, wie kannst du wissen, ob wir sie angebetet haben oder nicht? Ueber dieser Antwort müssen sie verstummen.' ‚Ich halt dafür, daß keiner hie sei, der den groben unsinnigen Verstand habe, daß er denke: dieß Crucifix da ist mein Christus und mein Gott, sondern er hält's allein für ein Zeichen, dabei er des Herrn Christi und seines Leidens gedenke.' Dagegen bestehe ‚die größte und fürnehmste Ursache', weßhalb es besser sei, ‚gar keine Bilder zu haben', darin, daß ‚wenn einer ein Bild in einer Kirche setzen läßt, er balde meinet, er thue Gott einen Dienst und Wohlgefallen daran und habe ein gut Werk gethan, damit er etwas von Gott wolle verdienen, welches dann rechte Abgötterei ist'. Von dieser aber sei die Welt voll. ‚Denn wer wollt irgend ein hölzen, schweig denn ein silbern oder güldenes Bild in die Kirche stellen, wenn er nicht gedächte, Gott einen Dienst daran zu thun? Meinet ihr auch, daß Fürsten, Bischöfe und andere große Hansen mehr so viel köstlicher, silberne und güldene Bilder würden haben in die Kirchen und Stift machen lassen, wenn sie es nicht dafür hielten, daß es etwas für Gott gelten solle? Ja, sie würden's wol lassen.' Man müsse predigen, daß ‚die Bilder Nichts' seien, daß ‚man Gott keinen Dienst daran thäte, wenn man Bilder aufrichte'; alsdann würden diese von selbst vergehen und umkommen [1]. Fünf Jahre später sagte Luther in seiner Auslegung des ersten Gebotes: ‚Wo das Volk unterweiset würde, daß für Gott Nichts helfe, denn sein Gnad und Barmherzigkeit, so würden die Bilder von ihnen selber wohl fallen und in Verachtung kommen, denn sie würden gedenken: soll's denn kein gut Werk sein, Bilder machen, so mache der Teufel Bilder und gemalte Tafeln; ich will nun fortan mein Geld wohl behalten oder besser anlegen.' [2]

Diese Lehre wurde häufig nur zu treu befolgt. Man beließ an vielen Orten lutherischen Bekenntnisses noch Bilder und andere Kunstwerke in den

---

[1] Sämmtl. Werke 28, 225—229. 309—310. Vergl. auch den Brief vom 25. April 1522 an den Grafen Ludwig zu Stolberg bei de Wette 2, 188.

[2] Sämmtl. Werke 36, 50.

Gotteshäusern, aber neue wurden wenig mehr bestellt. Ueberall, wo die neue Lehre vom ‚Alleinglauben' durchdrang, traf alsbald ein, was Luther gepredigt hatte: ‚Man würde nicht lang Kirchen stiften, Altar bauen, Bild aufrichten, wo man nicht meinte, man thät Gott einen Dienst damit.'[1]

Die kirchliche Baukunst, welche, von der Frömmigkeit und Opferfreudigkeit des Volkes getragen, früher die großartigsten Werke geschaffen und das ganze Bauwesen beherrscht hatte, trat in sämmtlichen protestantischen Gebieten in den Hintergrund. Es fehlte nicht allein an neuen Bauten, sondern auch viele der bereits begonnenen blieben unvollendet; viele wurden abgebrochen, weil der neue Geist ihrer nicht mehr bedurfte, mit ihren Steinen fürstliche Schlösser gebaut[2]; viele wurden zu weltlichen Zwecken verwendet. In Ulm zum Beispiel hörte man schon im Jahre 1529 auf, am Münster zu bauen, und richtete die Valentinscapelle zum Schmalzverkauf ein, mußte aber gleichzeitig dem Volke verbieten, auf dem Kirchhof ‚zu kegeln, zu messerln, in die Fenster zu werfen und sich seines Gemachs zu begehen'[3]. In Braunschweig wurde der Bau des Thurmes der St. Andreaskirche eingestellt, ‚weil man zur Lehre Luther's übergetreten' sei[4].

Vor dem Ausbruch der religiösen Umwälzung hatten Künstler und Kunsthandwerker aller Art ‚vollauf zu thun' gehabt in Folge der allgemein herrschenden Bauthätigkeit und der unzähligen Bestellungen ‚an Bildern und Geschnitz, an Gold- und Silberschmuck und anderen kirchlichen Kleinodien und Kirchengeräth und kostbaren Gewändern für den göttlichen Dienst, so Hoch und Niedrig, Bruderschaften, Zünfte und christliche Personen männlichen und weiblichen Geschlechts anfertigen ließen'. ‚Mit allem diesem', heißt es in einer Schrift vom Jahre 1524, ist ‚es jetz fast gar zu End'. ‚Kirchen und Klöster werden nicht mehr gebaut und geschmückt, wohl aber zerstört, und stehen gar viele Hände müßig'; ‚edel Kunst wird nicht viel mehr begehrt'[5].

Künstler und Kunsthandwerker brachen darüber in Klagen aus. Sie warfen, sagt Hans Sachs, Luther vor:

> All Kirchen Bäu, Zier und Geschmuck,
> Veracht er gar, er ist nit cluck;

---

[1] Sämmtl. Werke 15, 518.

[2] Zum Beispiel in Wismar und Güstrow; vergl. Lisch, Jahrbücher 3, 59 und 5, 15 Note 2; 23 Note 1. 51. In Schleswig, Wiburg u. s. w. wurden zehn und noch mehrere große Kirchen zu Grunde gerichtet. Pontoppidan, Annales 3, 34.

[3] Pressel, Ulm und sein Münster 114. 115.

[4] Vergl. Gesch. der deutschen Kunst Liefg. 11/12 S. 288.

[5] Glos und Comment uff LXXX Artickeln und Ketzerhen der Luterischen ꝛc. (Straßburg 1524) Bl. K 3.

aber das sei eine ‚Klage der Gottlosen‘, über die man Christi Urtheil hören wolle:

Glockengiesser und Organisten,
Goltschlager und Illuministen,
Handmaler, Goltschmit und Bildschnitzer,
Rotschmit, Glasmaler und Seidenfitzer,
Steinmetzen, Zimmerleut, Schreiner . . .
Den allen ist Luther ein Bschwert,
Von dir wird ein Urtheil begert.

Als Urtheil Christi wird dann angeführt: die Klagenden, welche sein Wort, nämlich Luther's Lehre,

verachten mit Drutz
von wegen ihres Eigennutz,

sollten nicht ‚sorgfältig sein um zeitlich Gut, gleich den Heiden, sondern das Reich Gottes mit Freuden suchen, das Zeitliche werde ihnen wohl zufallen; sonst werde die Hölle ihr Lohn sein‘ [1].

Aber bald erfolgten andere Klagen, welche Hans Sachs nicht mehr den Künstlern und Kunsthandwerkern, sondern ‚den Musen‘ in den Mund legte: früher seien die Künste in Deutschland ‚ehrlich gehalten worden von Jungen und Alten‘: der Gelehrten seien alle Winkel voll gewesen, und ‚überall freie Künstler und sinnreiche Werkleute ohne Zahl‘; jetzt dagegen würden alle Künste unwerth gehalten und verachtet, man suche nur noch Wollust, Gewalt und Pracht und gehe nur auf Gelderwerb aus:

Ach merk doch du,
Wie Wucher und Betriegerei
So unverschämt in Teutschland sei.
Wer Geld hat, der hat was er will,
Deshalb so gilt die Kunst nit viel . .
So müssen wir nun wol Hungers sterben,
Mit dem thörichten Volk verderben,
Drum wolln wir räumen Teutschland,
Lassen es kunstlos und ohn Verstand [2].

Es war dieselbe Klage, welche der protestantische Kunstschriftsteller Walter Rivius aus Nürnberg im Jahre 1548 erhob: es sei ‚zu erbarmen, daß etwa nicht allein dieser Zeit treffliche Künstler nicht allein keine gebührliche Ehr erlangen, sondern etwa ihr täglich Brod nicht dabei haben mögen‘. Auch Rivius gab als Grund dafür an: es seien ‚Finanz, Wucher und Betrug dermaßen erhaben und unverschämt in Schwang gekommen, daß man sich der guten Künste als eine brodlose Unruhe nicht allein wenig achtet, sondern auf's

[1] Vergl. Weller, Hans Sachs 118—120.
[2] Hans Sachs 4, 124—127. Vergl. seine Klage vom Jahr 1558 Bd. 8, 615.

Höchste verachtet und verspottet'[1]. Ziemlich gleichzeitig äußerte sich ein dritter Protestant, Heinrich Vogtherr aus Straßburg, in der Vorrede seines ,Kunstbüchlein' unumwunden, daß durch das aufgekommene neue Evangelium die Künste in Verfall gerathen seien. Gott habe, sagt er, ,aus sonderer Schickung seines heiligen Wortes jetzt zu unseren Zeiten in ganzer deutscher Nation allen subtilen und freien Künsten eine merkliche Verkleinerung und Abbruch mitgebracht, dadurch viele verursacht' worden, ,sich von solchen Künsten abzuziehen und zu anderen Hantierungen zu greifen'. Es lasse sich ,deßhalb wol ansehen, als ob in kurzen Jahren wenig, deren Handwerk als Maler und Bildschnitzer, in deutschen Landen gefunden werden sollten'[2].

In Basel stellten bereits im Jahre 1526 sämmtliche Maler dem Rathe vor, wie übel es ihnen, die sie doch Weib und Kinder hätten, aus Mangel an Arbeit ergehe; nun würden sie auch noch durch die Krämer geschädigt, welche falsche Bärte und Fastnachtsmasken feil böten: das möge der Rath doch verbieten, da es allein den Malern zustehe[3]. Der Berner Maler Niclaus Manuel griff zum Kriegsdienst, weil die Kunst seine Familie nicht mehr ernährte[4].

,Von wegen hochnöthiger Erhaltung von Weib und Kindern, da im Maler- und ander künstlich Werk ohnehin wenig mehr zu thun, und gekauft wird', wurde in den Städten schärfer als jemals früher ,die Concurrenz von Ausheimischen' ferngehalten, und die freie Ausübung der Kunst beschränkt. In Regensburg zum Beispiel wurde dem ausheimischen Maler Georg Böheim nur gestattet, das Grabmal Sebastian Schilter's auszumalen, bei Strafe aber verboten, irgend eine andere Arbeit vorzunehmen[5]. Dem Maler Matthias Kager, der sich in Augsburg niederlassen wollte, wurde zur Bedingung gemacht, nur auf Naßkalk, nicht aber in Oel zu malen[6]. Weil es den Brieger Malern an Arbeit fehlte, ließen sie sich verbriefen, daß nicht mehr als drei aufgenommen werden dürften[7]. Manche berühmte Künstlerfamilie, wie die des Hans Burgkmair, endete in Elend[8]. Der tüchtige Maler und Holzschnitzer Michael Ostendorfer lebte in Regensburg in den ärmlichsten Verhältnissen; für seine Kunstwerke erhielt er von dem protestantischen Stadtrathe so geringe Preise, daß er damit kaum seine Auslagen für Farben, Oel und Leinwand decken konnte. Er war und blieb ,der arme Michel', ,der trübselige Michel'.

---

[1] Rivius, Vitruv (Baseler Ausgabe von 1614) S. 45—46. 181. 369.

[2] Vorrede zum ,Kunstbüchlein', Straßburg 1545.

[3] Woltmann, Holbein 1, 340.

[4] Grüneisen 89. [5] Gumpelzhaimer 2, 980. [6] Rée 83.

[7] v. Zahn, Jahrbücher 2, 356. Weitere Belege, wie sehr die freie Ausübung der Kunst sich beschränkt sah, bei Andresen 2, 211. Rée 83—84. Merlo, Meister der altcölnischen Malerschule 220.

[8] Vergl. v. Lützow, Zeitschr. 19, 399.

,Wenn mir meine Herren', schrieb er einmal, ,auch ein Maß Mehl günstlich ließen verabfolgen, so wäre mir dies eine sondere Freude, ja selbst der Arbeit groß behülflich.' Hunger und Kummer über die Geringschätzung seiner Kunst trugen wesentliche Schuld an seinem oft leichtsinnigen Wandel, über den wiederholt schwere Klagen ergingen [1]. In Frankfurt am Main erhängte sich der Maler und Kupferstecher Hieronymus Wannecker aus Mangel und Schwermuth [2].

Ein anschauliches Bild von den Wirkungen der religiösen Umwälzung auf die deutsche Kunst liefert das Leben Hans Holbein des Jüngern. Noch im Jahre 1526 schuf er, der alten katholischen Auffassung und Kunstübung mit inniger Empfindung und frommer Andacht getreu, seine unvergleichliche ,Madonna des Bürgermeisters Jacob Meyer', eine Darstellung der heiligen Jungfrau als der Mutter der Barmherzigkeit, welche ihren Mantel über die vor ihr Knieenden ausbreitet [3]. Es war sein letztes großes religiöses Werk, überhaupt eines der letzten religiösen Meisterwerke deutscher Kunst im sechzehnten Jahrhundert. In Basel, wo Holbein lebte, trat in Folge des religiösen Umsturzes eine völlige Stockung aller Kunstthätigkeit ein. Holbein mußte seine herrlichen Wandbilder am dortigen Rathhause [4] aufgeben und um das tägliche Brod gewöhnliche Anstreicherarbeiten verrichten. Erwerbslosigkeit zwang ihn, nach England auszuwandern. ,Hier frieren die Künste', schrieb Erasmus im Jahre 1526 in einem Briefe, in welchem er den abreisenden Künstler einem Freunde in Antwerpen empfahl. Als Holbein im Jahre 1529 nach Basel zurückkehrte, hatte dort bereits der Bildersturm gewüthet, auch mehrere seiner eigenen Werke waren vernichtet worden. Die Anweisung, welche der Baseler Rath in seiner neuen ,Ordnung' bezüglich der religiösen Bilder ertheilte: Gott habe ,alle diejenigen verflucht, so Bilder machen', gab dem großen Künstler wenig Aussicht auf neue Bestellungen; es wurde ihm nur der Auftrag zu Theil, am Uhrwerk des Rheinthores das Bild des ,Lalenkönigs' neu anzustreichen. Um Arbeit zu suchen, zog er wiederum nach England und er kam so bald nicht zurück, obwohl der Baseler Rath ihm zusicherte, inskünftig besser für ihn sorgen zu wollen, damit er Weib und Kinder ernähren könne. In England wurde er Hofmaler Heinrich's VIII. und mußte den König, dessen Höflinge und Kebsweiber darstellen. Ueberhaupt blieb seine höhere Thätigkeit auf

---

[1] Näheres bei Schuegraf 8–76. Besonders beachtenswerth sind die Einzelnheiten über die Anfertigung seines Altarwerks für die Pfarrkirche 34—43. Vergl. Gumpelzhaimer 2, 893.

[2] Kirchner, Gesch. von Frankfurt 2, 460.

[3] Vergl. C. v. Lützow in der Separatbeil. zur ,Chronik für vervielfältigende Kunst' 1888 Nr. 1. In eine frühere Zeit als 1526 kann diese Meisterschöpfung nicht versetzt werden; vergl. E. His in v. Zahn's Jahrbüchern 3, 157.

[4] Vergl. Woltmann, Holbein 1, 293—302.

Bildnisse beschränkt. Daneben beschäftigte er sich vorzugsweise mit allerlei Vorlagen für die Kleinkunst: für Tafelaufsätze, Becher, Uhren, Dolchscheiden und Anderes. Bei seinem Tode im Jahre 1543 hinterließ er Schulden und als Besitz nur ein Pferd und einige Habe. Für die deutschen Künstler war es kein gutes Beispiel, daß er sich um seine Frau und Kinder in Basel nicht mehr gekümmert hatte. Von denselben ist auch in seinem Testamente nicht die Rede, sondern nur von zwei anderen Kindern, die er außerehelich in England erzeugt hatte. Diese sollten aus dem Erlös seiner Habe, nachdem die Schulden bezahlt worden, ein Monatsgeld von sieben Schilling und sechs Pence erhalten [1].

So endete heimatlos in der Fremde einer der größten Künstler, welche je auf deutschem Boden geboren worden.

Die alte Kirche war die Mutter und Ernährerin der Künste gewesen, die neue Kirche brachte es zu keinen hervorragenden künstlerischen Schöpfungen religiöser Art. In der Malerei gingen aus der Werkstätte Lucas Cranach's, der als ‚der größte Maler im Dienste des heiligen Evangeliums' gefeiert wurde, manche dogmatisirende Tendenzbilder zur Darstellung der lutherischen Rechtfertigungslehre hervor, aber die Kunst kommt bei all' diesen Bildern kaum zu Wort [2]. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war es im pro-

[1] Woltmann 2, 358—360. Grimm, Künstler und Kunstwerke 2, 129. Daß Holbein seine Familie in Basel im Stiche ließ, weiß W. A. Becker 1, 391 so zu entschuldigen: ‚Wenn man das Bild derselben, welches er von Frau und Kindern malte (‚die reizlose und verdrießliche Frau mit gerötheten Augen, das unschöne Mädchen und den verkümmerten Knaben'), betrachtet, so läßt es sich denken, daß es ihm unthunlich schien, diese Frau in die Cirkel einzuführen, in denen er sich in London bewegte, abgesehen davon, daß er es gern vermeiden mochte, die neue Lebenssphäre, in welcher er sich bewegte, von ehelichen Gewittern trüben zu lassen'!

[2] Darüber sind die meisten protestantischen Kunsthistoriker einig; vergl. Rosenberg 25. Waagen, Malerei 1, 249—252. Woltmann, Deutsche Kunst und Reformation 35—36. Das den Bildern zugeschriebene Wort mußte ‚den Rebus des Gedankens erläutern'. Lindau 239—240. Cranach's ‚Sündenfall' wurde mit eigens dazu bedruckten Zetteln beklebt. Schuchardt 3, 200; vergl. 2, 107—109. Cranach's ‚große Altarbilder in den Stadtkirchen zu Wittenberg, Weimar zeigen den Mangel an Tiefe und Originalität am meisten; sie predigen Glaubenssätze, aber nur selten zeigt sich ein Kopf von tieferer Auffassung und starkem geistigem Leben'. Leixner 231. Cranach, sagt Schnaase (Kunstblatt 1849 No. 14), ‚geht zwar mit Hinterlassung einer stereotypen Schule, deren Bilder nur durch die Verminderung des Kunstwerthes, nicht durch irgend ein eigenes Talent von denen des Meisters zu unterscheiden sind, aber ohne bleibenden Einfluß auf die Kunst unter'. — ‚In der Zeit, wo der Bruch mit der vorreformatorischen Tradition in der deutschen Kunst im Allgemeinen kenntlich hervortritt — und das wäre die Periode, die man als die der „protestantischen Kunst" bezeichnen könnte — ist dieselbe ein von den Religionsstürmen des 16. Jahrhunderts entlaubter Baum, dessen letzte Blüten Cranach und Holbein gleichzeitig mit in ihr Grab genommen hatten.' Lindau 122—123.

testantischen Deutschland mit aller religiösen Kunst zu Ende[1]. Man konnte von Neuem erkennen, wie innig die Kunst mit den Ereignissen im allgemeinen Leben eines Volkes zusammenhängt, wie getreu sie das ganze Bild einer Zeit wie im Spiegel zeigt. Abgesehen von allen anderen Ursachen, welche den Verfall der religiösen Kunst herbeiführten, mußte diese schon deßhalb allmählich zu Grunde gehen, weil ihr in Folge der Religionsstreitigkeiten ein tödtliches Gift eingeimpft worden war.

Früher war die Kunst ‚die Erklärerin der heiligsten und höchsten Empfindungen' gewesen, sie hatte die Menschen aus der irdischen Noth emporgehoben und ‚die frohe Botschaft aus dem Jenseits' verkündigt, hatte zur Andacht und Erbauung gedient und als ‚edle Himmelstochter' den Frieden gepredigt, jetzt sah sie sich in den wilden Strudel des religiösen Parteitreibens hineingezogen, dem Dämon des Hasses und des Hohnes dienstbar gemacht.

---

[1] ‚Die abgeschlossenen Confessionen, welche aus den reformatorischen Bewegungen hervorgingen, hatten keine Kunst. Selbst die katholische Gegenreformation besaß mehr schöpferische Kraft.' ‚Durch sie ging ein Strom des Lebens, der dem Protestantismus fehlte, hin.' Woltmann, Deutsche Kunst und Reformation 37. ‚Nur confessionelle Beschränktheit könnte läugnen, daß die deutsche Kunst, vorab die bildende, vor der Reformation höher stand als nach derselben. Nahezu zwei Jahrhunderte lang brachten die Baukunst, Bildnerei und Malerei nichts mehr in Deutschland zuwege, was den Schöpfungen dieser Künste unmittelbar vor oder gleichzeitig mit der Kirchenspaltung gleichzustellen wäre.' Scherr, Germania 240. ‚Die protestantische Welt überließ sich der Knechtung der Geistlichen.' ‚Das frische religiöse Leben war gänzlich verschwunden; Formeln beherrschten Alles.' ‚Hier Buchstabenglauben, dort Moral, damit sollten sich die Gewissen beruhigen — wie konnte daraus eine religiöse Kunst hervorgehen, wie Begeisterung zur Ausführung großer Kirchenbauten, wie zur Schöpfung tiefempfundener Bilder religiösen oder biblischen Lebens!' Falke, Gesch. des Geschmacks 148—149. Im Allgemeinen bemerkt Riegel, Grundriß der bildenden Künste 279: ‚Es gibt keine protestantische Kunst, denn sobald die Kunst kirchlich werden will, wird und muß sie sofort katholisch werden.'

2. Die Kunst im Dienste confessioneller Polemik [1].

Wie im fünfzehnten Jahrhundert die Husiten ‚viel schändliche Gemälde‘ zur Verspottung des Papstes und der gesammten Geistlichkeit verfertigt hatten [2], so glaubten ‚jetzo in Deutschland sehr viele Stecher, Holzschneider und Maler sich dadurch herfürthun zu müssen und viel Geldes zu gewinnen, daß sie, ohngeachtet die Kunst doch auf Frommheit, Frieden und Beseelung sollte bedacht sein, ungezählte Spott-, Schand- und Lasterbilder, so zu nichts Anderm denn zu Häßigem und unreinen Gelüsten förderlich, wider Geistliche und Weltliche‘ anfertigten und ausbreiteten [3].

Bezeichnender Weise verbindet sich in diesen Darstellungen mit dem Ausdruck des Hasses eine Vorliebe für Gemeines und Unzüchtiges. Ein Hauptvertreter dieser entarteten Kunstrichtung war der Berner Maler Niclaus Manuel. Wie er keine Scheu trug, durch ein Wandgemälde an seinem eigenen Hause seinen Großvater zu verhöhnen [4], so überschüttete er auch mit giftiger Wuth und schamlosem Spott die ganze alte Kirche. Selbst eine ‚Auferstehung Christi‘ benutzte er, um eine unzüchtige Scene zwischen einem Mönch und einer Nonne anzubringen [5].

---

[1] Dem Leser wird es nicht weniger widerwärtig sein, in diesem Abschnitt so viel Abstoßendes an einander gereiht zu finden, als es dem Verfasser widerwärtig war, dasselbe zu sammeln. Aber die Arbeit erschien nothwendig, um ein Gesammtbild der Zeit zu geben, und um durch die Masse des Materials darzuthun, daß es sich hier nicht um vereinzelte Auswüchse handelt, sondern um eine das ganze Zeitalter hindurch herrschende Richtung. Wie auf literarischem, so ging gewissermaßen auch auf künstlerischem Gebiete dem dreißigjährigen Vernichtungskrieg ein hundertjähriger geistiger Kriegszustand voraus.

[2] Vergl. Schultz, Gesch. der Breslauer Maler-Innung 12 Note 2.

[3] Ein Erklerung des Vater Unsers (1617) Bl. 9 a.

[4] Grüneisen 269. Vergl. was darüber F. S. Vögelin sagt bei Baechtold, Manuel LXXIV; vgl. auch XXVII.

[5] Grüneisen 185. Auf seinem Wappen finden sich zwei Priester in Wolfshäuten, die mit ihren Krallen den Rosenkranz halten. S. 183. Ueber Manuel als Maler sagt F. S. Vögelin bei Baechtold CX: ‚In der katholischen Weltansicht aufgewachsen und als Künstler ihr dienend, hat Manuel frühzeitig die Waffen seines Geistes und seiner Kunst gegen das Gebäude des Katholicismus gerichtet. Er hat nicht am mindesten zum Sturze desselben in unseren Gegenden beigetragen, damit aber auch den Boden seiner eigenen Kunstthätigkeit erschüttert. Die Reformation zerstörte die kirchliche, aber sie erzeugte keine nationale Kunst.‘

Hans Holbein war besonders während seines Aufenthaltes in England, nachdem er dem Könige Heinrich VIII. als Hofmaler dienstbar geworden, für die Protestanten thätig. In einer Reihenfolge von Zeichnungen, die ‚Passion Christi‘ darstellend, bestehen die Richter, Widersacher und Henker des Heilandes aus Papst, Mönchen und Priestern. Judas ist ein Mönch, Kaiphas ist der Papst, welcher das Urtheil spricht, Geistliche geißeln und verspotten den Heiland und führen ihn zum Tode [1]. Die zahllosen, seit Anfang der zwanziger Jahre massenhaft verbreiteten Schmähschriften waren sehr häufig mit Holzschnitten versehen, welche ‚das verfluchte teuflische Pfaffengeschlecht dem gemeinen Mann fein hübsch abcunterfeien und einbilden‘ sollten. Auf einer Holzschnittbeigabe zu einer solchen Schrift sitzt ein Geistlicher auf einer Bank gegenüber einer Kirche: ein in der Luft schwebender Teufel hat ihm die abgebrochene Thurmspitze in den Mund gesteckt, ein anderer Teufel in der Luft trägt in jeder Hand eine Tafel, auf der zwei Schlüssel sich kreuzen. Eine zweite Schrift hat als Titelbild einen feisten Papst, welchen Teufel emportragen; eine dritte den Papst auf dem Throne, Cardinäle, Bischöfe, Geistliche und Mönche, alle mit Wolfsköpfen; Gänse gehen umher und beten, während ein Mönch mit einem Katzenkopf die Laute schlägt; eine vierte zeigt einen Bischof und einen Mönch mit einem Katzenkopf, einen andern mit einem Bockskopf, welche gegen ein Kreuz anstürmen [2]. Die wiederholten kaiserlichen Verbote, daß ‚nichts Schmähliches, Pasquills oder anderer Weise, geschrieben, in Druck gebracht, gemalt, geschnitzt, gegossen‘, und dergleichen Schriften, Gemälde, Abgüsse, Geschnitztes und Gemachtes feilgeboten und umgetragen werden dürften, blieben meist wirkungslos [3]. Der Rath zu Nürnberg ließ einmal im Jahre 1549 ärgerliche und schmähliche, gegen die katholische Kirche, ihre Lehren und Priester gerichtete Gemälde wegnehmen und die Verbreiter derselben aus der Stadt weisen. Aber solch ‚schmälige Gemeld‘ erschienen immer von Neuem. Als sich der Kaiser wiederholt darüber beschwerte, schob der Rath im Jahre 1551 die Schuld auf die fremden Boten und Briefträger, welche ‚dergleichen unter gemeine Bürgerschaft geschoben‘ [4].

---

[1] Woltmann, Holbein 2, 225 fll. Ueber zwei dem Künstler zugeschriebene Holzschnitte aus früherer Zeit, ‚Ablaßhandel‘ und ‚Christus das wahre Licht‘, vergl. Woltmann 2, 74—76. Passavant 3, 380 no. 28. 29. Auf letzterm Blatte wenden der Papst, ein Bischof, ein Chorherr und Mönche dem Lichte den Rücken zu und eilen mit geschlossenen Augen in den Abgrund, ihnen voran Aristoteles und Plato; letzterer ist bereits in den Abgrund gefallen. Der Künstler brachte hier die durch zahlreiche Prädikanten beförderte Mißachtung der griechischen Philosophie zum Ausdruck.

[2] Schade 1, 181 (vergl. 180) und 2, 352 und 3, 221. 255. Hagen 2, 181.

[3] Dergleichen Verbote verzeichnet Voigt, Ueber Pasquille 351—358.

[4] J. Baader in v. Zahn's Jahrbüchern 1, 225—226; vergl. 233 die Rathserlasse von 1535 und 1546 gegen die Formschneider, die sich ‚aller schändlichen Gebicht und Gemäld‘ enthalten sollten.

Ueber die Wirkungen solcher Spottbilder sprach Luther sich bereits zur Zeit des Bauernkrieges aus. ‚Der gemeine Mann', schrieb er am 2. Juni 1525 an den Erzbischof Albrecht von Mainz, ‚ist nun so weit berichtet und in Verstand kommen, wie der geistliche Stand Nichts sei: an alle Wände malete man auf allerlei Zettel, zuletzt auch auf den Kartenspielen, Pfaffen und Mönche', so daß es ‚gleich ein Eckel worden, wo man eine geistliche Person sieht oder hört' [1].

Luther selbst war keineswegs bemüht, die Kunst vor solchen Ausschreitungen zu bewahren. Im Jahre 1526 forderte er seine Anhänger auf, ‚das edle Götzengeschlecht' des römischen Antichristes auch mit ‚Malen' anzugreifen; man müsse dessen Dreck, ‚der so gern stinken wolle, weidlich rühren, bis sie Maul und Nasen voll kriegen': ‚unselig sei, der hie faul ist, weil er weiß, daß er Gott einen Dienst daran thut.' [2] Am willigsten folgte Lucas Cranach dieser Mahnung. Bereits im Jahre 1521 hatte er in einem ‚Passional Christi und Antichristi' das Papstthum bekämpft [3]; später vertrieb er aus Wittenberg alle möglichen Zerrbilder und Schmachbilder, und noch als dreiundsiebzigjähriger Greis fertigte er als ‚Abbildung des Papstthums' jene zum Theil unsagbar gemeinen Holzschnitte an, welche Luther unter seinem Namen und mit Reimen versehen im Jahre 1545 herausgab. Luther, sagt dessen begeisterter Verehrer Mathesius, ‚ließ' im Jahre 1545 ‚viel scharpffer Gemelde abreißen, darin er den Leyen, so nicht lesen konnten, des Antichrists Wesen und Gräuel fürbildet, wie der Geist Gottes in der Offenbarung Johannis die rothe Hure von Babilon hat abcontrofactirt' [4].

Auf einem dieser Holzschnitte Cranach's hält der Papst eine Bannbulle, aus welcher Flammen und Steine nach zwei vor ihm stehenden Männern sprühen, die dem Papste ihren entblößten dampfenden Hintern zeigen. Auf einem zweiten reitet der Papst in vollem Ornate auf einer Sau und segnet mit der rechten Hand einen auf der linken Hand getragenen Haufen rauchenden Kothes, nach welchem die Sau den Rüssel streckt. Auf einem dritten entledigt sich ein Mann in die auf einen Tisch gestellte umgekehrte päpstliche Krone, ein anderer bereitet sich vor, dasselbe zu thun, während ein dritter neben dem Tisch sein Gewand wieder zuknöpft. Unter Berufung auf die heilige Schrift lautet zu letzterm Blatte die Unterschrift Luther's:

---

[1] Bei de Wette, Luther's Briefe 2, 674.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 573—574. Die Zeichnungen zu den Holzschnitten dieser Abmalung des Papstthums lieferte Hans Sebald Beham; vergl. Rosenberg 11—12. 126 No. 211.

[3] Passional Christi und Antichristi. Lucas Cranach's Holzschnitte mit dem Text von Melanchthon. Mit einer Einleitung von G. Kawerau. Berlin 1885.

[4] Historien von des ehrwürdigen in Gott seligen theuren Mannes Gottes Lutheri 2c. (Nürnberg 1570) Bl. 167b.

Papst hat dem Reiche Christi gethon
Wie man hie handelt seine Cron.
Macht's ir zwiefältig, spricht der Geist (Apoc. 18)
Schenckt getrost ein: Gott ist's, der's heist[1].

Peter Gottland, ein Schüler Cranach's, ließ einen triumphirenden Christusknaben den Schaft des Siegesspeeres einem vierfüßigen Ungeheuer mit drei Köpfen, deren einer ein Papstkopf mit der Tiara, in den Leib jagen: aus dem aufgerissenen Leibe dringen Schlangen hervor[2]. Ein anderer Künstler zeichnete den Papst als einen dreiköpfigen Drachen; ein dritter als einen Giftspeier; ein vierter als einen Kartenspieler in Gesellschaft von Teufeln, Türken und Juden; ein fünfter als einen Schwelger bei einem unzüchtigen Gelage; ein sechster setzte ihn auf einen Drachen, dessen Schlund den Eingang zur Hölle bildete, in welche der Teufel mit einem Blendspiegel Kaiser, Könige, Bischöfe, Fürsten und Herren, Geistliche und Kaufleute hineinlockt[3].

Als ‚Gorgoneum Caput', ‚ein fremd Römisch Meerwunder, neulicher Zeit in den neuen Inseln gefunden', verfertigte Tobias Stimmer im Jahre 1577 ein Spottbild: der Papst trägt statt der Tiara eine mit Kerzen und anderen Gegenständen besetzte Glocke, die Nase bildet ein Fisch, das Auge ein Hostienbecher, den Mund eine Kanne mit halb geöffnetem Deckel, den Rücken ein Missale mit dem päpstlichen Wappen; im Schweifwerk ist unter Anderm ein

[1] Schuchardt, Cranach 1, 176 und 2, 248—255; dazu 3, 231: am ersten Reformationsjubiläum im Jahre 1617 neu aufgelegt. Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 552 und Note 4. A. W. Becker 1, 360 bezeichnet diese Kunstleistungen Cranach's als ‚eine derbe Kost', welche ‚der gesunde Magen der damaligen Volksbildung und Sitte verdauen konnte'! Lindau, der in seiner Biographie Cranach's diesen als den ‚echtesten Maler der Reformation' lobpreist (S. 401), macht seine Leser mit den Carricaturen gar nicht bekannt. Er führt dieselben S. 341 nur an als eine ‚Sammlung einiger Bilder, die Cranach im Lauf der Zeit gegen das Papstthum gefertigt hatte'.

[2] Schuchardt, Cranach 3, 105—106.

[3] Verzeichniß dieser und vieler anderen Schmachbilder bei Drugulin 21 Nr. 112. 115. 119, ferner 22 Nr. 120—124. 136 und 39 Nr. 322. 324. Bartsch 8, 413 und 9, 157. Passavant, Peintre-Graveur 3, 126. 309 (Cyclus von zehn Carricaturen) und 4, 182. 224. 227. 281. Heller 361. 872. 873. 893. Andresen 3, 46—48. Vergl. auch die Schmähbilder in der Antithesis de praeclaris Christi et indignis Papae facinoribus . . . per Zachariam Durentium (ist der Buchdrucker). 1557 ohne Ort. Der westfälische Kupferstecher Heinrich Aldegrever gab in seinen Arbeiten ‚die geistliche Gewalt auf jede Art dem Spotte und der Verachtung des Pöbels preis'; seine Werke ‚erhielten immer mehr den Beifall der durch die fanatischen Wiedertäufer stärker aufgeregten Bürger' zu Soest. Gehrken 7—8. Ueber den Nürnberger Künstler Peter Flötner schreibt Neudörffer 115: ‚Was dieser Flötner für sich selbst gemacht hat, oder machet, das mußten eitel wüste und abscheuliche Angesichte und Gemäld in Form der langen Creuzfahrten von Mönchen, Nonnen und Pfaffen, die er gerissen und in Druck gegeben hat, sein.'

Wolf im Bischofsornat mit einem Schaf im Maul und ein Schwein mit einem Rauchgefäß angebracht [1]. Auf einem andern Blatte Stimmer's hält ein Teufel den Stab des Papstes, welcher von dem hl. Petrus, dem er den Schlüssel des Himmelreichs entreißen will, mit geballter Faust geschlagen wird. Johann Fischart erläuterte ‚zur Schand dem finstern Eulengesicht' beide Blätter durch Reime [2]. Im Geiste Cranach's verfertigte ein Künstler im Jahre 1586 ein großes farbiges Spottbild auf ein vom Papste Gregor XIII. verkündetes Jubiläum: der Papst mit Tiara und dreifachem Kreuz reitet auf einer Sau und trägt die Ablaßbulle, auf welcher ein Haufen rauchenden Menschenkothes; vor ihm knieen der Kaiser, ein Cardinal, die Kurfürsten von Mainz und Trier und Andere, hinter ihm steht der Teufel mit herausgestreckter Zunge [3]. Auch Spottmedaillen wurden verbreitet. Eine derselben zeigt auf der einen Seite den Doppelkopf des Papstes und des Teufels, auf der andern den eines Cardinals und eines Narren [4].

Der Franciscaner Johannes Nas sprach von ‚mehr denn dreißig' Künstlern, welche es darauf abgesehen hätten, ‚den Papst und ganze Clerisei als Christi Feinde, Ungethüme und Sendboten des Teufels hinzustellen und dem Volke gehässig zu machen'. ‚Sie geben auch', schrieb er, ‚der Jugend unzüchtige Bilder von Mönchen, Geistlichen und Nonnen in die Hand und setzen darunter schandbare Reime, und schicken Alles durch Briefträger und Hausirer in's Land.' [5]

Auf einem Holzschnitt entblößt ein Mönch eine auf der Erde liegende Nonne, um sie mit einem an einer Stange befestigten Fuchsschwanze zu geißeln. Die Unterschrift lautet: ‚Im Klostergarten wird verricht solch Disciplin wie man hie sicht.' Ein anderes Schmutzblatt gab Veranlassung zu der Erklärung:

Hie richten Münch und Nonnen an,
Was sie zuvor gekochet han,
Und schleifen aus ein schöne Zucht,
Die da ist ihrer Keuschheit Frucht,
Dazu der Bapst ihn leuchten thut
Und siehet durch die Brille gut;

[1] Andresen 3, 47. Passavant 3, 457 no. 90.

[2] Andresen 3, 45. Vergl. Kurz, Fischart 3, 243—246.

[3] Im Thesaurus picturarum auf der Hofbibliothek zu Darmstadt, Bd. Calumniae et Sycophantiae etc. fol. 113.

[4] R. Lepke's Kunstcatalog No. 644 (Berlin 1888) No. 886. — In der Cölner Erzdiöcese verhöhnten reformirte Topfwarenbäcker zu Frechen im Jahre 1604 durch bildliche Darstellungen die katholischen Lehren und Einrichtungen, einen celebrirenden Mönch u. s. w.; vergl. Ennen, Gesch. der Stadt Cöln 5, 383. Rosellen, Gesch. der Pfarreien des Dekanates Brühl (Cöln 1887) S. 274—275.

[5] Angeführt in: Ein Erklerung des Vater Unsers (1617) Bl. 9a. Vergl. Gretser, Opera 6, 8—12.

der Teufel bläst dem mit einer Nonne buhlenden Mönch mittelst eines Blasbalgs in's Ohr. Gleich widerlich ist ein weiteres Blatt: zwei Nonnen ziehen einen auf einer Karre liegenden betrunkenen Mönch, eine dritte treibt sie mit einer Peitsche an, zwei Nonnen folgen; darunter steht:

O ir lieben Schwestern alle,
Eilend bald mit großem Schalle
Mit diesem Bruder zum Arzte gut,
Dem sein Virschl auch vast we tut.

Ein viertes großes Blatt mit der Aufschrift: ‚Der Münch und Nunnen Kirwei und Ablaß' stellt eine Procession von Mönchen und Nonnen dar: sie wird eröffnet durch einen Fuchs, über welchen ein feister Mönch das Weihrauchfaß schwingt; mehrere Mönche saufen, mehrere übergeben sich und so weiter. Ein fünftes Blatt zeigt oben drei nackte Teufel auf einem Galgen; aus dem Körper des mittlern gehen auf natürlichem Wege die Mönche hervor . . . eine längere Erklärung verdeutlicht den Vorgang[1]. Daß der Teufel immer dabei, wenn zwei Mönche sich begegnen, sollte ein sechstes Blatt versinnbilden[2]. Im Jahre 1569 wurde ein mit einem erklärenden Gedicht versehener Holzschnitt verbreitet, welcher ‚der Suiten, welche sich Jesuiten nennen, Ankunft, Art und Eigenschaft' schildern sollte. Der Papst, als Schwein auf einem Kissen liegend, gebiert die Jesuiten unter dem Gebet der Geistlichkeit und dem Beistand der Furien, welche Hebammendienste leisten; sie bilden Schweinen ähnliche Ungethüme, wühlen in einer Kirche die Gräber auf und werden dann von einem Hund und einem Schwein in einem Stall unterrichtet[3].

‚Es ist sehr wohlgethan von den kunstreichen Menschen,' verkündete ein Prediger am ersten Ostertage 1572 seiner Gemeinde auf der Kanzel, ‚daß sie nach des theuern Gottesmannes Martini Lutheri heilsamer Anweisung auch in Gemäl und Bildstichen das verfluchte Papstthum sammt allem päpstischen satanischen Geschmeiß, Teufeln und Hexen, so alle mit einander im Bunde Gottes Wort und heilige, um Hülfe schreiende Religion verfolgen und verdammen, zu Lieb der gottseligen Christen erschröcklich abconterfeien.'[4] So hatte beispielsweise der Nürnberger Kupferätzer Matthias Zündt die christliche Religion dargestellt als ein schreiendes Weib: dämonische Vogelgestalten mit der päpstlichen Tiara und einem Cardinalshut auf dem Kopf kommen aus

---

[1] . . . cucullati dirupto podice fratres
Exiliunt, varia veste, colore, animo
. . . arridens totum dispersit in orbem
Tot monachos, mundi crimen et exitium.

[2] Diese sämmtlichen Spottbilder im Thesaurus picturarum auf der Hofbibliothek zu Darmstadt, Bd. Antichristiana fol. 249. 253. 258. 263. 266. 270.

[3] Drugulin 41 No. 338.

[4] Osterpredigt von Melchior Zeysig (Jhena 1572) S. 8.

der Hölle hervor; drei satanische Gestalten erheben sich aus dem Wasser; ein altes Weib mit Bocksfüßen steigt an das Ufer und hält mit einer Gabel einen rauchenden Topf [1].

Ein Spottbild auf die heilige Hostie, diesen ‚giftigen Brodgott‘, mit der Ueberschrift: ‚Die Geburt von Jan de Weißes‘ [2], veranlaßte die Ausdeutung: ‚Dieses Brodgotts Vater, der Müller, der ihn mület, ist ein Dieb; die Nunn, die ihn backt, ist ein Hur; sein Pfetter, der Pfaf, der ihn consecrirt und den Namen gibt oder ihn zum Gott macht, ist gemeinlich ein verhurter Schandbub. Dieses ist des Brodgottes herrlich Geschlecht und stattlich Ankunft, der heut zu Tage schier die ganze Welt bedört.‘ [3]

Selbst in den mit Bildern versehenen Bibelausgaben machte sich die Polemik geltend, zum Beispiel in der von Virgil Solis und Jost Amman mit ‚schönen Figuren‘ versehenen Frankfurter Ausgabe der lutherischen Uebersetzung. In der Apocalypse trägt das greuliche ‚Thier, das aus dem Abgrunde aufsteigt‘, eine päpstliche Tiara, und der Papst betet das siebenköpfige Ungeheuer an; Randbemerkungen fügen zur Erläuterung des Textes bei, daß hier von ‚päpstlichen Greueln‘ die Rede sei [4]. Ueberhaupt dienten insbesondere die Auslegungen der Apocalypse zu den maßlosesten Angriffen gegen Papstthum und ‚Papisten‘; sie wurden mit Holzschnitten und ‚zierlichen Reimen‘ versehen, damit ‚das gemeine Volk die teuflischen Greuel der römischen Satansschule leibhaftig vor Augen habe, und die Reime bedächtiglich im Sinn halten möge‘. So verfuhr unter Anderen der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1593 bei Herausgabe seiner sechzig Predigten über die Apocalypse: Wer, sagt er,

Wer noch nicht kennt den Antichrist,
Des Bapstthumbs Grund und Argelist,
Gewalt, Frevel und böse Stück,
Auch der Erzketzer hellsche Tück . .
Betrachte wol diß Buchs Inhalt
Und alle Bilder, darin fürgestallt,
So würde er's gleich greifen mit Händt,
Er sei denn ganz und gar verblendt [5].

---

[1] Andresen 1, 16. [2] Jean le Blanc.

[3] Thesaurus picturarum auf der Hofbibl. zu Darmstadt, Bd. Calumniae etc. fol. 95. Calvinisten verfertigten Spottbilder auf den ‚lutherischen Brodgott‘, auf die Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes Christi und deren Hauptverfechter Jacob Andreä als neuen deutschen Papst mit einem Katzenkopf und päpstlichen Amtszeichen. In dem Band Calumniae fol. 82. 86. 88 fll. Unter den Ubiquitätsbildern steht: Pandora ubiquistica concepit dolum, peperit mendacium et monstrum alit horrendum. Ein Spottbild der Lutheraner gegen die Calvinisten verzeichnet bei Drugulin 72 No. 790.

[4] Biblia, Teutsch (1561) Bl. 402^{b} fll.

[5] Nigrinus, Apocalypsis Bl. jjjj^{b}.

Bei einem der Bilder lautet auch hier die Erklärung:

Das scheuslich und grewliche Thier,
So aus dem Abgrund kreucht herfür,
Bedeut den Römischen Antichrist . . .

Bei einem andern:

Das Thier, so auf dem Sand thut ston
Mit zehn Hörnern und sieben Kron,
Die Stadt Rom und ihr Reich bedeut,
So herrschet über viel Land und Leut,
Welches dem Satan gedient allzeit . . .
Das ander Thier, so bei ihm steht
Mit Lambshörnern, gleich eim Prophet,
So prediget von großer Sach,
Und redet doch nur wie ein Drach,
Den Bapst und sein Herrschaft vorbildt,
Den man recht den Antichrist schildt:
Vom Teufel solch Reich ist gestift,
Ist nichts denn Mord, Lügen und Gift [1].

Auch ganze Sammlungen von Spott- und Schandbildern wurden verbreitet. Um das Jahr 1560 erschien zu Basel eine mit mehr als hundert Holzschnitten versehene Schrift ‚Von der erschröcklichen Zerstörung und Niederlage des ganzen Papstthums, geprophezeit und geweissagt durch die Propheten, Christum und seine Apostel und aus Johannis Apocalypsi figürlich und sichtlich gesehen, zu Nutz und Gut der Seelen zum ewigen Leben.‘ [2] Zehn Jahre später gab Theophrastus Paracelsus eine Menge von ‚magischen‘ Papstbildern heraus, welche einst, sagte er, zu Nürnberg gefunden worden seien und welche er nun ‚magisch erklären‘ wolle. Es sind Schmähbilder mit einer ebenso gehässigen wie verworrenen Ausdeutung. Auf einem der Holzschnitte sieht man den Papst mit dreifacher Krone und Chorkappe, wie er mit der rechten Hand einen Adler erwürgt, ‚das ist der Kaiser‘; in der linken hält er einen in eine dreizinkige Gabel auslaufenden Stab, ein Sinnbild ‚der falschen Gewalt‘, welche er ‚von der heiligen Dreieinigkeit herleitet‘; zu seinen Füßen steht ein Hahn und eine Gans als Conterfei ‚der niedern Pfaffheit, welche die Laien und das gemeine Volk‘ verderbe; ein Mönch, auf dessen Kopf ein Teufel herabfliegt, ‚bedeutet alle Orden‘, ‚denn seit Barbarossa aufgetreten, hat kein Mönch je etwas Anderes im Sinne gehabt, als Trug und Lug und Ränke‘ [3]. In

[1] Apocalypsis 339. 424—425. Vergl. 271. 530.

[2] Weller, Annalen 1, 322 No. 159 und dazu 2, 549.

[3] Expositio vera harum imaginum olim Nurenbergae repertarum ex fundatissimo verae Magiae Vaticinio deducta, per Doctorem Theophrastum Paracelsum (1570, ohne Ort) Bl. 9—10. Vergl. dazu die mit dreißig großen satirischen Holz-

einem im Jahre 1600 zu Lauingen erschienenen großen Werk des pfalzgräflich zweibrückischen Rathes Johann Wolf finden sich zahlreiche wüste und zum Theil unzüchtige Abbildungen, um Papst und Geistlichkeit dem Aergerniß und dem Spotte preiszugeben; zu den verhältnißmäßig anständigen gehören: ein Esel liest Messe; ein Wolf predigt in Mönchsgewand vor vielen, von einem Hanswurst bewachten Gänsen, deren jede eine Pater=Noster=Schnur im Schnabel hält[1]. Ein im Jahre 1615 mit erklärendem Text versehenes Bilderbuch ‚Von der schrecklichen Zerstörung des Papsttums'[2] führt die ‚Päpstin Agnes' vor als babylonische Hure auf der siebenköpfigen Bestie: sie tränkt den Kaiser und neun andere Fürsten, die auf den Knieen liegen, aus dem Kelche der Unzucht. Auf einem zweiten Bilde regnet der ‚Salvator' Feuer und Schwefel auf Papst, Bischöfe und Mönche. Auf einem dritten wird das Papstthum geplündert: der Kaiser greift nach Tiara und Kreuz, ein König zieht dem Papste das Meßgewand über die Ohren, Priester und Mönche liegen zwischen Teufelshunden halbnackt am Boden. Auf einem vierten werden sie Alle in den Höllenrachen getrieben. Dagegen erscheinen auf einem andern Bilde neben dem Lamm im Glorienschein die auserwählten Prädikanten[3].

Sogar in den Kirchen kamen polemische Bilder zur Geltung. Ein Gemälde in der Schloßkirche zu Wittenberg stellt Luther auf der Kanzel dar: mit der rechten Hand weist er auf den Gekreuzigten, mit der linken auf den Papst und die Cardinäle, die in den offenen Höllenschlund hineinfahren. Ein ‚Weinberg des Herrn' in der Stadtkirche zu Wittenberg von Cranach dem Jüngern zeigt den Papst mit der Tiara, der mit seinem Kreuzstab ergrimmt die Trauben von den Stöcken herabschlägt, während die Geistlichkeit voll Wuth die Weinstöcke ausrodet, die Brunnen mit Steinen verschüttet und allen möglichen Unfug behufs Verwüstung des Gartens treibt[4]. In Dresden wurde über einem Altar mit Schnitzwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert ein

---

schnitten versehene ‚Wunderliche weissagung von dem Bapstum, wie es yhm bis an das ende der welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nürmberg, ym Chartheuser Kloster, vnd ist seher alt. Mit gutter auslegung. . . Wilche Hans Sachs yn Deudsche reymen gefasset'. Ohne Ort (Nürnberg) 1527.

[1] Lectiones 2, 711—747. 856. 908. 909. 920—921. Ein Mönchsfisch als Vorzeichen der Jesuiten ist abgebildet 2, 573. Vergl. F. Pieper, Einleitung in die monumentale Theologie 703—704.

[2] Ohne Namen des Verfassers und des Druckortes; wahrscheinlich zu Lauingen gedruckt, wo damals die wüthendsten Polemiker am Werke waren.

[3] Bl. A. 5 b. A. 6 b. B. 4 a u. s. w.

[4] Lübke, Bunte Blätter 387. 397. Lübke spendet solchen Kirchenbildern vollen Beifall. ‚Unsere Voreltern', sagt er, ‚wußten sehr gut, daß mit Rom kein Pact zu machen, daß dem Vatican gegenüber nur unbedingte Unterwerfung oder Krieg auf Leben und Tod am Platze ist; ein Drittes gab und gibt es nicht.'

figurenreiches Oelbild angebracht zur Verspottung der Beichte, die sogenannte ‚Teufelsbeichte‘ [1]. Auch die Glasmalerei wurde an manchen Orten zu Angriffen dieser Art benutzt. So findet sich in der Schweiz aus dem Jahre 1556 eine Scheibe, auf welcher zwei Teufel in gestreiften Pluderhosen und vorgebundener Schürze einen Papst und andere Mitglieder der hohen Geistlichkeit in einen Mühlentrichter werfen; unten aus dem Mühlenkasten kommen Schlangen, Drachen und allerlei Gewürm hervor. Zwei andere Teufel sehen dem Schauspiele mit Ergötzen zu, während neben ihnen ein mit Prälaten angefülltes Faß ähnlicher Verarbeitung harrt. Oben steht der Spruch: ‚Wie's Korn ist, also wirts Mäl.‘ [2]

Da glaubten denn auch trauriger Weise die Katholiken, ‚wider die unzählig Hudeleien und Schandfiguren, wozu die Kunst wider sie mißbraucht und geschändt‘ wurde, ‚zu nöthiger Defension‘, meinte Johannes Nas, ‚greifen‘ zu müssen, und ließen es nun auch ihrerseits ‚an ähnlichem Werkzeug‘ nicht fehlen [3]. Aber ihre Erzeugnisse sind im Vergleich zu den protestantischen sehr gering an Zahl [4].

Wider einen von Doctor Johann Kopp verfaßten ‚Laßbrief und Kalender‘, worin die katholischen Cantone der Schweiz und der Bischof von Constanz ‚in einer Figur von wegen Abgötterei ihres Leibes und Lebens, Ehr und Guts beklagt‘ wurden, gab Thomas Murner im Jahre 1527 einen ‚lutherisch-evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender‘ heraus. Auf einem demselben beigefügten Holzschnitt verweisen Moses und Christus mehrere, geraubte kirchliche Gegenstände tragende Personen auf ein Spruchband mit den Worten: ‚Du sollst nicht stehlen‘; an einem Galgen ‚henkt Zwingli in Person und Namen‘, weil er, nach Murner's Erklärung, ‚ein vierzigmal meineidiger, ehrloser, diebischer Bösewicht, ein verleugneter Christ und Verfierer der armen Christenlüt‘ sei [5]. Ein großer Holzschnitt vom Jahre 1521 stellt einen Mönch dar, dessen Kopf einen Dudelsack bildet; in das Ohr bläst der Teufel als Sackpfeifer, während er mit den Fingern die zu einer Clarinette verlängerte Nase bearbeitet: dem Kopf des Mönchs wird eine große Aehnlichkeit mit einem Porträte Luther's zugeschrieben [6]. An einem im Jahre 1531 gefertigten Stationsbilde vor der St. Victorskirche zu Xanten, die Verspottung Christi darstellend, werden zwei Figuren auf Luther und Calvin

[1] Vergl. v. Eye, Führer durch das Museum zu Dresden 69.

[2] Lübke, Kunsthist. Studien 431—432.

[3] Die Worte von Nas angeführt in: Ein Erklerung des Vater Unsers (1617) Bl. 9 b.

[4] Wir theilen mit, was uns an solchen Erzeugnissen zur Kenntniß gekommen ist. Vielleicht kann man uns noch auf weitere aufmerksam machen.

[5] Der Kalender abgedruckt bei Scheible, Kloster 10, 201—215.

[6] Lindau, Cranach 175.

gedeutet[1]. Johannes Nas wollte seiner ‚Vierten Centuria' eine Darstellung der Hochzeit Luther's beifügen, aber der Holzstock wurde ihm in Augsburg von seinen Gegnern abgefangen[2]. Eine andere Schrift versah er mit einem kleinen Holzschnitt: Luther, zwei kleine Hörner auf dem Kopf, neben seiner halb entblößten Käthe im Bett, mit dem Teufel über die Messe disputirend[3]. Ein ‚Abbild von dem gebrandmarkten Sodomit Johann Calvin' hat drei Abtheilungen: links wird Calvin in Noyon gebrandmarkt, in der Mitte steht Servet an einem Brandpfahl, rechts Beza mit seiner Zuhälterin Candida und seinem Schandjungen Aubert. Ein gleichzeitiges Blatt vom Jahre 1569 zeigt Luther auf der Auswanderung: er trägt seine Anhänger in einem Nachtstuhl auf dem Rücken, seinen unmäßig dicken Bauch nebst den Büsten dreier Freunde auf einem von ihm selbst gezogenen Schiebkarren, und auf der Hand ein Weinglas; seine Frau, mager, mit Kind und Hund, folgt ihm. Auf einem Blatte vom Jahre 1587 wird ein auf einem Tisch liegender nackter Mann von Theologen gemartert, zerstückt und gegessen, und zur Erklärung gesagt: ‚Sieh, wie das elend Lutherthumb durch seine eigenen Verfechter gemartert und letzlich gar aufgefressen wird.'[4] Ein viel früheres Blatt stellt die katholische Kirche dar als ein großes von Christus gelenktes Schiff; am Bug sitzt der hl. Petrus, mit der Tiara geschmückt, den Himmelsschlüssel haltend; im Schiffsraum befinden sich die Vertreter der Kirche; Engel rudern und das Schiff fährt mit geblähten Segeln dem Himmelreich entgegen, an dessen Eingang Maria und die Heiligen der Ankunft desselben harren. Drei kleine Schiffe dagegen fahren in den geöffneten Höllenrachen; erstens die lutherische Kirche: Teufel rudern, Luther führt mit der einen Hand das Steuer, in der andern hält er eine Trompete, in die er kräftig stößt; zweitens die zwinglische Kirche, ebenfalls von Teufeln geführt, Zwingli steht trostlos am Steuer; drittens die Wiedertäufer, von denen sich einer übergibt; zerbrochene Fahrzeuge mit den Bezeichnungen: Arianer, Mahomet, Wiclef, Hus treiben im Meere der Hölle zu[5]. Der westfälische Kupferstecher Anton Eisenhut bildete die dreiköpfige Göttin Häresis ab, halb Weib, halb Thier, über ein Ungethüm weg-

---

[1] Die Deutung aber kann, wenigstens was letztern betrifft, ‚nicht richtig sein, weil Calvin zur Zeit der Anfertigung dieses Bildwerkes noch keine hervorragende Rolle spielte'. Beissel 51. Ich habe in meiner Jugend zu Xanten von einer solchen Deutung nie etwas gehört.

[2] Schöpf 26.

[3] Im Examen Chartaceae Luther. Conc. (Ingolst. 1581) pag. 98; vergl. Graesse, Trésor 4, 648.

[4] Drugulin 41 No. 341 und 342 und 68 No. 741. Vergl. 118 No. 1335: ‚Luther und Ketherle auf der Wanderschaft'.

[5] Verzeichnet von dem Frankfurter Buchhändler A. Th. Völcker in seinem Antiquar. Lager-Catalog 127 No. 137.

schreitend [1]. Ein ‚Stammbaum der Ketzerei' vom Jahre 1569 läßt diese aus dem am Boden liegenden Satan hervorwachsen [2]. Auf einem andern ‚Stammbaum der Ketzer' reicht in der Mitte am Stamm der siebenköpfige Luther den Kelch seiner Frau [3]. Als Antwort auf ‚der Suiten Ankunft' [4] erschien ein Spottbild: der siebenköpfige Drache greift oben die Kirche an; Schweine, umgeben von mißgeborenen Kindern, dringen in der Mitte in eine Kirche ein; unten auf der linken Seite steht Christus als guter Hirt, auf der rechten Seite die babylonische Hure bei dem Höllenbrunnen [5]. Eustachius Günzberger verfertigte für das Kloster Wiblingen zur Befehdung des neuen Glaubens Glasmalereien, welche der Ulmer Rath in den Jahren 1564 und 1566 zu entfernen befahl [6]. Ein Glasgemälde aus dem Kreuzgange des Klosters Rathhausen bei Luzern enthält eine figurenreiche Darstellung des jüngsten Gerichtes: inmitten des weit geöffneten Höllenrachens läßt der Künstler zwischen anderen Verdammten Luther und Zwingli über der aufgeschlagenen Bibel disputiren, unbekümmert um einen gekrönten Teufel, der den einen beim Nacken, den andern beim Haupte ergreift [7].

Während die Kunst in völliger Verkennung ihres Berufes der religiösen Zwietracht diente, war sie zugleich in der Behandlung religiöser Stoffe von der Höhe des Ideals allgemach zum nackten menschlichen Dasein herabgesunken, verfiel einem Naturalismus, dessen Schöpfungen weder den Adel wahrer Schönheit trugen, noch die Weihe eines edlen Herzens offenbarten. In der Behandlung weltlicher Gegenstände, insbesondere in der Auffassung von Zuständen und Vorgängen des alltäglichen Lebens, artete bald Alles in derbste Wirklichkeit aus, welche vielfach in Gemeinheit überging. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts trat dann in Deutschland ein völliger Verfall alles künstlerischen Schaffens ein: die deutsche Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes war so gut wie ausgestorben; nur noch das dem Luxus und der Mode dienende Kunsthandwerk behauptete ein vielfach in allerlei Verkünstelung sich offenbarendes Leben.

Die zunehmende Entartung und der Verfall waren aber keineswegs allein eine Folge der religiösen Umwälzung, welche die frühere Stellung der Kunst im kirchlichen und öffentlichen Leben veränderte, vielfach die Quellen ihrer

---

[1] Drugulin 40 No. 326.

[2] Drugulin 39 No. 325.

[3] ‚Soror mea sponsa'. Drugulin 22 No. 126.

[4] Vergl. oben S. 40.

[5] Drugulin 69 No. 761. Das Spottbild wurde als Ecclesia militans bezeichnet und mit einer ‚äußerst derben gereimten Erklärung' versehen.

[6] Schorn, Kunstblatt, Jahrg. 1830 S. 27—28.

[7] Vergl. den Aufsatz von J. R. Rahn im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1882) Bd. 37, 264. Lübke, Kunsthistor. Studien 432.

Thätigkeit abgrub und in Folge der sich häufenden inneren Kämpfe und Kriege lähmend auf die Kunstübung einwirkte, sondern sie lag auch wesentlich begründet in der Einführung einer neuen fremdländischen Kunstweise, welche, nicht im Volksleben wurzelnd, die alte einheimische Kunst allmählich zu Grunde richtete.

Diese fremdländische Kunstweise wurde zur Zeit ihrer Einführung als die ‚antikisch-wälsche Manier' bezeichnet, neuestens wollen Viele dieselbe als eine ‚deutsche Wiedergeburt aus der Antike' betrachtet wissen. ‚Die im Mittelalter unbekannte Antike' habe, sagt man, im sechzehnten Jahrhundert den künstlerisch erschöpften deutschen Geist von Neuem befruchtet und mit demselben vermählt eine neue eigenartige nationale Kunstblüte von hoher Schönheit erzeugt.

In Wahrheit aber ergibt sich die merkwürdige Erscheinung, daß die von dem Hauch der Antike noch unberührte deutsche Kunst des spätern Mittelalters in ihrem innern Wesen und in ihrer ganzen Ausgestaltung unbewußt auf das Innigste verwandt war mit der edlen Antike, der classischen Kunst der Griechen zur Zeit ihrer höchsten Blüte. Dagegen weist die im sechzehnten Jahrhundert angeblich aus der Antike wiedergeborene und diese als ihr höchstes Ideal nachahmende deutsche Kunst durchaus dieselben Merkmale auf, welche die antike Kunst zur Zeit ihres Verfalles besaß.

II. Einwirkung der neu eingeführten ‚antikisch-wälschen' Kunst — ihr Character und ihre Schöpfungen.

1. Innere Verwandtschaft der alten einheimischen Kunst mit der ächten Antike — die entartete Antike und ihre ‚Wiedergeburt'.

Wie in der Geschichte aller Völker, so hatte auch bei den Griechen die Kunst ihren Grund und Boden in der Religion. In ihrer Glanzperiode diente sie, nicht anders als zur Zeit des Mittelalters, wesentlich dem religiösen Cultus. Sie stand zugleich in einer festen und innigen Beziehung zu dem Gemeinwesen, welches die würdige Pflege der Kunst als eine Ehrensache betrachtete. In beiden Zeitaltern entwickelte sich aus der Größe der Volksgesinnung die Blüte der Kunst. Wie alle Schöpfungen derselben für die Gesammtheit des Volkes bestimmt und dem Volke gewidmet waren, so sah das Volk sie auch als sein Eigenthum an, als Denkmale eigener Verherrlichung, Macht und Größe. Sie wirkten, gewaltige Gedanken verkörpernd, voll Kraft und Maß, bildend und läuternd nicht allein auf den künstlerischen Sinn und Geschmack, sondern überhaupt auf das gesammte geistige Leben derer ein, welche sie entstehen sahen und die vollendeten täglich vor Augen hatten.

Als Grundlage aller Künste erscheint in beiden Zeiträumen die Baukunst: das eigentliche Kennzeichen der geistigen Kraft und der religiös-sittlichen Bildungsstufe eines Volkes. Der Tempelbau war der Gipfel der Architectur[1]. Konnten auch die griechischen Tempel nicht jenen Character freudigen Aufschwungs zum Himmel, jene den Stoff mit einem höhern Lichte durchdringende Verklärung erreichen, welche den christlichen Gottesburgen eigen, so waren sie doch in religiösem Geiste geschaffen und erhabene Zeugnisse der Achtung vor dem Ehrwürdigen, Heiligen, welche die Künstler beseelte.

‚Die Kunst', sagte man, sei ‚eine Gabe der Götter', sie ‚müsse ihres Ursprungs stets eingedenk sein': auf keinem ihrer Gebiete sollte sie niederen

---

[1] ‚Aller Gipfelpunkt der Kunst vereinte sich zu allen Zeiten mit den religiösen Bedürfnissen und Verhältnissen des Lebens. Das höchste Kunstwerk entstand stets nur da, wo der höchste Inhalt, der religiöse Glaube, behandelt ward, und es diente ebenso sehr dazu, diesem Inhalt die nöthige, würdig entsprechende äußere Gestalt zu geben.' Kugler, Kleine Schriften 3, 231. ‚Erst bei dem Bau des Tempels entsteht die architectonische Kunst.' Schnaase, Gesch. der bildenden Künste 1, 33.

Zwecken fröhnen, sondern veredeln und erbauen, den Menschen erheben über die Enge seiner persönlichen Verhältnisse; sie sollte, wie ein arcadisches Gesetz bezüglich der musikalischen Bildung sich ausdrückte, ein ‚Arzneimittel sein gegen die schädlichen Einflüsse eines mühseligen Lebens'.

Diese Gesinnung durchdrang zur Zeit der höchsten Kunstblüte Griechenlands auch die Bildner und Maler und befähigte sie zu jenen religiösen Gebilden, welche, frei von verführerischem Reiz und üppigem Sinn, Strenge und Keuschheit athmen, und in der ihnen innewohnenden edlen Ruhe und Schlichtheit, ähnlich den Meisterwerken des Mittelalters, das Geheimniß ihrer Größe enthüllen. Die Standbilder wurden, wie in der christlichen Kunstepoche, bekleidet dargestellt; nicht allein Zeus und Hera, Apollo und die Musen und andere Götter und Göttinnen waren mit Gewändern angethan, sondern selbst Venus, die Göttin der Liebe, erschien stets bekleidet; erst in den Zeiten des Verfalls kamen die nackten Venusbilder auf.

Und noch in anderen wesentlichen Punkten glich die griechische Blütezeit der mittelalterlichen. In beiden Zeitabschnitten trat der Kreis der Künste als ein Ganzes von nothwendiger innerer Gliederung in's Leben, ging ein inniges Wechselverhältniß durch die gesammte Kunst. Die Bildnerei und Malerei ordnete sich der Baukunst unter, und aus diesem Verhältniß, welches keineswegs als eine störende Beengung oder als Zwang betrachtet wurde, entsprang der Einklang der Künste. Baumeister, Bildner und Maler arbeiteten in ihren Werkstätten wie die mittelalterlichen nach Einem Grundgesetze, in Einem Stile, und wählten für den Ausdruck ihrer Gedanken die reinsten und einfachsten Formen, welche den Grundgesetzen der Baukunst entsprachen. Innig verbunden mit der monumentalen Kunst, wurden auch die Kleinkünste und das Handwerk von einem höhern Leben ergriffen und zu den edelsten Leistungen befähigt [1].

Mit der innern Einheit aller Künste bei den Griechen verband sich die äußere Einheit, welche besonders in der Polychromie, der Anwendung der Farbe bei Bauten und Bildwerken, sich kundgab. Die Werke eines Phidias stehen in dieser Beziehung mit den gemalten Schnitz- und Steinbildern der gothischen Dome auf Einer Linie. Die Marmortempel selbst prangten wie die Dome in herrlicher Farbenfülle. Nur durch ‚Barbarei', welche sich hohen Kunstsinnes rühmte, wurden ‚die Monumente farblos' [2].

---

[1] Näheres über das Gesagte bei Curtius, Griech. Geschichte (Berlin 1861) 2, 277 fll. Vischer 3, 260 fll. Hegel 2, 409. Springer, Kunsthistor. Briefe 237. Lasaulx, Philosophie der schönen Künste 29 fll. 65 fll. Vergl. auch Reichensperger, Parlamentarisches über Kunst 52. Jungmann 603.

[2] Vergl. Kugler, Kleine Schriften 1, 265—327. Vischer 3, 248. Semper, Kleine Schriften 232 fll. 250—251. In Bezug auf die Polychromie ‚ging die gefeierte antike Kunst von Hellas genau nach denselben Grundsätzen vor, wie in den Tagen der Gothik das katholische Mittelalter'. Feuerbach, Der vaticanische Apollo 187. ‚Alle Zeiten der

Auch darin endlich glichen sich beide Epochen, daß in ihnen die Ausbildung der Künstler dieselben Wege einschlug. Die Formen der mittelalterlichen Kunstschule: ‚Vererbung von Vater auf Sohn, locale Meisterwerkstätte, Aufsuchen auswärtiger berühmter Meister', lassen sich in gleicher Weise in Griechenland unterscheiden [1].

Was die Schöpfungen selbst anbelangt, so hat die deutsche Kunst des spätern Mittelalters einen Vergleich mit der classischen Zeit der griechischen Kunst nicht zu scheuen. Sie ist ihr ebenbürtig an innerlichem Gehalte, und was ihr an Formvollendung fehlen mag, ersetzt sie durch Gedankentiefe, Innigkeit und Wärme der Empfindung. Wie bei den Griechen, so war auch bei den Deutschen jedes Gebäude ein öffentliches Kunstwerk; nicht allein die Gothik, sondern auch die vollendetere romanische Kunst steht in der Größe und Stärke ihrer Gedanken, wie in der Klarheit und strengen Durchbildung ihrer Gesetze gleichberechtigt da neben den besten Werken Griechenlands; dort wie hier waren Giebel und Wände mit kunstreichen Standbildern, Gruppen, Gemälden geschmückt; selbst das alltägliche Geräthe war ein Erweis sinnreicher Erfindung, besaß durch Form und Schmuck eine Weihe, welche den Stoff veredelt, dem Gegenstande den höhern Ausdruck seiner Bestimmung verleiht; jede Fertigkeit war zur Meisterschaft durchgeübt [2]. Bis auf das Zierwerk hin erstreckt sich die Verwandtschaft beider Kunstepochen: dasselbe sollte nicht bloß zum wesenlosen Schmucke dienen, sondern etwas bedeuten und in engster Beziehung stehen zu dem Kunstwerk, für welches es, auch seinerseits gleichem Bildungsgesetze sich fügend, bestimmt war [3].

---

hohen Kunstbildung stimmen überein in dem Princip, das bestritten wird. Wie hart und unbillig ist es, solchen Zeiten den Vorwurf der Barbarei zu machen!' Semper 236.

[1] Vergl. Vischer 3, 104—105. Portig 1, 27.

[2] Vergl. Hotho, Die Malerschule van Eyck's 13. Rahn 550. 557—558. ‚Alle großen Kunstepochen haben das Gemeinsame, daß die Blüte des künstlerischen Schaffens aus dem gesunden Boden des Volkslebens erwächst, so daß die idealen Meisterschöpfungen die letzte und höchste Spitze jenes Schönheitsgefühles sind, welches in allen Aeußerungen des nationalen Geistes zu Tage ringt und selbst den handwerklichen Hervorbringungen ein adelndes Gepräge verleiht. In solchen Zeiten ist jedes Geräth und Gefäß des alltäglichen Lebens ein Ausfluß selbständiger künstlerischer Begabung, und erst vom Boden des gediegenen, in ästhetischem Instinct das Richtige und Schöne treffenden Handwerks erhebt sich die hohe Kraft ausgezeichneter Meister, welche die Ideale des Volkes zu Bildungen unsterblicher Schönheit gestaltet. Umgekehrt aber strömt in den Epochen der Kunstvollendung aus den Werken des hohen Stiles wiederum eine Flut von künstlerischen Gedanken und Anregungen, von köstlichen Erfindungen und edlen Formen in die Werke des alltäglichen Bedarfs hinein und erhebt die Erzeugnisse des Handwerks nicht selten zum Range wahrer Kunstgebilde, das niedere Gewerbe zur Stufe des Kunsthandwerks.' Lübke, Plastik 1, 341.

[3] Man kann in dieser Beziehung von den Werken des Mittelalters dasselbe sagen, was Overbeck, Gesch. der griech. Plastik 2, 307 von den griechischen sagt: ‚So

Dieselbe innere Verwandtschaft, welche, wie verschieden auch der Character des christlichen und des antiken Kunstideals [1], in allen wesentlichen Beziehungen zwischen der griechischen und der mittelalterlichen Kunst während ihrer Glanzperiode vorwaltete, zeigt sich beim Vergleiche der verfallenden griechischen Kunst mit jener Kunst, welche in Deutschland der mittelalterlichen folgte und als eine ‚Wiedergeburt aus der Antike' gelten soll.

Die bezeichnenden Merkmale des Verfalles der griechischen Kunst bestanden zunächst darin, daß diese sich von dem Grund und Boden des Glaubens loslöste, die höhere Weihe der Religion verlor und zugleich ihre frühere Stellung in dem öffentlichen Volksleben einbüßte, in das private Leben sich zurückzog. Wie nach dem peloponnesischen Kriege in dem von Parteiungen zerrissenen, innerlich zerklüfteten Gemeinwesen alles höhere Streben zurücktrat, das Rechtsleben erschüttert wurde und Zweifelsucht, Spott und Verneinung die alten Glaubensvorstellungen allmählich zerstörte, so kam auch der Kunst die Fähigkeit abhanden, das Ideale und Reine zu schauen, das religiös Erhabene durch ihre Gebilde zu verkörpern. In der Malerei wurden zwar noch religiöse Stoffe zum Vorwurf genommen, aber in ihrer Behandlung trat vielfach eine komische, zum Possenhaften neigende Richtung ein, wenigstens wurde das Heilige nicht mit heiligem Ernste erfaßt.

Zugleich drängte sich jetzt, während zur Zeit der ächten Kunstblüte das Private und Zufällige werthlos erschienen war, das Kleinleben, und zwar oft ein recht verächtliches, in den Vordergrund. Es entstand eine Cabinetsmalerei dreifacher Art: eine ‚Kleinkrammalerei', eine ‚Kothmalerei' und eine ‚Kunst der Unzucht'. Man entnahm die Gegenstände aus den niedrigsten Kreisen der Gesellschaft und ging in ihrer Darstellung nicht mehr auf Kunstwahrheit, sondern lediglich auf Naturwirklichkeit aus. Pauson hielt sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur; sein niedriger Geschmack drückte das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten aus. Peiraeikos, unter den Kleinkramkünstlern am meisten berühmt, malte Barbierstuben, schmutzige Werkstätten, Esel und Küchenkräuter. Die meiste Nahrung aber fand die Malerei in der Ueppigkeit und Prunksucht des Zeitalters, in dessen vorherrschender Neigung für den sinnlichen Reiz der äußern Erscheinung und

reich und mannigfaltig die architectonische Ornamentistik in Griechenland auch erscheint, so bleibt sie doch immer der Architectonik dienstbar, ordnet sie sich den von der Architectur geschaffenen Grundformen ein und unter, leitet sie die Principien ihrer Formen aus der Bedeutung und dem Wesen der architectonischen Glieder ab, welche sie zu schmücken und deren Kernschema sie zur höhern künstlerischen Erscheinung zu bringen hat.'

[1] Vergl. darüber Kugler, Museum 1, 293—294 und 2, 17—19. Portig 1, 37—38. 290—292. G. H. Schubert, Die Alter der Kunst 18. 35. Reichensperger, Vermischte Schriften 129—130. Hettinger, Die Kunst im Christenthum 41.

in der allgemeinen Sittenverwilderung, welcher die Schaustellungen nackter, oft unzüchtig dargestellter Körper zur liebsten Augenweide dienten [1].

Wie die griechische Malerei, so wurde auch die griechische Plastik zum Spiegelbilde der allgemeinen Zustände, welche offenkundig zeigten, wie die alte Strenge und Sittenzucht geschwunden war, die Familienbande sich gelockert hatten, die Macht der Leidenschaft vorherrschte. Die Bildnerei verlor immer mehr die edle, einfache Erhabenheit der alten Kunst, alles Feste und Beständige des in sich beruhenden Characters; sie suchte die Gemüthsbewegungen und leidenschaftliche Empfindungen in ihren Werken auszudrücken, ging auf das bloß äußerlich Wirkungsvolle aus, wollte durch hervorragende Kunstfertigkeit glänzen [2]. Nachdem Skopas und Praxiteles angefangen hatten, die Aphrodite völlig unbekleidet darzustellen, verfielen die Bildner bald in schrankenlose Lüsternheit: die immer zahlreicheren Standbilder der Venus und anderer Göttinnen wurden in der griechischen wie später in der römischen Kunst eine Vergötterung des Fleisches. Neben Gebilden dieser Art kamen, dem neuen, mehr privaten als öffentlichen Character der Kunst entsprechend, Genredarstellungen, Thierbilder, besonders aber Porträte für die vornehme Welt und die Fürsten in Aufnahme. Der von den großen Künstlern der Vergangenheit verschmähte Individualismus war zur Herrschaft gelangt; nicht mehr das Innerliche und Seelische der Form, sondern die alleinige Formgebung selbst galt als höchstes

---

[1] Vergl. Reber, Kunstgesch. des Alterthums (Leipzig 1871) S. 370—371. Springer, Kunsthistor. Briefe 298 fll. ‚Nach Rom übergesiedelt, bringt der Verfall, der schon in Griechenland nach Alexander eingerissen, unaufhaltsam vorwärts; rohe Sinnlichkeit, Luxusdienst, überhandnehmende Pornographie, Schnellmalerei sind Symptome der nahen Auflösung.‘ Vischer 3, 698. In Griechenland, sagt Lessing, ‚hielt es die Obrigkeit selbst ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten‘. ‚Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen.‘ ‚Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einfluß, den sie auf den Character der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt.‘ Im Laokoon, Sämmtl. Schriften, Ausgabe von Lachmann 6, 368—370.

[2] ‚Der nicht mehr hohe und erhaben schöne, sondern nur reizende und rührende und zugleich an die Grenze der Naturtreue fortgehende Stil geht unaufhaltsam in falschen Reiz und Effect, prachtliebenden Dienst des Luxus, Naturalismus und Manier über. Diese Formen der Ausartung, in Werken der späteren griechischen Schulen, wie einem Laokoon, Apoll von Belvedere, erst als zarter Anflug einer theatralischen Wirkung angedeutet, treten nach der Verpflanzung in die römische Welt grell hervor. Der Effect ist Zweck des Werks, die Grazie wird zum Sinnenreiz, der gefälligen Ausbildung des Einzelnen die Strenge der Composition geopfert, die Idee unter prachtvoller Ueberladung erstickt, an die Stelle des innerlich Großen das äußerlich Colossale gesetzt. Alle diese Züge haben in dem Uebergewicht des Subjectiven über das objective Gewicht der Sache ihren schließlichen Grund und fassen sich im Begriff der Manier zusammen.‘ Vischer 3, 134. 137—138.

Kunstideal: geschickte Technik und Manier hatten das Ideale des Inhalts überwuchert.

Losgelöst vom Boden des Glaubens und des allgemeinen Volkswesens, wurde die Kunst eine Treibhauspflanze reicher sogenannter Kunstliebhaber, insbesondere der Fürsten; sie wurde von diesen gefördert, aber nur insofern sie deren Prunkliebe diente, deren Launen, allen, wenn auch häufig noch so geschmacklosen Aufträgen, sich anbequemte. Da konnte von großen treibenden Gedanken, von frischer Schöpferlust, das heißt von den wesentlichen Lebensbedingungen der alten freien Volkskunst nicht mehr Rede sein. Die vielen Kunstsammlungen, welche die Vornehmen anlegten, waren deutliche Kennzeichen abnehmenden Kunstlebens; sie wurden ‚die Kerker der Kunst'[1].

In sich selbst trugen die Künste die Keime ihres Verfalles, weil der fest gefügte Organismus ihres Wesens aus einander ging, sie nicht mehr in edlem Wetteifer zusammenwirkten. Die Loslösung der Künste von der Baukunst führte eine völlige Gesetzlosigkeit herbei. Jede Kunst wollte selbständig sein, um ihre Geschicklichkeit und Meisterschaft desto glänzender zu entfalten, aber je weiter die Künste sich von einander trennten, je ausgesprochener sie ihre besonderen Wege gingen, desto augenscheinlicher ging die Kraft der Kunst als solcher verloren: dem ohne Zusammenhang Entstandenen fehlte der tiefere Sinn und der Einklang.

Alle diese Erscheinungen einer vom Boden der alten Glaubenstreue, der alten Ueberlieferungen und des ächten Volksthums losgelösten, innerlich entarteten, äußerlich dienstbar gewordenen Kunst bezeichnen, im Allgemeinen gesprochen, auch das Wesen jener deutschen Kunst, welche im sechzehnten Jahrhundert sich für ‚antikisch' ausgab, eigentlich aber nur nach der ‚neuen wälschen Manier' arbeitete, die aus Italien nach Deutschland sich verpflanzt hatte[2].

---

[1] Plinius spricht von der zu seiner Zeit ersterbenden Kunst: Gemälde und Bildwerke schicke man auf die Landgüter ‚in die Verbannung'; für den ausgezeichneten Maler Amulius sei Nero's ‚goldenes Haus' der ‚Kerker seiner Kunst' geworden. ‚Um so ehrwürdiger', sagt er, ‚erscheint uns die Klugheit des Alterthums' als die Maler noch ein gemeinsames Eigenthum Aller waren und man nicht die Wände der Häuser bloß für die Besitzer schmückte. Hist. natur. lib. 35 cap. 2. 11. 37.

[2] Ueber den Entwicklungsgang der bildenden Künste vor und nach der ‚Renaissance' hat sich Niemand besser ausgesprochen als Goethe in seinem Leben Winckelmann's (1805) S. 204 fll. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts (Leipzig 1885) S. 296 hat darauf treffend hingewiesen. In den späteren Ausgaben der Werke Goethe's finden sich diese Aussprüche nicht. ‚Wir geben zu,' schrieb er im Jahre 1805, ‚die Griechen haben manche Vortheile genossen, deren die Neueren sich nicht erfreuen; doch weniger der Schönheit ihrer mythologischen Dichtungen, ihren Spielen u. dergl., als dem religiösen Eifer und, nebst demselben, dem patriotischen, oder wenn man dieses letztere mit einem geringern Namen belegen will, dem allgemeinen National-Ehrgefühl und

In Italien hatte die sogenannte Renaissance, die ‚Wiedergeburt der Antike', mit einem erbitterten Kampfe gegen die ‚deutsche Kunst der Gothik' begonnen.

Die Gothik hatte dort, wenn auch ihre Schöpfungen in Bezug auf harmonische Durchbildung hinter den französischen und den deutschen zurückstehen, doch eine gewaltige Gesammtkunst entwickelt. Noch im Jahre 1572 gestand der berühmte Renaissance-Baumeister Andrea Palladio, ‚die Bauten deutscher Art' seien ‚die bedeutendsten in Italien, wie S. Marco in Venedig, der Mailänder Dom, die Certosa von Pavia, die Cathedralen von Orvieto, Siena und Florenz, sowie zahlreiche Paläste in demselben Stil ausgeführt, so daß man sagen könnte, fast alle Städte Italiens seien voll von dieser Art Architectur' [1]. Im eigentlichen Volke besaß letztere sogar dann noch, als in Deutschland selbst das Verständniß der einheimischen Kunst und die Freude an derselben bereits geschwunden war, viele begeisterte Verehrer [2].

der Ruhmbegier jedes einzelnen Orts, vor dem andern Vorzüge, Merkwürdigkeiten zu besitzen, hatten sie wahrscheinlich den Flor ihrer Kunst zu danken; und auch wir, so scheint es, sind dem katholischen Religionseifer des 13., 14., 15. Jahrhunderts die Bildung und das Wachsthum der bildenden Künste schuldig geworden. So lange die heiligen Stiftungen aller Art ihnen ein weites Feld, würdige und, man kann hinzusetzen, zahllose Gelegenheit gaben, sich zu zeigen, so lange stiegen sie rasch und freudig empor. Düstere mönchische Ideen scheinen dem Künstler wenig hinderlich zu sein, denn er bearbeitet, erheitert und verschönt dieselben. Betrachte man nur unbefangen von allen Seiten die schöne Stufe, worauf sich alle bildenden Künste zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts befanden, und es ist keineswegs schwer zu denken, daß sie auf diesem Wege noch weiter hätten fortschreiten, ja sich, wiewohl mit eigenthümlichem Character, bis neben die Antike erheben können; aber die emporhebende Kraft war schwächer geworden und hatte ihnen ihr Ziel gesetzt; mächtige Beschützer fanden sich zwar noch, aber diese konnten das Heilige nicht ersetzen. Die Künste waren Mode, sie gefielen vielleicht, doch man bedurfte ihrer nicht mehr nothwendig. Rafael bemalte Hallen und Säle. Des Michel Angelo's hauptsächlichste Bildhauerarbeiten sind Grabmäler. Wir wollen nicht sagen, daß dieses unwürdige Beschäftigungen für diese großen Meister gewesen seien, allein es bereitete doch schon das Abnehmen der Kunst vor. In der Stille und Freiheit der Altäre fand sie nicht mehr volle Beschäftigung und mußte darum der Welt dienen, den Launen auf mancherlei Weise schmeicheln. Ihre Anwendung wurde ausgedehnter, aber auch gemeiner; die mindere Würde zog Bestreben nach größerer Fertigkeit, das Bedürfniß schnell zu arbeiten die Manier, die Manier aber das Geistlose, das Handwerksmäßige nach sich. Diese sind die Stufen, über welche die neuere Kunst von ihrer Höhe herabstieg, und wenig anders ist es auch mit dem Verfall der alten beschaffen gewesen.'

[1] Springer, Bilder 1, 388—389.

[2] Vergl. Springer 1, 383 fll. ‚Die Dominicaner und Franciscaner' ‚neigten sich einer Architectur zu, welche in bürgerlich-städtischen Kreisen ihre kräftigsten Wurzeln besaß. Außerdem hatte sich auch in Italien das Handwerkerthum und das Gildenwesen zu nicht geringer Bedeutung erhoben und auf diese Weise die gothische Kunst im nationalen Geiste einen Wiederhall gefunden.' S. 224; vergl. 233—234.

Aber die Künstler, welche sich durch die strenge Gesetzmäßigkeit der Gothik allzu sehr gebunden erachteten, für ihre persönlichen Geisteserzeugnisse die gleiche Gültigkeit beanspruchten wie für die Ueberlieferungen der Vorzeit, in der Kunst so gut wie im Leben eine freie Stellung anstrebten, arbeiteten mit aller Macht wider diese deutsche ‚barbarische Kunst‘. ‚Verflucht,‘ sagte Filarete in seiner Baulehre schon um das Jahr 1460, ‚wer diese Pfuscherei erfand! Ich glaube, nur Barbarenvolk konnte sie nach Italien bringen.‘ [1] Der Haß gegen die deutsche Kunst und der Mangel jeglichen Verständnisses derselben wuchsen derart, daß der Baumeister Francesco Terribilia um das Jahr 1580 sich dahin aussprach: die deutsche Baukunst sei nur eine Nachahmung der korinthischen Säulenordnung, entsprungen den schlimmsten Zeiten des Verfalls. ‚Als die Barbaren‘, schrieb er, ‚das römische Reich überfluteten, ging auch die Kunst ihrer Schönheit verlustig; die verdorbene und verworrene Manier setzten die Gothen oder Deutschen fort, sie vermengten ihre eigenen rohen Formen mit antiken Elementen und so entstand die Gothik, welche man eher eine Architectur des Mißbrauches als der gesetzmäßigen Regel nennen könnte.‘ [2]

Der Kampf gegen die germanische Gothik begründete die neue Kunst, welche die Formschönheit nur nach ‚antiken Mustern‘ bemessen wollte. Für die italienischen Künstler lag in der ‚Wiedergeburt der Antike‘ ein gewisser Zauber. Die Anschauungen und Ueberlieferungen der römischen Vorzeit waren in Italien während des Mittelalters nie völlig untergegangen, die vielen noch vorhandenen und im fünfzehnten Jahrhundert neu ausgegrabenen Denkmäler erinnerten überdieß lebhaft an die Zeiten der römischen Weltherrschaft; sie wurden als Erzeugnisse der einheimischen, durch die Gothik verdrängten Kunst betrachtet. Dieser alten einheimischen Kunst wollte man so gut wie der alten Literatur, für welche die Humanisten eine unbegrenzte Begeisterung verbreitet hatten, zur Wiedergeburt verhelfen.

Auf dem Gebiete der Architectur entnahmen die Baumeister aus den Trümmern der Triumphbögen, Thermen und Theater die Pläne ihrer Paläste, Schlösser und Landhäuser; das Pantheon war das Ideal, welches Bramante für den Bau der Peterskirche in der Seele trug. Der Titane Michel Angelo hielt sich ‚weder auf ein antikes, noch auf ein modernes architectonisches Gesetz verpflichtet‘. Er wollte ‚die Antike‘ nicht allein nachahmen, sondern noch überbieten, mit neuen Mitteln möglich stärkste Wirkungen erzielen. In den verschiedenen Zweigen der Kunst überschritt er die jedem einzelnen gesteckten Grenzen und so vermischte er die verschiedenen Arten der Künste [3]. In Kurzem

[1] Guhl, Künstlerbriefe 1, 50. Burckhardt, Renaissance in Italien 29—30.

[2] Springer, Bilder 1, 399.

[3] ‚Man begreift‘, schrieb Sulpiz Boisserée am 26. Juni 1837 aus Rom an seinen Bruder, ‚das gewaltsame Wesen des Michel Angelo um so weniger, wenn man ihn im Verhältniß zu den ihm vorhergehenden und gleichzeitigen hiesigen Bildhauern

bildete sich der Barockstil heraus, der an Stelle streng gesetzlicher Ordnung, allgemein gültiger Ueberlieferungen die schrankenlose Freiheit und persönliche Willkür des Künstlers setzte und einen raschen Verfall, schließlich ein Absterben aller Kunst naturnothwendig herbeiführte. Michel Angelo selbst († 1563) erlebte noch diesen Verfall, welcher in der Malerei schon unter den ersten Schülern Rafael's († 1520) eingetreten war.

Was auf dem Gebiete der bildenden Künste nach den vorhandenen Vorbildern aus der Antike entlehnt werden konnte, gehörte nicht der ächten Antike an in ihrem hohen Ernst und ihrer innern Geschlossenheit, sondern der entarteten des gesunkenen Griechenthums und der noch tiefer gesunkenen römischen Kaiserzeit, einer Kunst, welche die ursprüngliche Hoheit nur schwach durchblicken ließ, auch bei den mächtigsten künstlerischen Mitteln auf das Berechnete einer mehr theatralischen Wirkung ausging und in weiche Sinnlichkeit sich aufgelöst hatte. Das Sinnliche der Antike war es, was man am besten verstand; selbst Rafael fühlte sich wesentlich nur durch den Kreis des Bacchus und des Eros angezogen [1]. In seinen kirchlichen Schöpfungen verkörperte er mit aller Meisterschaft die erhabensten religiösen Gedanken, erreichte er in genialer Auffassung, formedler Zeichnung, prächtiger Farbenanwendung eine wunderbare Höhe, aber das eigentlich Vorherrschende bei ihm ist doch das Leiblich-Schöne. Seine nur am Aeußerlichen haftenden Schüler verfielen in Uebertreibungen, Geziertheit und noch Schlimmeres [2]. Bald ging die Malerei, wie die Bildnerei, in schwülstigen Aufputz über. Deutsche und niederländische Künstler aber, welche ihre Muster jenseit der Alpen suchten, hielten gerade diese Richtung besonderer Nachahmung werth.

Auch der ‚Cultus der Nacktheit‘, welcher in der entarteten Antike so mächtig hervorgetreten, fand selbst bei den bedeutendsten italienischen Meistern lebhafte Bewunderung. Michel Angelo trieb in einer seiner berühmtesten Schöpfungen,

---

betrachtet. Denn diese sind so ausgezeichnet und so sehr von wahrem Kunstsinn beseelt, als es in der Malerei die Vorgänger Rafael's waren, dermaßen, daß auf sie ein christlicher Phidias hätte folgen können; nun aber kam dieser titanische Mensch, der in allen Zweigen der Kunst die Grenzen überschritt, dadurch Bildhauer, Maler und Architecten in Verwirrung, die Kunst überhaupt in unabsehbares Verderben brachte.‘ Carstens schrieb: ‚Michel Angelo ist der Vater des schlechten Geschmacks in der Baukunst, der unter seinen Nachfolgern bis auf unsere Zeit sich immer verschlimmert hat. An den Werken der gothischen Baukunst erblickt man überall Genie, an den Werken der Neueren nur Regeln.‘ Springer, Bilder 2, 313.

[1] Vergl. Schnaase, Niederländ. Briefe 394—396. Springer, Bilder 1, 216.

[2] Von den Schülern Rafael's sagt Rio, De l'art chrétien 4, 561: ‚Telle fut leur décadence, au point de vue des inspirations, que l'appréciation de leurs oeuvres n'appartient plus à l'histoire de l'art chrétien.‘ Die religiösen Ideale des Christenthums wurden in gewissem Sinne heidnisch dargestellt; vergl. Springer, Bilder 2, 182.

dem ‚Jüngsten Gericht', diesen Cultus auf's Höchste; Correggio ließ die ‚nackte sinnliche Schönheit' wahre Triumphe feiern, und Tizian verherrlichte in zahlreichen Gemälden denselben schamlosen lüsternen Sinn, welchen sein vertrauter Freund Pietro Aretino, einer der sittlich verworfensten Menschen, in seinen Schriften anpries [1].

Gleich in der ersten Blüte der ‚Renaissance' waren italienische Künstler in jene ‚ganz besondere Gemeinheit' verfallen, welche Plinius zur Zeit der entarteten römischen Antike an dem Maler Arellius auf das Schärfste gerügt hatte. ‚Arellius', schrieb er, ‚war kurz vor der Zeit des Augustus in Rom als Maler berühmt, aber er entehrte seine Kunst durch eine ganz besondere Gemeinheit: er brannte nämlich beständig in Leidenschaft für irgend ein Mädchen; darum malte er Göttinnen unter der Gestalt seiner Geliebten, so daß man nach seiner Malerei seine Buhlschaften zählen konnte.' [2] Aehnlich verfuhr in Florenz der hochbegabte, von Cosimo de Medici und seinen Söhnen am meisten begünstigte Maler Fra Filippo Lippi. Als er im Jahre 1458 eine Novize, Lucrezia Buti, verführt hatte, lachte man am Hofe über diese Verirrung des Künstlers, und gestattete, daß derselbe seiner Schande durch ein öffentliches Gemälde, auf dem er dreimal das Bildniß der Verführten als Tochter der Herodias anbrachte, an geweihter Stätte ein Denkmal setzte; auf einem andern Gemälde stellte er die Buti sogar als die heilige Jungfrau Maria dar [3]. In solcher Entweihung der heiligen Kunst fand er Nachfolger, besonders unter Cosimo's Sohn, Lorenzo de Medici, dem ‚Prächtigen', welcher die neu aufgekommene naturalistisch-sinnliche Kunstrichtung nicht weniger beförderte, als sein Vater. Dem christlichen Volke, welches in den Kirchen Andacht und Erbauung suchte, wurden Weiber von üblem Rufe unter den Gestalten der hl. Maria, der hl. Magdalena, des hl. Evangelisten Johannes vorgeführt. Auch erschienen die heiligen Frauen oft in ihren Gewandungen wie vornehme Buhlerinnen. ‚Ihr Maler', sagte Savonarola, ‚laßt die heilige Jungfrau auftreten wie eine öffentliche Dirne gekleidet.' [4] Tizian und Tintoretto stellten manchmal Heiliges und Unzüchtiges unmittelbar neben einander dar; bei

---

[1] Vergl. Springer, Bilder 1, 349. ‚Die idealisirende Weise des Künstlers unterscheiden wir sehr wohl von dem Cynismus des Schriftstellers. Der Grundton aber bleibt schließlich doch derselbe.' — Vergl. Molmenti, Cap. 5: ‚Die Kunst ein Spiegelbild der Sitten' 241 fll.

[2] Natur. hist. lib. 35 cap. 37.

[3] Vergl. Rio, De l'art chrétien 1, 361—364. v. Reumont, Lorenzo de Medici (Leipzig 1874) 1, 172. 180. Jungmann 412. Dieses geschah wenige Jahre nach dem Tode jenes durch gotterfüllte Innigkeit des Gemüthes und engelgleiche Lauterkeit der Seele fast einzig dastehenden Fra Angelico da Fiesole, der die schönste Vereinigung christlicher Kunst und christlicher Heiligkeit offenbart hatte.

[4] Rio 2, 60—61. 423—424. Unter Savonarola's Leitung wurden unzüchtige Bilder öffentlich verbrannt, 450—452.

letzterm erscheint der Heiland einmal inmitten halbnackter Frauen! [1] ‚Wer‘, fragte Cardinal Contarini im Jahre 1536, ‚sollte nicht jenen Canon loben, welcher unter Strafe der Excommunication verbietet, Tafeln oder sonst etwas mit Bildern zu bemalen, durch welche die unreine Lust angereizt werden könnte? In unseren Zeiten aber, um nicht von Privathäusern und von öffentlichen Gebäuden zu reden, glauben wir sogar die Tempel Gottes, die Monumente der Heiligen, ja die Altäre mit derartigen Bildern und Statuen schmücken zu können, was gewiß ein arger Mißbrauch ist.‘ [2]

Ein arger Mißbrauch war auch jene so häufige ‚Profanirung des Heiligen‘, wegen welcher Paolo Veronese im Jahre 1573, als durch Einwirkung des Trienter Concils eine strengere Richtung in Italien zeitweise Platz gegriffen hatte, zu Venedig vor das Inquisitionsgericht geladen wurde. Er sollte sich verantworten, weil er auf einem Gemälde ‚Gastmahl des Herrn im Hause Levi‘ neben Christus und den Aposteln ‚Hellebardiere, Narren, betrunkene Deutsche, Zwerge und ähnliches Gelichter‘ dargestellt hatte. Was bedeuten, wurde er gefragt, solche Albernheiten? ‚Wir Maler‘, lautete seine Entschuldigung, ‚nehmen uns ähnliche Freiheiten, wie sie Poeten und Narren zu nehmen pflegen.‘ [3] Auf die weitere Frage: ‚Wißt Ihr denn nicht, daß in Deutschland und anderen von der Ketzerei angesteckten Ländern zur Gewohnheit geworden, mit Bildern voller Possen die katholische Kirche herabzusetzen und lächerlich zu machen?‘ erfolgte eine Antwort, welche die Gerichtsherren darauf aufmerksam machte, daß nicht erst in Deutschland die heilige Kunst ihren alten strengen Character verloren habe. Paolo verwies auf seinen ‚Meister‘ Michel Angelo. Dieser hat, sagte er, ‚in Rom in der päpstlichen Capelle den Erlöser, seine Mutter, den hl. Johannes, Petrus und den himmlischen Hofstaat dargestellt und zwar nackend, zum Beispiel die heilige Jungfrau, und er hat diese Personen in verschiedenen Stellungen dargestellt, welche eben nicht von der heiligen Religion angegeben sind.‘ [4]

---

[1] Rio 4, 235. 282.

[2] Dittrich, Gasparo Contarini (Braunsberg 1885) S. 338—339.

[3] ‚Noi pittori si pigliamo licentia, che si pigliano i poeti e i matti.‘

[4] Die Verhandlung in deutscher Uebersetzung bei v. Zahn, Jahrbücher 1, 82—85. Vergl. Springer, Bilder 1, 372. Ueber die Vorschriften des Concils von Trient bezüglich der kirchlichen Bildwerke vergl. Jacob 111—112. Dejob 246 fll. bespricht die italienischen Kunstschriftsteller, welche auf Grund der Decrete des Concils gegen die Profanirung der religiösen Kunst auftraten. Sonderbar ist S. 240 sein Satz: ‚L'art de la Renaissance n'avait point été licencieux.‘ Gerade mit der sogenannten Renaissance fing die Licenz bei den Künstlern an, und Dejob sagt 251 mit Recht über die von ihm besprochenen christlich-ernsten Theoretiker: ‚On s'étonne que les théoriciens qui voulaient ramener l'esprit chrétien dans l'art, procédassent uniquement par préceptes, sans jamais proposer l'exemple des artistes antérieurs à la Renaissance proprement dite.‘

Ein anderes wesentliches Merkmal der neuen Kunst bestand darin, daß sie allgemach allen volksthümlichen Character verlor und zur Dienerin der Vornehmen und der Höfe herabsank. Ihrem höfischen Wesen entsprechend, bestanden denn auch ihre Hauptleistungen in der Erbauung und prunkvollen Ausschmückung von Palästen, Schlössern und Lusthäusern.

Mit dem Character der Kunst veränderte sich auch die äußere Stellung der Künstler. Künstlergilden waren zwar noch immer vorhanden, aber die meisten Künstler lösten sich vom Zunftverbande los und besaßen keinen festen Platz mehr innerhalb der bürgerlichen Ordnung.

Viele unter ihnen zeichneten sich so gut wie die alten Meister durch Demuth und Herzenseinfalt, stilles Arbeitsleben und werkthätige Liebe aus und hegten trotz aller Vorliebe und Begeisterung für ‚die Antike' dieselbe tief christliche Gesinnung, welche Michel Angelo als fünfundsiebzigjähriger Greis mit den Worten ausgesprochen hatte: die Kunst wie alles Irdische sei nichtig und könne den Geist nicht befriedigen, dieses vermöge allein die Liebe zum Gekreuzigten [1].

Aber nur zu groß war die Zahl derjenigen, welchen die ungebundene Stellung zum höchsten Nachtheil gereichte. Aus schlichten Bürgern waren sie vornehme Leute geworden mit allen Bedürfnissen und Gewohnheiten der höhern Gesellschaft jener üppigen und genußsüchtigen Zeit.

Wie es in dieser Hinsicht in Venedig aussah, schon zur Zeit als Dürer dort im Jahre 1506 verweilte, läßt sich aus dessen Briefen an Willibald Pirkheimer genugsam erkennen. Wohlgesinnte Italiener selbst warnten ihn ausdrücklich, mit dortigen Malern zu essen und zu trinken. Dürer fand allerdings ‚viele artige Gesellen, vernünftige Gelehrte, gute Lautenschläger und Pfeifer, Kenner in der Malerei und Leute von viel edeler Gesinnung und rechter Tugend', aber auch ‚die untreuesten, verlogene, diebische Bösewichter, von denen ich', schrieb er, ‚nicht geglaubt hätte, daß sie auf dem Erdreich lebten'. ‚Sie wissen, daß man diese ihre Bosheit kennt, aber sie fragen Nichts darnach.' ‚Fast Jedermann' leide an ‚den Franzosen', der ansteckenden Lustseuche; ‚ich weiß nicht, was ich jetzt mehr fürchtete; viele Leute fressen sie ganz auf, daß sie daran sterben.' Der häufig, milde ausgedrückt, lockere Ton seiner Briefe verräth übrigens, daß das dortige Leben auf ihn nicht ohne Einfluß blieb und das vornehme Wesen sein Gefallen erregte. Mit schwerem Herzen nahm er Abschied von Venedig. ‚O wie wird mich nach der Sonne frieren! hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer', das heißt Bettler [2]. Spätere deutsche

---

[1] Guhl, Künstlerbriefe 1, 238—239. 242. Vergl. mehrere Zeugnisse bei Graus 12—14.

[2] M. Thausing, Dürer's Briefe, Tagebücher und Reime (Wien 1872) S. 5. 6. 7. 13. 15. 17. 21. 22. Ueber das Wort Schmarotzer oder Schmorotzer = Bettler vergl. Weigand's Deutsches Wörterbuch.

und niederländische Künstler, welche in großer Zahl die Lagunenstadt aufsuchten, hatten volle Freude an der mit äußerlichem Glanze umkleideten Liederlichkeit.

Die ‚neue antikisch-wälsche Kunst‘ wurde nach Deutschland verpflanzt, die alte einheimische, durch viele Jahrhunderte geübte, durch die großartigsten Leistungen bewährte Kunst fiel ihr zum Opfer. In Italien konnte die Vorliebe für ‚die Antike‘ sich auf alte volksmäßige Ueberlieferungen berufen, besaß sie eine gewisse geschichtliche Berechtigung; in Deutschland dagegen fehlte ihr jegliche nationale Grundlage: die neue Kunstweise wurde als eine völlig fremde dem deutschen Wesen aufgepfropft. In Italien war sie unter Führung der bedeutendsten Künstler während ihrer kurzen Blüte reich an Werken gediegener Pracht und vollendeter Technik; in Deutschland hatte sie, wenigstens auf dem Gebiete der hohen Kunst, nicht einen einzigen Meister ersten Ranges aufzuweisen und brachte auch nicht ein einziges Kunstwerk zu Stande, welches an wahrer Größe und Schönheit und an unvergänglichem Werthe mit den vollendeten Schöpfungen der alten einheimischen Kunst einen Vergleich aushalten könnte. Diese einheimische Kunst hatte sich, als die fremde Kunstweise eingeführt wurde, keineswegs ‚erschöpft und ausgelebt‘, so wenig wie das Christenthum sich ausgelebt hatte, als die Humanisten für den heidnischen Götterhimmel zu schwärmen begannen; das deutsche Volksrecht sich ausgelebt hatte, als man dasselbe durch das fremde römische Recht verdrängte; die deutsche Sprache sich ausgelebt hatte, als die Gelehrten dieselbe für ‚eine barbarische‘ ausgaben und ihre deutschen Namen mit latinisirten und gräcisirten vertauschten. Wie das deutsche Volkswesen auf allen Gebieten durch den Einfluß der Machthaber und Tonangeber zurückgedrängt wurde, dem Fremden weichen mußte und allmählich in eine völlige Ausländerei verfiel, so verlor sich auch die einheimische Kunst.

Die Auswüchse der Gothik waren Auswüchse der Kraft, nicht der Schwäche. Sie hatte so wenig sich ausgelebt, daß vielmehr die Ueberfülle des Reichthums und die Pracht ihrer Schöpfungen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine Art Uebersättigung hervorrief, welche in den höheren Schichten der Gesellschaft ein Verlangen nach einem neuen Reizmittel weckte. Ein solches Reizmittel bot die sogenannte ‚Antike‘, welche man in Italien kennen lernte und als ein neues Kunstideal zu bewundern und nachzuahmen begann. Während noch am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts die gesammte Kunstthätigkeit von dem Geiste des Mittelalters beseelt und getragen worden, schrieb Dürer schon zwanzig Jahre später: Heut zu Tage muß Alles antikisch sein. Aber es war nur ein Zerrbild der Antike, welchem man nach-

jagte, und bloße Nachahmung war das Höchste, was man beabsichtigte, manchmal erreichte. Die deutsche ‚Renaissance' ist im Grunde nur eine Wiedergeburt der wälschen Wiedergeburt, eine Nachgeburt derselben [1]. Nur so lange man noch an den alten Ueberlieferungen zehrte und das innere Gefüge der alten Zunftmeister aufrecht stand, wurde manches Schöne und Bewundernswerthe zu Tage gefördert. Je mehr aber diese Ueberlieferungen abhanden kamen oder verächtlich beseitigt wurden und die Bauhütten und zünftigen Werkstätten in Verfall geriethen, desto sichtbarer wurde auch die Entartung der ganzen Kunst. Der allmählich sich ausbildende schroffe Gegensatz zwischen Kunst und Handwerk trug hierzu wesentlich bei [2].

Die tiefste Ursache der Entartung lag in dem Wesen der neuen Kunstrichtung selbst. Diese hatte keinen Boden in den breiten Schichten des Volkes, empfing keine Nahrung aus dem Volksgeiste, war ähnlich wie in Italien eine Kunst der Höfe und der vornehmen Leute geworden, sie mußte deren Willkür und Laune und der herrschenden Mode sich fügen. Sie erlag, wenn auch noch so kräftig von den Höfen gestützt, doch innerer Haltlosigkeit, weil sie nicht organisch entstanden war, ihr von vornherein alle harmonische Einheit fehlte. Die verschiedenen Kunstzweige traten selbständig neben einander auf; die Baukunst, welche in allen Zeiten wahrer Kunstblüte den Mittel- und Ausgangspunkt des gesammten Kunstlebens bildet, nahm eine untergeordnete Stellung ein. Nicht sie, sondern die Ornamentik wurde zunächst die künstlerische Vormacht und blieb auch das Wesentlichste in der ganzen neuen Kunst. Hatte doch der Italiener Gioviano Pontano schon um das Jahr 1500 dem Ornamente die erste Stelle in der Kunst angewiesen und es für löblich erklärt, dasselbe zu übertreiben [3].

---

[1] Treffend sagt Riehl, Culturstudien 129—130: ‚In der Renaissance wurden die antiken Formen wiedergeboren, zunächst in und neben den mittelalterlichen, dann zur Besiegung derselben. Kunstformen anpassen ist aber ebenso schwer, als Röcke zu verändern. Nur wenigen der größten Baumeister und Bildner gelang es auf kurze Frist, den innern Widerspruch zwischen dem neuen Leben und der alten Kunst zu beschwören. Keine Kunstperiode hat eine so spannenkurze Blüte gehabt, wie die ächte Renaissance; schon da sie zur Welt kam, trug sie das Muttermal der Manier auf der Stirne. Diese Manier in ihrer Fülle und Reife ist das Rococo.'

[2] Vergl. Rahn 766. A. Schultz in v. Zahn's Jahrbüchern 2, 358—359.

[3] ‚et in ornatu quidem, cum hic maxime opus commendet, modum excessisse etiam laudabile est'; vergl. Burckhardt, Gesch. der Renaissance in Italien 46. Die antiken Vorbilder, welche man vor Augen hatte, entsprachen diesen Ansichten. ‚So wie ein Hauptcharacterismus der römischen Architectur in dem Streben nach Glanz und Pracht gefunden werden muß, so bildet sie auch die decorative Ornamentistik zu überwuchernder Fülle aus und verbindet sich mit der Plastik zur Herstellung eines Ganzen, in dem das Ornament nicht mehr allein als schmückendes Beiwerk, sondern als integrirender Theil, ja sogar als dasjenige sich geltend macht, um dessentwillen die Architectur vorhanden zu sein scheint.' Overbeck, Gesch. der griech. Plastik 2, 307.

Was das Verhältniß der neuen ‚antikisch-wälschen‘ Kunstweise zu der religiösen Umwälzung anbelangt, so war dieselbe keineswegs ein Erzeugniß der letztern. Aber sie stand doch mit dieser in innerer Verbindung und blieb in Deutschland und in den Niederlanden vorzugsweise eine protestantische Kunst. Im katholischen Volke fand sie keinen Boden, nicht einmal in denjenigen Gebieten, wo die Fürsten, wie in Oesterreich und Bayern, sich ihr anschlossen und sie eifrig beförderten. Die Oesterreicher [1] und die Bayern [2] verhielten sich ablehnend gegen dieselbe; auch in den Erzdiöcesen Cöln und Trier, in den Bisthümern Münster, Osnabrück, Minden und Paderborn übte sie während des sechzehnten Jahrhunderts keineswegs eine wesentliche Einwirkung aus [3]. Die großen Volkskreise, die Geistlichkeit und die Gemeinden, beharrten bei den mittelalterlichen Ueberlieferungen als Gegner der ‚Renaissance‘, ähnlich wie dies auch in Frankreich beim katholischen Volk und beim Clerus der Fall war [4]. Die protestantischen Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Baden, Württemberg und der Pfalz und die protestantischen Reichsstädte wurden die thätigsten Begünstiger und Pfleger der neuen Kunst; auch in der Schweiz trat sie im Bunde mit der Religionsneuerung auf [5]. Mit vollem Bewußtsein wollte man die Kunst des Mittelalters vernichten, weil sie der Ausdruck eines Systems

— Den Deutschen, welche den neuen Kunststil in Italien kennen lernten, erschien er, sagt R. Dohme in der Gesch. der deutschen Kunst, Liefg. 11/12 S. 287, ‚nur als eine Decoration, nicht mehr‘. ‚Den für phantastisch-üppigen Schmuck besonders empfänglichen Sinn des Deutschen reizte das barocke Element der norditalienischen Frührenaissance‘, und die ihn ‚anziehenden Eigenthümlichkeiten verzerren sich nur zu leicht gelegentlich bis zur Carricatur‘.

[1] Lübke, Renaissance in Deutschland 2, 42—43. 48—50.

[2] Lübke 2, 3—5. [3] Lübke 2, 432—433.

[4] Vergl. Lübke, Gesch. der Renaissance Frankreichs (Stuttgart 1868) S. 32, wo zum Beleg für das Beharren beim gothischen Stil auf die in Kugler's Gesch. der Baukunst 3, 90—114 aufgezählten Monumente hingewiesen wird. Vergl. v. Lützow, Zeitschr. 4, 295—296. Als erstaunlichstes Beispiel ‚von dem zähen Festhalten am gothischen Stil und von dessen unverwüstlicher Lebenskraft‘ führt Lübke 289—300 die nach ihrer Zerstörung durch die Hugenotten seit dem Jahre 1601 ‚ganz nach mittelalterlicher Anlage und in gothischem Stil‘ erneuerte Cathedrale von Orleans an. ‚Man sieht aus diesen Thatsachen, daß die alten Bauhütten noch lange in Kraft blieben, und daß die Meister der gothischen Kunst, gestützt auf die Anhänglichkeit des Bürgerthums und der kirchlichen Corporationen an den Stil des Mittelalters, denselben gegen die eindringende Renaissance zu behaupten wußten.‘ Lübke hat nur bei Angabe solcher Thatsachen vergessen, daß er im Widerspruche mit denselben hundert Seiten früher (S. 182) versichert: ‚In der spätern Zeit Franz' I. († 1547) hatte die französische Baukunst die letzten Spuren des Mittelalters abgestreift.‘ — Wie schädlich die durch Franz I. eingeführte Renaissance auf die französische Kunst einwirkte, vergl. M. de Vasselot, Hist. des sculpteurs français de Charles VIII. à Henri III. Paris 1888.

[5] Lübke, Renaissance in Deutschland 2, 40, und Kunsthistor. Studien 401; vergl. 277. ‚Die deutsche Renaissance steht mit der Reformation in engen Beziehungen. Nicht

war, gegen welches man auf religiösem Gebiete einen Kampf auf Leben und Tod begonnen hatte. In der Gothik, in ihrer Geistigkeit, innern Geschlossenheit und unerbittlichen Folgerichtigkeit hatte die mittelalterliche Weltanschauung ihre künstlerische Verkörperung gefunden; darum gingen alle Bewegungen, welche gegen diese Weltanschauung und die sie vertretende einheitliche kirchliche Hierarchie sich richteten, Hand in Hand mit der Bekämpfung des gothischen Stils [1]. Dieser war in den Augen der damaligen Protestanten ‚die papistische Kunst‘. Als der Rath von Straßburg im Jahre 1582 damit umging, den Steinmetzen Caspar Weinhart aus Benedictbeuern zum Baumeister zu bestellen, erfuhr er, derselbe habe bereits ‚stattliche Gebäu‘ gemacht, aber er sei ‚ein starker Papist‘; gleichwohl sollte ihm die Stelle übertragen werden, in der Voraussetzung, ‚die Gebäu, so er machen würde, werden nicht papistisch sein‘ [2].

---

als ob sie eine unmittelbare Frucht derselben und ihr künstlerischer Ausdruck wäre. Es gibt keine protestantische Architectur. Ohne die Reformation hätte aber die Architectur nicht die besondere Gestalt angenommen, welche wir an ihr wahrnehmen,‘ sagt Springer, Bilder 2, 135. Butsch 1, 12 nennt die Renaissancisten die ‚Reformatoren der Kunst‘, sie schlossen sich, sagt er, ‚enge denen des Glaubens an‘.

[1] Woltmann, Die deutsche Kunst und Reformation 9—10, hat dieses richtig hervorgehoben.

[2] Lübke, Renaissance in Deutschland 1, 284. ‚Die gothische Architectur‘, urtheilt Lübke, Plastik 2, 678, war ‚die reinste Tochter des mittelalterlichen Geistes‘. Naumann 1, 388 fll. findet dagegen in derselben ‚etwas Protestantisches‘, weil in ihr ‚das Kreuz Alles und Jedes dominirt‘, denn dieses ‚mahnt an die Vorliebe der protestantischen Kunst für die Passion und den darin gefeierten Kreuzestod‘. Nicht weniger erkennt er ‚protestantische Ahnungen‘ in den in der Malerei des ausgehenden Mittelalters ‚immer entschiedener in den Vordergrund tretenden Passionsdarstellungen im Gegensatz (!) zu den bis dahin vorwaltenden Heiligenanbetungen (!) und Marienverherrlichungen‘. Besonders originelle Kunstanschauungen bietet Richard Fischer in seiner Schrift ‚Ueber Protestantismus und Katholicismus in der Kunst‘ (Berlin 1853). Da steht zu lesen: ‚Der Protestantismus ist in Allem die Grundbedingung aller Kunst und alles Kunstlebens‘ (S. 13); ‚die Lüge aller Transcendenz, alles Supernaturalismus vernichtend, setzt er den Geist des Wirklichen als das wahre Ideelle ein‘ (S. 15); er ist ‚die Quelle aller monumentalen Kunst‘ (S. 16); ‚von einer katholischen Kunst, von einem katholischen Kunstschönen kann eigentlich nicht die Rede sein‘ (S. 23); ‚das protestantische Element‘ des Bürgerthums waltet schon seit der Neige des vierzehnten Jahrhunderts, namentlich bei den Cölner Meistern Wilhelm und Stephan (S. 38); die Gebrüder van Eyck waren bereits weit vorgeschrittene Protestanten, bei ihnen ‚schwindet das Mysterion des Dogmas vor der Naturreligion, der sie als Künstler huldigen‘ (S. 48) u. s. w. Zu den Teufelswerken und ‚ketzerischen Revolutionen gegen Gottes Majestät‘ gehört nach katholischer Anschauung ‚beispielsweise die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche unter den Verfluchungen der Mönche und Priester das Licht der Welt erblickte‘ (S. 22); ‚der gespenstische Geist des Katholicismus‘ (S. 83) läßt dem Verfasser keine Rast und Ruhe.

2. Kunstschriften zur Beförderung der ‚antikisch-wälschen Manier'.

Besonders verhängnißvoll für die Kunstübung wurde es, daß ‚die neue wälsche Manier', statt sich innerhalb des ihr eigenen Kreises zu halten, ein Bündniß der Kunst mit der Wissenschaft aufsuchte, und zwar ein solches Bündniß, welches ihr nur zum Nachtheil gereichen konnte: gelehrte Theorien wurden an Stelle eines selbstbewußten und mit der Hand erprobten Schaffens gesetzt; der grübelnde, unsicher umhertastende Verstand entbehrte jener frisch sprudelnden Schöpferkraft, mit welcher die alten Meister ihre Werke geschaffen hatten. Während man studirte, suchte und grübelte und allerlei Absichten verfolgte, ging die Natur zu Grunde und man verfiel bald der äußersten Geziertheit.

Auf keinen Geringern als auf Albrecht Dürer fällt ein großes Maß von Verantwortlichkeit zurück für die verkehrten Wege, welche die Kunst, insbesondere die Baukunst, seit ihrer Verwälschung einschlug. In fast allen großen künstlerischen Leistungen auf dem Gebiete der Malerei, des Kupferstichs und des Holzschnitts ist Dürer keineswegs ‚ein Meister der Renaissance', sondern steht noch durchaus auf dem Boden der christlich-germanischen Weltanschauungen und der mittelalterlichen Kunstüberlieferungen. Auch diejenigen künstlerischen Arbeiten, welche er nach seiner Rückkehr aus Venedig schuf, lassen, mit Ausnahme des antikisirenden Beiwerks und abgesehen von seinem bereits zu dem Barocco neigenden Triumphbogen Kaiser Maximilian's nur sehr geringen Einfluß der Renaissance erkennen.

Anders aber verhält es sich mit seinen gelehrten Untersuchungen, welche er in seiner ‚Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit' vom Jahre 1525 und in der erst nach seinem Tode gedruckten ‚Proportionslehre' niederlegte [1].

---

[1] Woltmann, Aus vier Jahrhunderten 22, will Dürer's theoretische Schriften als die erste ‚wahre Frucht' betrachtet wissen, welche der Kunst aus der ‚Berührung mit der humanistischen Bildung' erwachsen sei. Erst Dürer, sagt er, habe in diesen Schriften ‚den deutschen Kunstgenossen' gezeigt, ‚was Noth that', indem er ‚mit dem alten rein empirischen Verfahren im deutschen Kunstunterricht' gebrochen und ‚das Können auf Wissen zu begründen' gesucht habe. Bekanntlich ist aber in der Folgezeit das ‚Können' durch das ‚Wissen' gebrochen worden. Nicht umsonst warnte Peter Cornelius die Künstler vor ‚dem Zersetzenden der Wissenschaft'; vergl. v. Lützow, Ztschr. 3, 4.

In dem erstern Werke sprach er sich dahin aus, daß erst die Wälschen die rechte Kunst, die der Griechen und Römer, wieder an den Tag gebracht hätten. ,In was Ehren und Würden diese Kunst', schrieb er, ,bei den Griechen und Römern gewest ist, zeigen die alten Bücher genugsam an, wiewohl sie nachfolgend gar verloren und ob tausend Jahren verborgen gewest und erst in zweihundert Jahren wieder durch die Walhen (Wälschen) an Tag gebracht ist worden. Denn gar leichtlich verlieren sich die Künste, aber schwerlich und durch lange Zeit werden sie wieder erfunden.' ,Die alten Bücher der Griechen und Römer' sollten dem Kunstunterrichte zu Grunde gelegt werden, insbesondere die Bücher des ,großen Meister Vitruvius', der ,von der Beständigkeit, Nutzbarkeit und Zierden der Gebäu' so ,künstlich' geschrieben habe, daß ihm ,vor Anderen zu folgen und sich seiner Lehr zu brauchen' sei.

Bei Erfindung eines neuen Baustils, mit der sich Dürer beschäftigt zu haben scheint [1], konnte er auf den Beifall seiner, der Neuerungssucht meist verfallenen deutschen Zeitgenossen rechnen, denn ,gewöhnlich', sagte er, ,wollen alle, die etwas Neues bauen wollen, auch gern eine neue Façon dazu haben, die zuvor nie gesehen wäre'.

Was er aber selbst in ,Aufrissen' für eine Denksäule auf eine gewonnene Schlacht, für ein Siegesdenkmal über die geschlagenen aufrührerischen Bauern und für das Grabdenkmal eines Trunkenboldes ,Neues' lieferte, läßt es für seinen Ruhm nicht bedauern, daß er durch den Tod daran verhindert wurde, die ,noch gar viel wunderliche, seltsame und künstliche Dinge' zu veröffentlichen, welche er nach Pirkheimer's Angaben in der Seele trug [2].

Bei ersterm Denkmal besteht die Säule aus einem aufgerichteten Geschützrohr, Pulvertonnen und Geschützkugeln sind auf die Ecken des Unterbaues gestellt; bei dem zweiten umgeben angebundene Kühe, Schafe und Schweine den viereckigen Sockel. Vier Körbe mit Käse, Eiern, Butter, Zwiebeln und Kräutern krönen die Ecken des Unterbaues: der ausführende Künstler könnte auch, sagte er, sonst noch, was ihm ,einfalle', darauf stellen. Er selbst setzte noch auf den Unterbau einen Haferkasten, über diesen einen umgestürzten Kessel und auf den Kessel einen mit einem Teller zugedeckten Käsenapf; auf dem Teller erhebt sich ein Butterfaß, auf diesem ein Milchkrug. Letzterer trägt eine Korngarbe, in welche Schaufeln, Flegel, Mistgabeln eingebunden sind. Ein umgestürzter Hühnerkorb bildet den Knauf, ein ,trauernder' Bauer, auf einem Schmalzhafen sitzend und von einem Schwerte durchbohrt, schmückt die Spitze der Triumphsäule [3].

---

[1] Vergl. v. Zahn, Dürer's Verhältniß 96—97.

[2] Vergl. v. Eye, Albrecht Dürer 466.

[3] Hermann Grimm, Künstler und Kunstwerke 2, 228, meint: Dürer's ,Entwurf für eine Denksäule auf die besiegten Bauern (1525) ist eine so barocke und zugleich

Eine einschneidendere Satire auf die neu aufkommende Kunstweise hätte nicht leicht geschaffen werden können.

Nicht weniger ‚Neues' in der Kunst findet sich auf Dürer's Denkmal eines Trunkenboldes: auf dem Unterbau eine mit einem Brettspiel zugedeckte Biertonne, darauf zwei Schüsseln über einander mit der Weisung: ‚darin wird Fresserei sein'; dann folgt ein ‚weiter niederträchtiger Bierkrug mit zwei Handhaben', bedeckt von einem Teller mit einem hohen umgekehrten Bierglase, endlich ein Korb mit Brod, Käse und Butter [1].

Bei dem hohen Ansehen, welches Dürer allgemein genoß, mußten solche ‚Erfindungen' die Einbildungskraft der ohnehin von allerlei Phantastereien ergriffenen Künstler nachhaltig befruchten, und es hätte nicht mehr seiner ausdrücklichen Mahnung bedurft, daß Jeder streben solle, ‚etwas Weiteres und Fremdes zu finden'. Wie ganz anders offenbarte sich Dürer's großartiger künstlerischer Sinn sowohl in der Erhabenheit der Auffassung als in der Kraft des Ausdrucks, so lange noch, zum Beispiel in der ‚Apocalypse' oder in ‚Ritter, Tod und Teufel', dem ‚hl. Hieronymus im Gehäuß' und in der ‚Melancholie' [2], keine Einwirkung eines falschen Naturalismus an ihn herangetreten war! [3]

Zwei Jahrzehnte später zimmerte ein anderer Theoretiker, der Nürnberger Arzt und Mathematiker Walter Rivius, bereits die Wiege für den deutschen Zopf. Er veröffentlichte ‚in müßigen Zeiten zu sonderlicher Ergötzung und Recreation' im Jahre 1547 eine ‚Neue Perspectiv' und im folgenden Jahre einen ‚deutschen Vitruv', und diese umfangreichen Werke erlebten mehrere Auflagen [4]. In letzterm Werke schwelgt Rivius förmlich in Vitruvius und dessen Nachfolgern. Die Widmung des Buches an den Bürgermeister und Rath zu Nürnberg läßt sich derart aus, als ob es vor der Wiederbelebung des römischen Baumeisters keine nennenswerthen Baumeister gegeben habe. Nur in der Antike wollte Rivius ‚die rechte gründliche Architectur',

---

dennoch anmuthige Uebereinanderthürmung naturalistischer Elemente, wie sie Niemand vor ihm und nach ihm zu Stande gebracht hat'.

[1] Die Abbildungen in der ‚Unterweisung der Messung mit dem Zirckel und Richtscheyt' (Nürnberger Ausgabe von 1538) Bl. J—J [2].

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 196—198.

[3] Im Jahre 1531 gab Hieronymus Rodler, fürstlicher Secretär zu Simmern, ‚Ein schön nützlich Büchlin von Unterweisung der Kunst des Messens mit dem Zirckel, Richtscheidt oder Linial' heraus, weil die zwei Bücher Albrecht Dürer's ‚die Kunst und Unterweisung der Messung' und die ‚Proportz menschlicher Bild' ‚so überkünstlich und unbegreiflich gemacht' und deßhalb nicht den Anfängern in der Kunst, sondern ‚allein den Hochverständigen dienlich' seien. — Man sieht hier, ‚sagt Lübke, Renaissance in Deutschland 1, 152, ‚überall eine steigende Lust zur Anwendung von Renaissanceformen, die aber gleichwohl von einem wirklichen Verständniß weit entfernt sind'.

[4] Vergl. Lübke, Renaissance 1, 152.

welche ‚in Deutschland verloschen' sei, erkennen, und er verlangte vor Allem ‚gelehrte' Baumeister, wie sie in Italien zu Hause [1]. Der deutsche Baumeister, sagte er, müsse Latein und Griechisch und wo möglich neuere Sprachen lernen, ‚dieweil in keiner barbarischen fremden Sprache bisher weniger guter Schriften und Bücher denn in der teutschen Sprache von neu erfundenen Künsten ausgangen sind, ausgenommen des weit berühmten künstlichen Albrecht Dürer's Bücher'; ferner müsse der Baumeister auch Musik, Arzneikunde und Astronomie verstehen; vollkommen aber werde er erst, nach dem Ausspruche Vitruv's, durch die Philosophie [2].

Um seine eigene Gelehrtheit zu zeigen, empfahl Rivius, unter Benutzung ausländischer Kunstbücher, die ‚Veränderung der Bossen, so ein verständiger Baumeister weiter nach seinem Gefallen in mancherlei Werk bringen möge': zum Beispiel ‚karyathische Weiber und Matronen' in gestickten und betroddelten Gewändern, Gesimse von knieenden Kriegern ‚in antikischer Tracht' emporgehalten, ‚wie dann solche', wußte er, in der persischen Halle der Lacedämonier ‚mit großer Fürsichtigkeit und sonderer Listigkeit und scharfem Bedacht von den alten Baumeistern gemacht worden'. Daneben verwies er auf ‚künstliche Säulen von Bildwerk, wie solche dieser Zeit bei den Welschen in Brauch': Hermen, halb in Windeln eingewickelt oder in einen Baumstamm auslaufend, mit türkischem Turban und Troddelmantel, oder mit zwei weiblichen Oberkörpern. Im Anschluß an italienische Vorgänger wollte er den griechischen Tempel verwirklichen, indem er dessen Grundformen und Façaden nach mehrschiffigen Renaissance-Kirchen mit Kreuzgewölben und Kuppeln vorführte, Voluten und Giebel bisweilen mit liegenden Drachen und Hirschen bekrönte. Auf Grund von Vitruv schärfte er den Baumeistern die Unterschiede der Tempel nach verschiedenen Gottheiten, besonders nach männlichen und weiblichen Gottheiten, ein. Vornehmlich seien ‚Göttinnen und zarte Jungfrauen mit solchen zierlichen Gebäuden zu verehren, so fast artlichen und wohlgeschmückt und verziert, daß solcher zarten Göttin in Wollust hofirt werde'. Der Thurm des Andronicus Cyrrhestes ist nach seinen Vorstellungen ein achteckiger Bau mit fünf Geschossen und allerlei herrlichem Schmuck von ruhenden Löwen, Delphinen und Drachen, einem Engel mit Schwert und Schild, einem Gerippe des Todes, einem nackten Weibe mit dem Zifferblatt einer Uhr, einer Madonna mit dem Kinde, posaunenden Engeln, mehreren Glocken; als Windfahne liegt auf der

[1] Rivius, Vitruv 18. 19. 34. 189. 249.

[2] Vgl. Lübke, Renaissance 1, 160—163. ‚Im Norden hinderte glücklicherweise die mittelalterliche Ueberlieferung noch lange Zeit an einer ähnlichen Auffassung.' In seiner ‚Neuen Perspectiv' gab Rivius unter Anderm umständliche Anleitung, wie man mit einer Unmasse von geometrischen Linien aus einem Ei einen antiken Pokal machen könne, ‚wie es selbst vom weitberühmten kunstreichen Albrecht Dürer nicht angezeigt worden'. Die geometrischen Spielereien der Spätgothik wurden hier weit überboten.

Spitze des Daches ein blasender Triton auf dem Bauche. Das Grabmal des ‚großmächtigen Königs Mausoli‘ besteht bei Rivius aus einem Quadrat mit Kreuzgewölben, zu einem griechischen Kreuz erweitert; es baut sich mit Pilastern und giebelbekrönten Fenstern auf, mit kleinen Kuppeln über den Kreuzarmen; eine Stadt mit mittelalterlichen Thoren und zinnengekrönten Mauern und ein königlicher Palast mit Thürmen und Erkern, Bogenfriesen und Zinnenkranz bilden die Umgebung [1].

Derart ‚Wunderbarliches und Neues‘ hervorzubringen, war natürlich nicht Jedem gegeben, weßhalb Rivius denn auch wohlweise junge Künstler davor warnte, das Amt eines ‚wahrhaftigen Architecti‘ zu übernehmen; denn dieses sei keine leichte Sache ‚bei der wunderbarlichen Scharfsinnigkeit der jetzigen Welt, so alle Ding untersteht auf das Höchste zu bringen und zu überkünstlen‘. Verächtlich sah Rivius auf die alten Bauhütten, ‚die gemeinen Werkmeister und Steinmetzen‘ herab; diese sind, sagte er, ‚solch groben Verstandes, daß sie diese Dinge nicht begreifen und machen können‘ [2].

Je mehr die wirkliche Kunst des Bauens, die Bildnerei und die Malerei verfielen, desto zahlreicher wurden die Schriften, welche diese Kunst ‚allen Wohl- und Scharfsinnigen beibringen und lehren‘ und ‚die recht antikische Art wiederum in Schwang bringen‘ wollten [3]. Unter vielen Anderen glänzte als ein solcher Lehrmeister ‚der vitruvianische Architect‘ Rutger Käßmann, für den die ‚Architectura nach antiquitätischer Lehr‘ schon ‚zu den Zeiten Salomonis‘ blühte, ‚welcher den Tempel zu Jerusalem auf corinthische Manier hat lassen bauen‘ [4].

Am erfindungsreichsten erwies sich der Straßburger Baumeister und Maler Wendel Dietterlein, ein hochangesehener Mann, der neben anderen Künstlern von dem Herzog Ludwig von Württemberg zur Erbauung des neuen ‚weitberühmten Lusthauses‘ nach Stuttgart berufen wurde. In den Jahren 1591 und 1592 gab er eine ‚Architectura und Austheilung der fünf Säulen‘ heraus, die sich großen Beifalls erfreute und im Jahre 1598 in verbesserter Auflage erschien [5]. Er gehe, sagte Dietterlein in der Vorrede, nicht auf eigenen Ruhm

[1] Lübke, Renaissance 1, 162.

[2] Aus der ‚Neuen Perspectiv‘ bei Lübke 1, 164.

[3] Außer den bei Lübke 1, 165 angeführten Büchern vergl. die von Pieter Koeck, citirt bei Fiorillo 2, 461, und 485 die Angaben über Johann Fredemann de Vries, der nicht weniger als sechsundzwanzig Bände herausgab. Carl van Mander legte (1603—1604) die Metamorphosen des Ovid aus, um den Künstlern eine Anweisung zur Ausbildung der Figuren zu geben; vergl. Schnaase 8, 109. Ueber den Nürnberger Buchdrucker Johannes Petrejus berichtet Neudörffer 177: ‚Seine Gedanken stehen für und für dahin, wie man gute Bücher in ehrlichen Künsten herfürbringen möcht.‘

[4] Lübke 1, 166.

[5] Nürnberg 1598. Wendel Dietterlein ist nicht zu verwechseln mit dem in München thätigen Baumeister Wendel Dietrich; vergl. Rée 33.

oder Nutzen aus, sondern wolle lediglich aus Liebe zur Sache den rechten Kunstgeschmack verbreiten, ganz besonders zum Vortheile der Jugend, welche bisher in den rechten Grundsätzen der Kunst nicht unterrichtet worden sei.

Dietterlein ist in Deutschland der Großmeister des Barockstils, welcher das Verhältniß der verschiedenen Künste zu einander vollständig verkennt. Bei ihm ist Alles schwer und massig, und doch scheint das gesammte Mauerwerk mit allem ornamentalen Beiwerk in Bewegung zu gerathen [1]. In seinen ‚über Alles wunderbarlichen Erfindungen‘ konnte er sich auf Dürer's Mahnung berufen: Jeder Künstler solle sich bestreben, etwas Fremdes aufzustellen; ‚denn wenn auch der hochberühmte Vitruvius und Andere gesucht und gute Dinge gefunden hätten, so sei damit nicht aufgehoben, daß nichts Anderes, das auch gut sei, möge gefunden werden‘. Dürer's wunderliche Gedenksäulen dienten Dietterlein offenbar zum Muster, als er zum Beispiel sein oft beschriebenes ‚culinarisches Portal‘ vorführte mit einem feisten Koch als Atlanten, welcher als Capitäl zwei Schüsseln auf dem Kopfe trägt, am Gürtel zwei Bündel von Schnepfen und ein Küchenmesser, in der Hand einen Schöpflöffel; am Fries sind gekreuzte Kochlöffel, am Gesimse Wildschweinsköpfe angebracht, und darüber als Bekrönung eine Gruppe von Hasen, Rehen nebst Küchenkesseln und einem Bratspieß mit Würsten: zur Erinnerung an die Antike durfte dabei eine selbstverständlich fast unbekleidete Ceres nicht fehlen [2]. Wenn Vitruv die dorische Säule mit einem Manne verglich, so ging Dietterlein ernster auf die Sache ein: er stellte die Säule einfach als einen Mann, und zwar, um das kriegerische Wesen der Dorer hervorzuheben, als einen vollständig bewaffneten Krieger dar [3]. Pilaster-Hermen erscheinen bei ihm als Bauern, mit einer Weinbütte so umkleidet, daß nur die Füße mit Holzschuhen und der Kopf mit einem Handfaß als Capitäl herausschauen; einmal wachsen aus einem Hermenpfeiler Hirschfüße heraus, während der Kopf eines Hirsches mit Geweihen nebst einem Jagdhorn als Capitäl dienen muß [4]. Solche ‚sinnreiche‘ Erfindungen mochte Dürer kaum geahnt haben, als er selbst an den

---

[1] Vergl. v. Leixner 248—250. Falke, Geschmack 166.

[2] Figur 75. Vergl. Lübke 1, 170—171. Dem culinarischen Portal entspricht an Geschmacklosigkeit Figur 144.

[3] Figur 46. Die corinthische Säule (Figur 136) wird als ein üppiges, nur um die Lenden bekleidetes Weib dargestellt.

[4] Die wunderlichsten Phantastereien finden sich auf Figur 36. 76. 82. 83. 146. 164. 183. Vergl. Lübke 1, 170. J. Waßler, Das Dorische in der Renaissance, in v. Lützow's Zeitschr. 14, 338—339. ‚Die eigentliche Zopfzeit der deutschen Renaissance fördert‘, sagt Waßler, ‚ganz Unglaubliches zu Tage. Der deutsche Zopf als Kind des italienischen wächst weit über den Kopf seines Vaters hinaus. Die italienische Kunstliteratur hat kein Buch aufzuweisen, das unserm Wendelin Dietterlin in Uebertreibungen und Extravaganzen nur im Entferntesten nahe käme: gegen Dietterlin ist Pozzo eine keusche Seele.‘ ‚Dietterlin ist ein wahrer architectonischer Höllenbreughel.‘

von ihm angegebenen Capitälen allerlei willkürlichen Schmuck anbrachte und die Künstler aufforderte, ‚etwas von schönen Dingen' daran anzubringen, ‚als von Laubwerk, Thierhäuptern, Vögeln und allerlei Dingen, die nach dem Gemüthe derer sind, die solches arbeiten'. Dem ‚Gemüthe' Dietterlein's entsprachen auch die ‚antikischen' Nuditäten. Das Aeußerste in dieser Beziehung liefert eine Skizze zu einem Kamin: die nackte Juno auf dem Schoße Jupiter's [1].

Bei einer solchen Entartung der Baukunst und Bildnerei war man gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland angekommen. Denn wie die Theoretiker das Recht der frei schaffenden Einbildungskraft in Erfindung immer neuer Formen aufstellten, so ging man vielfach auch in der Praxis vor. Selbst Dietterlein's phantastisch wilde Gebilde fanden mancherlei Nachfolge [2].

---

[1] Figur 149 (vgl. Andresen 2, 270). Vergl. die Figur 76 bei Lübke 1, 168.

[2] Vergl. R. Dohme in der Gesch. der deutschen Kunst Liefg. 15/16 S. 327. 369. Ebe 1, 235—236. Lübke 1, 170 eifert gegen Dietterlein's ‚wahren Hexensabbath des in der schönsten Blüte der Flegeljahre sich befindenden Barockstils', aber er macht für die Nachahmungen des protestantischen Baumeisters den Jesuitenorden verantwortlich. ‚Es war die Zeit, da der Jesuitenorden für den neu aufgewärmten Katholicismus alle Mittel, erlaubte und unerlaubte, in Bewegung setzte. Die schwülen Ausgeburten des Barocco paßten trefflich in diese Richtung.' Woltmann, Kunst im Elsaß 315, sagt, diese Bemerkung Lübke's sei ‚treffend'. Während aber Lübke den Dietterlein zuerst einen ‚wahren Hexensabbath' aufführen läßt, sagt er S. 270 lobend: ‚Die Meister von Straßburg haben immer noch etwas von dem Character der alten deutschen Bauhütte und stehen fortwährend in lebhaften Beziehungen zu Deutschland [aber gehörten denn die Straßburger etwa damals schon zu Frankreich und standen trotzdem ‚fortwährend in lebhaften Beziehungen zu Deutschland'?]. Am Ende des Jahrhunderts ist es Wendel Dietterlein, der, nach Stuttgart berufen, dort seine einflußreichen Kupferwerke herausgibt'; S. 376 rechnet Lübke denselben ‚zu den tüchtigsten Künstlern der Zeit', die nach Stuttgart berufen wurden.

3. Baukunst und Bildnerei nach ‚antikisch-wälscher Manier' — ‚die Prunkkunst der Vornehmen und Fürsten'[1].

Von Anfang an besaß die ganze neue Baukunst, welche man als eine Kunst ‚der deutschen Wiedergeburt' bezeichnet, keinen eigentlichen Stil, am

[1] ‚„Deutsche Renaissance" ist das Schlagwort für die heutige deutsche Kunstthätigkeit und Kunstwissenschaft, insbesondere für die Kunstindustrie. Man glaubt in der Architectur und Ornamentik des sechzehnten Jahrhunderts ein echt nationales Element entdeckt zu haben, dessen Entwicklung unsere deutsche Kunst zu neuer eigenartiger Blüte zu führen im Stande sei — eine Täuschung, die gegenüber der Verwilderung, welche sie bereits hervorgerufen hat, schwerlich lange anhalten wird.' Wilhelm Bode in der Gesch. der deutschen Kunst, Liefg. 14, 228. Will man dagegen Woltmann glauben, so verhielt es sich so: ‚In Italien konnte der gothische Stil am leichtesten beseitigt werden, als er sich überlebt (!) hatte, hier fand sich durch erneuerten Anschluß an die classische Tradition ein Ersatz. Als dann der classisch geschulte Renaissance-Stil von dorther in Deutschland eindrang, war er kein fremdes, bloß importirtes Product, sondern er war schon längst ersehnt, längst durch eigene Arbeit vorbereitet, und er wurde nun auch in der Umprägung aufgenommen, die der nationalen Eigenthümlichkeit entsprach'! Durch die ‚Ausbildung der Renaissance-Architectur erlebte der deutsche Baustil eine neue Periode der Herrlichkeit' (Aus vier Jahrhunderten 19. 26). Worin diese angebliche ‚neue Periode der Herrlichkeit der deutschen Baukunst' bestand, hat R. Dohme, dieselbe mit der Periode des Mittelalters vergleichend, schlagend zusammengefaßt: ‚Die mittelalterliche Entwicklung ergibt ein Bild fortschreitenden Ausreifens einem bestimmten Ziele zu, an dessen Verwirklichung die Künstler der verschiedenen Zeiten und Gegenden unbewußt arbeiten. Als dann die Aufgabe der mittelalterlichen Kirchenbaukunst in der Schaffung der fünfschiffigen gothischen Cathedrale in möglichster Vollkommenheit gelöst ist, bietet die weitere Durchbildung der Hallenkirche bis zum Schluß der Periode noch eine Variante des Problems. Mit der Renaissance aber tritt an Stelle dieser Zielstrebigkeit ein planloses Umhertasten: das, was bis dahin der Führer der architectonischen Entwicklung gewesen, die kirchliche Baukunst, tritt in Folge der reformatorischen Bewegung in Deutschland zurück. Aber auch die Profanarchitectur krankt an den politischen Verhältnissen des Landes.' ‚Die politische und finanzielle Kraft der deutschen Fürsten reibt sich auf in Sonderinteressen; in Sonderinteressen auch die des Kaiserhauses.' ‚Und wie auf politischem Gebiet fehlt der große Sinn auch auf architectonischem. So sehr geht diese Zeit in der Kunst im Kleinen auf, daß selbst das, was einzelne kunstliebende Fürsten von der Production ihrer Zeit fordern, klein gedacht ist.' ‚Auch derjenige Kirchenfürst, in dem wirklich ein Stück italienischen Mäcenaten-

wenigsten einen ‚nationalen' Stil: sie schuf keine organisch sich entwickelnden Neubildungen der constructiven Gedanken; vielmehr bestand das Neue lediglich in einer mehr oder weniger antikisirenden Decoration [1]. Sie wiederholte nur und verkümmerte sogar theilweise das, was das fünfzehnte Jahrhundert Neues in der Raumentwicklung und in den Verhältnissen geschaffen hatte,

---

thums steckt, Cardinal Albrecht von Brandenburg, hat sich trotz der Fülle seiner Unternehmungen nur einmal zu großen Gesichtspunkten aufgeschwungen, und auch dieses eine Mal fällt die Lösung kleinlich aus; es ist die durchaus monumental intendirte Friedhofsanlage zu Halle mit ihren ringsum laufenden Arkaden, eine Schöpfung einzig in ihrer Art in Deutschland — aber ohne jede Großartigkeit in der Ausführung. Wie schwächlich erscheinen diese Bogengänge neben der vornehmen Bildung jeder Loggia an einer toskanischen Villa!' Selbst die bedeutendste Leistung ‚der Renaissance' in Deutschland, der Otto-Heinrichs-Bau zu Heidelberg, ist nur ‚Stückwerk'. ‚Als der Kurfürst Ottheinrich den nach ihm genannten Flügel am Heidelberger Schloß aufführen läßt, da plant er keineswegs einen Umbau der alten unregelmäßigen Burganlage im Ganzen, wie jeder Italiener oder Franzose in seiner Lage gethan hätte, sondern von Anfang an will er dem bestehenden Conglomerat von Bautheilen nur e i n neues Glied hinzufügen; dieses freilich so vollkommen wie möglich. Ganz Deutschland vermag in dieser Zeit nicht ein einziges groß concipirtes und groß durchgeführtes Werk aufzuweisen, wie es unter vielem Andern aus romanischer Zeit etwa die Burganlage Heinrichs des Löwen zu Braunschweig, aus gothischer das Haupthaus des Deutschen Ordens zu Marienburg und an der Schwelle des siebzehnten Jahrhunderts wieder der Residenzbau zu München ist.' Nur in den K l e i n k ü n s t e n zeigt sich noch ‚die künstlerische Kraft', aber die Einwirkung des Kunsthandwerks auf die a r c h i t e c t o n i s c h e Arbeit wirkt nicht zum Vortheile derselben. Denn der Sinn für reiche Ausbildung des Details ü b e r w u c h e r t allmählich die tectonischen Grundgedanken. Dazu die willkürliche Umdeutung des classischen Canons der Gliederungen. So macht denn schließlich die Hochrenaissance kaum noch einen Unterschied zwischen der Formgebung bei Holztäfelungen im Innern der Häuser und der ornamentalen Ausbildung der Fronten in Haustein; denn es fehlt dem ganzen Stil der feste, die Ornamentik in bestimmte Bahnen bannende constructive Hintergrund: in der That ist derselbe nur eine w i l l k ü r l i c h e, d i e b i s h e r i g e n F o r m e n v e r d r ä n g e n d e D e c o r a t i o n, w e l c h e m i t d e m i n n e r n W e s e n d e s j e d e s m a l i g e n B a u e s N i c h t s z u t h u n h a t.' Gesch. der deutschen Kunst, Liefg. 15/16, S. 290—291. Vgl. auch C. Schnaase bei v. Lützow 9, 212. Lotz, Statistik 1, 15—16, sagt: ‚Bald warf man alle die reichen Mittel bei Seite, welche die christliche Baukunst in einer Entwicklung ohne Gleichen während vieler Jahrhunderte errungen hatte. Mit seltenen Ausnahmen entbehren die Werke der „Renaissance" des wahren Lebens, der innern Nothwendigkeit und tragen das Gepräge willkürlicher Aeußerlichkeit oder geistloser Nüchternheit. Die Kirchen, soweit sie nicht Uebersetzungen aus dem Gothischen sind, wie die Marienkirche zu Wolfenbüttel und der Oberbau am Kiliansthurm zu Heilbronn, gelingen diesem Stil meist am wenigsten.'

[1] Kugler, Kleine Schriften 1, 394: ‚Es war ein Zwitterzustand, ganz so und noch mehr, als wie in der alten römischen Kunst.' Vergl. Lübke, Plastik 2, 678—679. Wie die Renaissance vorwiegend decorativ, vergl. auch Carriere, Renaissance und Reformation 70—73.

während sie die Formensprache entweder der italienischen Kunst unmittelbar und nur halbverstanden entlehnte, oder, im Norden, von der niederländischen Kunst vermittelt übernahm und kümmerlich ausbildete [1]. Wirklich Hervorragendes wurde nur dort geschaffen, wo der Baumeister, noch auf dem Boden der alten Ueberlieferungen stehend, den gothischen Grundgedanken festhielt [2].

Nachdem man durch die vielen Lehrbücher die antiken Formen etwas näher kennen gelernt hatte, verband man dieselben mit den gothischen zu einem sogenannten ‚Mischstil‘, vielmehr Zwitterstil, der binnen Kurzem in's Barocke überging, die Zierformen bis zur Ueberladung häufte. Anfangs verwendete man für das Ornament noch Vorlagen aus dem Pflanzenreiche, aber schon seit der Mitte des Jahrhunderts kam das ‚Cartouchenwerk‘ und der ‚Metallstil‘ zur Herrschaft, und alle wirkliche Baukunst hörte auf, als die Construction mit den Zierden ihrer Formen in sichtbaren Widerspruch trat. Jede Rücksicht auf die Natur des Materials, wie sie in der Gothik strenge Beachtung gefunden hatte, wurde bei Seite gesetzt: die Holztechnik wurde auf Stein übertragen; die Steinhauer entlehnten der Schmiedekunst die Beschläge an Portalsäulen, Pfeilern und Sockeln; Zierformen der Holzbauten wurden der Steinarchitectur entnommen;

[1] Sagt Wilhelm Bode, in der Geschichte der deutschen Kunst, Liefg. 14, 228. ‚Die deutsche Renaissance-Architecturdecoration hat nur wenige vollendete Werke aufzuweisen.‘ v. Lützow 11, 111. ‚Den späteren in Renaissanceformen ausgeführten deutschen Bauten sieht man es deutlich an, daß jene durch die Hände der Maler und Zeichner bereits gegangen waren, ehe sie der Architect empfing und sich aneignete. Was man an der deutschen Renaissance-Architectur mit Recht tadelt, die geringe Rücksicht auf das Material, die lockere Verbindung des Ornamentalen und Constructiven, so daß das letztere von dem erstern stets überwuchert wird, das erklärt sich ganz natürlich und hört auf als Vorwurf (!) zu gelten, wenn man dieselben Formen vom Zeichner in einer decorativen Absicht angewendet gewahrt.‘ Springer, Bilder 2, 38—39. Der italienische Kunsttheoretiker Leon Battista Alberti ‚leitete sogar die Baukunst von einer präexistirenden Malerei ab: der Baumeister habe erst von dem Maler seine Säulen und Gebälke gelernt‘. Burckhardt, Gesch. der Renaissance in Italien 42.

[2] ‚Der Hauptreiz derjenigen Bauten, welche die Renaissancisten als Muster empfehlen, beruht in den aus der gothischen Periode, trotz des Einflusses der Renaissance, herübergeretteten mittelalterlichen Bestandtheilen derselben; er beruht darin, daß dieselben das deutsche Wesen nicht vollständig verläugnet, mit den alten Traditionen nicht ganz und gar gebrochen, vielmehr den gothischen Grundgedanken festgehalten und nur in Bezug auf Aeußerlichkeiten bald mehr, bald weniger von der Antike geborgt haben. Ganz dasselbe hat aber auch in anderen Ländern, namentlich in Frankreich stattgefunden, wo gar viele Bauwerke den nämlichen Character an sich tragen, wie die bei uns zu Lande unter die Rubrik „Deutsche Renaissance" gebrachten. Es kann daher von specifischem Deutschthum, von „nationalem" Stil da nicht die Rede sein.‘ ‚Allerdings haben alte Meister der Frührenaissance Bewundernswerthes geschaffen; allein in ihnen war die mittelalterliche Tradition noch nicht erloschen, und es stand ihnen überdies noch die gerade während der spätgothischen Periode so glänzend entwickelte frühere Technik zu Gebote.‘ Reichensperger, Zur Profan-Architectur 39.

den figürlichen Schmuck suchte man aus verschiedenen Kunstkreisen zusammen[1]; die Verzierung der inneren Räume wurde ähnlich behandelt wie die der Façade. Man erging sich in Zwecklosigkeiten aller Art; schuf Säulen lediglich um der Gesimse, Gesimse um der Säulen willen. Auf diesem Wege wurde das Ornament Hauptmerkmal des neuen Stils, das Wesentliche der ganzen Baukunst. Die Ueppigkeit und die Prunksucht der Zeit gaben sich in den Ornamenten kund, welche, auch darin dem waltenden Zeitgeiste entsprechend, gar bald allerlei ungeheuerliche Formen annahmen.

Auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst blieb man noch bis weit über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus der Gothik treu, aber in Folge der durch die religiöse Umwälzung herbeigeführten Wirren und materiellen Nothstände wurden im Vergleich zu früher auch im katholischen Deutschland nur mehr wenige bedeutende Bauten ausgeführt[2]. Ausbauten an gothischen Kirchen erfolgten unter anderen noch in Magdeburg bis zum Jahre 1520, in Zerbst bis 1530, in Zwickau bis 1536, in Merseburg bis 1540, in Xanten am Niederrhein bis 1525, in Lüdinghausen in Westfalen bis 1558, in Münster bis 1568. Eine etwas regere Thätigkeit herrschte in Bayern und Schwaben: in Amberg bis 1534, in Freising bis 1545, in Scheyern bis 1565, in Lauingen bis 1576, in Landshut bis 1580, in Böblingen bis 1587; an der Ulrichskirche in Augsburg wurde bis 1594 weiter gebaut[3].

Unter den geistlichen Fürsten ragte durch Begeisterung für die Baukunst und aufrichtigen kirchlichen Eifer in der Ausführung von Bauten der Würzburger Fürstbischof Julius von Mespelbrunn (1573—1618) hervor. Als er starb, zählte man an dreihundert Kirchen, welche er in seinem Bisthum erbaut oder wiederhergestellt hatte[4]. Seine hervorragendsten Schöpfungen sind das

---

[1] Springer, Bilder 2, 152, meint, gerade ‚dieses Vermischen des besondern Ursprunges, das Heranziehen der Ornamente aus verschiedenen Kunstkreisen‘ beweise ‚die Selbständigkeit der decorativen Kunst‘. ‚Im Ornamente‘ müsse ‚der künstlerische Werth der deutschen Renaissance aufgesucht werden‘.

[2] Vgl. Lübke, Renaissance in Deutschland 2, 230. Neumann 112—113.

[3] H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie 506 fll.

[4] Im ‚Fränkischen Ehrenpreis‘ vom Jahre 1604 wird gerühmt: ‚Es seien so viele Kirchen gebauet,

Daß man sich gleich verwundern soll,
Wie es habe mögen geschehen woll,
Daß bei Ein's Fürsten Regiment
So vil neue Kirchen seynd vollendt,
So vil der alten renovirt,
Erweitert, g'schmückt und geziert.‘

Juliusspital mit der Kilianskirche zu Würzburg und der dortige Universitätsbau mit der sich anschließenden Kirche. Besondere Hervorhebung verdient, daß er fast ausschließlich deutsche Baumeister beschäftigte; erst im Jahre 1609 sah er sich genöthigt, einen Italiener als Dombaumeister anzustellen [1]. Seine vielen Kirchen im Lande erkannte man an den ‚spitzigen Thürmen', welche, sagt ein gleichzeitiger Biograph, ‚allenthalben an Tag geben, was dem Bischof zu Würzburg und Herzog zu Franken eigenthümlich und unterworfen ist' [2]. Von einem eigenthümlichen ‚Juliusstil' kann keine Rede sein; denn Julius übte, Gothisches und Barockes mischend, die neue Kunstweise nicht anders, als im übrigen Deutschland geschah.

Auch einen sogenannten ‚Jesuitenstil' gab es bis nach den ersten Jahrzehnten des siebenzehnten Jahrhunderts in Deutschland nicht. Die Kirchen und Collegien, welche die Jesuiten selbst erbauten oder welche für sie errichtet wurden, entsprachen durchaus den übrigen Bauten jener Periode. Sie gehören aber zu den anerkennenswerthesten Leistungen derselben. Die für den Orden in München (1582—1597) erbaute St. Michaelskirche ist die gewaltigste kirchliche Schöpfung der sogenannten deutschen Renaissance [3]. Auch die Jesuitenkirche in Coblenz (1609—1617) ist ein stattlicher kirchlicher Bau von technischer Tüchtigkeit [4].

Bei den Protestanten war die Gothik als ‚papistische Kunst' in Verruf erklärt, aber ihre Kirchenbaukunst blieb dennoch in den wenigen Werken, welche sie aufzuweisen hat, für den Innenbau verkropft gothisch, versuchte sich nur nebenher in antikisirendem Einzelwerk, welches die gothischen Bildungen ersetzen sollte; das Aeußere der Bauten offenbart meist nur ein müßiges Spiel phantastischer Verzierungen. So findet man beispielsweise an der protestantischen Schloßcapelle zu Liebenstein bei Heilbronn im Innern Kreuzgewölbe auf Rippen, aber statt der Pfeiler corinthische Säulen; an der Fronte zwei Renaissance-

---

[1] Näheres über die Bauten und die gesammte Kunstthätigkeit des Bischofs bei Niedermayer, Kunstgeschichte von Würzburg (Würzburg 1860) S. 265—280. Vergl. Sighart 678 fll.

[2] Niedermayer 271. Buchinger, Julius Echter von Mespelbrunn 206.

[3] Sagt Lübke 2, 22. Er nennt sie eine ‚in technisch constructivem Sinn eminente Leistung'. ‚Das Innere ist von außerordentlicher Schönheit und Großartigkeit der Verhältnisse, dabei von einer maßvollen Einfachheit der Decoration, welche die Raumschönheit noch erhöht, so daß kein gleichzeitiger Bau in Italien sich damit messen kann.' Ebe 236 bezeichnet ‚das riesige Tonnengewölbe des Schiffs' als ‚eines der mächtigsten Gewölbe aller Zeiten'. ‚Die Jesuiten Eisenreich, Haindl und Valerian fertigten die ersten Pläne zur St. Michaelskirche; eigentlicher Baumeister war zuerst Wilhelm Eggl.' Fr. Trautmann, Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 21.

[4] Vgl. Lübke 2, 462. Kugler, Kleine Schriften 2, 249.

portale, darüber einen Giebel mit Halbsäulen, Hermen, Pyramiden und anderen wunderlichen Gebilden [1].

Wie der Mangel an großen neuen künstlerischen Schöpfungen religiösen Characters wesentlich den Geist des Zeitalters bezeichnete, welches, wie viel auch die Religion im Munde geführt und darüber gestritten wurde, keineswegs ein religiöses war, so wird dieser Geist anderseits ebenso sehr bezeichnet durch das, was auf dem Gebiete der Profanarchitectur in sehr zahlreichen Gebäuden mit üppiger, ja überschwänglicher weltlicher Pracht geschaffen wurde. Gerade diese Architectur ist eines der wichtigsten Zeugnisse für die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Zeit. Wie damals nicht mehr die Rücksichten auf das allgemeine Wohl, auf das dem ganzen Volke Gemeinsame vorherrschten, sondern die eigensüchtigen Strebungen der durch ihre äußere Stellung bevorzugten Kreise, so traten auch in der Kunst das allgemeine Bedürfniß und der öffentliche Zweck weit zurück: der Luxus, das persönliche Wohlbehagen und die Laune der Vornehmen wurden in der Kunstübung maßgebend. Wenn auch in manchen Städten an den dem öffentlichen Wesen dienenden Gebäuden, insbesondere den Rathhäusern, prächtige Umbauten und Anbauten oder neue Rathhäuser erstanden, so wurde doch die meiste Kunst und äußere Pracht auf die dem vornehmen Leben dienenden Räume verwendet, auf ‚goldene Säle‘ für die großartigen Festlichkeiten und Schmäuse, welche als eine der Hauptsachen des öffentlichen Lebens betrachtet wurden. So gehören zum Beispiel in dem seit dem Jahre 1615 von Elias Holl erbauten Augsburger Rathhause die zu solchen Festlichkeiten bestimmten vier ‚Fürstenstuben‘ und der hundert Fuß lange, fünfzig Fuß breite Saal zu den am reichsten ausgestatteten Räumen;

---

[1] R. Dohme, in der Gesch. der deutschen Baukunst, Liefer. 15/16 S. 368. 370, betont: ‚Man versucht nicht einmal die monumentale Ausbildung der Empore, dieses der evangelischen Kirche so wichtigen Baugliedes, die doch schon in der Spätzeit des Mittelalters angestrebt und jetzt im katholischen Würzburg (1582—1591) in einem glänzenden Beispiel durchgeführt wurde. Wohl beschäftigt die Frage nach der Gewinnung eines normalen Grundrisses für den evangelischen Ritus schon seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Architectenwelt, aber die Lösungen, welche man vorerst bietet, haben keine tiefere Bedeutung. So bildet Schickhardt 1599 seine Freudenstädter Kirche aus den zwei Seiten des rechten Winkels, und in Hanau versucht man sogar zwei polygone Anlagen, eine größere und eine kleinere, so an einander zu schieben, daß Glockenthurm und ein Theil der Außenmauer beiden gemeinsam sind: ein architectonisches Ungeheuer.‘ Im Allgemeinen gilt vom ganzen protestantischen Deutschland, was Naumann 119 von den baltischen Provinzen sagt: ‚Großartige kirchliche Bauten, wie sie der tiefe Frömmigkeitssinn des Mittelalters geschaffen, sah das Land in der Folge nicht mehr entstehen. In die, freilich ihres einstigen Schmuckes beraubten Kirchen des Katholicismus hielt die neue Lehre ihren Einzug, sich darin einrichtend, wie es dem neuen Ritus Bedürfniß erschien.‘

letzterer strotzt von Gold und Farben und ist überaus reich an allerlei phantastisch barockem Schmuck[1]. Obgleich der wirthschaftliche Niedergang der Städte schon offen hervortrat, so wurde doch mit möglichster äußerer Prachtentfaltung gebaut und verschönert. So sind beispielsweise in dem Bremer Rathhause von 1612 alle Flächen mit Bildwerken bedeckt, mit antiken Gottheiten, wunderlichen Meeresgeschöpfen, Säulenstellungen, Hermen und sonstigen Gebilden barocker Erfindung; an einer Wendeltreppe ist geradezu Alles in geschnitzte Ornamente und Figuren aufgelöst; namentlich das Portal außen und innen von der erdenklichsten Ueppigkeit; vor demselben auf einer Säule steht die Figur eines Hercules[2].

Auch im Bau der Wohnhäuser vornehmer Herren entfaltete sich, je mehr die Fragen des Gemeinwohles zurücktraten, der äußerste Prunk ‚nach antikisch-wälscher Manier'. Am weitesten berühmt und von Reisenden als eine Merkwürdigkeit der Stadt angestaunt, war das Pellerhaus zu Nürnberg[3]: ein prächtiges, in übertrieben italienischer Weise, ohne Verständniß der ‚Antike', welche nachgeahmt werden sollte, ausgeführtes Denkmal des Zwitterstils, von Willkür und künstlerischer Laune beherrscht[4].

---

[1] Vergl. Lübke, Renaissance in Deutschland 1, 424—428. Elias Holl baute in Augsburg mit seinem Rathhaus zugleich die ganze Stadt um. ‚Den gothischen Thürmen nahm er die spitzen Hüte ab und setzte ihnen runde wälsche Kappen auf, so daß in der ganzen Stadt auch nicht eine einzige gothische Thurmpyramide übrig geblieben ist; Zuchthäuser und Kirchen, Paläste und Festungsthürme wurden binnen wenigen Jahrzehnten so massenhaft in den Renaissancestil umgeschmolzen, daß die halbe Stadt wie uniformirt erscheint bis auf diesen Tag.' ‚Wie die Volkspoesie gegen die Kunstpoesie, so tritt das alte Augsburg jetzt gegen das neue zurück.' ‚Die Chronik berichtet von einem Metzger, der den ganzen Rath der Reichsstadt durch seinen patriotisch-historischen Sinn beschämte. Als nämlich 1615 das alte Rathhaus abgebrochen wurde, rettete ein Metzger nur dadurch das kunstvolle gothische Getäfel des Saales, daß er es sich schenken ließ.' Riehl, Culturstudien S. 289. 302. Nicht erst für das ‚achtzehnte Jahrhundert' gilt, was Riehl 313 sagt: ‚Die Mißachtung der vaterstädtischen Denkmale ist das sicherste Wahrzeichen der Auflösung des alten Bürgersinnes.'

[2] Lübke 2, 285 bewundert die Schöpfungen, aber, fügt er hinzu: ‚Es ist die Blechmusik des beginnenden (?) Barocco in ihrem berauschendsten Fortissimo.'

[3] Vergl., was Erstinger in seinem ‚Raisbuch' 264 darüber sagt.

[4] Vergl. v. Rettberg, Nürnberger Briefe 85—86. Förster 3, 12. Waagen, Kunst und Künstler 1, 284—285. ‚Es ist von großem Interesse,' schreibt J. Waßler bei v. Lützow 14, 338, ‚die Anwendung der antiken Formen in der deutschen Renaissance des 16. Jahrhunderts zu verfolgen. Ueberall regt sich das Bedürfniß, „antikisch" zu bauen, aber nur zu oft gleicht die naive Kunst dem Wilden, der in den Besitz eines Frackes gelangt und ihn dann verkehrt anzieht. Zwei Capitäle über einander oder ein Capitäl am obern Ende, das andere am Fuß der Säule, und dergleichen Anordnungen beweisen, wie wenig unsere biederen Vorfahren in den Geist der Antike eindrangen; nicht minder der Umstand, daß am Beginne des 17. Jahrhunderts z. B. in Nürnberg

,Die Ueberzahl von übermäßig köstlichen Gebäu, so man', schrieb ein Zeitgenosse, ,in teutschen Landen erstehen sieht, wird auf fürstlichen Befehl errichtet'; ,und machen sich dabei viele etliche sonderliche Gedanken, und sagen: Das Mehrste davon ist dem Volke nicht allein gar unnütz, sonder verzehrt sein Fleiß, Arbeit, Hab und Gut in kostspieligen Schlössern und Lusthäusern. Man ist gleich wie wüthig in solch Gebäu, und helfen die Klagen darwider gar nicht.'[1] Aehnlich schrieb Aegidius Albertinus im Jahre 1616: ,Wir sehen, daß es den Fürsten und Herren nicht genug ist, daß sie in den Städten stattliche Palläste bauen, sondern sie lassen auch in den Einöden und wüsten Orten Lusthäuser und Festungen zurichten, unangesehen sie dieselben selten oder niemaln sehen. Desgleichen lassen sie dermaßen große, weite, herrliche und stattliche Häuser und Wohnungen machen, daß sie den Einöden gleichsehen. Zu solchem End aber ziehen sie fremde Wiesen, Aecker, Felder und Häuser mit Gewalt ein.' Diese und andere Uebergriffe rechnete Albertinus zu den ,Zeichen eines unmenschlichen und tyrannischen Gemüthes', welches ,im wenigsten nichts zu schaffen' habe ,mit der Barmherzigkeit, Gütigkeit, Mitleiden Christi, der da sagte: „Es erbarmet mich das Volk."'[2]

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts gehörte zu den ,wüthigsten' Bauherren der Cardinal Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Mainz, ,ein genereuser und magnifiquer Herr, der eine große Hofstatt hielt und starken Aufgang hatte, auch daher in großen Schulden stack'. In seiner Residenz Halle, wo er die ,Renaissance' einführte, riß er, unbekümmert um die Beschwerden der Geistlichkeit und des Volkes, Kirchen, Capellen, Klöster und Krankenhäuser ein, unversehrte und schöne Bauwerke, lediglich um Baumaterial für neue aus denselben zu gewinnen. Seinem Günstling Hans von Schönitz schenkte er mehrere Capellen am Markt, um aus deren Steinen stattliche Häuser zu errichten. Berüchtigt im Volke war ,der kühle Brunnen', dessen Obergeschosse mit prunkvoll ausgestatteten Gemächern der unselige Kirchenfürst zum heimlichen Verkehr mit einer Maitresse benutzte. Was er am Dome baute, trug mehr ein weltliches als kirchliches Gepräge; zwei Thürme, die er daran aufrichten ließ, waren so schlecht gebaut, daß man sie wieder abtragen mußte. Da ihm die Moritzburg für seine prächtige Hofhaltung nicht ausreichte, erstand noch ein neuer Palast; denn ,er wollte

neuerdings das gothische Maßwerk sich zwischen die antiken Formen einzwängt, wie wir am Peller'schen Hofe von 1605 und anderen Bauten sehen.' — An einem Hause in Braunschweig findet man neben allerlei Mittelalterlichem ,die Elemente der Renaissance in Delphinen, Candelabern, Putten, Gottheiten und Helden des Alterthums, auch Genrescenen, Possenhaftes und Unflätiges': ,es ist ein wahrer Faschina der Phantasie.' Lübke, Renaissance 2, 404—405.

[1] Von der Werlte Eitelkeit Bl. B².

[2] Lucifer's Königreich 74. 75—76.

gewaltig sein und hatte keinen Kummer, wenn man ihm sagete, daß die Schulden übermäßig wurden, und Gottes und der Menschen Ehre brüchig unter seinem Regimente'[1]. Man mochte wohl eine gerechte Strafe darin erkennen, daß Albrecht, als er ,in Todesnöthen lag', dem Mainzer Domcapitel melden mußte, ,Churfürstl. Gnaden hätten schier weder zu essen noch zu trinken'[2].

Unvergleichlich schöner als Alles, was Albrecht bauen ließ, ist der von dem pfälzischen Kurfürsten Otto Heinrich (1556—1559) dem Heidelberger Schlosse hinzugefügte ,Otto-Heinrichs-Bau': er gehört zu dem Besten, was die neue Kunstweise auf deutschem Boden geschaffen hat, aber das Volk konnte wenig Freude hegen über die fürstliche Prachtentfaltung, da das Land tief verschuldet war. Wenn Otto Heinrich stirbt, so werden wir, schrieb die Pfalzgräfin Maria, die Gemahlin des spätern Kurfürsten Friedrich III., an Herzog Albrecht von Preußen, ,zweimal mehr Schulden finden, als wir in unserem ganzen Fürstenthum Einkommen haben'[3].

Die fürstlichen Prachtschlösser mit ihren Ziergärten, Gewächs- und Lusthäusern verschlangen ungeheure Summen. Da Essen und Trinken zu den wichtigsten Beschäftigungen gerechnet wurden, so waren riesige Banketsäle mit allem möglichen kostbaren Schmuck ein Haupterforderniß der Schlösser. Auf den Dresdener Schloßbau wurde allein in den Jahren 1548—1554 die nach damaligem Geldwerthe sehr bedeutende Summe von mehr als 100 000 Meißener Gulden verwendet. Die doppelte Summe verschlang der von dem Kurfürsten Christian I. seit 1586 erbaute und von Außen und Innen mit allem möglichen Prunk ausgestattete Stallhof: in Modena wurden dafür 180 bemalte und vergoldete runde Schilder bestellt; ein Italiener goß sechsundvierzig fürstliche Bildnisse mit Postamenten und Wappenschildern; geschnitzte Sessel mit eingelegten Steinen, marmorne Credenzen und andere kostbare Geräthe machten das Ganze zu einer Kunstgallerie[4], die aber nur der Ueppigkeit des Kurfürsten in dem gänzlich verarmten Lande diente. Die Unterthanen, sagte der Hofprediger Paul Jenisch im Jahre 1591, seien derart von allen Mitteln entblößt worden, daß sie kaum das Leben mehr übrig

---

[1] Ausführliches bei Schönermark 7 fll. 300. 387 fll. Vergl. auch Schönermark's Aufsatz: Cardinal-Erzbischof Albrecht von Brandenburg als Kunstfreund, in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1884 No. 260. Die kirchlichen Folgen der Bauwuth Albrecht's gut hervorgehoben bei Woker, Gesch. der norddeutschen Franciscaner-Missionen (Freiburg 1880) S. 144—148.

[2] J. May, Kurfürst Albrecht II. (München 1875) Bd. 2, 478.

[3] Voigt, Hofleben 2, 260. Ueber das Anwachsen der Staatsschulden unter Otto Heinrich, die Veräußerung von Spitalgütern vergl. Verhandl. des histor. Vereins für die Oberpfalz und Regensburg 24, 288 fll.

[4] Vergl. Lübke, Renaissance 2, 333. 334. Vulpius 10, 155.

hätten[1]. Zum Jahre 1580 berichtet eine Torgauer Chronik: viele Leute hätten vor Armuth und Hunger die Trebern im Bräuhaus gegessen[2]. Aber ‚Fürstenpracht in köstlichen Gebäu und allen sonstigen üppigen Ausgaben' kannte ‚keine Noth'. Im Jahre 1611 beliefen sich die Ausgaben des Dresdener Hofes auf mehr als die Hälfte der Einnahmen aus sämmtlichen Aemtern des Kurstaates[3].

Zu den in ihrem Wohlstand am tiefsten gesunkenen Gebieten gehörte die Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth; gleichwohl ließ Markgraf Georg Friedrich mit Aufwendung einer Summe von 237 014 Gulden die neue Plassenburg aufführen, welche vor allen Bauten des neuen Stils durch Ueberschwänglichkeit plastischen Schmuckes sich am meisten hervorthut: die Kosten betrugen mehr, als das volle Einkommen des Landes in vier Jahren bestreiten konnte[4]. Als der Markgraf im Jahre 1557 den Plan des Baues faßte, hatte das Fürstenthum dreimal so viel Schulden, als die Einnahmen betrugen[5]; als drei Jahre später der Bau im Gange war, belief sich die Schuldenlast des kleinen Landes auf 2 500 000 Gulden[6].

In Stuttgart waren sehr ansehnliche fürstliche Gebäude vorhanden; Herzog Christoph baute seit 1553 drei neue Flügel am alten Schloß; in der Speisehalle für die niederen herzoglichen Beamten und Hofdiener wurden täglich beiläufig 450 Personen gespeist; im Rittersaal waren die fürstliche Tafel und die Marschallstafel gemeinlich mit 166 höheren Beamten und Hofdienern besetzt; der große Tanzsaal und zweiundzwanzig Gemächer wurden mit den kostbarsten seidenen Tapeten versehen; neben dem Schloß befanden sich ein großer Lustgarten, ein Lusthaus, zwei große Rennbahnen, in deren Mitte zwei Säulen mit der ‚Frau Venus und ihrem Sohn Cupido, an denen beiden die Corden aufgehangen werden, wenn man nach dem Ringlein rennt: welche Bildnisse der Ritterschaft eine Anreizung geben, wenn sie Frau Veneris und des löblichen Frauenzimmers Gunst und Glimpf erhalten wollen'. Im Jahre 1564 stellten die Räthe dem Herzog vor: der Luxus des Hofwesens, namentlich auch in Gebäuden, müsse nothwendig beschränkt werden; die Ausgaben seien während seiner Regierung fort und fort und zwar dergestalt gestiegen, daß weder der Herzog selbst noch die verarmte, ausgesogene Landschaft dieselben fürder erschwingen könnten[7]. Das hinderte aber den Nachfolger Christoph's, Herzog Ludwig, nicht, das ‚Neue Lusthaus' zu errichten, ein Prachtgebäude, welches

---

[1] Annal. Annaeberg. 45.

[2] Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie 1, 792.

[3] Müller, Forschungen 1, 199—206. 209—212.

[4] Lübke, Renaissance 1, 519—523.

[5] J. Voigt, Wilhelm von Grumbach, in v. Raumer's Histor. Taschenbuch 7, 163.

[6] Lang, Gesch. des Fürstenthums Bayreuth 3, 19. 261; vergl. 3, 295.

[7] Kugler, Christoph, Herzog zu Würtemberg (Stuttgart 1868. 1872) Bd. 2, 584.

270 Fuß lang, 120 Fuß breit war, nach siebenjähriger Bauführung durch Georg Behr im Jahre 1593 vollendet wurde und drei Tonnen Goldes kostete. Das obere Geschoß enthielt in seiner ganzen Ausdehnung einen einzigen Saal, in welchem mit königlichem Aufwande zahlreiche Festlichkeiten stattfanden und auch die ersten Singspiele und Bühnentänze aufgeführt wurden [1]. Der auf Ludwig folgende Herzog Friedrich I. hatte weitere Bedürfnisse. Der Baumeister Heinrich Schickhardt mußte ihm am Schlosse den sogenannten ‚Neuen Bau' aus prachtvollen geschliffenen Quadern errichten. Nach dem Glanze der Höfe von Paris und London, welche er besucht hatte, wollte Friedrich seinen Hof einrichten. Als er nach langen Bemühungen den Hosenbandorden empfangen hatte, feierte er alljährlich das Ordensfest. Im Jahre 1605 dauerten die Festlichkeiten volle acht Tage. Der Herzog erschien dabei in der ungemein kostbaren Ordenstracht mit mehr als 600 Diamanten geschmückt [2]. An all seinen Bauten ließ er den Orden in plastischer und malerischer Abbildung anbringen [3]. Das Land konnte die Schuldenlast nicht mehr tragen. Schon im Jahre 1599 hatten die Landstände geklagt: binnen sechs Jahren hätten sie dem Herzog sechzehn Tonnen Goldes verwilligt [4]. Als sie im Jahre 1607 sich Anfangs weigerten, wiederum eine fürstliche Schuld von 1 100 000 Gulden zu übernehmen, wurde ihnen gleichsam zum Troste vorgehalten: unter den zwei letzten Herzogen seien über drei Millionen von ihnen übernommen worden. Bei dem Tode Friedrich's im Jahre 1608 war wiederum eine neue Schuld von beinahe anderthalb Millionen aufgehäuft [5].

Ein gewaltiger fürstlicher Bauherr war auch Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Lediglich für die Bauten in seinen Residenzen zu Innsbruck und Ambras verausgabte er 380 000 Gulden, trotz des zerrütteten Finanzwesens und der fast jährlich wiederkehrenden Vorstellungen der Kammerräthe: es sei

---

[1] Lübke, Renaissance 1, 368—380. Spittler, Gesch. von Württemberg 190. Klemm 142.

[2] Pfaff, Gesch. von Wirtemberg 2 a, 41—42.

[3] Lübke, Bunte Blätter 138 fll., feiert die Herzoge und ist entzückt über alle ihre Bauten. ‚Es ist der gemeinsame Zug der Renaissance im Gegensatz zu dem theokratischen Mittelalter, daß sie eine künstlerische Verklärung in erster Linie des profanen Lebens anstrebt.' ‚Für die mangelnde Reinheit, die damals überall aus der Architectur entschwunden war, entschädigt sie durch Frische der Erfindung und lebensvolle Wärme des Ausdrucks' [die man freilich an den Hauptbauten, dem ‚Neuen Lusthaus' und dem ‚Neuen Bau', nicht mehr erkennen kann, da diese längst zerstört sind]. In dem ‚originellen Mischstil' zeigt sich ‚dieselbe wundersame Gährung, dieselbe Verschmelzung classisch-romanischer Anschauung und mittelalterlich-germanischer Empfindung, wie wir sie in dem größten Dichtergenius der germanischen Welt, in Shakespeare, erkennen'!

[4] Sattler 5, 230.

[5] Spittler, Gesch. von Württemberg 220—221. Pfaff 2 a, 34—39. 54—55.

ihnen unmöglich, die betreffenden Rechnungen zu begleichen, und für den Fürsten sei es unrühmlich, ‚auf Borg‘ zu bauen [1].

Das großartigste und an Kostbarkeiten und Kunstschätzen reichste Fürstenschloß des neuen Kunststiles war die zu München in den Jahren 1600—1616 von Herzog Maximilian I. erbaute ‚Neue Residenz‘. Sie wurde nach den Entwürfen und wahrscheinlich unter der Oberleitung des niederländischen Malers und Baumeisters Peter de Witte, der seinen Namen in Pietro Candido umänderte, mit einem Aufwande von beinahe 1 200 000 Gulden aufgeführt und von den Zeitgenossen als ein neues Weltwunder gepriesen. Der Schwedenkönig Gustav Adolf, wird berichtet, bedauerte später, das Gebäude nicht auf Walzen nach Stockholm führen zu können. München, sagte er, sei ein goldener Sattel auf magerm Gaul [2].

Zur Verschönerung und Bereicherung der fürstlichen Schlösser und Lusthäuser, der Rathhäuser und vornehmen Privatwohnungen, zur Anfertigung prachtvoller öffentlicher Brunnen, Bildnisse und Statuen, zur Schmückung der Kirchen mit Kanzeln und Grabdenkmälern wurde die Bildnerei lebhaft in Anspruch genommen, aber die Erzeugnisse auf diesem Gebiete des neuen Kunststiles sind im Allgemeinen noch unerfreulicher als die auf dem Gebiete der Baukunst [3].

---

[1] Hirn 1, 387—388. ‚Selbst die ungünstigste finanzielle Situation hat seinen Eifer nicht abzukühlen vermocht. Mitunter wurden die verfügbaren Arbeiter der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung so sehr vom Hof aus in Anspruch genommen, daß man zu anderen Bauten die Leute von weither berufen mußte.‘ Im Wesentlichen aber baute nur der Hof; im Lande war — ähnlich wie in allen deutschen Fürstenthümern — die Bauthätigkeit sehr gering. ‚Ich finde da für unsern Zeitraum‘, sagt Hirn 391, ‚nur wenig Bemerkenswerthes.‘

[2] Rée 152—196. Lübke, Renaissance 2, 26—30.

[3] ‚Die gefeierte Zeit der Hochrenaissance und die folgende Spätrenaissance ist in Deutschland‘, schreibt Wilhelm Bode, ‚für die Plastik, um es kurz zu sagen, die Zeit des tiefsten Verfalls: ein allmähliches Ausklingen bildnerischer Thätigkeit in leerer, oberflächlicher Formenschönheit, die schließlich zum Absterben fast aller selbständigen Triebe derselben führt. An Aufgaben fehlte es der Plastik dieser Zeit keineswegs; besitzt ja auch Deutschland eine Reihe der stattlichsten und kostbarsten Denkmäler gerade aus dieser Epoche. Aber der Umstand, daß sie fast ausnahmslos von fremden Bildhauern ausgeführt wurden, ist ein schlagender Beweis für die Unfähigkeit der heimischen Kunst: schon ein halbes Jahrhundert, ehe Deutschland zum verödeten Tummelplatz des Ehrgeizes und der Kämpfe fremder Herrscher gemacht wurde, anerkennt es unumwunden seine Ohnmacht und Abhängigkeit von der fremden Kunst, wenigstens innerhalb der großen Plastik.‘ ‚Die große Mehrzahl der einheimischen Arbeiten verdient keiner Erwähnung, geschweige einer eingehenden Würdigung.‘ Gesch. der deutschen Kunst, Liefg. 14, 228—229.

Im zweiten und dritten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts entstanden, im Geiste der frühern einheimischen Kunst ausgeführt, noch einige herrliche Werke. Dahin gehört vor Allem der im Jahre 1521 von Hans Brüggemann aus Husum für die Augustiner-Chorherren in Bordesholm vollendete prachtvolle Altarschrein, von welchem Heinrich Ranzau im Jahre 1593 schrieb: ‚Manche, die den größten Theil Deutschlands durchwandert haben, geben die Versicherung, ein ähnliches Werk nicht gesehen zu haben‘ [1]. Vor der St. Victorskirche zu Xanten am Niederrhein wurden in den Jahren 1525—1536 von einem unbekannten Meister fünf Stationsgruppen ausgeführt, welche den besten Werken deutscher Steinplastik beigezählt werden können; namentlich ist die Grablegung Christi eine Schöpfung von solch reiner Schönheit, tiefer Empfindung und edler Anmuth, wie deren die deutsche Kunst nicht viele aufzuweisen hat [2]. Ein nach Anlage und Ausführung sehr tüchtiges Werk ist auch der Oelberg zu Offenburg vom Jahre 1524 [3].

Der berühmte Würzburger Bildhauer Dill Riemenschneider erhielt seit der socialen Revolution in Folge der eingetretenen Noth und Verarmung keine größeren Aufträge mehr; er mußte sich bis zu seinem Tode im Jahre 1531 mit kleinen Arbeiten begnügen [4].

Künstler von der Bedeutung der alten großen Meister Peter Vischer, Veit Stoß, Adam Krafft und Jörg Syrlin [5] erstanden nicht mehr. Wie die Baumeister und Maler, so strömten auch Bildhauer und Bildschnitzer aus Deutschland und den Niederlanden nach Italien [6]; heimgekehrt, wollten sie die dort angestaunten Meister, selbst den übergewaltigen Michel Angelo, nachahmen oder gar überbieten. Für die Formenschönheit der gothischen Bildnerei ging allmählich alles Verständniß verloren [7]: an die Stelle der Wahrheit trat der bloße ‚Geschmack‘; der Mangel an schöpferischer Phantasie sollte durch ‚Verstand und Gelehrthum‘ ersetzt werden; technische Geschicklichkeit trat noch oft glänzend hervor, aber sie konnte den kalten und öden Werken kein Leben einhauchen. Nur in Standbildern wurde noch manches Rühmliche geleistet.

[1] Näheres darüber bei Münzenberger 130 fll. Auffallend ist, daß noch bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im protestantischen Schleswig-Holstein geschnitzte Flügelaltäre angefertigt wurden. Münzenberger 129.

[2] Näheres bei Beissel 49—54. Der Canonicus Berendonk, welcher diese Bilder anfertigen ließ, zahlte für die fünf Stationsgruppen nach gegenwärtigem Geldwerth etwa 13 000 Mark. S. 54.

[3] Lübke, Kunstwerke 342—344.

[4] Vgl. A. Weber, Dill Riemenschneider (2. Aufl. Würzburg und Wien 1888) S. 7—9.

[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 166—172.

[6] Rivius 143.

[7] Vergl. darüber v. Zahn, Dürer's Verhältniß 21—22.

Nachdem man in Auffassung, Darstellung und Formgestaltung alle einheimische Eigenthümlichkeit aufgegeben, folgte schon bald nach der Mitte des Jahrhunderts eine Zeit völliger Geistesdürre und Unnatur, welche, jeder wahrhaften Empfindung verlustig, durch angeheuchelte Süßlichkeit rühren wollte, oder durch gewaltsame Bewegungen und Verdrehungen der Figuren nur ein Scheinleben offenbarte.

Sehr gut bezeichnet diesen ganzen Manierismus eine Broncetafel vom Jahre 1616 im Dome zu Magdeburg, auf welcher weinende, sich die Haare ausraufende Engel neben gespreizten allegorischen Gestalten von Tugenden vorgeführt werden [1].

Wie frühe der Verfall sich offenbarte, beweist das berühmte Grabdenkmal Kaiser Maximilian's zu Innsbruck: die älteren Figuren ragen durch einfache Schönheit hervor; bei der Mehrzahl der späteren tritt das unschön manierirte Costüm in den Vordergrund; einige nach dem Jahre 1540 gefertigte Standbilder fallen bereits in das Theatralische, die Figur des habsburgischen Grafen Rudolf IV. ist ein förmliches Zerrbild [2].

Und doch waren es gerade die Grabmäler, welche wesentlich der neuen Decorationskunst in Deutschland Eingang verschafften und als ihre äußerlich glänzendsten Werke dastehen. Vom künstlerischen Standpunkte betrachtet sind jedoch fast alle diese unzähligen, auf Bestellung luxusbedürftiger, verherrlichungssüchtiger hoher Herren entstandenen Prunkgebilde wahrhaft armselig, wenn man sie mit den schlicht großartigen Grabdenkmalen ehemaliger deutscher Kunst vergleicht. Alle zusammengenommen besitzen nicht den künstlerischen Werth des einen von Peter Vischer im gothischen Stil wunderbar reich durchgebildeten Grabmales des Erzbischofs Ernst im Dome zu Magdeburg. Treffliche Erzeugnisse der Vischer'schen Gießhütte sind noch die Grabdenkmale der Kurfürsten Friedrich und Johann von Sachsen in der Schloßkirche zu Wittenberg [3]. Aber wie rasch auch in dieser bedeutendsten deutschen Hütte der Verfall hereinbrach, läßt sich aus dem von Hans Vischer angefertigten Grabmal des im Jahre 1544 verstorbenen Merseburger Bischofs Sigmund von Lindenau erkennen: dasselbe ist schon durchaus in einer oberflächlichen, von conventionellen italienischen Stilformen abhängigen Art gearbeitet; der todte Bischof kniet, kurze fette Hände wie vor Verwunderung ausbreitend, vor einem kleinen, ‚fast zu eleganten' Crucifix [4]. Die früher von Bestellungen überhäufte Hütte kam so herunter, daß Hans Vischer im Jahre 1549 beim

---

[1] Lübke, Plastik 2, 873. [2] Lübke, Plastik 2, 770—772.

[3] Vergl. Lübke, Bunte Blätter 114. 389—391.

[4] sagt Lübke, Plastik 2, 766. Auch das um 1550 errichtete Grabmal eines Bischofs zu Merseburg zeigt italienischen Einfluß ‚durch elegante Körperbehandlung und Bewegung' des Gekreuzigten. 2, 769.

Nürnberger Rath die Erlaubniß erbitten mußte, nach Eichstädt übersiedeln zu dürfen, um dort Arbeit zu suchen [1].

Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden die Arbeiten, da es an deutschen Meistern gebrach, meistens nur noch durch niederländische, in Italien gebildete Künstler oder durch Italiener geschaffen, welche man mit schweren Kosten in's Land berief. So ließ Kurfürst August von Sachsen nach den Rissen zweier ‚welschen Musici und Maler' das pomphafte Grabdenkmal seines Bruders Moritz im Dome zu Freiberg ausführen. Auch das demselben beigesellte Gesammtdenkmal sächsischer Fürsten wurde von Italienern verfertigt, die Architectur von dem seit dem Jahre 1575 als kurfürstlicher Bildhauer und Maler angestellten Giovanni Maria Nosseni aus Lugano, die Erzarbeit von dem Venetianer Pietro Boselli [2]. In Italien selbst gab man Denkmäler zu großen, sogar ungeheuern Summen in Auftrag. So wurde beispielsweise zu Lieberose im Jahre 1594 für Joachim von der Schulenburg ein Epitaph errichtet, welches aus Venedig stammte und 16- bis 20 000 Thaler gekostet hatte [3]. Mit alabasternen, für protestantische Kirchen bestimmten Epitaphbildern trieben deutsche Kaufleute ein einträgliches Geschäft: sie handelten dieselben in großer Anzahl in den Niederlanden ein, um sie in Deutschland zu verkaufen. Solche Epitaphbilder, nach der Manier des Franz Floris zu Antwerpen gearbeitet, finden sich in Berlin, Elbing, Königsberg und anderwärts [4]. Die ganze niederländische Bildnerei aber stand auf tiefer Stufe; sie war mit geringen Ausnahmen nur eine geistlose Nachahmung italienischer Formen [5].

Wie tief die wahre Kunst und der sie belebende Sinn herabgekommen, beweisen im Vergleich zu früherer Zeit insbesondere auch die größtentheils unerquicklichen bischöflichen Grabmäler, deren man viele in verschiedenen Cathedralen antrifft: von frommer Auffassung, von geistlicher Würde ist daran wenig zu entdecken, Alles ist nur ‚pomphaft äußerlich und decorativ prunkend' behandelt [6]. Daneben machten allerlei neue, angeblich ‚rührliche Conceptionen' sich geltend. Auf einem Denkmal aus Sandstein, welches der Halberstädter Administrator Friedrich von Brandenburg im Jahre 1558 anfertigen

---

[1] v. Zahn, Jahrbücher 1, 244—245. [2] Lübke, Renaissance 2, 317.

[3] Bergau, Brandenburger Inventar 494—495.

[4] Kugler, Museum 3, 59—60.

[5] ‚Jene Nachblüthe der Bildhauerkunst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte muß man aber nicht in den Niederlanden kennen lernen wollen; denn da sie in jener Zeit überall an die Malerei als die herrschende Kunst sich anschloß, wurde sie hier, wo diese in so starkem Gegensatze gegen alle plastische Richtung stand, am unerfreulichsten.' Schnaase, Niederländische Briefe 219. Vergl. Ebe 2, 269. Suhsland, Aphorismen über bildende Kunst 81.

[6] Lübke, Plastik 2, 875—876.

ließ, stehen Adam und Eva an einer Säule von der Schlange umwunden und vom Tode an einer Kette gehalten. An der linken Seite spielt der Teufel auf einer Mandoline, in der Mitte erscheint er nochmals und schreibt begierig die Sünden auf; darüber ist das Bildniß Friedrich's in Lebensgröße. Auf der andern Seite steht die Barmherzigkeit, welche die Sündenrechnung zerreißt, und Christus mit der Siegesfahne, welcher den Tod und den Teufel an einer Kette gefangen mit sich führt; auch sitzt der Teufel in einen Stock geschlossen[1]. Wunderliche Gebilde anderer, den neuen Kunstgeist trefflich bezeichnender Art wurden bisweilen auf Friedhöfen angebracht. Auf dem künstlerisch werthvollsten Stück des vielfach bewunderten Friedhofs zu Halle an der Saale sollten nackte üppige Weiber in halber Figur, von spielenden Kindern umgeben und in Laubwerk mit Blättern, Früchten und Masken endigend, den Christen, welche die Gräber ihrer Angehörigen aufsuchten, zur Augenweide dienen[2].

Wie in den reichen Grabdenkmälern, so zeigte sich der Luxus der Zeit auch in der Aufrichtung prachtvoller Brunnen. Einer der technisch vollendetsten wurde um das Jahr 1618 von Hans Krumper aus Weilheim im Hofe der Residenz zu München ausgeführt. Für Nürnberg goß Benedict Wurzelbauer im Jahre 1589 den Brunnen vor der Lorenzkirche: die Statue der Gerechtigkeit, von sechs anderen Tugenden und musicirenden Knaben umgeben; Erfindung und Formen entsprechen dem herrschenden manierirten Geschmacke[3] und fordern zum Vergleich auf mit dem ‚Schönen Brunnen' in der Nähe der Frauenkirche, welcher während der Blüte der Gothik von dem einfach bürgerlichen, noch von keiner ‚Gelehrtheit und antikisch-wälscher Manier' an-

---

[1] Fiorillo 2, 159.

[2] ‚Es ist', sagt Schönermark 428, ‚die unbändige Lust am Leben, die uns der Meister in seiner Verzierungskunst auch hier predigt, hier an den Gräbern; er ist, darf man wohl sagen, ein wiedergeborener Hellene voll des Menschenthums Christi, aber frei vom Christenthum der Menschen.' Lübke, Renaissance 2, 360, will in dem Friedhof einen ‚schönen Beweis für den Monumentalsinn der Stadt und wohl auch für ein besonders reges religiöses Leben' erkennen. Er findet, daß sämmtliche Pilaster und Zwickelflächen ‚mit Ornamenten der besten Renaissance geschmückt' sind, und überdieß noch ‚eine große Einheit der Ornamentik', eine ‚erstaunliche Erfindungsgabe' sich zeigt. Schönermark 424—425 dämpft die Begeisterung, indem er unter Anderm ‚gespenstige Magerkeit und Manierirtheit' hervorhebt. An der Westseite sind ‚die Hauptmotive der Blechtechnik entnommen und in Stein nachgemeißelt. Schrauben, Niete und Nägel sind nachgebildet und zwischendurch ziehen sich Schnüre und Gehänge von Blumen, Früchten, Tüchern, auch Figuren, Masken, Unthiere u. s. w. mischen sich in die krausen Formen. Im Allgemeinen kann die Verzierung, so groß auch ihre Mannigfaltigkeit ist, keinen Anspruch machen, mehr als von handwerklicher Erfindung und Ausführung zu sein.'

[3] Waagen, Kunst und Künstler 1, 251.

gekränkelten Steinmetzen ‚Heinrich dem Parlier‘ errichtet worden war[1]. Geistlos und abgeschmackt war, mit diesem wahren Kunstwerk verglichen, jener Brunnen, den Wurzelbauer im Jahre 1600 unter reichem Beifall der Auftraggeber in Prag aufstellte: eine lebensgroße Figur der Venus, aus deren Brüsten Wasserstrahlen hervorsprangen; zu ihren Füßen spielte Amor mit Delphinen und anderen wasserspeienden Meerthieren[2]. Italienische Vorbilder waren bei solchen ‚überaus kunstreichen‘ Werken maßgebend. Auf den württembergischen Baumeister Heinrich Schickhardt machten während seiner Reise in Italien vor Allem die Brunnen und Wasserkünste den tiefsten Eindruck. Mit Vorliebe beschrieb er sie und bildete sie ab; von einem Brunnen in Bologna besonders vier Bilder; ‚so oberhalb Weibsbild, unten anstatt der Füße Fisch; sitzen auf Telfen (Delphinen) diese Weible, gibt jedes aus jeder Brust vier gar subtile Wässerle wie ein Fad; desgleichen die Telfen aus den Nasen jeder zwei reine Spritzwässerle‘[3]. ‚Christenliche und teutsche Figuren an den Werken anzubringen, so jederman auf den Straßen vor sich hat, darf‘, sagte ein Zeitgenosse, ‚nit mehr sein, Alles muß heidnisch und mythologisch sein, und soll man wohl Götter und Göttinnen besser kennen lernen müssen, denn die Heiligen und großen Helden der christenlichen und teutschen Historie.‘[4] Augsburg errichtete mehrere prächtige Brunnen: den Augustusbrunnen, von dem Niederländer Hubert Gerhard gegossen und als ein Wunder der Kunst angestaunt[5], den Mercur- und den Herculesbrunnen von dem Niederländer Adrian de Vries, und den Neptunsbrunnen. Eine colossale Gruppe des Mars und der Venus, welche Hubert Gerhard in Verbindung mit dem Italiener Carlo Polaggio (1584—1590) für den Grafen Johann Fugger anfertigte, ist ein Prachtstück der Unnatur und Verrenkung[6].

Wie zur Zeit des entarteten römischen Geschmackes wurden größere und kleinere Standbilder lediglich zu Zwecken der Verzierung oft massenhaft in

---

[1] Vergl. Sighart 394—395. Der Brunnen bildet einen Thurm in drei Stockwerken und trägt die herrlichsten, ideal und doch naturwahr mit höchster Anmuth ausgeführten Statuen der sieben Kurfürsten und vieler Helden aus der heidnischen, jüdischen und christlichen Geschichte. Man erkennt an ihm den mächtigen Einfluß, den damals die kirchliche Architectur auf den für öffentliche Zwecke bestimmten Profanbau ausübte.

[2] Lübke, Renaissance 2, 119. Das Werk wurde im Jahre 1620 von den Calvinisten zerstört.

[3] Vergl. Lübke, Renaissance 1, 360.

[4] Von der Werlte Eitelkeit Bl. B 2b.

[5] Vergl. Ayrer 1, 521—522.

[6] sagt Waagen, Kunst und Künstler 2, 74—75. Beachtenswerth ist, wie der gemeinlich vor Begeisterung für ‚das goldene Zeitalter deutscher Renaissance‘ überströmende Wilhelm Lübke in ruhigen Augenblicken sich ausspricht. ‚Die Antike‘, sagt

Häusern, Villen, besonders in den mit Vorliebe angelegten Lustgärten aufgestellt. Der römische Aedil Scaurus hatte einmal zur Ausschmückung eines von ihm erbauten Theaters 3500 Standbilder verwendet[1]; Erzherzog Ferdi-

---

er, ‚war für jene größten Meister, welche mit allem Ernst ihres Wesens ihr nachzueifern suchten, wohl ein Jungbrunnen, aus welchem die Kunst sich neues Leben trinken konnte. Aber da man die antike Auffassung auf christliche Stoffe anwenden mußte, kam bald ein Zwiespalt zu Tage, unter welchem der christliche Inhalt zunächst Schaden litt. Sobald aber die Form höher geachtet und gepflegt wurde, mußte sie hohl und seelenlos werden, weil sie sich eben nur auf Kosten des Inhalts so überheben konnte. Das ist und bleibt dann immer der Anfang des Manierismus. Verfielen diesem Dämon selbst die größten Meister, wie hätte er nicht für alle die kleineren, für die Nachbeter und Nachtreter verhängnißvoll werden sollen! Vollends drängte aber der Geist der Zeit in die Allegorie hinein, und damit betrat man dann eine Bahn, auf welcher die Kunst, losgelöst von dem Gesammtbewußtsein, abgetrennt von der lebendigen Wechselwirkung mit dem Volksgeiste, gar bald seelenloser Nüchternheit und subjectiver Spitzfindigkeit verfallen mußte.‘ Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts finden sich noch viele begabte Meister. ‚Fragen wir aber nach dem geistigen Gehalte, nach dem unvergänglichen Werth ihrer Schöpfungen, so schmilzt die große Masse des Hervorgebrachten erschreckend zusammen, und die Persönlichkeiten der meisten Künstler verschwinden in dem typischen Manierismus, der fast allen gemein ist. Denn alle nationale Selbständigkeit hat in der Kunst jetzt für lange Zeit ein Ende erreicht. Die zur todten Manier gewordene italienische Kunst beherrscht alle Länder mit der Gewalt einer Mode, der Alle sich beugen. Seltsames Geschick jener modernen Subjectivität, die Michelangelo zuerst in seinen Werken als oberstes Kunstgesetz proclamirt hatte! Sie vermochte in ihrer Consequenz wohl die heilsamen Schranken, die allem künstlerischen Schaffen gezogen sind, niederzureißen und das Individuum seinem Stoff und seinen Aufgaben souverän gegenüber zu stellen, aber das wahrhaft Ursprüngliche individuellen Schaffens ging gerade dadurch verloren. Denn in Ermangelung der wahren Gesetze der Kunst lehnte man sich an die falschen Vorschriften des Manierismus. Freiheit des individuellen Geistes gedeiht nur innerhalb des Gesetzes; sie verstummt unter der Herrschaft der Anarchie. Die Erzeugnisse der Plastik dieser Epoche haben in allen Ländern unter sich eine Familienähnlichkeit, wie die Statuen des dreizehnten Jahrhunderts sie nur hatten; doch mit dem Unterschiede, daß jenen eine wahre Empfindung, diesen in der Regel nur die Affectation einer solchen zu Grunde liegt. Woher kam aber diese Affectation? Sie entsprang im letzten Grunde daraus, daß die Kunst nicht mehr mit dem Volksgeiste zusammenhing.‘ ‚Geistige Interessen gab es nur noch in den „höheren Kreisen der Gesellschaft“. Losgelöst vom Boden des Volksbewußtseins, mußte dieß geistige Leben in sich selber vertrocknen. Die Kunst am meisten; denn sie bedarf der Erfrischung aus den Fluthen des Gesammtlebens. Jetzt wurde sie vornehm, höfisch, diente nur der Verherrlichung der Macht. Daher Mangel an Ideen, Ueberfluß an Phrasen; daher Kälte und ein äußerliches Spiel mit Formen ohne Seele. Wo sie aber auf Commando Begeisterung zeigen soll, da echauffirt sie sich ohne innere Wärme, wird theatralisch, affectirt, lügenhaft.‘ Lübke, Gesch. der Plastik 2, 795. 857. 858.

[1] Overbeck, Gesch. der griechischen Plastik 2, 284, wo noch andere Belege dafür, daß man sich die Masse der damals in Rom zur bloßen Decoration aufgestellten Statuen ‚nicht groß genug vorstellen kann‘.

nand II. von Tirol bedurfte für seinen ‚Wurzgarten' nicht eine so große Zahl, aber doch 134 ‚große Götter', 250 ‚Diernlein', kleine Figuren, und 24 große Standbilder[1].

Auch die Gemächer der Vornehmen und der Fürsten wurden ‚oftmals mit heidnischen nackten Bildwerken viel angefüllt'; man sah ‚wol gar in den fürstlichen Frauenzimmern, was ehedem unerhört gewesen, manche solch abscheulicher nacketer Figuren'[2]. Für das Gemach einer Kurfürstin von Sachsen mußte der Bildhauer Zacharias Hegewald einmal ‚eine Venus und zwei Cupido, so neben der Venus sitzen, eine Ceres und zwei Bacchuskinder' anfertigen. Nach dem Preise zu urtheilen, den er erhielt, wurde von der Kurfürstin auf künstlerischen Werth der Schmuckwerke weniger gesehen: Hegewald bekam für jeden Cupido und für jedes Bacchuskind nur sechs Thaler[3].

Ungleich kümmerlicher noch war die Bezahlung, deren sich die Mehrzahl der ‚hochfürstlichen Hofmaler' erfreute, welche ‚auf Befehl' ihrer ‚allerdurchlauchtigsten Gebietiger' unzählige ‚schöne Cunterfeiungen' herzurichten und ‚auf das Schönste, Schleunigste und Billigste, wie sich das für die Malerkunst gebührt', nicht selten allerlei wunderliche und abgeschmackte Aufträge auszuführen hatten[4].

---

[1] Hirn 1, 380. [2] Von der Werlte Eitelkeit Bl. B 2b.
[3] Müller, Forschungen 1, 158. [4] Vergl. unten S. 100.

4. Malerei — fürstliche Hofmaler[1].

Seit der Verwälschung der Kunst wurde die urwüchsige, kerngesunde deutsche Volkskunst dem pedantischen Gelehrtenthum, dem Luxus der Vornehmen und den prunksüchtigen Fürstenhöfen dienstbar gemacht. Wie die Baukunst, das freiheitsstolze Steinmetzenthum, herabsank und dem beliebten Eingreifen der Baubesteller sich fügen mußte[2], so sank auch die Malerei herab von der Höhe, aus welcher sie, im Bunde mit der Architectur, zu dem gesammten Volke gesprochen und dasselbe für das christliche Ideal begeistert hatte. Da man fast allgemein dem italienischen Geschmacke folgte, so gab es keine eigentlichen Schulen mehr von besonderer Bedeutung und Eigenthümlichkeit. In den protestantischen Gebieten fand die kirchliche Malerei keine Stätte; in den katholisch gebliebenen wurden wohl noch Kirchenbilder bestellt, aber im Ver=

---

[1] ‚Die altdeutsche Kunst erhob sich wie ein kräftiger Baum vom gesundesten Wuchse, der die köstlichsten Blüthen und Früchte versprach; aber theils die veränderte Religionsansicht, die der Kunst ihre Hauptgegenstände raubte, theils die Einwirkung ausländischer Kunstmanieren unterbrachen den schön anhebenden Wuchs der einheimischen Pflanze.‘ ‚Vorzüglich dem glänzenden Colorit der Venetianer wurde allgemeine Bewunderung gezollt. Andere suchten das Florentinische sich anzueignen. Deutsche Künstler fanden bei italienischen Malern Arbeit und leisteten als Gehülfen ihnen gute Dienste. Kehrten diese deutschen Künstler in ihre Heimath zurück, so führten sie das Fremde ein. Da nun ohnedieß das Verlangen nach bedeutenden Leistungen nicht sonderlich groß war und Niemand seine Anforderung an die Künstler dahin gestellt haben wird, daß sie, statt fremde Kunst zu bringen, in deutscher Weise fortmalen möchten, scheint die Lauheit der Besteller und die Unnationalität der Künstler die vaterländische Kunst im Verein zu Grabe getragen zu haben.‘ Rathgeber, Gallerie 263—264. ‚In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verfielen die bildenden Künste in Schwulst und unwahre Manier. Eine tüchtige, nicht selten meisterhafte Technik konnte den völligen Mangel an Geist, Empfindung und Charakteristik nicht verdecken. Es ging hier ebenso wie in der Baukunst. Man entäußerte sich der nationalen Schätze und selbst der persönlichen Eigenthümlichkeit, um mit fremdländischem Bettel zu prunken. Abgeschmackte Allegorien, heidnisch mythologische Fabeln kamen an die Tagesordnung. Die Kunst schwelgte in Heidenthum und Sinnenlust. Kaum daß wenige ächte Naturen die Unnatur und Verkommenheit, welche bei den meisten Uebrigen zu Tage tritt und bei Bartholomäus Spranger (geb. 1546) ihren Gipfel erreicht, einen Augenblick vergessen lassen.‘ Lotz, Statistik 1, 23.

[2] Die Baugeschichte des kurfürstlich sächsischen Schlosses Augustenburg liefert dafür nähere Belege; vergl. Springer, Bilder 2, 145—146.

gleich zur frühern Zeit nur mehr in geringer Anzahl. In den Städten lebten die Maler vorzugsweise nur als Porträtisten und leisteten als solche theilweise noch sehr Anerkennenswerthes, oder sie fristeten ihr Dasein durch Anfertigung von Entwürfen für Goldschmiede und andere Kunsthandwerker, durch Wappenmalen und durch Unterricht im Zeichnen. Einen überaus schädlichen Einfluß auf das ganze Kunstleben übte die Trennung von Kunst und Handwerk aus [1].

Nur noch einzelne bedeutende Meister sind zu verzeichnen.

An die altcölnische Schule schließen sich bis kurz nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch würdig an die Maler Anton von Worms [2] und Bartholomäus Bruyn. Letzterer schuf eine ganze Reihe bedeutender Werke und stand bei der Cölner Bürgerschaft in solchem Ansehen, daß er in den Jahren 1550 und 1553 zum Rathsherrn gewählt wurde [3]. Zu seinen besten Schöpfungen gehört der im Jahre 1534 vollendete Hochaltar in der Stiftskirche zu Xanten, mit dessen Ausführung die Canoniker so zufrieden waren, daß sie den ausbedungenen Preis von 500 Goldgulden aus freien Stücken um 100 Gulden erhöhten [4]. Auch der in Ulm thätige schwäbische

---

[1] ‚Es entsprach allerdings den seit dem sechzehnten Jahrhundert auch in Deutschland in Umlauf gesetzten Ansichten vom Werthe der Kunst, daß die Künstler die eigentliche Handwerkerarbeit mit Lehrlingen und Gesellen für ihrer Ehre zuwider erachteten; sehen wir jedoch die Künstlergeschichte der vergangenen Jahrhunderte näher an, so ergibt es sich, daß, solange die alten Zunftgesetze noch von Allen beobachtet wurden, die Mehrzahl der Maler ihr gutes Auskommen hatten, daß jedoch seit jener Trennung von Kunst und Handwerk die Künstler fast ausnahmslos ein trauriges Leben voll Enttäuschungen und Sorgen führten. Einzelne dem widersprechende Erscheinungen, von denen die Kunstgeschichte berichtet, sind eben Ausnahmen.‘ ‚Gerade die Handwerksarbeit, an die ein Meister, der Gesellen und Lehrlinge beschäftigte, gar nicht selbst Hand anzulegen brauchte, stellte einen sichern Gewinn in Aussicht, garantirte den Zusammenhang mit einer Körperschaft, die wiederum die Mitglieder stützte, und gab Gelegenheit, die vielleicht zu großen Kunstleistungen nicht ausreichenden Fähigkeiten doch angemessen und zum Nutzen der Kunst zu verwerthen.‘ A. Schultz bei v. Zahn, Jahrbücher 2, 358—359.

[2] J. J. Merlo, Anton Woensam von Worms, Maler und Xylograph zu Cöln. Leipzig 1864, und Nachträge 1864. Vergl. Niessen 53—54.

[3] Vergl. J. J. Merlo, Nachrichten 69 fll. und Die Meister der altcölnischen Malerschule 158 fll. Verzeichniß seiner in Cöln aufbewahrten Werke bei Niessen 54—56; der in München vorhandenen bei v. Reber, Katalog 15—19.

[4] Näheres über den Altar und dessen Entstehung bei Beissel 12 fll. Neben Bruyn arbeiteten an demselben andere angesehene Künstler, zwei Bildschnitzer und ein Kunstschmied. Die Herstellungskosten für den ganzen Altar belaufen sich nach gegenwärtigem Geldwerthe auf beiläufig 50 000 Mark. Er ist ‚ein letzter Zeuge mittelalterlicher Kunst und Herrlichkeit‘. ‚Die Canoniker von Xanten sammelten die letzten deutschen Meister, um ein würdiges Denkmal alter Sitte und alter Glaubenskraft zu errichten.‘ S. 21.

Meister Martin Schaffner verfertigte in den Jahren 1523—1524 noch mehrere treffliche Werke, unter welchen besonders eine Darstellung des Jesukindes im Tempel und ‚Der Tod Mariä' künstlerisch hervorragen; später wurde er von der Malerei der Venetianer beeinflußt [1].

Im Allgemeinen war schon bei Dürer's und Holbein's unmittelbaren Schülern und Nachfolgern der Kunstverfall ersichtlich. Hans Burgmayr, einer der sinnigsten Maler, ging in demselben Grade zurück, in welchem er sich den Einflüssen der Italiener hingab. Bei dem nicht weniger begabten Christoph Amberger verlor sich ebenfalls durch mißverstandene Nachahmung die alte Kraft und Innigkeit des Gefühls; seine Bilder wurden verschwommen und manierirt. Auch Hans Schäuffelin verflachte zusehends, und Georg Penz, der in Italien sich bilden wollte, kam von dort als ein seelenloser Künstler zurück [2]. Nur Adam Elzheimer aus Frankfurt am Main war noch ein Künstler von eigenartiger Bedeutung, aber sein Streben fand bei den Zeitgenossen keine Würdigung: er hatte fortwährend mit der Noth des Lebens zu kämpfen [3]. Die große monumentale Malerei, soweit eine solche überhaupt hier und dort noch geübt wurde, verfiel in Willkür und Schwulst.

Auch die Glasmalerei, welche im fünfzehnten Jahrhundert die höchste Blüte erreicht [4], fast den Gipfelpunkt malerischer Wirkung gebildet hatte, sank von ihrer Höhe herab, nachdem sie aus dem Dienste der Kirche gedrängt worden und sich nicht mehr der Architectur, mit der sie in innigem Zusammenhange gestanden, bescheiden unterordnete, sondern selbständig auftretend in Virtuosenthum und überladenes, geschmackloses Decorationswesen sich verlor [5]. Es entstanden allerdings immer noch einzelne herrliche Werke, zum Beispiel die prächtigen Glasmalereien in der Kirche der hl. Gudula in Brüssel und

[1] v. Reber, Katalog 45—46. Eine große Reihe ‚ausgezeichnet schöner' Miniaturmalereien, welche in den Jahren 1530—1532 zur Ausschmückung einer deutschen Uebersetzung des Neuen Testamentes angefertigt wurden, beschreibt Rathgeber, Gallerie 136—146.

[2] Vergl. über das Gesagte bei Sighart 600 fll. Weise, Dürer und sein Zeitalter 85. Waagen, Kunst und Künstler 2, 67. Woltmann, Holbein 2, 368—369.

[3] M. Seibt, A. Elzheimer's Leben und Wirken. Frankfurt am Main 1885. Bode, Studien 261—272. 310—311. Rathgeber, Gallerie 263. ‚Die Vorliebe der Deutschen wandte sich unter gänzlicher Vernachläßigung des italienischen Cinquecento mehr den späteren Eklektikern und endlich den Caravaggisten zu, welche letzteren in ihrer effectvollen Derbheit den nordischen Kunstjüngern noch am zusagendsten erscheinen mußten. Das zumeist seelenlose Virtuosenthum, die technische Handfertigkeit der damaligen italienischen Kunst imponirte den leicht zu befriedigenden nördlichen Nachbarn zu sehr, als daß Eigenes, von dem über die Alpen eingeschleppten Geschmack Abweichendes hätte aufkommen können.' Reber, Gesch. der neuern deutschen Kunst 8—9.

[4] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 185—187.

[5] Der erste, welcher die Renaissance in die Glasmalerei einführte, war Holbein. v. Zahn, Jahrbücher 1, 24; vergl. 28—29.

die während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ausgeführten Glasgemälde in den Kreuzgängen der schweizerischen Klöster Muri, Rathhausen und Wettingen. Der ‚Maler des hochwürdigen Gotteshauses Wettingen' verband in seinen sechzig Scheiben biblische Vorgänge mit der Darstellung von Ereignissen aus der vaterländischen Geschichte und redet darin eine warme, kernige Bildersprache [1]. Gegen Ende des Jahrhunderts fertigte der berühmte schweizer Glasmaler Christoph Maurer eine Anzahl trefflicher Werke in Nürnberg, insbesondere vier Bilder aus der Geschichte des verlorenen Sohnes [2]. Den Geist der neuen Zeit bezeichnet es, daß er sich selbst einmal auf einem Glasgemälde darstellt mit einem Lorbeer bekränzt, vor einer Staffelei, auf welcher sich eine Venus befindet [3]. Im Allgemeinen waltete auch auf diesem Gebiete nicht mehr die alte kirchliche Kunstweise, sondern eine weltlich gewordene, welche die Person des Bestellers oder dessen Familie nicht wie früher als demüthige Beter in winzigem Maßstabe am Fuße eines Fensters anbrachte, sondern mit Wappen und allem Zubehör der Standesabzeichen beherrschend in den Mittelpunkt stellte, biblische und weltliche Geschichte oder Sage nur zu persönlicher Verherrlichung verwendete [4]. Als Cabinetsmalerei nahm die Kunst des Glasmalens namentlich auf schweizer Boden einen großen Aufschwung [5]. In Zürich werden von 1580—1600 nicht weniger als siebenundzwanzig, in Schaffhausen sechzehn, in Basel neun Cabinetsmaler als seßhaft aufgeführt [6]. Je mehr an Stelle der religiösen Anschauungen die ‚antikisch-wälsche Gelehrtheit' sich vordrängte, desto seelenloser wurden auch hier die Gebilde. Man verfertigte Scheiben mit Grammatik und Rhetorik [7] und brachte unverständliche Allegorien an: statt der kirchlichen Schutzpatrone oder der Wappenhalter traten allerlei Tugenden in antikisirenden Gewändern auf [8].

Schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fing man an, über mangelhafte Ausführung der Arbeiten zu klagen. Als Paul Dax im Jahre 1554 aus Innsbruck für das Rathhaus zu Ensisheim seine Scheiben geliefert

---

[1] Lübke, Kunsthistor. Studien 404. Kunstgewerbeblatt Jahrg. 2, Heft 6—8. Den großen Cyclus der Scheiben in Rathhausen behandelt J. R. Rahn im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1882) Bd. 37, 196—267. Ueber Glasmaler in Bayern, deren Thätigkeit sich aber meist auf die Anfertigung von Wappenschilden beschränkte, vergl. Sighart 713.

[2] Schorn, Kunstblatt 14, 74—75. [3] Andresen 3, 228.

[4] Lübke, Kunsthist. Studien 426.

[5] Vergl. M. A. Gessert, Gesch. der Glasmalerei in Deutschland (Stuttgart 1839) S. 110 fll. ‚In decorativer Hinsicht', erörtert Rahn 701—704, ‚stehen die Cyklen des sechzehnten Jahrhunderts denen des fünfzehnten weit nach.'

[6] Vergl. den Aufsatz von H. E. v. Berlepsch in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1887 No. 14.

[7] Vergl. v. Zahn, Jahrbücher 1, 30—31.

[8] Ueber Allegorien von Christoph Maurer vergl. Andresen 3, 225—226.

hatte, fand man sie ‚der mehrer Theil nicht geschmelzt, sondern an vielen Orten mit Oelfarben, die das Wetter nicht leiden mögen, gemalt‘. Ueber die Glasgemälde des Meisters Thomas Neidhart beschwerte sich die Innsbrucker Kammer im Jahre 1575, sie seien ‚schlecht von Farben, auch nicht von ganzen Stücken geschmelzt‘. Freilich waren auch die Preise, welche man zahlte, nicht auf bedeutende Kunstwerke berechnet: Paul Dax zum Beispiel erhielt vom Ensisheimer Rath für jede Scheibe nur fünf Gulden; um aber den fremden Künstler auszustechen, erboten sich die Elsässer Glasmaler, das Stück für zwei Gulden zu liefern [1]. Im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts ging die Glasmalerei völlig zu Grunde [2].

Schon bevor die deutschen Maler nach Italien wanderten, suchten die niederländischen dort ihre Vorbilder auf. Als sie anfingen, über die Alpen zu ziehen, war in den Niederlanden noch keine Störung des Kunstlebens durch politische oder religiöse Wirren eingetreten, und die van Eyck'sche Schule blühte, wie vor Allen Quentin Massys († 1529) zeigt, noch herrlich fort. Sie erhielt sich in Brügge auch noch in späterer Zeit, insbesondere durch Peter Claessens und seine beiden Söhne, welche mehrere, der van Eyck und des deutschen Meisters Hans Memling würdige Schöpfungen ausführten [3]. Auch Peter Purbus aus Gouda in Holland blieb in Brügge der alten einheimischen Schule getreu. Seine Verklärung Christi in der dortigen Liebfrauenkirche (vom Jahre 1573) läßt sich vollkommen mit einem Werke Memling's vergleichen [4].

---

[1] Lübke, Kunsthistor. Studien 460. Abel Stimmer verfertigte Gemälde auf das Glas selbst, Andresen 1, 62. Auch im Brandenburgischen wurden Wappen und kleine Bilder auf Glas gemalt. Bergau, Brandenburger Inventar 79.

[2] ‚Mit der Verkennung ihrer Stylgesetze, mit dem Verschwinden ihres hochbedeutenden geistigen Inhalts tritt zugleich eine Verwilderung in der Technik ein, welche in den bleichen, matt gemalten und in einzelnen Stücken eingelassenen Emblemen, Wappen und Zieraten den letzten Todesseufzer dieser Kunst auf eine traurige Weise erkennen läßt.‘ Carl v. Rosen, in den Baltischen Studien 17, 182. Vergl. Waagen, Malerei 1, 331—332. Kugler, Kleine Schriften 3, 493. Abry 298—299. Durch eine für jene Zeit ungewöhnliche Tiefe, Pracht und Sättigung der Farben zeichnen sich zum Theil noch die seit dem Jahre 1605 verfertigten Glasmalereien in dem Kreuzgang der Capuzinerinnen bei St. Anna im Bruch zu Luzern, Scenen aus dem Leben Christi und der hl. Maria darstellend, aus; vergl. J. Schneller im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1860) Bd. 16, 177—186.

[3] Verzeichniß von dreizehn Gemälden der Familie Claessens bei Michiels 3, 352—363. Ueber eines derselben, die Hinrichtung eines Verurtheilten, im Rathhause zu Brügge, sagt Michiels: ‚On dirait que le génie de Memling a passé un moment dans l'âme du peintre et fait éclore dans son atelier, comme un souvenir des anciens jours, cette fleur merveilleuse.‘

[4] Michiels 3, 341—362; wo auch ein Verzeichniß von fünfzig Gemälden des Künstlers.

Purbus konnte, sagt der Maler und Künstlerbiograph Carl van Mander, Memling's Bilder in Brügge ‚nie genug sehen und preisen' [1]. Diese Künstler gehörten sämmtlich noch wie die früheren dem schlichten Bürgerstande an; von Arbeitseifer für die Ehre Gottes beseelt, waren sie durchweg unverdorben in ihren Sitten. Von Franz Purbus, einem Sohne Peter's, sagt van Mander: Er war ‚so freundlich und liebreich im Umgange, daß er die Freundlichkeit selbst genannt werden konnte; er ist niemals außer Landes gereist' [2].

Mehrere andere hervorragende niederländische Maler, wie Jan Schoreel, Jan Mabuse, Martin van Veen, leisteten Ausgezeichnetes, solange sie im Geiste der alten einheimischen Schule arbeiteten [3]; sobald sie aber die alte Kunst für eine ‚altväterisch abgelebte' ansahen und ‚in Italia sich Neues und Großes holen' wollten, wurden sie frostig virtuos, gleichwohl aber von Carl van Mander, dessen eigene Zeichnungen und Gemälde schon den tiefsten Verfall bekundeten [4], auf das Höchste belobt. Jan Schoreel ‚war wohl', schrieb van Mander, ‚der erste, der Italien besuchte und in den Niederlanden die Schilderkunst erleuchtete'; er wurde deßhalb ‚der Laternenträger und der Straßenmacher unserer Kunst in den Niederlanden geheißen' [5]. Neben ihm wurde Lambert Lombard, nach seiner Heimkehr aus Italien, in Lüttich ‚ein Vater unserer Zeichen- und Schilderkunst, die die rauhe und plumpe barbarische Weise weggenommen und die rechte schöne antikische an deren Stelle aufgerichtet und zum Vorschein gebracht hat, weßhalb er nicht wenig Dank und Lob verdient' [6]. Den rechten Stil in der Darstellung nackter Figuren habe, so rühmte er, Jan Mabuse aus Italien nach Flandern gebracht; den höchsten Ruhm aber Franz Floris in Antwerpen erreicht als ‚flämischer Rafael', keiner stehe höher als er [7].

Während alle diese Künstler sich das Italienische aneignen wollten, verloren sie die Vorzüge der frühern einheimischen Kunst: die wahre innige Empfindung, maßvolle Schlichtheit, unbefangene treuherzige Anschauung; nicht weniger ließen sie die Harmonie der Farbengebung außer Acht. Ihre religiösen Bilder wurden kalt und inhaltsleer, die immer zahlreicheren nackten

---

[1] v. Mander Bl. 204 [b]. Das Lob des Künstlers 257 [a].

[2] v. Mander 257 [b].

[3] Vergl. darüber v. Wurzbach in v. Lützow's Ztschr. 18, 54—59. Michiels 3, 64—65. 223—227, wo einzelne Werke dieser Künstler, welche sie vor ihrer Reise nach Italien ausführten, mit den späteren verglichen werden. Ueber Schoreel vergl. auch Bode, Studien 7—10.

[4] Rathgeber, Annalen 286. [5] v. Mander Bl. 234.

[6] v. Mander Bl. 220.

[7] Vergl. Abry 154. De Canditto 67. 186. 285—286. 439 fll. Ueber Franz Floris vergl. Schnaase, Niederl. Briefe 250—252. Waagen, Kleine Schriften 236.

mythologischen Darstellungen abstoßend, mitunter ekelerregend[1]. Schon bei Lucas von Leyden sank das Heilige oft zum Gemeinen herab. Der italienische Geschmack ward Mode; er führte zur Verzerrung des germanischen Kunstnaturells und zur Unnatur[2]. Bezeichnend für die ganze Richtung in ihrer Uebertreibung, Gewaltsamkeit und Häßlichkeit ist das wüste Durcheinander von Menschen, Engeln und teuflischen Ungeheuern, welches Franz Floris im Jahre 1554 auf seinem ‚Engelsturz' in Antwerpen darstellte[3]. Es entsprach dem innern Wesen der Richtung, daß Cornelis Ketl nicht mehr mit dem Pinsel, sondern mit den Fingern malte, und seine linke Hand als Palette gebrauchte, darauf auch mit der linken Hand zu malen anfing und als derartige Kunstwerke Beifall und Käufer fanden, der Reihe nach sich des rechten, dann des linken Fußes bediente und endlich mit allen Vieren abwechselnd an demselben Bilde seine Fertigkeit erprobte[4].

Die holländischen Künstler, durch den Calvinismus von aller religiösen Kunst, der höchsten Bestimmung derselben, ausgeschlossen, wandten sich den niedrigen Kreisen des alltäglichen Lebens zu und erzeugten in der Kleinkrammalerei Neues und Ungewöhnliches. Daneben zeichneten sie sich besonders in den sogenannten Schützen- und Regentenbildern als Porträtisten aus, ohne aber die Höhe, auf welcher die Kunst des Porträtirens schon bei Jan van Eyck gestanden, erreichen zu können[5]. Die Schützen- und Regentenbilder, auf welchen die Ge-

---

[1] Vergl. Woltmann, Aus vier Jahrhunderten 31: ‚Schon diejenigen Niederländer, welche mit der gewählten Schönheit, dem freien Adel eines Leonardo, eines Rafael wetteifern wollten, werden leer, phrasenhaft und geziert. Noch bedenklicher steht es mit den Nachahmern Michelangelo's. Schon Michelangelo's italienische Nachfolger waren der Entartung verfallen, aber den Niederländern wurde das Beispiel des großen Florentiners doppelt gefährlich.' Vischer 3, 739 sagt: ‚Die Mabuse, die Bernhard van Orley, Coxcie, Schoreel, Hemskerk waren keine schlechten Talente im streng malerischen Stile gewesen, aber in der Schule der Italiener werden sie leere Formalisten; sie werfen die scharfe Naturtreue und Physiognomik weg, weil ihr die Schönheit fehlt, und ergreifen die Schönheit ohne Lebenswärme.' Camille Lemonnier in Brüssel nennt in seiner Chronique des Arts 1877 S. 384 die Epoche der Renaissance ‚ein wahres Unglücksblatt in der Geschichte der flämischen Malerei'. ‚Man kann behaupten,' sagt er, ‚daß die Reisen nach Italien die flämische Kunst in einen Todesschweiß versetzt und sie an den Rand des Grabes gebracht haben.' Aehnlich schreibt Max Rohses in seiner Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool (1879) S. 136: ‚Die Nachfolger der Italiener begaben sich auf einen Irrweg, um ungekannte und ungefühlte Ideale zu erreichen. Es war keine Wiederbelebung, die sie an unserer Kunst übten, sondern ein Selbstmord.' Vergl. Riegel, Beiträge 1, 13—14. Nachdem aber einmal ‚die Niederlande eine Beute des Italianismus geworden, fielen die von ihrer Kunst abhängigen Länder selbstverständlich unter italienischen Einfluß, der im sechzehnten Jahrhundert überhaupt fast den ganzen Continent eroberte'. Reber 640.

[2] Vergl. Waagen, Kunst und Künstler 1, 174. 289.

[3] Vergl. Riegel 1, 23. [4] Deschamps 199—202. Michiels 4, 65—66.

[5] Vergl. oben S. 19 Note 1.

nossen kunstlos zusammengestellt oder bei einem Schmause vereinigt erscheinen, wurden in Holland die ‚eigentlich monumentale Malerei'. Fast jede Stadt besaß ihre eigenen Meister für solche Darstellungen persönlicher Verherrlichung [1].

An Urthümlichkeit, unerschöpflicher Phantasie, erstaunlicher Vielseitigkeit und unermüdlicher Arbeitskraft alle Kunstgenossen weit überragend, wurde der gigantische Peter Paul Rubens im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, als im eigentlichen Deutschland das schöpferische Kunstvermögen völlig erloschen war, der Gründer einer neuen Schule. Von allen Seiten strömten lernbegierige Kunstjünger in seine Werkstätte zu Antwerpen: mehr als hundert Schüler, berichtete er im Jahre 1611, habe er wegen übergroßen Andrangs abweisen müssen. Rubens umfaßte in seiner Thätigkeit zugleich alle Fächer der Malerei: Historienmalerei, Bildnißmalerei, Conversationsstücke, Landschaften, Stillleben, Liebes-, Trunk- und Prügelscenen, grausam blutige Jagden. Sein vorwaltender Sinn für das Gewaltige und Derbsinnliche, sowie für die Darstellung des Gräßlichen und Entsetzlichen macht ihn zu einem lebendigen Spiegelbild seines Zeitalters. Viele seiner Kirchenbilder, zum Beispiel die Aufrichtung des Kreuzes vom Jahre 1610 und die Kreuzabnahme vom Jahre 1611 im Dome zu Antwerpen, zeigen großartige dramatische Darstellungsweise, aber göttliche Würde und himmlische Seligkeit, Demuth und Andacht wußte er nicht zu schildern [2]. In der Fülle und

[1] Vergl. Lübke, Bunte Blätter 179—210. Riegel 1, 118—122. Rathgeber, Annalen 293. Die bewundernswerthen niederländischen Meister späterer Zeit kommen hier natürlich noch nicht in Betracht.

[2] Wenn Rubens ‚seinem Stoff eine religiöse Färbung geben will', ‚verfällt er in ein falsches Pathos, in einen unglaubwürdigen Jammer, in heftige Declamationen und Gesticulationen, in Körper- und Kopfverdrehungen, hinter denen keine Spur einer wahren Empfindung als Bewegungsgrund steht. Man sehe in Wien die händeringende Magdalena, die mit den Füßen ihr Schmuckkästchen von sich stößt. Das ist eine betrogene, keine büßende Sünderin, oder sie spielt Komödie! Die hoch sich brüstenden Apostel in der Pinakothek zu München sind Bühnenheilige. Aus der Himmelfahrt Mariä, diesem von der alten Kunst mit so großer Liebe und Würde behandelten Sinnbild der Seelen-Unsterblichkeit, hat Rubens, so oft er sie auch gemalt, nie etwas Anderes zu machen gewußt, als ein ungeheures Himmelspectakel, wobei die Gebenedeite in unglaublichen Verdrehungen und Verrenkungen durch die Wolken und durch eine unzählige Schaar von Engeln emporfährt. Das Aeußerste aber dieser Bühnenkünste hat er in einer hl. Catharina erreicht, welche — das gezückte Schwert in der Linken, den linken Fuß auf das Rad gesetzt, den mit einem fliegenden Schleier bedeckten Kopf herausfordernd zurückgeworfen, nicht mit einem nur theatralischen, sondern einem Tänzer-Pathos — ihre Stelle unter den Heiligen einnimmt.' Förster 3, 95—96. In anderer Art characteristisch für die Zeitrichtung sind die Gemälde, in welchen Rubens die Geschichte der französischen Königin Maria de Medici darstellte. Hier steigen die Götter und Halbgötter des antiken Olymps, in flämischer Körperfülle wiedergeboren, nieder,

Mannigfaltigkeit des Schaffens kann kaum irgend ein Künstler sich mit Rubens messen; seine Schnelligkeit der Anfertigung selbst bedeutender Werke ist unerreicht geblieben. Sein großes Bild ‚Die Anbetung der drei Könige', gegenwärtig im Louvre zu Paris, führte er in dreizehn Tagen, das Triptychon der Kreuzabnahme in fünfundzwanzig Tagen aus; für ersteres erhielt er 1300, für letzteres 2500 Gulden [1]. Jeden Arbeitstag berechnete er mit 100 Gulden: eine ungeheure Summe, verglichen mit dem kümmerlichen Lohne, welcher den in Deutschland am Kaiserhofe und an den fürstlichen Höfen arbeitenden Künstlern zu Theil wurde.

Johann von Aachen, ein tüchtiger Meister [2], empfing als Hofmaler Rudolf's II. einen Monatsgehalt von nur fünfundzwanzig Gulden, während ein vom Kaiser angestellter Teufelsbeschwörer, der Engländer Kelley, mit Glücksgütern überhäuft, und der polnische Alchymist Michael Sendiwoj, ein Vertrauter Rudolf's, so reichlich beschenkt wurde, daß er sich ein Haus und zwei große Güter kaufen konnte [3]. Der Niederländer Bartholomäus Spranger († 1615 ?), ein anderer Hofmaler, wurde mit einer ähnlichen Summe abgelohnt wie Johann von Aachen, aber vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Er war einer der größten Manieristen seiner Zeit, ein Zerrbild Michel Angelo's, welchen nachzuahmen er sich unterfing [4]. Unermüdlich war er im Zeichnen und Malen heidnischer Götter und Göttinnen und aller möglichen Gegenstände aus dem Gebiete der Mythologie und der alten Geschichte [5]. Auf einem Triumphbogen für den alten Bauernmarkt in Wien läßt er neben Neptun und dem Pegasus die Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. auftreten [6]. Als eines seiner besten Werke gilt das für Papst Pius V. angefertigte ‚Jüngste Gericht', aber auch auf diesem Gemälde herrscht ‚volle Uebertreibung': es enthält beiläufig 500 Gesichter [7]. Durch ‚Vielheit und Masse' wollte man ‚hohe Künstlichkeit' erreichen [8]. Auch in der Kleinkram- und Landschafts-

---

um an den Geschicken der Königin Theil zu nehmen. Apoll, Minerva, Mercur und die Grazien lassen sich ihre Erziehung angelegen sein; Hymen trägt ihre Schleppe bei der kirchlichen Vermählung; Tritonen und Nereïden umtanzen in wilder Lust das Schiff, von dem herab sie den Boden Frankreichs betritt. Kugler, Kleine Schriften 3, 478—479.

[1] Vergl. Lübke, Kunstwerke 432.

[2] Vergl. van Mander Bl. 289—291. Merlo, Nachrichten 1—14.

[3] Svatek 81. 241.

[4] Rathgeber 285. Michiels 4, 25 sagt: Die Sprache ist zu arm, um die Manierirtheit Spranger's zu beschreiben.

[5] Vergl. das Verzeichniß bei Rathgeber 362—364 No. 2094—2160.

[6] Rathgeber 362 No. 2103. [7] Rathgeber 367 No. 2202.

[8] Zahllose Figuren finden sich beispielsweise auf Peter Breughel des Aeltern ‚Kreuztragung' und ‚Thurmbau zu Babel' vom Jahre 1563, in der Gemäldegallerie zu Wien. Lotz 2, 570.

malerei machte diese Richtung sich geltend. Auf einem Dorffeste von Jan Breughel zählt man über 200 Figuren[1]. In ihre Landschaften preßten die Künstler deren oft so viele hinein, daß es zu den beliebten Unterhaltungen der Kunstfreunde gehörte, dieselben zu zählen[2].

Zu den angesehensten Künstlern gehörten die bayerischen Hofmaler Hans Müelich aus München († 1573), Christoph Schwarz aus der Gegend von Ingolstadt († 1596) und Friedrich Sustris aus Amsterdam († 1599)[3]. Ersterer war einer der besten Porträt- und Miniaturmaler jener Zeit, machte ausgezeichnete Entwürfe für Gefäße und Schmucksachen, und schuf in Verbindung mit Schwarz den berühmten Flügelaltar in der Frauenkirche zu Ingolstadt, der in seinen Bildern fast die ganze christliche Glaubens- und Sittenlehre enthält; als bezeichnend ‚für die Verbindung der Kunst mit der Gelehrtheit' verdient hervorgehoben zu werden, daß die theologische und die philosophische Facultät in ihrer Gesammtheit an der Erzeugung des Werkes mitgearbeitet hatte[4]. Während Müelich vielfach noch von den Ueberlieferungen der alten deutschen Schulen zehrte, folgte Schwarz, der Anfangs noch derselben Richtung gehuldigt hatte, in seinen letzten Werken fast vollständig dem Geschmacke seines italienischen Lehrers Tintoretto. Er ist, schrieb Carl van Mander, ein begeisterter Anhänger des Italianismus, ‚die Perle von ganz Deutschland gewesen in unserer Kunst'[5]; die Münchener Malerzunft nannte ihn ‚den Patron über alle Maler in Deutschland'[6]. Sein bedeutendstes Werk ist der Sieg des hl. Michael über den Lucifer am Hochaltar der Michaelskirche zu München. Von dem Hofmaler Friedrich Sustris sind die meisten Gemälde nur noch aus Kupferstichen bekannt.

In München hatten die Künstler den Vortheil, daß von Seiten der Herzoge Wilhelm V. und Maximilian I. mit Besoldungen nicht gekargt wurde. Sustris empfing jährlich bis an 600 Gulden; der italienische Maler Antonio Maria Viviani stieg bis auf 1100 Gulden; der Niederländer Peter Candid, ein überaus fruchtbarer Künstler, bezog einen Jahresgehalt von 500 Gulden und daneben Gnadengeschenke von gleicher Höhe[7].

---

[1] Deschamps 381. [2] Rathgeber, Annalen 298.

[3] M. Zimmermann, Hans Müelich und Herzog Albrecht V. von Baiern. München 1885. Allerlei Nachrichten über die Altmünchener Meister bietet Fr. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 1—74.

[4] Rée 20—21. Sighart 708. Lotz 2, 193. [5] van Mander Bl. 258.

[6] Rée 22. Vergl. Sighart 707. Als den besten Porträtisten seiner Zeit rühmte Kaiser Ferdinand I. den Jacob Seiseneker († 1567), aber in der Nachahmung Titian's wurde er ‚leer und flach'. ‚Seine stärkste Seite ist die deutsche Genauigkeit.' v. Lützow, Ztschr. 10, 154—158.

[7] Rée 34. 50. 64 fll. S. 260—266 ein genaues alphabetisches Verzeichniß der zahlreichen Werke Candid's. — Georg Höf- oder Hufnagel, ein Antwerpener, malte zu München für Wilhelm V. und Maximilian I. ‚viele kleine reizende Landschaften, wo-

Weniger beneidenswerth erscheint das Loos norddeutscher Hofmaler. Wie ‚grausam viele Künste‘ denselben bei spärlichem Gehalte zugetraut wurden, und wie ‚kunstverständig‘ die ihnen überwiesenen Aufträge waren, zeigt beispielsweise ein Bestallungsbrief, welchen der Herzog Julius von Braunschweig am 4. April 1572 seinem ‚Hofmaler und Konterfeier‘ David von Hemmerdey ertheilte. Er schrieb demselben vor, er solle auf das Schönste, Schleunigste und Billigste, ‚als sich das für die Malerkunst gebührt‘, folgende Gegenstände abreißen und malen: ‚Erstens die herzoglichen Bergwerke samt allen derselben Herrlichkeiten, die an- und umliegenden Gebirge, Thäler, Holzungen, Teiche, Wiesen und Landschaften, mit allen ihren Gebäuden, Werkstätten, Hüttenwerken und aller Gelegenheit über und unter der Erde, und wie ein jedes seiner Art nach bearbeitet wird. Desgleichen die Stollen und Schachte, auch alle Flüsse, Bäche und Bergwasser, die Wasserkünste, Poch- und Schmelzwerke, die Münzschmiede, Amthäuser und Straßen, samt dem ganzen Harz, auch allerlei Wildpret und Vogelwerk, bei Wüstungen allerlei Parerga an Jagden, Kämpfen der Wildenmänner, Helden und Zwerge, und mehrere kurzweilige lustige Dinge machen. Zweitens: das Floßwerk von Goslar bis Wolfenbüttel und von da bis Celle, samt allen Umständen, zugleich alle Gegend und Gelegenheit, was Meilen weit um Wolfenbüttel gelegen. Drittens: allerhand vierfüßige Thiere und Vogelwerk, ein jedes nach seiner Art und Eigenschaft, zu Wasser und zu Land, auch alles Waidwerk und Vogelgespiel, und wie die einzelnen Thiere gehetzt, getrieben und gefangen werden. Viertens soll er verfertigen zuerst einen nackten und darnach einen bekleideten Menschen, beide männlichen und weiblichen Geschlechtes, wie die aus dem Mutterleibe erst geboren werden und darnach von Graden zu Graden, von Jahren zu Jahren nach ihrem Alter zu- und abnehmen bis an ihr Ende, und wo nicht mehr, doch die zehn Alter; und Alles erst nackend, darnach bekleidet, und wie sie letzlich mit Todtenkleidern eingewickelt und begraben werden.‘ ‚Alle diese abgesetzten Stücke‘, für welche dem Maler das zur Arbeit nöthige Material gestellt wird, sollten so gemacht werden, wie der Herzog es haben wolle und dem Hofmaler jedesmal befohlen werde. Zum Lohne dafür erhielt Hemmerdey freien Tisch, Feuerung und Bettgewand, wöchentlich einen Thaler und jährlich ein Sommer- und ein Winterkleid; auch stellte ihm der Herzog, wenn alle seine ‚Kunst- und Probestücke‘ zur Zufriedenheit ausgefallen, noch eine besondere Verehrung in Aussicht [1].

---

für er große Belohnungen erhielt; so Anno 1584 auf einmal 575 Gulden‘. Fr. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 28.

[1] Bodmann, Julius von Braunschweig 237—239. Ein von Herzog Heinrich dem Aeltern im Jahre 1502 angestellter Hofmaler erhielt als Jahreslohn dreißig Gulden in Geld, ein fettes Rind, zwei fette Mastschweine, fünf Scheffel Roggen und zwölf Fuder Holz. Müller, Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. 1873 S. 520



Der kursächsische Hofmaler Heinrich Gödig mußte sich seit dem Jahre 1573 mit einem Jahresgehalt von hundert Gulden begnügen; er hatte unter Anderm in einem Saale der Augustusburg auf trockenem Kalkgrund bekleidete und unbekleidete Hasen vorzuführen, welche menschliche Handlungen verrichteten [1].

Eine wesentliche Beschäftigung der Hofmaler war das Porträtiren.

Die Liebhaberei für Porträte war überhaupt in allen Ständen eine sehr verbreitete. Der Maler Michael Janssen Mierevelдt soll deren bis an 10 000 verfertigt haben [2]. Sehr bescheiden war die Anforderung des Herrn Christoph von Schallenberg († 1597), daß seine Nachkommen ihre sämmtlichen Familienglieder alle zehn Jahre sollten abmalen lassen, ‚es koste was es wolle' [3]. Der Augsburger Bürger Matthäus Schwarz ließ sich hundertsiebenunddreißigmal abbilden von seiner ‚Mutter Leib an', da er ‚noch verborgen war', bis zu seinem dreiundsechzigsten Jahre Anno 1560, und zwar in allen möglichen Stellungen und Kleidungen; zweimal auch vollständig nackt, von vorn und hinten anzusehen, als er, laut seiner Unterschrift, war ‚faist und dick worden'. In einem besonders prächtigen Anzug erscheint er, als ihn ‚der Narr mit einer niederländischen Jungfrau stach'; bedenklich kratzt er sich hinter den Ohren, als er sich ‚unterstand, ein Weib zu nehmen'. Sein Sohn Veit Conrad Schwarz wurde bis zu seinem neunzehnten Jahre einundvierzigmal in Bildnissen verewigt [4].

Galt aber ‚das schön Cunterfeien' überhaupt ‚mit für das Herrlichst und Höchst, was man von der Kunst suchen und sie darstellen solle', so erklärte sich allerdings ‚gar leichtlichen, daß insonders den durchlauchtigsten Fürsten und Herren und ihren durchlauchtigsten Frauen und Verwandten schier nichts so sehr am Herzen' lag ‚als ihre herrlichen Cunterfeiungen, die sie überzählig machen' ließen, ‚wohl bisweilen von jeglicher Person zweimal im Jahre' [5]. Von dem Kurfürsten August von Sachsen gibt es zweiunddreißig von einander abweichende Bildnisse [6].

Wie hohe künstlerische Anforderungen man an die ‚überzähligen Contrafacturen' stellte, mit welchen ‚die Schlösser geschmückt und fremde Potentaten und Fürsten, Verwandte und Freunde überköstlich beschenkt' wurden, kann man aus den dafür entrichteten Preisen ersehen. Kurfürst Joachim I. von

---

[1] Vergl. Andresen 1, 71. Gödig's ‚Arbeiten verdienen weiter keine Beachtung, als um den Verfall der deutschen Malerei in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu kennzeichnen', sagt v. Eye, Führer durch das Museum des sächs. Alterthumsvereins in Dresden 36.

[2] Rathgeber, Annalen 296.

[3] v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 8, 224.

[4] Näheres bei v. Zahn, Jahrbücher 4, 129—134.

[5] Von der Werlte Eitelkeit Bl. C. [6] Ebeling 18 Note 10.

Brandenburg bezahlte im Jahre 1533 für sein auf Gold gemaltes Bildniß achtzehn Groschen; seinen Nachfolger Joachim II. kosteten ‚drei gemalte Bilder vom König aus Frankreich, Duca de Alva und Kaiser Maximilian vier Thaler und zwölf Groschen‘ [1]. Für die Bildnißgallerie des Herzogs von Pommern wurde jede Copie auf drei Thaler berechnet [2]. Lucas Cranach erhielt im Jahre 1532 für zwei Bildnisse des sächsischen Kurfürsten acht Gulden [3]. Später sank noch der Preis: für ‚sechzig Paar‘ mit fürstlichen Porträten gezierten ‚Täfelein‘ wurden nur hundertneun Gulden und vierzehn Kreuzer verabreicht, für jedes Paar also nicht einmal zwei Gulden [4]. Als Lucas Cranach der Jüngere, der im Auftrage des Kurfürsten August eine Anzahl von Bildnissen früherer Herzoge von Sachsen ‚gar schön und künstlich‘ gemalt hatte, so kühn war, für jedes Stück fünf Thaler zu verlangen, fand August den Preis zu hoch; sein Künstler wurde mit nur drei Thalern abgelohnt [5].

Ungleich besser stand sich Hans Wörnle in München, welcher eine Menge zu Geschenken an andere Höfe bestimmte bayerische ‚Ahnenbilder‘ anfertigte: er erhielt für jedes Stück fünfundvierzig Gulden [6]. Auswärtige Maler stellten ganz andere Anforderungen. Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, der nach dem rühmenden Zeugnisse des Hans von Khevenhiller in der Porträtsammlerei ‚wie in viel anderen Curiositäten andere Potentaten‘ übertraf, sicherte dem spanischen Maler Alonso Sanchez für jede Copie eines der alten spanischen Königsbilder fünfundzwanzig Dukaten zu; bei der Ablieferung der bestellten Stücke steigerte der Künstler den Preis fast auf das Doppelte [7]. Ferdinand's eigene Hofmaler, welche seine Schlösser auszuschmücken hatten, wurden handwerksmäßig bezahlt; wohl gar ‚nach der Klafter‘ des Umfangs ihrer Arbeiten [8].

[1] Moehsen, Gesch. der Wissenschaften 497 Note 6.

[2] Baltische Studien 20, 122—123. [3] Richard 370.

[4] Lindau, Cranach 272.

[5] v. Weber, Anna von Sachsen 337. Bei ‚Contrafacturen‘ von solchem Preis dürfte es allerdings schwer sein, herauszufinden, was v. Eye (bei Eggers 5, 227) in den Porträten der Fürsten aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gefunden haben will, nämlich ‚daß ihnen in diesem Zeitraume das Regieren nicht allzu schwer geworden, daß sie dafür aber sich allerlei Privatsorgen gemacht‘ hätten.

[6] Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 34. Wie viele Porträte Hans Schöpfer von 1558—1579 für den bayerischen Hof zu malen hatte, ergibt sich aus den Aufzeichnungen bei v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 14, 179—190. So heißt es zum Jahre 1560: ‚H. Schöpfer malte elf Kontrafet, den Herzog, die Herzogin, dann ihre Prinzen und Prinzessinnen vorstellend, um 190 fl.‘ Im Jahre 1578 erhielt er ‚für sechs Kontrafet 65 fl.‘

[7] Hirn 2, 431—433; vergl. 434—435.

[8] Hirn 1, 379—380.

Auch städtische Behörden verabreichten den Malern oft kümmerlichen Lohn. Als der Rath von Hannover im Jahre 1617 durch Dietrich Wedemeyer, einen ‚Meister der tieffsinnigen und schweren Malerkunst‘, auf sechzehn Ellen Leinwand ‚eine Tafel von der Historie von dem Simson‘ in Oelfarbe malen ließ, zahlte er dafür zehn Thaler; jede Elle Gemähls kam ihn demnach auf etwas mehr als zwei drittel Thaler zu stehen [1].

---

[1] Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1873 S. 24.

5. Kupferstich und Holzschnitt.

Während die Kunst der Tafelmalerei in Deutschland so gut wie gänzlich darnieder lag, fristeten der Kupferstich und der Holzschnitt noch ein dürftiges Dasein. Künstlerisch bedeutend waren beide nur so lange, als die Kupferstecher und die Holzschneider auch die Zeichner ihrer Blätter waren, nicht Vorlagen aus anderen Kunstzweigen, besonders Gemälde lediglich nachbildeten. Bei Martin Schön, Dürer und Holbein war der Geist mächtig wie die Hand, später wurde der Geist von der Technik überflügelt, das Wesenhafte ging zusehends verloren; zuletzt bekam das dürre Handwerk ein volles Uebergewicht über die Kunst und ging in massenhaften Erzeugnissen vorzugsweise auf Gelderwerb aus.

Dürer's Einfluß läßt sich in der Kupferstich- und der Holzschneidekunst noch lange erkennen, aber nicht ein einziger seiner Schüler und Nachahmer besaß auch nur annähernd einen so reichen ‚heimlichen Schatz des Herzens' wie er, konnte auch nur irgendwie den Meister erreichen. Sobald jener Einfluß aufhörte, büßte die deutsche Kunst allen Anspruch auf ureigene Bedeutung ein. Hans Sebald und Bartel Beham, Dürer's unmittelbare Schüler [1], zeichneten sich in ihren Blättern noch häufig wenigstens durch große Naturwahrheit und frische Eigenthümlichkeit aus und waren erfinderisch in allerlei Verzierungen, welche vornehmlich als Vorlageblätter für Goldschmiede dienten. Die beiden Beham, Jacob Binck, Georg Penz und Albrecht Altorfer hätten ‚alle ihre Arbeit', sagt Quaden von Kinckelbach, ‚meist nach dem Leben' verrichtet, während bei den Späteren, wie Cornelis Bosch, Cornelis Mathys, Virgil Solis und Anderen, das Leben sich allgemach verloren und ‚der kluge und fliegende Geist sich darunter gemengt' habe, bis zuletzt, nachdem man ‚dem Geist durchaus den Zaum gelassen', die alte Art ‚ganz unter die Füße gekommen' sei [2]. In bloß äußerlicher Nachahmung italienischer Vorbilder wurden die Figuren gespreizt, oder, wie in den überaus zahlreichen Gebilden des begabten und vielseitig thätigen Heinrich Goltzius, bei erstaunenswerther Technik, meist süßlich verschwommen und seelenlos [3].

---

[1] Vergl. Seibt 6 fll. [2] Quaden von Kinckelbach 430—431; vergl. 403.

[3] Für den schon bei Lucas von Leyden hervortretenden Manierismus sind besonders dessen Sündenfall, der erste Brudermord und Adam und Eva bei Abel's Leiche abschreckende Beispiele. Woltmann, Malerei 2, 534.

Einer der fruchtbarsten Künstler in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war Anton von Worms, unter dessen Namen seit dem Jahre 1524 binnen zwölf Jahren mehr als tausend Holzschnitte ausgingen; er hing noch mit einer gewissen Zähigkeit den Ueberlieferungen der alten deutschen Kunstübung an[1]. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts thaten sich durch ,Unerschöpflichkeit in allerlei Werk' Virgil Solis aus Nürnberg, Tobias Stimmer aus Schaffhausen und Jost Amman aus Zürich hervor. Solis war nicht allein Kupferstecher, sondern auch Aetzer, Formschneider, Maler, Illuminist; er schrieb unter sein Bildniß:

Mit Moln, Stechen, Illuminirn,
Mit Reissen, Aetzen und Visirn
Es that mir keiner gleich mit Arbeit fein,
Drum heiß ich billig Solis allein[2].

Von Amman berichtete dessen Schüler Georg Keller aus Frankfurt am Main, er habe in vier Jahren ,so viele Zeichnungen gemacht, daß man damit einen geräumigen Leiterwagen hätte anfüllen können'[3]. Stimmer verfertigte über vierhundertfünfzig Blätter, unter diesen beinahe dreihundert Bildnisse von Gelehrten und anderen Berühmtheiten[4]. Aber bei allen drei Künstlern führte

[1] Vergl. oben S. 91 Note 2. Butsch 1, 52—54.

[2] Mittheilungen der kaiserl. Centralcommission 5, 144.

[3] Waldau, Vermischte Beiträge 3, 305 fll. Für den Buchhändler Sigmund Feyerabend zu Frankfurt am Main lieferte Amman seit dem Jahre 1564 ,innerhalb vierundzwanzig Jahren die Illustrationen für eine solche Menge von Werken, daß es kaum glaublich ist, wie Ein Verleger dieselben zu unternehmen im Stande sein konnte'. Daß ,die Holzschnitte auch ohne Rücksicht auf den Text sehr gesucht waren, zeigt das Unternehmen Feyerabend's, die beliebtesten Blätter des Meisters in einem Sammelwerk herauszugeben'. Amman's ,Kunst- und Lehrbüchlein' enthält in einer vermehrten Auflage von 1599 nicht weniger als 296 Blätter. C. Becker, Jobst Amman, Zeichner und Formschneider, Kupferätzer und Stecher (Leipzig 1854) S. V fll.

[4] Vergl. Heller 702—703. Als ein Curiosum verdient erwähnt zu werden die von dem Baseler Physikus Heinrich Pantaleon 1565—1566 zu Basel in drei Theilen (Folio) herausgegebene ,Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae'. Er beginnt mit Adam protoplastus, bringt dann Nohe, qui et Janus dicitur, und sofort den Tuisco Germanorum conditor. Der Heiland steht zwischen Erich, König von Schweden- und Gothenland, und dem Vandalenkönige Strumiko (Pars 1, 91—95). Das Wunderlichste sind die Prosopa. Am Anfange jeder Lebensbeschreibung steht das Brustbild des Helden, und dabei tritt ein und dasselbe Bild nicht selten bei zehn und mehr Personen auf. So sieht z. B. der Karmeliter-Provincial Johannes Meyer (um 1565) ebenso aus wie der vorchristliche ,Philosoph Zamolxis', und der sicambrische Götzenpriester Heligast ebenso wie der Cölner Theologieprofessor Matthias Aquensis und wie Rudolf Agricola. Der letzte vir illustris ist Heinrich Pantaleon selbst.

die Schnellfertigkeit zur flüchtigen Wiedergabe der Ideen ohne durchgebildete Reinheit der Auffassung und Zeichnung.

Die Beigabe von Titelumrahmungen, Zierbuchstaben und Bildern sowohl in religiösen als volksthümlichen Schriften wurde, wie im Mittelalter, noch fortwährend als selbstverständlich betrachtet. Verfasser und Verleger der verschiedenen Schriften tauschten oft solche künstlerische Beigaben unter einander aus; in katholischen und protestantischen Büchern, deren Verfasser sich heftig bekämpfen, findet sich nicht selten ein und derselbe Bilderschmuck, zum Beispiel in einer Frankfurter Ausgabe der Luther'schen Bibelübersetzung vom Jahre 1533—1534 und in der gleichzeitigen katholischen Bibelübersetzung von Dietenberger[1].

Unter den katholischen Unterrichts- und Andachtsbüchern waren insbesondere die Catechismen und Gebetbücher des Jesuitenpaters Canisius mit sehr zahlreichen Holzschnitten versehen: der im Jahre 1575 zu Dillingen gedruckte größere deutsche Catechismus sammt dem Gebetbuch enthält deren achtundachtzig in halber Blattgröße, die zu Augsburg erschienene griechische Uebersetzung des kleinen lateinischen Catechismus vom Jahre 1613 hundertundvier, eine französische Uebersetzung aus dem folgenden Jahre vierundachtzig, eine für China bestimmte aus dem Jahre 1617 mehr als hundert[2].

Daß die Künstler weder großen Reichthum an Gedanken, noch lebhafte Einbildungskraft besaßen, zeigen die Hunderte oft als ‚geistreiche Bibelbilder' gepriesenen Holzschnitte, welche Virgil Solis und Jost Amman zu der Frankfurter Ausgabe der Luther'schen Uebersetzung vom Jahre 1561 und Tobias Stimmer zu der Baseler Ausgabe vom Jahre 1567 anfertigten. Kaum ein einziger dieser Holzschnitte bekundet eine hohe, geschweige denn großartige Auffassung. Geistig und künstlerisch wahrhaft armselig ist in beiden Bibelausgaben beispielsweise die Darstellung der Propheten. Die wunderbare Größe und Geisteserleuchtung des Isaias, der mit Donnerworten die göttlichen Strafgerichte über die Frevel der Herrschgewaltigen und die Sünden des Volkes in einer Zeit verkündigt hatte, welche dem sechzehnten Jahrhundert sehr ähnlich war, wird von Stimmer vorgeführt in Gestalt eines gebrechlichen Greises, dem ein Engelchen mit einer Feuerzange eine glühende Kohle darreicht, während im Hintergrund ein anderer Greis als Gott Vater mit langem Bart und königlichen Amtszeichen dem Schauspiele zusieht. Dazu machte der Dichter Johann Fischart, welcher die hundertsiebzig Bilder ‚zu gottesförchtiger Ergetzung andächtiger Herzen mit artigen Reimen' versah, die Knittelverse:

Was für ein scharfer Prophet sei
Jesajas, zeigt dis Gsicht frei,

---

[1] Vergl. Wedewer 451 fll.

[2] Nach Catalogen von Rosenthal in München und Weigel in Leipzig.

Daß ihm in Mund vom Engel war
Ain Kohl gelegt von Gots Altar:
Drum sagt er klar von Christo war [1].

Nicht weniger kümmerlich sind in beiden Ausgaben die Darstellungen der Evangelisten. Bei Stimmer's hl. Lucas finden sich Fischart's Verse:

Lucas ein Leibarzt nicht allein,
Sonder ein Seelarzt der Gemain,
Stelts Evangeli griechisch dar,
Und weil er Pauli Raisgfärt war,
Schrieb er Apostelgeschicht auch gar.

Wenn der Wittenberger Buchdrucker Christoph Walter der bei Sigmund Feyerabend erschienenen Frankfurter Ausgabe [2] nachsagte, sie enthalte ‚lose Figuren und greuliche und ungewöhnliche Bilder' [3], so that er derselben Unrecht; nur vom katholischen Standpunkte aus hätte man die polemischen Blätter zur Apocalypse [4] als ‚greulich und ungewöhnlich' bezeichnen können.

In Amman's ‚Wappen- und Stammbuch' [5] steht bei den meisten Holzschnitten der bildnerische Geist auf ziemlich gleicher Stufe mit dem des Dichters, welcher die Gebilde erläuterte. So trägt zum Beispiel ‚Die Melancholie', ein elendes Blatt, wenn man es mit dem gleichnamigen von Albrecht Dürer vergleicht, die Verse:

Hienauß dortenauß mein Sinn sich lenkt
Und manche seltsam Kunst erdenkt,
Bist du mein Freund, thu mich nit irren,
Sonst wirst du mir mein Hirn verwirren,
Mir bringt kein Freud d' Kinder Schregen,
Der Hühner Gätzen, Eier legen,
Laß mich nur bleiben bei meim Sinn,
Sonst wirstu haben klein Gewinn.

Unter einem abstoßenden Bacchusbilde hebt der Dichter zu singen an:

Gegrüst sei Bache, der edel Knab,
Der Menschen Wonn, der Götter Gab [6].

---

[1] Neu verlegt von Georg Hirth in München und Leipzig 1881. Bei der Bundeslade lauten Fischart's Verse:

Die Lad des Bunds samt Gnadenstuhl
Ward gziert mit Engeln, wies Gott gfuhl,
Und auch der übergulte Tisch
Mit guldnen Gschirren zugerüst:
Welchs als auf Christum Deitnus ist.

[2] Biblia, das ist die gantze hl. Schrift Teutsch. 1561.

[3] Vergl. Archiv für Gesch. des deutschen Buchhandels 2, 50—51. Pallmann 10.

[4] Vergl. oben S. 41.

[5] Frankfurter Ausgabe von 1589. [6] Bl. N. O.

Mit Amman und Stimmer ging die deutsche Holzschnitt-Illustration und Holzschnitt-Ornamentik zu Ende. Alle Stilformen arteten aus. In Basel, Straßburg, Augsburg, Nürnberg und in anderen Städten, wo im fünfzehnten Jahrhundert und bis zur Mitte des sechzehnten aus den Buchdruckereien unzählige größere und kleinere Prachtwerke hervorgegangen waren, wurde nichts Erwähnenswerthes mehr geschaffen. Umfangreiche Werke, wie die zu Nürnberg von Leonhard Heußler in den Jahren 1578—1591 besorgte Ausgabe des Hans Sachs, liefern außer werthlosen Fracturinitialen nur Schlußleisten und Schlußvignetten, welche, von Modellschneidern hergestellt, kaum irgend einen künstlerischen Werth beanspruchen können. Man begnügte sich allenthalben fast ausschließlich mit einer schlechten Nachahmung älterer deutscher oder französischer Werke [1].

So waren denn gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die hohe monumentale Kunst, die kirchliche sowohl wie die des öffentlichen Lebens, die höhere Bildnerei und Malerei, der Holzschnitt und der Kupferstich aller Urthümlichkeit und schöpferischen Kraft verlustig gegangen und dem Untergange nahe. Gleichwohl gab es damals immer noch Gelehrte, welche behaupteten:

Vor etlich Jahren war die Red,
Wenn man von Künsten reden thet,
Sie seien nun so hoch gebracht,
Daß mehr nicht werden könn erdacht.
Ich aber sprech zu dieser Stund,
Daß solche Red hab keinen Grund,
Dieweil der wahre Augenschein
Das Widerspiel beweiset fein,
Denn alle Künst man besser find
Jetzund, als sie gewesen sind [2].

---

[1] Näheres über den Verfall der Officinen in den verschiedenen Städten bei Butsch 1, 23 fll.; 2, 24 fll. Schon seit etwa 1535 ‚finden wir in keiner deutschen Officin die geistreichen Zieralphabete der Altmeister mit ebenbürtigen modernen vertauscht; fast überall muß das alte Zeug in ganz abgenutztem Zustande herhalten'. 2, 19; vergl. 2, 29. ‚In Deutschland, seiner eigentlichen Heimath, versank der Holzschnitt immer tiefer, so daß man nur noch Kupferplatten in die Bücher eindrucken konnte' — er war ‚nur noch gut für Kalenderbilder, fliegende Volksblätter und Straßenanschlagzettel der rohesten Art.' Falke, Geschmack 161.

[2] Theatrum oder Schawbuch allerlei Werckzeug und Rüstungen, von Jacob Besson aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt (Mömpelgard 1595) Bl. A 2 b. Woltmann, Aus vier Jahrhunderten 27, will es sich nicht nehmen lassen, daß ‚die nationale Kunst' um das Jahr 1618 sich ‚im Aufschwunge' befunden habe; erst der dreißigjährige Krieg habe diesem Aufschwung ein Ziel gesetzt. Lübke faßt neuestens in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1887 No. 357 seine Meinung über die ‚deutsche Renaissance' dahin zusammen: ‚Wir dürfen in ihr jenen vornehmen Adel der italienischen Werke

In Wahrheit offenbarte sich nur noch auf Einem Gebiete eine zum Theil wirklich künstlerische Thätigkeit, diese aber trug keineswegs einen volksthümlichen Character und kam der Gesammtheit des Volkes nicht zu Gute.

---

oder die feine Anmuth der französischen nicht suchen', vielmehr herrscht darin ‚eine nicht bloß fortwährende Verquickung mit mittelalterlichen Formen, mit spätgothischen Constructionen und decorativen Elementen, sondern auch im Ganzen eine Neigung zum Krausen, Bunten, Willkürlichen und Derben'. Aber was dieser ‚Renaissance' ‚an künstlerischer Harmonie, an organischer Durchbildung, an ewig gültiger Gesetzmäßigkeit' abgehe, das ersetze sie ‚reichlich durch eine geradezu unerschöpfliche Fülle, Mannigfaltigkeit, Frische und Lebenskraft'. ‚So viel auch Italien, Frankreich und die Niederlande damals auf unsere Kunst eingewirkt haben, sie ist doch von einer originalen Kraft, daß sie Alles in eigenes Fleisch und Blut verwandelt und von etwa 1530 bis zum Ausbruch des unseligen dreißigjährigen Krieges eine Welt der mannigfaltigsten Schöpfungen hervorbringt, in denen eine wahre Lust am Schaffen, ein fröhliches Gefühl der neu erlangten sicheren staatlichen Zustände und religiösen Freiheit, ein kraftvolles Behagen tüchtiger bürgerlicher Existenz erquickend uns anweht.' Für diese angeblich ‚neu erlangten sicheren staatlichen Zustände', für ‚religiöse Freiheit' und ‚kraftvolles Behagen' liegen in den zeitgenössischen Quellen keine Zeugnisse vor, sondern nur Zeugnisse vom Gegentheil.

6. Die Kleinkünste und das Kunsthandwerk.

Auch für die Kleinkünste war das fünfzehnte Jahrhundert die eigentliche Blütezeit gewesen, aber sie hatten noch im sechzehnten, während die höheren Künste verfielen, eine reiche Nachblüte und traten damals sogar in den Vordergrund des künstlerischen Schaffens. Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Elfenbeinschnitzer, Waffenschmiede, Plattner, Gravirer, Holzschnitzer fanden für die Luxusbedürfnisse der vornehmen Welt reichliche Beschäftigung und förderten eine Fülle erlesener und kostbarer Werke von gediegener Tüchtigkeit zu Tage. Am längsten behauptete die Goldschmiedekunst, welche im Mittelalter wahre Wunderwerke geliefert und selbst die Arbeiten der Griechen übertroffen hatte, ihre alte Höhe; noch bis in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts überragte die Kleinplastik in Gold, durchaus buntfarbig in Emaile gehalten, bei weitem sogar die Leistungen der frühern Zeit [1]. In ihren Hauptformen hielt die Goldschmiedekunst am längsten an den alten Ueberlieferungen der Gothik fest.

München, Augsburg und Nürnberg waren Hauptstätten ihrer Thätigkeit. Der Schatz der Michaelskirche und der ‚reichen Capelle' zu München legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, wie ‚wundersam subtil die Goldschmiede' arbeiteten [2]. Als die eigentliche Hauptstadt und Hochschule der Kunst wurde Augsburg angesehen. Die dortige Goldschmiede-Innung zählte im Jahre 1588 hundertsiebzig Meister und bis zum dreißigjährigen Kriege fand noch ein Anwachsen statt. Jeder Meister durfte mit drei Gesellen und einem Lehrlinge arbeiten; in dem einen Jahre 1602 wurden dreißig neue Lehrlinge eingeschrieben; der Zuzug von auswärtigen Gesellen war so groß, daß auf den städtischen Fried-

---

[1] Vergl. F. Luthmer, Zur Geschichte des Geschmeides, in dem Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 8. Mai 1888. Das Geschmeide ‚des sechzehnten Jahrhunderts dient vor Allem der malerischen Erscheinung des Menschen. Das Element der Farbe tritt sieghaft in den Vordergrund und gibt dem Renaissanceschmuck sein eigenartiges Gepräge'.

[2] ‚Von der Blüte des Goldschmiedehandwerks unter Albrecht V. zeugt besonders ein Inventar jener Kunstgegenstände, die von ihm als unveräußerliches Besitzthum der bayerischen Fürstenfamilie erklärt wurden und einen Materialwerth von 213 000 Gulden repräsentiren. Wie bedeutend diese Summe für damals war, mag man daraus schließen, daß ein Schmuckkästchen, das 1565 auf 12 618 Gulden geschätzt, 1845 auf 173 810 Gulden angeschlagen ward.' Stockbauer 85—88. Vergl. auch Hainhofer 61—67. 84—105.

höfen eigene Begräbnißstätten für dieselben eingerichtet wurden [1]. Unter den zahlreichen Nürnberger Goldschmieden [2] erlangten Wenzel, Albrecht und Christoph Jamnitzer und Jonas Silber den höchsten Ruf. Dem waltenden Zeitgeiste und den Luxusbedürfnissen entsprechend, war die Hauptthätigkeit der Goldschmiedekunst auf Anfertigung von allerlei kostbaren Trinkgefäßen und Schmucksachen gerichtet; die angesehensten Maler und Kupferstecher, wie Hans Holbein, Hans Müelich, Jost Amman und Andere, lieferten ihr dafür die Vorlagen; Bernhard Zan machte über fünfzig Entwürfe für Becher und Pokale [3]. Es galt nicht allein von Zürich, was Aloisius von Orelli in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, daß nachdem ‚alle religiösen und heiligen Bilder verdrängt' seien, die Wände der Wohnstuben mit Trinkgefäßen von allen Größen und Formen behängt würden. ‚Reiche Häuser', sagte er, ‚haben ein großes Capital an einer Menge von silbernen und verguldeten Trinkgefäßen, Pokalen, Schüsseln und dergleichen, und darunter viele von vortrefflicher Arbeit.' ‚Die großen Trinkgefäße haben die Figuren von Kriegern, Pferden oder anderen Thieren, welche etwa der Besitzer in seinem Wappen führt.' ‚Die Gefäße, auf welche man am meisten Kunst und Pracht verwendet, sind die Eß- und Trinkgeschirre.' [4] Auf silbernen Tafelaufsätzen, die

---

[1] Näheres bei A. Buff, Das Augsburger Kunstgewerbe, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1887 No. 258 fll. Um 1618 belief sich die Zahl der Augsburger Goldschmiede auf zweihundert. v. Lützow, Zeitschr. 20, 83 Note. In Bezug auf andere Städte sei noch beispielsweise angeführt, daß um 1618 in Frankfurt am Main neben hundertachtzehn Juwelieren, Rubin- und Diamantschneidern achtundvierzig Goldschmiede thätig waren (Kirchner, Gesch. von Frankfurt 2, 465); zu Hermannstadt in Siebenbürgen zählte die Goldschmiedezunft im sechzehnten Jahrhundert siebenzig bis achtzig Meister. Mittheil. der kaiserl. Centralcommission 6, 148.

[2] Vergl. Neudörffer 115. 124. 125. 126. 127. 159—160. 203—204. J. Baader über Nürnberger Goldschmiede in v. Zahn's Jahrbüchern 1, 246—248.

[3] Andresen 3, 257—262.

[4] Scheible, Kloster 6, 707. 708. ‚Durch eine besondere Form der Trinkgefäße wurde auch ein eigener Namen bedingt, wie: Muscat- oder Cocosnuß, Eichel, Biene, Traube, Pelikan, Strauß, Schwan, Hahn, Schiff u. s. w. Hatte das Gefäß die Gestalt eines Thieres, so wurde es hienach benannt. Andere, welche in Kelchgestalt, mit herausgetriebenen Buckeln oder Knorren versehen waren, kommen als „knorrechte Becher" in alten Inventarien vor. Wieder andere Gattungen bestanden in burlesken oder phantastischen Figuren, wie Mönche, Nonnen, Narren und so weiter.' ‚Zuweilen erscheint die Form des Gefäßes so unbequem zum Trinken, daß man diese Gebilde für bloße Tafelaufsätze halten sollte. Es gab sogar welche, worin ein Mechanismus angebracht war, wodurch sie auf der Tafel herumliefen. Im sechzehnten Jahrhundert erscheint häufig eine Art von Bechern, welche aus Münzen zusammengesetzt waren.' Becker und v. Hefner 1, 47. Im Dresdener Historischen Museum findet sich ein silbernes Trinkgeschirr in Form eines Schubkarrens, auf welchem ein Zwerg mit Schellenkappe liegt. Frenzel 11.

man ‚silberne Gesellschaften‘ nannte, waren bisweilen alle Glieder einer Familie in ihrer besondern Tracht dargestellt. Wenzel Jamnitzer († 1588) verfertigte einen Tafelaufsatz, eines seiner gepriesensten Werke, bestehend aus einem mit Blümchen, Kräutern, Würmern, Eidechsen und Schnecken übersäeten Feldstück, über welches eine weibliche Figur, die Natur, sich erhebt; auf dem Haupte trägt sie einen kelchartigen Aufsatz, aus dessen Mitte eine Urne mit Blumen emporsteigt [1]. ‚Was dieser Jamnitzer und sein Bruder Albrecht von Thierlein, Würmlein, Kräutern und Schnecken [2] von Silber gießen und die silbernen Gefäße damit zieren, das ist‘, schreibt Neudörffer, ‚vorhin nicht erhöret worden‘; ‚Blättlein und Kräutlein sind also subtil und dünn, daß sie auch ein Anblasen wehig macht‘ [3]. Ein Verwandter dieser Brüder, Christoph Jamnitzer, schuf einen Tafelaufsatz von vergoldetem Silber, der einen bethürmten, von einem Mohr gelenkten Elephanten vorstellte: im Thurm streitende Krieger. Jonas Silber verfertigte eine Schale, die auf reich geschmücktem Deckel und Fuß in allerlei Scenen eine Art Weltgeschichte darbietet [4].

Ein Meister allerersten Ranges, vielleicht alle zeitgenössischen Goldschmiede weit überragend, war der Westfale Anton Eisenhut, geboren zu Warburg im Jahre 1554. Die Arbeiten, welche er um das Jahr 1588 für den Fürstbischof von Paderborn, Theodor von Fürstenberg, ausführte, zeigen, auch in der Behandlung gothischer Formen, eine hohe künstlerische und technische Vollendung. Seine Hauptwerke sind zwei in Silber getriebene Einbanddecken zu einem Pontificale Romanum und einem Cölner Missale, ein silbervergoldetes, herrlich aufgebautes und reich geschmücktes Crucifix, ein silbervergoldeter Kelch von gleicher Feinheit und Schönheit, und ein Weihwasserkessel mit dem Sprengwedel, von einer solch künstlerischen Durchbildung, daß er unter allen Arbeiten dieser Art fast einzig dasteht [5].

Wie die Trinkgefäße, so mußten auch die Waffen, welche neben diesen zu den gesuchtesten Liebhabereien gehörten, von den Goldarbeitern und Elfen=

---

[1] Gegenwärtig im v. Rothschild=Museum zu Frankfurt am Main.

[2] Blumensträuße; vergl. Lübke, Renaissance 1, 105.

[3] Neudörffer 126. [4] Förster 3, 40—41.

[5] Näheres bei J. Lessing, Die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit aus Warburg (orientirende Einleitung und vierzehn Tafeln in Lichtdruck). Berlin 1880. Lübke, Kunstwerke 507—519. J. B. Nordhoff, Jahrb. des Vereins für Alterthumsfreunde im Rheinlande, Heft 67, 137 fll. Nordhoff war der erste, welcher auf die große Bedeutung dieser im Besitze des Grafen von Fürstenberg auf Schloß Herdringen befindlichen Werke Eisenhut's hinwies in der Beil. zur Allg. Ztg. 1878 No. 82. Wie viele kostbare Schätze auf den verschiedenen Kunstgebieten auch für das sechzehnte Jahrhundert in Westfalen aufzufinden und zu würdigen sind, zeigen neuerdings die von demselben Kunstforscher trefflich bearbeiteten ‚Kunst= und Geschichts=Denkmäler des Kreises Warendorf‘. Münster 1886. Viele der schönsten kirchlichen Werke stammen aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

beinschnitzern mit dem kostbarsten Schmuck versehen werden; besonders für den Griff und die Scheide wurden alle möglichen Verzierungen erfunden. An Stelle der früheren Rüstkammern legten die hohen Herren sich Waffensammlungen an und ließen sich Rüstungen anfertigen als Gegenstände des Luxus, nicht für die Schlacht, sondern für ‚die Parade'. So wurde für Kaiser Rudolf II., der sich niemals im Felde blicken ließ, eine Prachtrüstung geschaffen, mit ihrem bildnerischen Schmuck ein bewunderungswürdiges Werk der Gold- und Waffenschmiedekunst. Verschiedene deutsche Waffenschmiede fertigten für die Könige von Spanien und Frankreich Prachtrüstungen, in Silber getrieben und mit Gold und Edelsteinen eingelegt, auf's Ueppigste verziert. Vornehmlich gingen von Augsburg, einem Hauptplatz auch für die Kunstschmiedearbeiten, die kostbarsten Rüstungen in alle Länder aus. Kurfürst Christian I. von Sachsen zahlte für eine solche einmal 14 000 Thaler [1]. Was in Augsburg an künstlichen Eisenarbeiten zu Stande kam, beweist allein schon ein von Thomas Rucker mit vielen geschichtlichen Darstellungen ausgestatteter eiserner Lehnstuhl, welchen der Augsburger Rath dem Kaiser Rudolf II. zum Geschenke darbot [2]. Aus Italien drang in die vornehme Welt die Liebhaberei für allerlei Kleinwerke ein, welche der persönlichen Verherrlichung dienten, für Medaillen, Denkmünzen und verwandte Arbeiten [3]. Im Geiste der Italiener ausgeführt, gehören sie in ihrer Art zu dem Besten, was jemals die deutsche Kunst geschaffen hat. Auf dem Gebiete der Heraldik brachte die überall um sich greifende ‚Renaissance' nur Verwirrung hervor [4].

---

[1] v. Stetten 1, 492. Zu den vorzüglichsten Rüstungen zählt man eine des sächsischen Kurfürsten Christian II., welche sich im Dresdener Museum befindet; vergl. die Beschreibung bei Frenzel 89. Derselbe Kurfürst ließ auch Sättel und Satteldecken auf das Kostbarste herrichten. Bei einer seiner Paraderüstungen ‚besteht der Sattelknopf aus einem großen Goldtopase; Sporen, Steigbügel und Kniekette sind ganz mit Granaten, zwei Schwerter, die auf beiden Seiten hängen, mit desgleichen und mit Amethysten, Rubinen und anderen Steinen reich verziert'. Die Wittwe des Kurfürsten Christian I. schenkte dem Herzog Johann Georg im Jahre 1608 einen ‚ganz mit Perlen gestickten deutschen Sattel mit Decke'. Frenzel 114.

[2] v. Stetten 1, 492—493. Vergl. Lübke, Renaissance 1, 110—112. Ebe 1, 80. Falke, Geschmack 126 fll. Förster 3, 42.

[3] Lübke, Plastik 2, 774.

[4] Vergl. hierüber das bedeutende Werk: Heraldisches ABC-Buch von Dr. Carl Ritter von Mayer (München 1857) S. 98 fll. Auf S. 427 fll. parallelisirt der Verf. den Entwicklungsgang der Heraldik mit dem der Gothik. Die Dürer'schen Wappenbilder halten sich noch nach einem festen Schema auf geometrischem Grunde, später stieg die Verwilderung allmählich bis zum Zopfe hin. Auch in den Siegeln spiegelt sich der Stilwechsel ab. Zur Zeit der Gothik waltete in denselben der architectonische Character vor, mit dem Hereinbrechen der Renaissance wurde die ornamentistische Will-

Alle zum persönlichen Gebrauche der Vornehmen oder zum bloßen Schmucke ihrer Wohnungen bestimmten Gegenstände mußten, sagt ein Zeitgenosse, ‚mit solch überschwänglicher Köstlichkeit hergerichtet sein, daß man darob Wunders hört, wieviel Zeit und Geld dabei aufgeht‘ [1]. In Innsbruck waren der ‚Büchsenschifter‘ Wiguleus Elsässer und drei seiner Gesellen einmal fast ein ganzes Jahr lang mit der ‚Verbainung‘ einer Prachtsänfte für den Erzherzog Ferdinand II. beschäftigt [2]. Für einen in Augsburg verfertigten Schreibtisch von Ebenholz, welcher mit zehn goldgetriebenen Feldungen, Historien, Landschaften und Jagden darstellend, versehen war, zahlte Ferdinand dem Tischler und dem Goldschmied im Jahre 1587 beinahe 1200 Gulden [3]. Den Herzog Albrecht V. von Bayern kostete im Jahre 1568 ein Credenztisch die ungeheure Summe von 8202 Gulden [4]. Kurfürst Ferdinand von Cöln bestellte im Jahre 1612 bei Hainhofer in Augsburg für den Cardinal Borghese einen Schreibtisch zum Preise von 2—3000 Thalern [5]. An einem im Jahre 1616 vollendeten Schrank für den Herzog Philipp II. von Pommern arbeiteten unter Leitung des Augsburger Kunsttischlers Ulrich Paumgartner nicht weniger als vierundzwanzig Künstler und Handwerker; dieser Schrank, gewissermaßen ein Inbegriff der gesammten derartigen Kunstthätigkeit jener Zeit, besteht aus Ebenholz, das mit zahlreichen Edelsteinen, Bildern und Bildwerken und Silberverzierungen bedeckt ist. Da sieht man silberne, zum Theil vergoldete Greifen mit Wappen, allegorische Figuren der freien Künste in Silber-Relief, musicirende weibliche Figuren, Knäbchen mit musikalischen Instrumenten, viele aus Silber gearbeitete Insecten, die Elemente und die Tageszeiten in Emailfarben gemalt, mythologische Darstellungen in Medaillons und als Spitze eine silberne, theilweise vergoldete Darstellung des Parnasses. Das Innere ist mit den Porträten der herzoglichen Familie und anderen Oelgemälden, Mosaiken, Spieluhren und sonstigen Kostbarkeiten ausgestattet [6]. Der Dresdener Kunst-

---

für tonangebend. Vergl. Reichensperger, Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst 109—110. Die Siegelstecher des Mittelalters gehörten zu den hervorragendsten Künstlern.

[1] Von der Werlte Eitelkeit Bl. B [2]. [2] Hirn 1, 378 Note 3.

[3] Hirn 2, 437. Ueber andere sehr künstliche zu Augsburg verfertigte Schränke vergl. v. Stetten 1, 114. Daniel Schicker lieferte um das Jahr 1600 ‚in eingelegten historischen Bildern vorzügliche Arbeiten‘. Der Augsburger Lechmeister Georg Renner erfand die erste Furniermühle zum Feinschneiden der selteneren Holzarten, die zu eingelegter Arbeit gebraucht wurden. Die Schreiner wollten gemeine Arbeit nicht mehr verrichten, da die von ihnen verfertigten Schreibtische so großen Beifall fanden. v. Stetten 2, 36—37.

[4] L. Westenrieder, Baierischer histor. Calender für 1788 S. 190; vergl. 187.

[5] Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg 8, 10 fll.

[6] Im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Vergl. Förster 3, 41—42. Lübke, Renaissance 1, 99—100.

tischler Hans Schifferstein brachte nach angeblich zwanzigjähriger Arbeit einen Schrank aus Eben- und Königsholz zu Stande; er ist mit Elfenbeinverzierungen ausgelegt und mit kleinen, in Bein geschnittenen Figuren geschmückt und enthält über hundert Fächer, auch ein kleines Klavier oder Spinett und eine in Elfenbein gravirte Weltkarte [1]. ‚Künstliche Tischlerei' stand allerwärts in solchem Ansehen, daß zu Halle an der Saale im Jahre 1616 Augustin Stellwagen, der wegen eines begangenen Silberdiebstahls gehängt werden sollte, lediglich deßhalb freigelassen wurde, weil er ein ‚kunstreicher Tischler' war [2].

Während des Mittelalters war die Hauseinrichtung eine durchaus einfache, aber künstlerisch schöne gewesen. An Geländern und Zimmerdecken, Thüren und Fenstern, Tischen und Stühlen, Schränken und Truhen, Schlössern, Oefen und Leuchtern, überall zeigte sich der feine Sinn und die geübte Hand des Bildners; selbst die gewöhnlichen Geräthe und Möbel waren von gediegener Zweckmäßigkeit und Schönheit zugleich, hatten etwas Besonderes, Eigenartiges, welches das Auge erfreute und dem ästhetischen Sinne Genüge that. Die alte Einfachheit in der Hauseinrichtung war aber schon längst verschwunden, als Hans Sachs im Jahre 1543 dreihundert Stücke aufzählte, welche ‚ungefährlich in jedes Haus gehöret', und als der Prunksaal und die Prunkküche den höchsten Stolz einer vornehmen Familie bildeten. Da kam es alsbald zu allerlei zwecklosem, schwülstigem Prunk; die Ornamentik fiel, wie bei der Baukunst, so auch im Kunsthandwerk der Verwilderung anheim [3].

Die Verwilderung der Verzierungskunst überhaupt ist ein bezeichnendes Merkmal des herrschenden Zeitgeistes. Denn so gut wie die hohe Kunst, die Literatur, die herrschende Sitte und die Mode, ist auch die ornamentale Kunst eine Aeußerung des gleichzeitigen Culturlebens, ein Spiegel des Volkswesens. So lange ein Volk von einem wahrhaft künstlerischen Geiste beseelt ist, steht das Ornament in einem innern Zusammenhang mit seinem Gegenstande; zwischen diesem und seinem Schmuck waltet ein symbolisches oder ideales Wechselverhältniß ob; das Ornament hat eine künstlerische Form und Bedeutung. So war es bei den alten Griechen zur Zeit ihrer höchsten Kunstblüte, so auch in den besten Zeiten des Mittelalters der Fall. In der neuen Kunst-

[1] Frenzel 9—10. [2] Schönermark 411 Note.

[3] Die ganze Ornamentik der sogenannten Renaissance mit jener der Gothik vergleichend, sagt van Eye bei Eggers 6, 118: ‚Die Ornamentik, welche die aus ihrer eigenen Natur und Kraft zu voller Entfaltung gediehenen alten Formen nicht weiter zu bilden vermochte, mußte sich nach neuen Grundformen umsehen, die sie zu weiterm Schmucke umbilden konnte.' ‚Dieser fand sich' ‚in den Ueberlieferungen des Alterthums'. ‚Es kam nur in Frage, ob die gleichen bildenden Kräfte vorhanden seien. Die Geschichte, die hinter den Ergebnissen steht, gibt hierauf entschieden verneinende Antwort.' ‚Zu Erscheinungen, wie die Gothik, hat diese Ornamentik es nie gebracht.' Und doch wird das Hauptverdienst der Renaissance gerade in der Ornamentik gesucht.

weise aber wurde auf das innerlich Angemessene des Ornamentes keine Rücksicht genommen. Schon Hans Holbein brachte über Heiligenbildern Sphinxgestalten an; eine Darstellung Christi, der die Kranken und Armen zu sich kommen läßt, umgab er mit allerlei musikalischen Instrumenten [1]. Bei Dürer's herrlichen Randverzierungen zum Gebetbuche Kaiser Maximilian's I. hielten sich noch alle Erfindungen in inniger Beziehung zu den Gedanken des Gebetes, ließen das Ernste und Erhabene durch scherzhafte oder possirliche Zuthaten in seiner ganzen Tiefe und Gewalt hervortreten [2]. Bedeutungslos, wunderlich und abgeschmackt nehmen sich im Vergleich damit schon jene Verzierungen aus, welche Lucas Cranach zu einem Gebetbuche anfertigte [3]. Einige Jahrzehnte später brachte Daniel Hopfer in seinen Verzierungen bereits das wildeste Durcheinander: Fratzen und Thierunholde in Verbindung mit Elementen der Renaissance, mit Vasen, Laub, Früchten und nackten Menschenfiguren von abstoßender Häßlichkeit [4]. Im freien Reiche der Kunst sollte jede Willkür erlaubt sein. Die sogenannten Kleinmeister machten zahllose Musterzeichnungen für alle Zweige der Kleinkunst, für Geräthe und Gefäße, Tafelaufsätze, Teller, Becher, Salzfässer und dergleichen [5]. Da sieht man Laubwindungen, welche aus Bocksschädeln, aus Panzerstücken hervorwachsen; Menschen werden in Fische, Fische in Zweige und Laub verwandelt, und aus dem Laub gestalten sich fratzenhafte Gesichter. Dabei werden alle Gegenstände, religiöse wie weltliche, Hausgeräthe, Geräthe aus Holz oder Eisen,

---

[1] Woltmann, Holbein 2, 297—298.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 202.

[3] Vergl. Schuchardt, Cranach 2, 98—100; vergl. auch 3, 173. 331.

[4] Falke, Geschmack 119—120. ‚Mit dieser Verwilderung seines Geistes ist er so recht ein Kind der ersten gährenden Zeit der Reformation.‘

[5] Weil ‚alle subtilen und freien Künste in merklicher Verkleinerung und Abbruch‘, so veröffentlichte, um deren völligem Verfall zuvorzukommen, der Straßburger Maler Heinrich Vogtherr im Jahre 1545 ‚Ein frembdes und wunderbares Kunstbüchlin allen Malern, Bildschnitzern, Goldschmieden, Steinmetzen, Schreinern, Plattnern, Waffen- und Messerschmieden hochnützlich zu gebrauchen, dergleich vor nie kein gesehen oder in den Druck kommen ist (getruckt zu Straßburg bei Jacob Frölich)‘. Er trat feierlich auf und entbot ‚Gnad, Barmherzigkeyt und Fryd von Gott dem Vatter und unserem Herren Jesu Christo‘ ‚allen Liebhabern der freyen von Gott gegebnen Gnaden und Künsten‘, welche er mit einer ‚Summa oder Büschelin aller frembdden und schweresten Stück so gemeynlich vil Fantisierens und Nachdenckens haben wöllen‘, beschenkte. Durch dieses Kunstbüchlein sollten ‚die blöden Heupter gespart, die hoch verstendigen visierlichen Künstler ermundert und ermanet werden, noch vil höher und subtiler Künsten aus brüderlicher Liebe an Tag zu bringen, damit die Kunst widerumb in ein Aufgang und zu seinen rechten Wirden und Eeren komme‘. Zu diesem Zwecke bringt er (vgl. Woltmann, Kunst im Elsaß 314) allerlei kleine Holzschnitt-Abbildungen, Helme, Harnische, Waffen verschiedener Art, Candelaber und seltsamen, wunderlichen Kopfputz für Männer und Frauen.

Gefäße des Goldschmiedes oder des Töpfers mit denselben Verzierungen versehen. Als Vertreter ‚antikischer' Kunst ließen die Ornamentisten die gesammte alte Mythologie eine Wiedererstehung feiern; sie arbeiteten einem neuen Zeitalter vor, in welchem die Götter mit Kronen geziert erschienen, die Göttinnen mit Fächern und Pfauenfedern. Auch gefiel man sich in allerlei dem Volke unverständlichen Allegorien einer abenteuerlichen Bildersprache.

Besaßen die Künstler Anfangs noch einen gewissen bildnerischen und malerischen Sinn, so ging seit der Mitte des Jahrhunderts auch dieser verloren, nachdem der damals ganz entartete italienische Kunstgeschmack sich wie ein Strom über Deutschland ergossen hatte. Uebertriebene Ausladung und Häufung breiten und schweren Ornamentes richtete alle Schönheit des Profils bei Geräthen und Gefäßen zu Grunde. Die wunderlichsten Gebilde treten jetzt erst recht unvermittelt neben einander auf, oder werden in einander verschlungen und verwirrt: Baustücke, Musikinstrumente, Geräthe des Handwerks, der Künste, der Jagd und des Landbaues, Blumen- und Fruchtgehänge, natürliche und fabelhafte Menschenbildungen, Amoretten, Sirenen und Sphinxe, Tritonen, Drachen und Ungeheuer.

Mit all diesem Ungeheuerlichen in Verbindung tritt an Stelle des Laubwerks, dessen stilgerechte Behandlung man nicht mehr verstand, ein neues Ornament, welches sich gleich Riemen biegt, windet und durcheinander zieht und deßhalb den Namen ‚Lederornament' sich erworben hat. Man wendete es, soweit der Stein es zuließ, zuerst bei Gebäuden an, übertrug es dann auf Arbeiten von Gold oder Eisen, auf Randverzierungen und Rahmenwerk und auf die ganze Möbelschreinerei [1].

Kunsthandwerker, welche es früher als ihre Aufgabe betrachtet hatten, das Zweckmäßige und Nützliche zugleich schön zu gestalten, gaben sich, indem sie, ähnlich wie die Baumeister, das Ornament zur Hauptsache machten, allen möglichen nutz- und zwecklosen Spielereien hin, verfertigten Schmuck-, Kleider- und Schreibschränke als kleine Bauwerke mit verschiedenartigen Säulenordnungen, Friesen, Gesimsen und Giebeln, selbst mit Portalbildungen; oft setzte sich die ganze Säulenarchitectur beim Oeffnen der Schränke in Bewegung. Nicht weniger wurden zu bloßem Zierat gleich kostbare, aber unbrauchbare Tische, Stühle und Bettstellen, Schüsseln, Teller und Pokale, sowie unzählige andere nichtige ‚Kunststücke' angefertigt [2]. Wie zur Zeit des

---

[1] Vergl. Falke, Geschmack 123 fll. 162—165. Falke, Zur Cultur und Kunst 204—205.

[2] In Augsburg blühte auch die Kunst, ‚Automatha, sich selbst bewegende Dinge' zu schaffen. Der im Jahre 1610 wegen seiner Geschicklichkeit mit dem Bürgerrecht beschenkte Achilles Langenbucher verfertigte ‚selbstspielende musikalische Instrumente, von welchen man Madrigale und dergleichen Compositionen hörte. Er machte sogar ein großes Instrument in eine Kirche, welches eine ganze Vesper von zweitausend Tacten

verkommenen Griechenthums und des römischen Cäsarenthums verlangte auch damals der alle Grenzen überschreitende Luxus, für den die Kunsthandwerker arbeiteten, solche Schaustücke [1].

In der Kunsttöpferei war besonders der Nürnberger Augustin Hirsvogel berühmt; die blühende Oefenfabrication Nürnbergs wurde gleichsam zur hohen Schule für die deutschen Töpfer. Aus Venedig brachte Hirsvogel, schreibt Neudörffer, ‚viel Kunst in Hafners Werk mit sich, machte also welsche Oefen, Krüge und Bilder auf antiquitätische Art, als wären sie von Metall gegossen‘ [2]. Auch machte er manche verschiedene Gefäßentwürfe für Goldschmiede oder Töpfer. Die Henkel der Gefäße bestehen meist aus Delphinen, Schlangen, Widder- oder Satyrhörnern, Löwenfüßen und dergleichen; die Gefäße selbst stellen einen Bock, ein menschliches Bein, eine männliche oder weibliche Büste dar [3].

Nürnberg war auch die eigentliche Heimat der unzähligen kleinen ‚höchst wundersamen Curiositäten‘, an welchen die Künstler, ähnlich wie es in Griechenland zur Zeit der absterbenden hohen Kunst geschehen war, ihre besondere Fertigkeit bekunden wollten. In Griechenland hatte beispielsweise der Lacedämonier Kallikrates Ameisen und andere kleine Thiere aus Elfenbein so fein gearbeitet, daß die einzelnen Glieder dem bloßen Auge nicht sichtbar waren; der Milesier Myrmecides ein Viergespann geschnitzt, welches sammt seinem Wagenlenker von den Flügeln einer Fliege bedeckt, ferner ein Schiff, welches unter den Flügeln einer Biene verborgen werden konnte [4]. Aehnliche kunstreiche Spielereien verfertigte der Nürnberger Hieronymus Gärtner. Er schnitzte ‚aus einem Hölzlein, ungefähr des Zeigefingers Länge, eine Weichsel oder

---

von sich selbst schlug; auch hatte man von ihm allerlei Tanzwerke, Jagden, Schäfereien und dergleichen Erfindungen.‘ v. Stetten 1, 184—190. Ein für Erzherzog Ferdinand II. von Tirol im Jahre 1586 zu Augsburg gearbeitetes Schaustück stellte einen Wald dar, worin ein Jäger mit dem Hunde einen Hirsch verfolgt, welchen ein zweiter Jäger einholt. Alle diese Figuren bewegte ein mechanisches Uhrwerk, welches auch das Hundegebell nachahmen sollte. Hirn 2, 437 Note.

[1] Als ‚Wunderwerke‘ deutscher Kunst angestaunt, bilden sie noch jetzt die Zierden von ‚Schatzkammern‘, ‚Grünen Gewölben‘ und Privatsammlungen.

[2] Neudörffer 151.

[3] Näheres über die vielseitige Thätigkeit des Künstlers bei K. Friedrich, Augustin Hirsvogel als Töpfer. Seine Gefäßentwürfe, Oefen und Glasgemälde. Nürnberg 1885. Ueber die Curiositäten der Kunsttöpferei im sechzehnten Jahrhundert vergl. Falke, Cultur und Kunst 255—284. ‚Die einst so hochberühmte Majolikenfabrication der Renaissanceperiode gerieth, theils wegen des Verfalles der Kunst überhaupt, theils wegen der Vorliebe für das orientalische Porcellan und die weiße Glasur, schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Verschlechterung, im Lauf des siebenzehnten ging sie gänzlich unter.‘ S. 291.

[4] Plinius, Hist. nat. lib. 7 cap. 21 und lib. 36 cap. 4.

Kirsche mit ihrem Stiel', und ,schnitt, was das Größte und Lobwürdigste, von selbigem Hölzlein oben auf das Kirschlein eine Mücke von Flügeln, Füßen und allem andern so conterfettlich, als wäre sie lebendig; es war auch Alles so subtil, wo man ein einig daran blies, so bewegete sich der Kirschenstiel und die Mücke'[1]. Auch Peter Flötner ging darauf aus, derartig ,Größtes und Lobwürdigstes' hervorzubringen. ,Er schnitt an einem Kühhorn hundertdreizehn veränderliche Angesichter von Manns- und Weibspersonen; er schnitt auch an die Corallenzinken Thierlein und Müschelein, als wären sie daran gewachsen.' Kunstreicher noch erwies sich Leo Bronner. Er nahm ,einen Kirschkern, daran er auswendig acht unterschiedliche Köpflein oder Gesichtlein, als eines Kaisers, Königs, Fürsten, Bischofs ꝛc., neben einer Schrift von lateinischen Buchstaben und ander Zierwerk (so Alles durch ein Vergrößerungsglas eigentlich zu sehen und zu lesen) geschnitten und in solchem Kirschkern über die hundert Stück Hausgeräthlich und Werkzeug, als Tisch, Bänk, Stühl, Kandel, Schüssel, Salzfaß, Messer, Zirkel, Scheer ꝛc. von Holz, Eisen, Zinn, Messing, jedes nach rechter Proportion mit seinem Gewind und Bewegung, eingelegt, und ist doch damit solcher Kern noch nicht ganz angefüllet'[2].

Solche und ähnliche ,lobwürdigste Kunststücke, so vorher unerhört und selbsten einem Phidias zu machen wohl onmöglich gewesen', waren sehr beliebt. Die herzogliche Kunstkammer zu München erhielt einmal zum Geschenk ,ein Kunststück von der Größe eines Kreuzers mit zehn Gesichtern, die zusammen vier Augen hatten und doch hatte jedes Gesicht deren zwei'[3].

---

[1] Neudörffer 115. 116.

[2] Neudörffer 115. 116. 211. Vergl. v. Rettberg, Nürnberger Briefe 128—131.

[3] Stockbauer 121.

7. Fürstliche Kunstsammlungen.

Die eigentlich schöpferische Kraft im Leben der höheren Künste war versiegt, weil der Sinn für das Ideale geschwunden war, die Künste aus dem Bunde mit der Kirche, sowie aus allem wesentlichen Zusammenhang mit dem Volke in seiner Gesammtheit herausgerissen worden und zu Dienerinnen äußern Prunkes und vornehmer Willkür und Laune herabgesunken waren.

Wie bei allen Völkern in solchen Zeiten des Kunstverfalls, trat damals auch in Deutschland namentlich unter den Fürsten das Bestreben auf, die Erzeugnisse selbstthätiger Jahrhunderte aufzuschichten, kostspielige Sammlungen von Kunstwerken aller Art anzulegen, und dafür Summen zu verausgaben, welche in keinem Verhältniß standen zu ihren Einnahmen und dem materiellen Wohlstand ihrer Gebiete.

Einer der berühmtesten dieser Kunstsammler war Herzog Albrecht V. von Bayern. Er hatte in Italien die Herrlichkeiten der neuen Kunst kennen gelernt und wollte nach dem Muster der italienischen Fürstenhöfe seinen Hof einrichten: man nannte ihn, wie Lorenzo de Medici, den Vater der Musen, den Prächtigen, den Goldbrunnen, der alle geistigen Gebiete überströme und befruchte; sein Zeitalter wurde als das mediceische in Bayern gepriesen. Die von ihm angesammelten Schätze bilden den Grundstock der spätern Hofbibliothek, Schatzkammer, Münzsammlung und Reichen Capelle; auch legte er durch seine Ankäufe von Antiken den Grund zum spätern Antiquarium. Besonders übel erging es dem Herzog bei seinen kostspieligen Einkäufen von Antiken: Porträte, um die es ihm dabei vorzugsweise zu thun war, trugen meistens falsche Namen [1]. Der Venetianer Nicolo Stoppio, der ‚gerühmte Antiquitäten' kaufen sollte, schickte deren einmal für 7163 Gulden ein: größtentheils aber nur ‚schlechte Abgüsse', ‚gemeines Ding'; gleichwohl blieb man mit demselben im Verkehr und ließ ihm mehrere hundert Kronen zukommen [2]. Ein anderer Italiener mußte im Auftrage des Herzogs Corallen, Muscheln und geschmelzte Gläser ankaufen; als sie aber in München ankamen, fand

---

[1] Rée 11—12.

[2] Stockbauer 26. 63 fll. ‚Wir können füglich einen Theil der Erwerbungen jenes Stoppio in jenen Zopfgestalten wieder finden, die jetzt zum größten Theil in die Rumpelkammer gebracht sind.'

Albrecht: ‚Sie sind gar nichts, ich möchte nicht zehn Batzen darum geben'; und dennoch wurde auch dieser Kunstkenner später wiederholt mit ansehnlichen Summen betraut [1]. Die Nachricht, es habe die Gräfin von Montfort für einen ‚rostigen messigenen Pfennig' hundert Thaler gegeben, wunderte den Herzog nicht. ‚Das glauben wir gern,' schrieb er, ‚denn uns etwas selbes auch wohl dergleichen begegnet ist.' [2] Behufs Vermehrung seiner Kunstkammer ging der Herzog den Papst und den Kaiser, Cardinäle, deutsche und ausländische Fürsten um Geschenke an; auch die Königin von Frankreich wurde gebeten, ‚etwas von seltsamen und hierlands fremden Sachen' zu schicken. Der Herzog von Florenz übersandte einmal unter Anderm: ‚Papageien und Meerkatzen, unserer Frauen Bildniß aus allerlei Federn gemacht von Mexico, ein mexicanisches Götzenbild, ein Schachbrett mit Perlmuttereinlage, lederne Flaschen mit Farben verziert, einen Zahn von einem Meerroß, daraus man allerlei Ring macht, so zu allerlei Sachen gut sind, indianische Mäuse' und so weiter. Später wurde die Kunstkammer auch mit ‚einer Antiquität zum Aderlaß' geziert. Der Licentiat Ludwig Müller schenkte eine Trinkschale von Ultramarin, die ‚gegen Gelbsucht und andere Uebel helfen' sollte, und wünschte als Gegengeschenk hundert Gulden [3].

Die Kunstkammer machte dem Fürsten ‚große Freude', aber für das Volk war sie wenig mehr als ein verwunschener Schatz; nur durch besondere ‚Gnade' konnte man ihn besichtigen und diese mußte man durch ein Geschenk entgelten. Ein Rath und Mauthner zu Straubing, dem die Gnade zu Theil geworden, schenkte ‚einen gleichwohl geringen Paternoster', denn ‚ein Jeder,' schrieb er, ‚dem solche Gnade erzeigt wird, hat etwas in wohlvermeldete Kunstkammer altem hergekommenem Brauch nach zu verehren' [4].

---

[1] Stockbauer 67—69. [2] Stockbauer 81.

[3] Albrecht ‚scheint als Sammler mehr der Erwerbung von Curiositäten, wie sie damals die sogenannten Kunstkammern der Fürstenhöfe überwiegend zu füllen pflegten, als jener von Gemälden zugeneigt gewesen zu sein, welche letzteren auch vielmehr der dargestellten Gegenstände, als der Kunst und der Künstler wegen erworben wurden. In der That spielen Kaiser-, Fürsten- und Philosophen-Bildnisse, überhaupt die Porträts berühmter Männer von den halbmythischen Heroen bis herab zu geradbrechten Uebelthätern und zu Mißgestalten, in den Gemäldeverzeichnissen die Hauptrolle. Außerdem verweilen die Beschreibungen mit Vorliebe bei Werken, die auch ihrer Herstellung nach in das Gebiet der Curiosität fallen, wie z. B. bei einem Salvator Mundi „mit einem Schnürel, damit man des Bildes Auge bewegen kann", während sonst die erhaltene Aufzählung bis zur Unbrauchbarkeit dürftig und unwissenschaftlich ist. So kömmt es, daß man unter den annähernd siebenhundert Werken des Fickler'schen Inventars von 1598 außer den genannten Geschichtsbildern Wilhelm's IV. kaum ein Dutzend Bilder in der gegenwärtigen Sammlung nachzuweisen vermöchte.' v. Reber, Katalog V—VI.

[4] Stockbauer 74—76. 79. 120—121.

Von vielen Seiten ergingen Angebote an Albrecht ‚zu köstlichen künstlerischen Käufen und Erwerbungen‘. So war zum Beispiel Herr Wilhelm von Loubenberg bereit, ihm ‚um eine Summe Kaufschilling‘ seinen ‚heidnischen irdischen Schatz, Truhen, silberne Bücher, Schalen und gleichen Antiquitates‘ abzutreten, denn ‚seine Söhne hätten nicht Verstand auf diese heidnischen Mysterien‘. ‚Ein schönes Kunststudium‘, auf welches der Augsburger Ludwig Welser aufmerksam machte, sollte 5000 Ducaten kosten; vier Balasse (blaßrothe Rubine) wurden auf 150 000 Kronen geschätzt [1].

Der Herzog verausgabte große, in Anbetracht des damaligen Geldwerthes ungeheure Summen. Der Mantuaner Jacob Strada berechnete für den Ankauf von Antiquitäten beiläufig 22 000 Gulden; der Maler Titian empfing für ein krystallenes Trühelein 1000 Ducaten; für einen Balaß und Diamanten wurden einmal 24 000 Gulden bezahlt; ein andermal für ein Kleinod 10 500 Gulden; für ein Kleinod mit Perlen aus Venedig 12 000 Kronen; für Perlen 400 Ducaten. Dazu kamen die Besorgungs- und Transportkosten. In dem einen Jahre 1567 erhielt Strada ‚zu einer Zehrung, etlichen Kunststücken nachzureisen, 200 Goldkronen, ferner 310 Gulden und weitere 284 Goldkronen und zur Abfertigung 100 Gulden‘ [2]. Für Goldschmiedearbeiten allein aus München und Augsburg wurden 200 000 Gulden verwendet [3]; ein einziger Bettbaldachin, den der Herzog sich anfertigen ließ, kostete 450 Kronen [4].

Wenn ihm auch von einem Hofbeamten nachgerühmt werden konnte, er sei ‚ein gottesfürchtiger, stattlicher und gar vernünftiger Herr gewesen, der gelehrte und kunstreiche Leute fast lieb hatte und Bayern zieren wollte von Innen und Außen‘ [5], so waren doch die Landstände im Hinblick auf eine Schuldenlast von 2 300 000 Gulden, welche er seinem Sohne hinterließ, weniger von künstlerischer Begeisterung erfüllt. Sie beschwerten sich gleich nach seinem Tode im Jahre 1579 bei Wilhelm V.: ‚Lust- und andere unnöthige Gebäu hätten gewaltig überhand genommen, überdieß seien verderbliche Schankungen besonders gegen die Ausländer in Schwang gekommen, durch welche auch allerlei verderbliche Käufe seltsamer, aber unnützer Dinge veranlaßt worden‘ [6].

In nicht besseren wirthschaftlichen Verhältnissen befanden sich die österreichischen Lande, als Kaiser Rudolf II. sich ‚als größter Geldverschwender an Kunst herfürthat‘. Wie die Alchymisten denselben für ihren neuen Hermes

---

[1] Stockbauer 72. 80. 81. 108.

[2] Stockbauer 25. 51 Note. 92—94. 105. 108. [3] Rée 24.

[4] Stockbauer 118. [5] Westenrieder, Beiträge 3, 86. Stockbauer 1—2.

[6] Vergl. Rée 25. Stockbauer 19. ‚Ein zärtliches Verständniß für die Sammlungen Albrecht's‘ besaßen zwar die Landstände nicht, wohl aber ein Verständniß für die Landesnoth.

Trismegistos ausgaben, so nannten ihn solche, die aus seinen Ankäufen Vortheil zogen, einen ‚über alle Maßen hochberühmten Liebhaber und Kenner aller ingeniösen Artes‘, einen ‚deutschen Medicäer, so die allerherrlichsten Dinge aus aller Welt zusammenbringen ließ‘. Seine Sammlungen in den großen Sälen der Prager Burg gehörten allerdings zu den vornehmsten und kostbarsten aller damals vorhandenen. Während für ‚politische Dinge des Reiches und nothwendige Entreprisen zur Wahrung des kaiserlichen Ansehens schier nimmermehr Geld‘ vorhanden und die Staatscasse an baaren Mitteln oft derart entblößt war, daß man nicht einmal Couriere abzusenden vermochte, hatte der Kaiser für Kunstsachen fast unglaubliche Summen in Bereitschaft, zum Beispiel für eine Statue des Griechen Scopas 22 000, nach anderer Angabe sogar 34 000 Ducaten, für einen die Apotheose des Augustus darstellenden Cameo 12 000 Ducaten[1].

Fast in allen Ländern, nicht allein in Deutschland, Frankreich und Italien, sondern auch in Griechenland, in der Levante, in Aegypten, unterhielt Rudolf besoldete Agenten, welche ihm alle möglichen Kunstsachen, Gemälde, Schnitzwerke, Edelsteine, Gemmen, auch seltsame Naturgegenstände und ‚Raritäten‘ jeglicher Art zuführen mußten; selbst bis nach Amerika erstreckte sich seine krankhafte Sammelwuth. In einem nach seinem Tode (1612) angefertigten Nachlaßverzeichniß berechnete man den Werth seiner Kunstkammer auf siebenzehn Millionen in Gold, während der Hofkammerdirector Christoph Siegfried von Breuner die vom Kaiser hinterlassenen Schulden auf dreißig Millionen veranschlagte. Es konnte kaum noch ein lediges Pfandstück gefunden werden[2].

Wie kostbar aber auch die von Rudolf gesammelten Kunstschätze waren und wie groß auch die Zahl wirklich hervorragender Werke, so besaßen doch weder der Kaiser selbst, noch die Männer, welche mit der Ordnung der Schätze betraut waren, ein eigentliches Kunstverständniß: wie in einer Raritätensammlung hingen oder standen die Werke in bunter Reihe neben und auf einander, die werthvollsten neben den werthlosesten und seltsamsten. Ein von den Aufsehern angefertigtes, siebenundfünfzig Bogen langes Verzeichniß gibt darüber nähere Auskunft. Darin finden sich beispielsweise: ‚In der Almer Nummero Eins im deutschen Saal: im obern Fach ein Obertheil eines Weibsbildes von fleischfarbenem Gyps auf einem fleischfarbenen und rothtaffeten Polster liegend; darunter etliche Schachteln mit indianischen

---

[1] Svatek 242. Dagegen ging man in der Hofburg aus Geldmangel dankbar auf das Anerbieten der Fugger ein, durch ihre Handelscouriere die Schreiben des kaiserlichen Cabinets nach Madrid oder Rom zu befördern; vergl. v. Hübner, Sixtus der Fünfte 2, 28. Ueber Ankäufe Rudolf's II. für seine ‚Schatz- und Wunderkammer‘ vergl. auch die Aufzeichnungen bei v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 9, 282—286.

[2] Svatek 246. Hurter, Ferdinand II. Bd. 3, 71. 75.

Federn.' In einem andern Fach ‚allerlei seltsame Meerfische, darunter eine Fledermaus, zwei Schachteln mit Magnetsteinen und zwei eisernen Nägeln, sollen von der Arche Noah sein, ein Stein, der da wächst, zwei Kugeln von einer siebenbürgischen Stute, eine Schachtel mit Alraunwurzel, ein Krokodill in einem Futteral, ein Monstrum mit zwei Köpfen'. In einem dritten Fach: ‚Zweiundachtzig Stück allerhand Sorten gedrechselte Kunststücke von Elfenbein, ein zartes Fell, welches in Ungarn in Ihrer Majestät Lager vom Himmel gefallen, ein Todtenkopf von gelbem Achatstein, ein Futteral mit einem großen Stück Bein, drei Sackpfeifen.' In einem vierten: ‚Drei Landschaften von böhmischem Jaspis mit böhmischen Granaten eingefaßt, ein großer gemalter Spiegel mit Bildern geziert, illuminirt, ein Marienbild, gemalt von Miniatur, ein Löwe von Cristall, ein Altärlein von Silber.' Neben einem ‚Obstmarkt vom Langen Peter hingen die Copien einer Judith von Leonardo da Vinci, ein Bad von Josef Arginas' und so weiter[1].

Welcher Art der dem Kaiser und seiner Umgebung eigene Kunstsinn war, zeigte sich im Jahre 1596 bei der ‚Restauration' der Marienkirche auf dem Carlstein: auf kaiserlichen Befehl wurden die herrlichen carolinischen Fresken mit Kalk übertüncht[2]; ein lebensgroßes Muttergottesbild in ganzer Figur in ein Brustbild umgeformt und mit einem ovalen Sonnenglanz eingefaßt[3]; selbst die Ahnenbilder Carl's IV. in der Halle unterlagen der Tünche[4].

---

[1] Aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek bei Svatek 246—248. ‚Fürwahr, Barnum's Museum konnte nicht besser zusammengewürfelt sein.' S. 248.

[2] Mittheil. der kaiserl. Centralcommission 3, 274. 275.

[3] ‚dessen Reste jetzt, störend und lächerlich, wie eine Fransenschärpe der Gestalt quer über den Leib gehen.' Svatek 238 Note.

[4] Man kann deßhalb nicht mit Ranke, Zur deutschen Geschichte 177 fll., den Kaiser als einen wirklichen Kunstmäcen feiern und von ihm sagen: ‚Er liebte zugleich die Kunst und ihre Bedeutung.'

III. Naturalismus in der bildenden religiösen Kunst und in den Darstellungen aus dem Volksleben — das Absonderliche und Gemeine.

Seitdem die Kunst durch die neu eingeführte ‚antikisch wälsche Manier‘ eine wesentlich weltliche geworden war, wurden auch die religiösen Gegenstände und die heiligen Personen weltlich erfaßt. Die Gebilde verloren die Unschuld und Frömmigkeit der alten einheimischen Kunst und offenbarten kaum noch eine Spur jenes tiefen Gemüthslebens, aus welchem ehedem die herrlichsten Schöpfungen entsprossen waren.

Früher hatten die Auftraggeber von kirchlichen Bildern sich ‚vor Gott und den himmlischen Heerschaaren demüthig knieend‘ abbilden lassen, ‚jetzund aber‘, klagte ein geistliches Unterrichtsbuch, ‚ist der böse Brauch aufkommen, daß man sich, seine Frau, Kinder, Verwandte und Befreundete als Heilige und heilige Frauen in den Kirchen sehen will und abmalen läßt, wenn nicht gar in der Gestalt des Heilands und Seligmachers selber‘ [1]. Diese Entweihung der religiösen Kunst stammte aus Italien [2].

In Sachsen wurden auf Abendmahlsbildern und anderen Darstellungen bisweilen Zeitgenossen in sämmtlichen heiligen Gestalten vorgeführt: Luther erscheint als hl. Petrus oder als hl. Lucas, Melanchthon als hl. Marcus, Kurfürst August als Christus selbst [3]. Als der Cölner Rathsherr Hermann von Weinsberg im Jahre 1556 ein kirchliches Bild anfertigen ließ, schrieb er dem Maler vor: sein Porträt müsse darauf als hl. Johannes, das seiner Hausfrau als die hl. Jungfrau Maria angebracht werden; im folgenden Jahre ließ er auf einer Altartafel seinen Stiefsohn als hl. Johannes, seine Brüder als hl. Marcus und hl. Lucas, zwei Kirchmeister als Abraham und Moses und so weiter ‚cunterfeien‘ [4]. Cornelius Ketl verfertigte ein Abendmahl mit den Bildern von zeitgenössischen Künstlern und Kunstfreunden [5].

---

[1] Ein Erklerung des Vater Unsers Bl. 10 a.

[2] Vergl. oben S. 57—58.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 4, 350. Schulz, Vortrag über die Gesch. der Kunst in Sachsen (Dresden 1846) S. 41. v. Eye, Führer 36.

[4] Buch Weinsberg 2, 87. 91. [5] Deschamps 201.

Sogar die Geliebten oder Maitressen erschienen in der Gestalt von Heiligen: die Bilder sollten Herzenserlebnisse schildern [1].

Schon in einigen Arbeiten Dürer's und Holbein's hatte eine Richtung Platz gegriffen, welche dem Ideale der alten deutschen Kunst keineswegs mehr entsprach. Dürer stellte einmal den hl. Joseph dar bei einem großen Bierhumpen eingeschlafen [2]. Holbein's ‚Todter Christus', nach dem Leichnam eines Ertrunkenen oder Gehängten angefertigt, ist grauenhaft [3]; sein Gott Vater als Greis im Sorgenstuhl [4] oder sein eigener Vater als Gott Vater, sein Sohn als Christusknabe [5] sind unerfreuliche Zeugnisse jener ‚Natürlichkeit', welche bald die edle natürliche Hoheit und Würde mitsammt der übernatürlichen Weihe aus der deutschen Malerei verbannte. In anderer Weise machte der neue Geist in Holbein's Federzeichnungen zum ‚Lobe der Narrheit' von Erasmus sich unverblümt bemerklich, beispielsweise dort, wo er den Täufer Johannes mit dem Gotteslamm neben die Stelle setzt: das Schaf sei das dümmste Thier, und doch habe sich Christus gern mit einem Lamme verglichen [6].

Bei vielen Künstlern zeigte sich schon bald eine völlige Verzerrung der religiösen Kunst. Urs Graf stellte die heilige Familie, die Gefangennehmung Christi, den Drachenkampf des hl. Georg in Zerrbildern dar [7]; er verspottete den Engel des jüngsten Gerichts [8]. Eine possenhafte Kreuztragung Christi von

---

[1] Vergl. Schuchardt, Cranach 1, 154—155 und 2, 35. 40. Lindau 220. Seibt 1, 23 Note 1. Deschamps 201. Michiels 3, 40. 368—371. Waagen, Malerei 1, 296. De Canditto 148. 291. 476—477. 479—481. 504. Rathgeber, Annalen 2, 294. Carriere 97. ‚Sobald die katholische Denkungsart', sagt Lecky 1, 188, ‚zu erbleichen begann, verschwand der religiöse Gedanke aus den Malereien, und sie wurden rein weltlich, wenn nicht sinnlich in ihrem Tone. Die Religion, einst die Herrin, war jetzt die Dienerin der Kunst. Ehemals suchte der Maler seine Geschicklichkeit dadurch zu beweisen, daß er einen religiösen Gedanken verschönerte und erhöhte; jetzt diente ihm ein religiöser Gegenstand zum Vorwande für die Darstellung einer bloß weltlichen Schönheit. Er malte gewöhnlich seine Geliebte als die Jungfrau, stattete sie mit dem reichsten Gewande aus und umgab sie mit allem möglichen Glanze.'

[2] Im Basler Museum.

[3] Hegner, Holbein 165—167. Woltmann, Holbein 2, 61. Grimm, Ueber Künstler und Kunstwerke 2, 128.

[4] v. Zahn, Jahrbücher 1, 144—145.

[5] Woltmann, Holbein 1, 161 und 2, XIII.

[6] Woltmann, Holbein 1, 283. [7] Woltmann, Holbein 1, 206.

[8] Der Engel hält lachend die Seelenwage, indeß Teufelchen sich mit Mühlsteinen schleppen. Alle machen sich selbst lustig über die Rolle, welche sie spielen. Woltmann 1, 207. Wie derb realistisch Urs Graf bereits im Jahre 1509 verfuhr, zeigt unter den zahlreichen Holzschnitten, mit welchen er die Basler Ausgabe der Postille des Guillermus schmückte, besonders jener, ‚auf welchem Christus auf seinem Gange nach Emaus nicht nur sein Felleisen, sondern sogar eine Mütze trägt, welche sich zwischen Haupt und Glorie sonderbar genug ausnimmt'. Meyer, Geistliches Schauspiel 165.

Peter Breughel dem Aeltern gleicht einer Kirmeß[1]; eine Kreuztragung von Peter Aertzen ist wie die Hinrichtung eines armen Sünders zur Zeit des Malers behandelt[2]. Sebastian Brancks versetzte den Heiland mit den zwei Jüngern zu Emaus in ein gewöhnliches Wirthshaus, wo die Gäste trinken und mit Kartenspiel sich unterhalten[3]. Der Nürnberger Formschneider Stephan Hamer verfertigte ein Bild von dem Propheten Jonas: sieht man das Blatt quer an, so erscheint ein Mann, der sein natürliches Bedürfniß verrichtet[4].

Dabei wollten viele Künstler ‚etwas Neues, Absonderliches erfinden‘[5]. Der eine ließ den aus seinen Wunden blutenden Heiland den gehörnten Teufel gewaltsam zu Boden stoßen[6]; ein anderer gab der hl. Maria eine Keule in die Hand, mit welcher sie den Satan zerschmettert[7]. Auf einem geschmacklosen Bilde von Lucas von Leyden kniet die gekrönte heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde vor der hl. Anna[8].

Christliche und mythologische Gebilde wurden unbedenklich neben einander gestellt: neben den Gekreuzigten Hermen und Karyatiden; neben eine hl. Margaretha mit dem Drachen Amor und Psyche sich umarmend und Diana auf der Jagd[9]; neben eine Meernixe ein hl. Christoph[10]. Bald wurde eine Kanzel mit satyrartigen Hermen[11], bald eine Kirchenglocke mit tanzenden Faunen und Bacchantinnen geschmückt[12]. An dem Grabmale des Kurfürsten Moritz im Dome zu Freiberg werden die trauernden Musen und Grazien am meisten bewundert[13]; auf dem des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Brandenburg erscheint ein theatralisch bewegter Christus, von lustig tanzenden Engeln umgeben; ein kauernder Pan dient der Figur zur Grundlage[14]. Auf einem der prachtvollsten Grabdenkmale Deutschlands, in der Grabcapelle der Fugger zu Augsburg, knieen zwei Satyrn an der Bahre des Verstorbenen[15]; auf einem Sarkophag des Herzogs Philipp von Pommern (1560) sind alle Flächen und Füllstücke mit Genien und Satyrmasken ausgefüllt[16]; ein reich geschmücktes Grabmal in der Kirche zu Jever (1563) führt neben der heiligen Dreifaltig-

---

[1] Michiels 3, 339—340. ‚Un tableau facétieux.‘ ‚On croirait voir une kermesse plutôt qu'une scène tragique.‘

[2] Waagen, Malerei 1, 306—307. [3] Bartsch 3, 188.

[4] Heller 298. [5] Ein Erklerung des Vater Unsers Bl. 9 b.

[6] Kupferstich ohne Monogramm mit der Jahreszahl 1563. Aus dem Nachlasse Böhmer's.

[7] Deschamps 170. [8] Michiels 3, 119.

[9] Vergl. Lübke, Renaissance 2, 149. 478. [10] Andresen 2, 262.

[11] Kugler, Kleine Schriften 1, 829. [12] Lübke, Renaissance 2, 147.

[13] Ebe 1, 245.

[14] Lübke, Renaissance 1, 437. Kugler, Kleine Schriften 2, 347.

[15] Gesch. der deutschen Kunst, Lieferung 13, 186.

[16] Kugler, Kleine Schriften 1, 819.

keit und den Figuren von Moses, Petrus und Paulus die des Jupiter, des Mercur, der Venus und anderer Götter und Göttinnen vor; neben der Darstellung des Leichenzugs allerlei Züge von Kriegern, Faunen und Satyrn, Kämpfe von Rittern, Ungeheuer und Fratzen[1]. Horen und Grazien treten bisweilen in Gesellschaft allegorischer Tugenden neben dem auferstandenen Heiland auf. Der Heiland mit der Siegesfahne wurde auf Epitaphien oft mit vielen Wappen umgeben. Balthasar Jenichen aus Nürnberg verfertigte einen Wappenschild Christi in sechzehn Feldern mit der Unterschrift: ‚Jesus von Nazareth, König der Juden, unser Erlöser'[2]. Den meisten vornehmen Bestellern von Kirchenbildern lag dasselbe am Herzen, was Christoph von Schallenberg († 1597) seinen Nachkommen vorschrieb: ‚Wenn einer in seinem Leben Bilder in die Kirchen machen läßt, soll er allzeit die Wappen dazu machen lassen.'[3] Wände und Pfeiler der Kirchen wurden mit Wappen bedeckt. ‚Man soll', verlangte ein Kirchenpatron von St. Nicolai zu Reval im Jahre 1603, ‚keinen Edelleuten vergunstigen, ihre Wappen in der Kirche aufzuhangen, es sey denn daß sie der Kirchen davor gerecht werden; denn weß ist der Kirchen mit ihren Wappen gedienet, wenn die Kirche nichts davor haben soll; es ist ein schlechter Ziradt und ihnen eine große Hoffardt.'[4]

Als schlimmstes Zeichen eines tief gesunkenen religiös-sittlichen Gefühles hob der Verfasser eines geistlichen Unterrichtsbuches hervor: ‚Was ich insonders an all dieser Kunst, so dem Göttlichen und Heiligen vorgeblich dienen soll, zu beklagen weiß und oftmals von vielen christenlichen Männern und Weibern beklagen höre, ist die große Zuchtlosigkeit und Unehrbarkeit, der sich die Maler, Stecher und Bildner gleich wie mit großer Mühe befleißigen. Stellen uns die frommen Frauen und Heiligen nicht mehr wie auf alten Bildern ehrbar dar, alle Glieder bedeckt, so daß keiner keine böse Gedanken und Begier daraus schöpfen könne, sondern unverschämt nackt und unehrbar, so daß man wol meinen möchte, sie hätten solches mit Vorbedacht zur Reizung des Bösen gethan.'[5] Ebenso eiferte Lorichius in seinem ‚Christlichen Laienspiegel' vom

---

[1] Lübke, Renaissance 2, 294—296. 507. ‚Ein lehrreiches Beispiel von den üppigen Phantastereien des' schon im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts ‚beginnenden Barocco' bietet das Denkmal eines Grafen von Stolberg und seiner Gemahlin († 1578) in der Kirche zu Wertheim. Lübke 1, 82.

[2] Andresen 2, 156. [3] v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 8, 224.

[4] Neumann 159.

[5] Ein Erklerung des Vater Unsers Bl. 10[a]. In den Verordnungen der Straßburger Diöcesansynode vom Jahre 1549 heißt es: ‚Procaces imagines, et *nimis artis lenocinio*, ad mundanae potius vanitatis speciem, quam ad pietatis commotionem effigiatas, in templis poni omnino vetamus'; vergl. Jacob 111 Note 2, wo noch andere ähnliche Verordnungen angegeben sind. Ueber verwerfliche Bilder der hl. Dreifaltigkeit und eine nicht weniger verwerfliche Darstellung des Puerperium beatae virginis decumbentis et aegrotantis vergl. Molanus 43. 71—72.

Jahre 1593 gegen jene Maler, Bildhauer und Bildschnitzer, welche heilige Gegenstände ‚unzüchtig, spöttlich oder ärgerlich‘ darstellten[1]. Christus selbst erschien auf Bildern und Stichen bisweilen vollständig entblößt[2]; ein Kupferstich vom Jahre 1603 zeigt Maria Magdalena beim Gastmahle des Pharisäers zu den Füßen des Heilandes mit fast ganz nacktem Oberkörper in den üppigsten Formen, denn ‚dem Reinen‘, sagt eine Unterschrift, ‚ist Alles rein und schön‘[3]. Häufiger wurde diese Heilige als Büßerin völlig entkleidet ohne eine Spur von weiblicher Züchtigkeit vorgeführt. Urs Graf ließ eine nackte Heilige von Kriegsgesellen mit Geißeln und Ruthen peitschen; ein anderer Künstler eine solche vom Teufel versucht werden. Die christlichen Tugenden wurden mit Vorliebe ebenso gut wie die Laster als unbekleidete Figuren gezeichnet, Lucas Cranach stellte selbst ‚die Religion‘ als eine liegende weibliche Figur in voller Nacktheit dar. Besonders thaten die sogenannten Kleinmeister, Hans Sebald Beham und Barthel Beham und Georg Penz[4] an der Spitze, in der Behandlung biblischer und christlicher Stoffe durch Nacktheiten sich hervor. Sie wählten gern verfängliche Vorwürfe des Alten Testamentes, welche zu schamlosen Darstellungen benutzt werden konnten: Susanna, von den lüsternen Alten, Bathseba, von David beobachtet, das Buhlen Loth's mit seinen Töchtern, Potiphar's Frau und Joseph, die nackte Judith, Abraham und Hagar und so weiter. Mit widerlicher Scheinheiligkeit fügten sie ihren aller Sitte hohnsprechenden Gebilden moralische Sprüche hinzu; bisweilen aber auch Sprüche ganz anderer Art[5]. Cornelis Cornelissen malte eine Bathseba im Bade, von nackten Frauen bedient[6]. Tobias Stimmer brachte in seinen Holzschnitten zur Baseler Bibelausgabe vom Jahre 1567[7] fast auf jedem Blatte Nuditäten an; mehr als zwanzigmal erscheint in den Randverzierungen die fast nackte Eva mit der Schlange; viele Blätter sind wider allen Anstand. ‚Zu gottesförchtiger Ergetzung andächtiger Herzen‘ waren dieselben nicht geeignet[8]. Selbst

[1] Theil 2, Cap. 19 S. 117.

[2] Vergl. z. B. Schuchardt, Cranach 2, 12. 232. Bartsch 6, 286.

[3] Kupferstich mit einem kleinen Vogel als Zeichen des Verfertigers. Aus dem Nachlasse Böhmer's.

[4] Urs Graf; vergl. Woltmann, Holbein 1, 207. Bartsch 10, 128.

[5] So trägt z. B. ein nach Georg Penz angefertigter Stich vom Jahre 1583 ‚Abraham die Hagar liebkosend‘ die Unterschrift ‚Optimus est ludus cum virgine ludere nudus.‘ Passavant, Peintre-Graveur 4, 264 no. 2. Wie schamlos schon der Stift Jacob Barbari's war, den Penz nachahmte, vergl. De Canditto 394—395.

[6] Förster 3, 28. [7] Vergl. oben S. 106—107.

[8] Vergl. No. 2—5. 8. 9 (Cham), 15 (Loth und seine Töchter), 31 (Joseph und Potiphar's Frau), 81 (David und Bathseba), 135 (Susanna). In der illustrirten katholischen Bibelübersetzung von Dietenberger (erste Ausgabe 1534) finden sich bei den angeführten Berichten keine Bilder, mit Ausnahme von Bathseba: diese sitzt mit den Füßen im Wasser, ein Tuch bedeckt den Leib. Ziemlich unanständig ist dagegen

den Catechismen für die Schuljugend wurden allerlei absonderliche und nichts weniger als unverfängliche Holzschnitte beigefügt[1].

Wie man unbedenklich christliche Bilder in heidnische Bücher streute, so versah man christliche Bücher mit mythologischen, fratzenhaften, selbst unsauberen Verzierungen. Zu einer Schrift Luther's über das heilige Abendmahl lieferte Lucas Cranach eine Titelumrahmung: eine Hirschkuh und drei Hirsche auf der Weide und dabei allerlei abenteuerliche nackte geschwänzte Figuren, auch eine weibliche Figur dieser Art[2]. Die ‚für die jungen Christen' von Johann Spang im Jahre 1544 herausgegebenen ‚Alte und neue geistliche Lieder und Lobgesänge von der Geburt Christi unseres Herrn' zeigen auf der Titelumrahmung unter Anderm ein nacktes Weib mit einer Sanduhr, Jael, die den Sisera tödtet, und ein nacktes Weib, das sich einen Dolch in's Herz stößt[3]. Nicht weniger unpassend sind die Titelverzierungen zu Johann Dietenberger's Streitschrift gegen Luther über die klösterlichen Gelübde, vom Jahre 1524;

Blatt 1a die Initiale ‚J' ‚mit den Stammeltern verziert' (vergl. Wedewer 456) und Blatt 3a und 3b die Erschaffung und der Sündenfall.

[1] Ueber solche heißt es bei Löschke 50—51 unter Anderm: ‚Bei der Ausgießung des heiligen Geistes sind, getreu dem Bibelworte: „und man sahe an ihnen die Zungen zertheilet", in mehreren Katechismen die Jünger dargestellt mit weit aus dem Munde hervorgestreckten Zungen, die in der Mitte der Länge nach gespalten sind; die eine Hälfte hängt gewöhnlich, um die Theilung ganz unzweifelhaft zu machen, über das Kinn herab, während die andere Hälfte sich aufwärts schwingt und lang genug ist, um nöthigenfalls ein Auge zuzudrücken . . . Besonders deutlich zeigt sich dies in einer Prachtausgabe des erläuterten Luther'schen Katechismus durch Joh. Tettelbach. Frankfurt am Main 1579.' ‚Von noch bedenklicherer Art sind andere Situationen, die dem Auge der kleineren und größeren Schüler nahe gebracht wurden. Beim ersten Artikel findet sich häufig eine Eva, noch ganz im Stande der Unschuld, mit Adam Hand in Hand am verbotenen Baume stehend und dem Beschauer das Gesicht zuwendend. Die Kindespflichten sollen beim vierten Gebote durch das warnende Beispiel Ham's, der die Blöße des schlummernden Vaters nicht verdeckte, eingeschärft werden. Noah erscheint auch auf dem Katechismusbilde unverhüllt, wie ihn Ham gesehen, und es ist nichts Außerordentliches, gebrauchte Katechismen zu finden, in denen die lascive Hand eines Knaben dem Xylographen nachgeholfen hat. Beim zehnten Gebote ist Potiphar's Weib dargestellt, auf einem Ruhelager sitzend und den hebräischen Jüngling am Kleide festhaltend oder in schamloser Entblößung ihm nacheilend. Das „Keusch und züchtig leben" soll Bathseba empfehlen. Sie befindet sich im Vordergrunde des Bildes im Bade und fern von ihr auf seinem Söller der König David, das Auge ihr zuwendend. Ihre Enthüllung ist zwar nicht die unkeuscheste, aber eine schamlose Invention des Bildermachers war es, daß dieser dem Bassin, in welchem sie badet, das Wasser zuströmen ließ aus einer auf hohem Postamente aufgestellten Statue, der ein Feigenblatt fehlt, das allerdings, ohne ihren Zweck zu vereiteln, nicht anzubringen war.'

[2] Butsch 1, 71 Tafel 93.

[3] Wackernagel, Bibliographie 475. Vergl. Wedewer 483 über ein Titelbild zu der Schrift des A. Corvinus ‚Von der Concilien Gewalt und Autorität'.

hier erscheinen die nackten Grazien in vierfacher Wiederholung: oben tanzen sie vor Apollo, der in höfischer Zeittracht bekränzten Hauptes die Laute schlägt; an den Seiten führen sie einen Reigentanz auf; am Fuße sieht man ihre Flucht vor Venus im Bade[1]. Hans Holbein'sche Initialen von oft anstößigem und schmutzigem Character wurden von Froben für theologische Werke benutzt[2]. Ein Kupferstecher vom Jahre 1603 entblödete sich sogar nicht, den Heiland selbst darzustellen, wie er, während die heilige Jungfrau abseits schaut, eine der heiligen Frauen umarmt, und fügte dazu die Unterschrift: ‚Die Lieb, spricht Sanct Paulus, überwindet Alles, die Lieb macht Alles gut.'[3]

Die Kunst hatte aufgehört, eine ‚Betrachterin himmlischer Freuden' zu sein.

Wie tief sie von ihrer frühern Höhe herabgesunken war, zeigte sich insbesondere in der Behandlung der vier letzten Dinge des Menschen. Auf Dürer's herrlichem Blatte vom Jahre 1513 ‚Ritter, Tod und Teufel' trägt der feste Glaube und die christliche Zuversicht noch den Sieg davon über die Schreckgestalten der Finsterniß; auf Holbein's vor dem Jahre 1526 vollendeten ‚Bildern des Todes' kommt bereits eine bittere Ironie zum Ausdruck, jedoch auch noch erschütternder Tiefsinn, namentlich auf einem Blatte: der Tod leistet dem Priester, der einem Kranken die heilige Wegzehrung bringt, Meßnerdienste mit Glöcklein und Leuchte, aber er tritt vor ihm in's Haus und bläst dem Kranken das Lebenslicht aus, bevor dieser die letzte Tröstung empfangen hat[4]. Holbein läßt den Tod über das Leben triumphiren, aber er ist noch künstlerisch erhaben; dagegen bieten Niclaus Manuel's Todtentanzbilder nur ein fratzenhaftes Spiel des Todes mit dem Leben; der Triumph des Todes vom Bauern-Breughel gleicht einem bösen Fieber-

---

[1] Wedewer 451.

[2] Butsch 1, 68 Tafel 59. In einem Buche von Petrus Martyr steht gar das ‚S' aus Holbein's Todten-Alphabet ‚mit seiner ebenso grauenhaften als obscönen Darstellung an der Spitze der Widmung an Carl V.' Woltmann, Holbein 2, 18. Man nahm damals, sagt A. Kirchhoff im Archiv für Gesch. des Buchhandels 10, 124, ‚in Literatur, Kunst und Ornamentik durch Wort und Bild Dinge ruhig hin, welche in der Jetztzeit das energische Einschreiten der Wohlfahrts- und Preßpolizei herausfordern würden. Man erstaunt beim nähern Studium der Buchornamentik, welche Lüsternheit und Lascivität sich gelegentlich in derselben bemerkbar macht, mit welcher Naivität oder Gedankenlosigkeit Initialen, welche Darstellungen bedenklichster Art bieten, selbst in theologischen Werken Verwendung fanden. Aber diese vielgerühmte Naivität und Unbefangenheit der sogenannten guten alten Zeit wird bei genauerem Einblick doch etwas fadenscheinig, ist dieß wenigstens in meinen Augen nach Durchsicht der sämmtlichen Leipziger Stadtbücher des 16. Jahrhunderts.'

[3] Blatt von dem oben S. 129 Note 3 angeführten Künstler. Vergl., was Molanus lib. 2 cap. 42 über ein Bild berichtet.

[4] Vergl. Histor.-polit. Blätter 64, 693 fll.

traume[1]. Bei Hieronymus Bosch reitet der Tod, Alles niederwerfend und Schrecken verbreitend, durch die Menge der Menschen allen Standes, Geschlechtes und Alters, während ein Heuwagen, worauf die Eitelkeit, der Ruhm und ein die Posaune blasender Teufel sitzen, von sieben halb in Thiere verwandelten Menschen gezogen wird[2]. Hans Sebald Beham benutzte auf einem Stiche den ‚Tod' nur als Mittel, um eine unzüchtige Scene vorzuführen; Heinrich Aldegrever wollte durch die Gestalt eines nackten Weibes den Tod versinnbilden[3]. In der Darstellung des Jüngsten Gerichts erreichte kein Maler mehr jene Großartigkeit und Erhabenheit, wie sie zum Beispiel in dem berühmten Bilde zu Danzig und in einem wahrscheinlich von Hans Schühlein im Jahre 1470 angefertigten Wandbilde im Ulmer Münster hervortritt[4]. Insbesondere hatte man die Kunst, die Wonne himmlischer Seligkeit zu veranschaulichen, gänzlich eingebüßt. Auf Lucas von Leyden's Jüngstem Gericht erscheint nur die Zeichnung des Nackten als Zweck des Künstlers. ‚Aus seinen nackten Figuren von Männern und Frauen', sagt van Mander, ‚ist wol zu merken, daß er auf das Leben wol gemerkt hat, besonders auf die nackten Frauen'[5]; von himmlischem Frieden trägt das Bild keine Spur. Nicht besser sind die Darstellungen des Jüngsten Gerichtes von Jan van Heemsen und Bernard van Orley[6].

Die einseitige Hervorhebung des Bösen und Häßlichen war ein innerer Hauptfehler der ganzen Richtung[7]. ‚Nicht mehr die selig, sondern die greulich Kunst in Abconterfeyung von Teufeln und Gespenstern findet', sagte ein Zeitgenosse, ‚die meisten Macher und Liebhaber; dieweil es dahin gekommen,

---

[1] Vergl. Waagen, Malerei 1, 258. Woltmann, Holbein 2, 129. Becker, Kunst 386—387. Carriere 216—217. Ebe 1, 78. v. Zahn, Jahrbücher 1, 53. Holbein's Skelete haben etwas Dämonisches. Woltmann 2, 107.

[2] J. D. Passavant bei Eggers 4, 223.

[3] Bartsch 8, 173—177 No. 146—147. 150—152 und 8, 404.

[4] Vergl. über letzteres Lübke, Bunte Blätter 338—348.

[5] van Mander Bl. 213 b. Allerdings treten auch auf dem Danziger Bilde unbekleidete Gestalten auf, aber höchst züchtig und keusch ist die Haltung und Darstellung der Auferstandenen, welche zum himmlischen Jerusalem einziehen und an der Pforte von Engeln mit den Gewändern der Gnade angethan werden.

[6] Vergl. Schnaase, Niederländische Briefe 63. 228. Waagen, Malerei 1, 150—151. Michiels 3, 95—96.

[7] ‚Nicht daß das Gute verhöhnt und besiegt würde, aber sein Sieg erscheint gewissermaßen verkümmert durch die Ueberzahl und räumliche Ausdehnung des Gegensatzes, wie denn z. B. auf den „jüngsten Gerichten" in der Regel für die Seligkeit kaum noch Platz und Bewohner übrig bleiben. Oft glänzt das gute Princip überhaupt nur durch seine Abwesenheit; andererseits haben die Gestalten seiner Vertreter meist etwas Steifes und Dürftiges, dem man die Fessel der an wilde Sprünge verwöhnten Phantasie anmerkt.' P. M. bei Eggers 7, 358.

daß man durch die Kunst mehr Schrecken und Furcht einjagen, denn getrösten will.‘ [1]

Man benutzte hierfür vor Allem den Kupferstich und den Holzschnitt und schuf einen ‚ganzen großen Kreis‘ von Teufelsbildern. So stellte Jost Amman auf einem Blatte zum ‚Theatrum Diabolorum‘ vierzehn Teufel dar in menschlicher Gestalt, aber durchweg mit Thierköpfen, durch Attribute näher bezeichnet [2]. Hieronymus Nützel führte, um den Kleiderluxus der Frauen zu geißeln, drei Teufel vor [3]. Hans Burgkmair erfand sieben Teufel [4]. Auf einem Blatte von Urs Graf treibt der Teufel, ein scheußliches Ungethüm mit einem großen Horn, Hauern, herausgestreckter Zunge, Fledermausflügeln und langem Schwanz, einen händeringenden Gefesselten wild vor sich her [5]. Eine absonderlich bizarre Maske hat der Teufel in einer Versuchung Christi von Georg Penz: er ist oben Fisch, unten Mensch [6]. Lucas Cranach's Darstellung der Hölle ist abstoßend durch ungeheuerliche, auch unzüchtige Scenen [7]. Auch Melchior Bocksberger aus Salzburg war erfinderisch in der Ausmalung zahlreicher scheußlicher Teufel, die er auf einem großen Bilde: ‚Die Befreiung der Altväter aus der Vorhölle durch Christus‘, anbrachte [8].

Aber alle diese ‚Teufelskünstler‘ standen in der Erfindung und Ausbildung von Gestalten und Marterscenen weit zurück hinter den Niederländern Hieronymus Bosch und Peter Breughel dem Jüngern, gewöhnlich Höllen-Breughel genannt, welche mit grauenhafter Einbildungskraft und einem wahren Henkertalent die Hölle schilderten. Auf einem Bilde Breughel's werden ehemalige Feinschmecker zu Höllenspeisen zubereitet; Edelleute, welche ihre Bauern geschunden, als Mist untergepflügt; daneben stellte er ‚so viel ander Erschreckliches dar, daß man wol fragen möcht, wie es möglich, solches alles zu erfinden‘. ‚Es ist ein Wunder,‘ sagt van Mander über dessen Höllenbilder, ‚was da Alles zu sehen ist von gräßlichen Gespenstern‘ und ‚wie artig und natürlich er war von Flammen, Branden, Roocken und Schmocken‘ [9]. Auch in den großen Teufelsküchen von Bosch werden die Verdammten gekocht und gebraten [10]. Nicht weniger schaudererregend ist Rubens in der Ausmalung

---

[1] Von der Werlte Eitelkeit Bl. C. [2] Andresen 1, 317.
[3] Andresen 2, 108. [4] Bartsch 7, 218; vergl. 7, 272 und 9, 399.
[5] Woltmann, Holbein 1, 209. [6] Vergl. Eggers 8, 12.
[7] Schuchardt, Cranach 3, 226—227.
[8] Waagen, Kunst und Künstler 2, 127. [9] van Mander Bl. 216 b.
[10] ‚Heutzutage begreifen vielleicht selbst Künstler die Möglichkeit nicht mehr, sich in derlei Gebild zu vertiefen. Damals entsprach ihm ohne Zweifel eine Richtung im Publikum. Jene Meister hätten wohl auch Anderes geschaffen, wären nicht solche Werke gekauft und bewundert gewesen, ja halb wider Willen konnten sie durch Beifall und Bestellungen auf dem einmal betretenen Wege weitergeführt werden.‘ P. M. bei Eggers 7, 358.

der Höllenqualen: wie Schlangen, Drachen, Teufel und Ungeheuer aller Art und Farbe über die Verdammten, besonders über die mit sinnlichem Behagen dargestellten Weiber herfallen, sie zerkratzen, zerbeißen, zerfleischen und verbrennen [1].

Alle solche Ausgeburten einer fieberhaft aufgeregten Phantasie konnten einem religiösen Zwecke, falls ein solcher überhaupt beabsichtigt gewesen wäre, nicht förderlich sein: statt Furcht und Grauen zu erregen und das Gemüth zu erschüttern, brachten sie Ekel hervor, zogen die Idee der allwaltenden göttlichen Gerechtigkeit selbst in's Possenhafte herab [2].

Wenn sogar in der religiösen Kunst der nackteste Realismus und Naturalismus sich breit machte, und man mit Vorliebe den trübsten Bildern nachjagte und das Häßliche schilderte, so war dieß noch ungleich mehr der Fall in der Behandlung rein weltlicher Stoffe aus dem gewöhnlichen Leben.

Auch die früheren Künstler hatten auf Bildern und Miniaturen, Glasmalereien, Kupferstichen und Holzschnitten mit deutscher Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, feiner Beobachtung, köstlichem Humor, nicht selten mit derbem Spott das vielgestaltige Volksleben und das häusliche Leben gezeichnet [3], aber alle diese Gebilde tragen einen ganz andern Character als die weitaus meisten derjenigen, welche selbst von hochbegabten Künstlern seit etwa dem zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts bis zum dreißigjährigen Kriege auf diesem Gebiete geschaffen wurden.

Aehnlich wie bei den Griechen zur Zeit ihrer Entartung [4] trat eine dreifache Cabinetsmalerei in den Vordergrund: die ‚Kleinkrammalerei', die ‚Kothmalerei' und die ‚Kunst der Unzucht'.

Das sinnlich und sittlich Rohe und Häßliche sollte nicht mehr, wie früher, eine untergeordnete Stelle einnehmen und als Gegensatz zum Zwecke stärkerer Hervorhebung des Schönen und Edeln dienen, sondern an und für sich ein berechtigter Gegenstand künstlerischer Darstellung sein. Es wurde mit besonderm Behagen gepflegt. Zur Verklärung des gewöhnlichen Lebens, zur Förderung von Frohsinn und ruhigem Glück war aber eine solche Kunst nicht geeignet, auch wenn sie nicht, wie es nur zu häufig geschah, das Volk in den tiefsten Schmutz des Lasters hineinriß.

---

[1] Vergl. Schorn, Kunstblatt Jahrg. 1831 S. 79—80. Michiels 2, 379—404 und 3, 301—339. Förster 3, 90. Adam Willaerts war besonders ‚ausgezeichnet in Darstellung von Feuerbränden'. Houbraken 31.

[2] Vergl. die Abhandlung von P. M.: ‚Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst' bei Eggers 7, 301. 316. 329. 345. 356. 409 und 8, 12. 20. 128. 141. 155.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 200—211. [4] Vergl. oben S. 51.

Wohl tritt noch auf manchen Gebilden das Gemüthliche in dem geselligen Verkehre gesitteter Menschen hervor, aber im Allgemeinen bewegten sich die Künstler in den tiefsten Niederungen der Gesellschaft, stellten vorzugsweise das wüste, tolle Treiben, das Ungebundene und Zügellose, insbesondere die Aeußerungen rohester Sinnlichkeit auf Hochzeiten und Kirmessen, dar. Der niedrige Geschmack der Künstler ließ auf die Rohheit ihres Gefühles und auf wenig sittliche Gesinnungen schließen, vor Allem in jenen Gebilden, auf welchen sie, was in den Schmutzwinkel der feilen Schande gehörte, vor aller Welt darstellten.

Wem möge wohl, fragte Walter Rivius im Jahre 1548, das Bild eines ‚vollen, tollen Bauern, der hinter dem Zaune speit und . . .‘, wohlgefallen? Und doch gebe es ‚noch heutigen Tages solcher Unfläter viel‘, welche ‚zu einer Schand des Malers solche unmenschliche Dinge, die ein verständig Gemüth billig erschrecken sollt, reißen und malen‘ [1]. Schon Dürer klagte: Viele suchen mehr das Häßliche als das Schöne, und dieser ‚Irrthum‘ sei ‚jetzt namentlich bei uns‘ [2].

Unter den ‚Bauernstücken‘ des Hans Sebald Beham, eines der geschicktesten Kupferstecher, sind manche von äußerster Gemeinheit [3]. Zu den schon im fünfzehnten Jahrhundert aufgekommenen, später sehr beliebt gewordenen Vorwürfen gehörte die Darstellung böser und herrschsüchtiger Weiber: wie die eine ihren Mann durchprügelt, eine andere mit einer Peitsche in der Hand auf dem Rücken ihres auf Händen und Füßen kriechenden Mannes reitet, eine dritte, mit einer Peitsche versehen, in einem Korbe sitzt, welchen ihr Mann an einem Stricke ziehen muß, eine vierte ihren Mann unter Stockschlägen bei den Haaren vor das Haus zerrt, und dergleichen mehr. Georg Penz, Hans Brosamer, Martin Zeissinger, Virgil Solis, Balthasar Jenichen und andere Kupferstecher übten ihre Kunst ‚in Abconterfeiung solch lieblich weiblicher Gethaten‘ [4]. Jenichen ließ einmal sieben Weiber sich um eine Hose raufen [5]. Auf einer Zeichnung von Urs Graf kriecht Aristoteles auf allen Vieren und dient seiner Geliebten, einer lüsternen, leichtfertigen Dirne, als Reitpferd [6]. Unerschöpflich in Darstellungen von wilden Gelagen und Raufereien betrunkener Bauern, von Mißgestalten und Ungethümen war der Niederländer Peter

---

[1] Rivius 443. [2] Dürer, Vier Bücher von menschl. Proportion 7 II[a].

[3] Vergl. Bartsch 8, 179 fll. No. 162. 163. 165. 174. 177.

[4] Vergl. Bartsch 6, 268. 277. 379; ferner 7, 221. 317 und 8, 350. 463; und 9, 77. 277 und 10, 48. 51. 52. Passavant, Peintre-Graveur 3, 102. 256. 323. 413. 426. Heller 849. 893. Andresen 2, 179. Die ihren Mann mit Zaum und Peitsche regierende Reiterin erscheint wohl auch ganz nackt; vergl. Sotzmann bei Eggers 2, 302.

[5] Andresen 2, 181. Auch von den damaligen Dichtern wurden, wie wir später anführen werden, böse Weiber als ein Lieblingsthema behandelt.

[6] Woltmann, Holbein 1, 207—208. Ueber die betreffende Aristoteles-Sage vergl. Sotzmann bei Eggers 2, 302—303.

Breughel, Bauern-Breughel genannt, der ‚am liebsten bilden mochte, was Niemand im Leben gerne sieht‘; characteristisch für seine ganze Kunst ist seine ‚nackte Luxuria auf dem Schoß eines viehischen Geschöpfes‘ [1]. Sein Landsmann Hieronymus Bosch malte ebenfalls allerlei Scheusale; berühmt waren seine ‚Fett- und Wurstfresser‘; auf einem einzigen Bilde sieht man nicht weniger als einunddreißig Krüppel [2]. Selbst die harmlosesten Geschöpfe, Enten und Hühner, Krabben und Seefische, wußte er in unheimliche Wesen zu verwandeln, die nicht durch Gefährlichkeit und Grimm, sondern durch ihre bloße Gegenwart zu ängstigen vermochten. Auch auf andere Gegenstände ging der Spuk über: schartige Hackmesser richten sich bedrohlich auf; bauchige Krüge langen mit Krallenfingern um sich; baufällige Hütten schielen mit vergitterten Fensteraugen, aus denen zuweilen eine Laterne hängt, boshaft unter der Strohdachperücke hervor; fratzenhafte Schiffe kriechen an's Ufer; kahle Bäume sperren verwunderliche Schnäbel auf, und Hügel stecken bald eine dicke Trinkernase, bald andere Gliedmaßen durch den zerrissenen Rasenmantel in die Höhe. Nicht minder wandelt sich bei ihm, was menschliche Form hat, auf unerhörte Weise: nicht allein wachsen Vogelkrallen als Ohren, schwingt sich unmittelbar vom Genick ein langer Fasanenschweif hinter kurzen Menschenfüßen hinaus, sondern auch Hände wandeln, Füße greifen, von Abstoßenderem zu schweigen [3]. Auch der Augsburger Kupferstecher Daniel Hopfer wollte seine Kunst zeigen durch alle möglichen häßlichen, ekelhaften und scheußlichen Gebilde [4].

Der kursächsische Hofmaler und Kupferätzer Heinrich Goedig fertigte folgende vier Blätter an: auf dem ersten ist ein Jäger aus Jagdgeräthen und Köpfen von jagbaren Thieren zusammengesetzt, die Nase ein Hirschkopf; auf dem zweiten ein Vogelsteller, aus Geräthen zum Vogelfang bestehend, die Nase eine Eule; auf dem dritten ein Fischer, dessen Nase ein Frosch; auf dem vierten ein Musiker, aus musikalischen Instrumenten gebildet, daneben ein

---

[1] Rathgeber, Annalen 255 No. 1493—1518; vergl. 440 zu 251.

[2] Rathgeber 126 No. 516. 516 [b]. 523. 527. Vergl. Schorn, Kunstblatt Jahrg. 1822 S. 217 fll. Michiels 3, 41.

[3] P. M. bei Eggers 7, 356—357.

[4] Vergl. Falke, Geschmack 119—120. Selbst in der Darstellung der ‚Ungethüme und Gespenster‘ ‚bietet der vaterländische Boden höchstens ein abschreckendes Beispiel, wie wenig bloße Willkür ohne eigentliche schöpferische Kraft zu gestalten vermag‘. — ‚Es gibt nichts sinnlos Widerwärtigeres‘ ‚als die hierher schlagenden Blätter (ein langer Fest- oder Zigeunerzug) des Wendel Dietterlein‘ (vergl. oben S. 69 fll.). ‚Jener Mangel an schöpferischer Kraft, der vielleicht allein die oft verkannte Unterscheidung des bloß Bizarren vom ächt Phantastischen bildet, ist ohne Zweifel der größte und empfindlichste dieser Periode, die an anderen künstlerischen Dingen, z. B. in Technik und Naturwahrheit, so hochachtbare Ausnahmen hervorgebracht hat.‘ Bei Eggers 8, 141.

Pokal[1]. Peter Breughel malte vier Riesenköpfe als Bilder der Jahreszeiten ganz von den Erzeugnissen derselben, den Frühling von Blättern und Blumen, den Sommer und den Herbst von Früchten und Aehren, den Winter von Dornen und Stroh zusammengeflochten, so daß sie in der Nähe ganz schauerlich aussehen[2]. Ein ‚Bacchus' von Balthasar Jenichen erscheint in bäuerlicher Tracht mit zerrissenen Hosen, einem Kranze von Wein, Aepfeln und Rüben, einem Humpen in der Hand; an seinem Gürtel hängt eine Wurst; aus dem durchlöcherten Beutel fallen Geldstücke zu Boden[3]. Cornelius Tenissen stellte als Abbild der Unmäßigkeit einen Mann mit einem Schweinskopfe dar, versehen mit Weinlaub, Spielkarten und Würfeln; ein Faß bildet den Leib[4].

Ueberhaupt ging man mit Vorbedacht darauf aus, ‚Alles, was immer nur Erschröckliches oder Wundersames am Himmel und auf Erden zu finden, zu Neugierde, Furcht, Angst, Entsetzen der Menschen gar neu und künstlich' in Kupferstichen und Holzschnitten ‚abzubilden' und massenhaft unter das Volk zu verbreiten. Man stellte beispielsweise dar: allerlei wunderbare Himmelserscheinungen, welche man in Nürnberg, Worms, Cöln, Leipzig und anderwärts gesehen; ein ‚neu streitbares grausames' Kämpfen zweier Heere in der Luft; einen Mannskopf mit Schlangenhaar, der in einem Ei gefunden worden; einen blutschwitzenden Knaben und eine Lindwurm-Himmelserscheinung zu Augsburg; eine Blutquelle bei Veyelstein; wunderbarliche bärtige Weintrauben, die zum Zeichen göttlichen Zornes in der Pfalz erschienen; seltsame Wundergeburten, die in Sachsen zur Welt gekommen; Himmelserscheinungen und Teufelsaustreibungen, sowie die ‚allerwärts hochberühmten' Teufelserscheinungen und andere Zornzeichen in der Mark Brandenburg; wunderbarliche, in Holstein, in Schlesien, im Kattegat und an anderen Orten gefangene Häringe, Pottfische, Alandfische, auf deren Leibern sich zum Theil Inschriften gefunden, welche ‚die hohe große, über alle Weisheit mit unserer Vernunft unbegreifliche Allmächtigkeit' Gottes bekunden sollten[5].

Der Baseler Prediger Johann Herold beschenkte im Jahre 1567 ‚alle gottseligen Christen' mit Hunderten von ‚schönen Abbildungen' über ‚Gottes

---

[1] Andresen 1, 93—94. Auch zur Zier der Geschütze wurde Monströses verwendet. So ließ Herzog Heinrich von Sachsen seine Geschütze nach Zeichnungen Cranach's mit ‚Bildnissen' versehen, welche dessen Secretär und Biograph Freydinger als ‚unverschämt und scheußlich' bezeichnet. Lindau 184.

[2] Von der Hagen, Briefe in die Heimath 1, 104. 105.

[3] Andresen 2, 168. [4] Heller 864.

[5] Vergl. die über diese und ähnliche Gegenstände bei Drugulin verzeichneten Blätter S. 19. 24. 30. 31. 32. 38. 44. 53. 59. 60. 61. 68. 69. 70. 71. 74. 78. 83. 85. 86. 87. 96. 105. 106. 114. 116. 117. Andresen 2, 317. Ueber ‚ein Wunderthier, von einer Kuh geboren', ‚das machet Jedermann grewlich Bedenken', von Cranach ‚abconterfeit', berichtet Bugenhagen (1547) bei Schuchardt, Cranach 1, 184 Anm.

unergründliche Wunderwerke in seltsamen Geschöpfen, Mißgeburten und in Erscheinungen an dem Himmel, auf der Erde und in den Wassern'. Hier erblickt man unter Anderm: ein Kalb und eine Geiß mit einem Menschenkopf, ein Kind mit Hörnern, ein anderes mit einem Affengesicht, ein drittes ,mit Maul und Nase wie ein Ochs, Hundsköpfen an den Ellenbogen'; eine Gebärende, welcher Flammen aus dem Leibe schlagen, und viele ähnliche ,Wunderwerke' mehr [1]. Auch ein von Johann Georg Schenck von Grafenberg im Jahre 1610 veröffentlichtes ,Wunderbuch' enthält über hundert entsetzliche ,Contrafacturen', zum Beispiel von einem Löwen und einer Kuh mit einem Menschenhaupte, einem Schwein ,mit dem Angesicht, vordern Füßen und den Schultern eines Menschen'; ferner von ,zweiköpfigen, vierhändigen, drei- und vierfüßigen Kindern, ja auch Kindern beiden Geschlechtes, und was noch schröcklicher, von Kindern, so den unvernünftigen Thieren, als Bären, Hunden, Schweinen, Affen, und dem Teufel selbst gleich gesehen', nebst drei Darstellungen ,einer wunderbaren, unerhörten, gedenkwürdigen Historie eines steinern Kindes, welches achtundzwanzig Jahr im Mutterleib getragen und zu einem ganzen Stein und harten Felsen worden, welches ein Wunder über Wunder, ganz fremd und seltsam zu hören ist'. ,Solch einig, universal Exempel soll billig', sagt der Verfasser, ,dieses ganze Wunderbuch der fremden Mißgeburten mit besonderm Triumph und Vorzug zieren.' [2]

Auch die Darstellung der ,erschröcklichen Teufelsbräute, Hexen und Unholdinnen' kam in Aufnahme. Man sieht die Hexen, wie sie den Teufel herbeirufen, mit ihm buhlen oder kämpfen, oder wie sie sich ihre Salben bereiten, sich zum Sabbat rüsten und ausziehen; auch malte man den Hexentanz und den Hexensabbat selbst [3]. Eines der merkwürdigsten ,Kupferstücke' dieser Art

---

[1] Wir kommen auf dieses Werk später zurück.

[2] Schenck, Wunderbuch, Vorrede 3 und S. 113—116. Man vergl. insbesondere die Abbildungen S. 6. 20. 27. 29. 53. 62 fll. 73. 85—89. 99. 109. 114. Auf S. 91 findet sich die Abbildung ,zweier Leiber, so an dem Rücken zusammengewachsen, deren der ein eines Menschen Leib, der ander eines Hunds gewesen'.

[3] Vergl. Bartsch 7, 82. 187. 319. 447, ferner 8, 280. 490 und 9, 463—464. Passavant, Peintre-Graveur 3, 120 no. 56. Ueber einen Holzschnitt von Hans Baldung Grien ,Die vier Hexen' (drei nackte Weiber bei dem Feuer mit einem Schmierhafen, Ofengabel und Geißböcken; die vierte fährt schon auf ihrem Bock durch die Luft) sagt Woltmann, Kunst im Elsaß 283: ,Wenige Kunstwerke der Zeit sind so geeignet, wie dieses, uns einen Einblick in die Nachtseite der deutschen Phantasie zu gewähren; es ist volksthümlich seinem Stoffe nach, aber zugleich dämonisch.' Michiels 4, 20. Man vergl. auch die Vignetten zu den meisten Hexenbüchern, z. B. zum Theatrum de veneficis. ,Den nach und nach aus der Kunst verschwindenden Fürsten der Finsterniß ersetzen jetzt, characteristisch genug, stellenweise sogar seine irdischen Unterthanen, die Hexen. An den Platz der religiösen und sittlichen Gegensätze tritt jetzt ohne Gegensatz der — Aberglaube. Die Hölle schließt sich, wir behalten nur den Blocksberg, oder vielmehr die Vorbereitungen dazu: das Prudeln der berufenen Flugsalbe, das Sammeln ihrer schauerlichen

wurde ‚allen gutherzigen Christen' im Jahre 1594 in einem Hexenbuch von Thomas Sigfridus bescheert: in sechzehn Scenen führte es das ganze Treiben der Hexen vor Augen[1]. Nicht weniger wurden auch die gräßlichen Folterungen, welche Hexen, Zauberer und andere Verbrecher zu erdulden hatten, den ‚gottseligen Christen zu nöthiger Tröstung, daß die Obrigkeit fleißig mit der Strafe bei der Hand, gebürlich und wahrhaftig abconterfeit'. ‚Und sollten sich', meinte ‚der Physikus und Alchymist' Jodocus Krautblatt im Jahre 1553, ‚christlich Eltern angelegen sein lassen, solch mancherlei schreckliche Spectacula in ihren Häusern anzuheften, den Kindern zum heilsamen Exempel, daß ihnen nicht Gleiches, so sie ungerathen und gottlos, begegnen möchte.'[2] Auf einem Holzschnitt vom Jahre 1540 erscheinen vier Unglückliche, nackt und mit schrecklich zerrissenen Gliedern, halb in Thiergestalten an vier Brandpfählen. Die Unterschrift besagt: ‚Um viele und manchfeldige böse Missethaten willen sind diese vier Personen, wie abgemalet, am Tage Petri Pauli mit Feuer gerechtfertigt worden zu Wittenberg Anno 1540, als nämlich ein alt Weib mit ihrem Sohn, die sich etwan dem Teufel ergeben, insonderheit aber das Weib, welches mit dem Teufel gebulet, mit ihm zugehalten, etliche Jar Zauberei getrieben, Wetter gemacht und aufgehalten, auch zu merklichem vieler armen Leute Schaden vergift Pulver gemacht' und so weiter. ‚Und ist diese Abkunterfeiung alleine darum geschehen, dieweil derselbigen schädlichen Rotten noch viel und mehr im Lande, als etliche von Bettlern, Schindern, Henkersknechten, auch Hirten umlaufen, zu Abscheu, und daß ein itzliche Oberkeit fleißiges Aufsehen bestelle, dadurch armer Leute Schaden verhüt werden möge.'[3] Ein großer farbiger Holzschnitt vom Jahre 1586 stellte dar, wie am 31. October dieses Jahres der ‚Stump-Peter', ein gewaltiger Verbrecher, der sich ‚in einen Wolf verwandeln' konnte und als Wolf ‚dreizehn Kinder, zwei Frauen und einen Mann zerrissen' hatte, zu Bedburg auf's Rad geflochten, wie ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, wie er enthauptet und zuletzt neben zwei Hexen verbrannt wurde[4].

Ingredienzien an Galgen und Kreuzweg (wobei wir gelegentlich in einem proportionirten, grämlich blickenden Männlein, mit Wurzelfasern statt der Haare, Arme und des Gürtels, den mystischen Alraun kennen lernen) und endlich den Abritt zu Besen selber, die Alten bekleidet, die Jungen nackt, wie bei Göthe.' Bei Eggers 8, 20.

[1] Sigfridus Bl. 2—3 zu dem am Schluß beigefügten Kupferstich.

[2] Etlich Gedenkzeichen und wolmeinende Warnung (1553) Bl. C 2.

[3] In der Ueberschrift und am Schluß Bibelsprüche. Holzschnitt in meinem Besitz.

[4] Im Thesaurus picturarum auf der Hofbibl. zu Darmstadt, Bd.: ‚Einzüge' fol. 5. In dem Bd.: Calumniae etc. fol. 77 findet sich ‚Eine wahrhaftige und eigentliche Abcontrofactur, welcher Gestalt Dr. Nicolaus Krell am 9. October 1601 auf einem Stul sitzend vom Rathhauß bis auf den Newmarkt auf ein Pallast getragen . . . und enthauptet worden'. Die Hinrichtung Silvan's (vergl. unsere Angaben Bd. 4, 334—336) in demselben Thesaurus, Bd.: Palatina 1, 117.

Alle derartigen unter das Volk verbreiteten Darstellungen trugen nicht allein zur Verwilderung des Geschmackes und des Gemüthes bei, sondern namentlich auch zur Förderung des Aberglaubens und Hexenglaubens.

Neben dem Gräßlichen und Grausamen gewann das Unzüchtige einen immer breitern Boden in der Kunstübung, wie im ganzen damaligen Leben. Man konnte mit Recht an den Ausspruch Plato's erinnern: ‚Mit dem Geist der Gesellschaft geht die Kunst auf und nieder.'

Die Bilder der Heiligen, schrieb Georg Wizel im Jahre 1535, würden ‚hernieder gerissen, zerhauen und verbrannt'; dagegen mache man allerlei Bildwerk, welches Niemand zur Gottseligkeit bewegen könne: an Thüren und Wänden finde man ‚Kriegsknechte, Hurenbad, Tänze, Spielleute, Bankett' und andere weltliche Dinge, durch welche Viele mit unreinen Gedanken erfüllt und zur Bosheit gelockt würden. ‚Mit solchem Unflat schmücken sie jetzt ihre Wohnungen und verdammen derweil diejenigen, so die Kirchen mit der alten, wahren Heiligen Bildniß zieren.'[1] Der Römer Plinius, sagte ein anderer katholischer Zeitgenosse, habe sich über unflätige Maler beklagt; ‚wenn aber Plinius jetzunder sähe, wie man die Häuser ausmalet, was man für schöne Tafel an die Wändt henkt, was man für schöne Bildwerk in der Fürsten und großen Herren Bäder, Abziechstüben und Gewelbern hat, in welchen die Uebung aller Unzucht und Büberei für Augen gestellt wird, was würd er da schreiben?' Die Bildnisse Gottes und seiner Heiligen thue man manchen Orts aus den Kirchen hinweg, als stecke eine Gefahr der Abgötterei und unreiner Gedanken hinter den Bildern, ‚aber die allerbesten und berühmtesten Maler werden nit verdammt, sondern aus fremden Landen mit großem Geld und mehrer Vertröstung bestellt, welche die Stuben, Kammer, Gewölb und alle Zimmer mit nackenden Bildern und allerlei unzüchtigem Gemähl herausstreichen und ihre Contrafet, auf das leichtfertigste gemahlet, in ihre geheimsten Cammern setzen, in welchen der himmlische Vater und Schöpfer aller Ding von Grund des Herzens mit reinem Gemüt in der Geheim will angesprochen und gebeten sein.'[2] ‚Die mehrsten Maler', klagte Hippolytus Guarinoni, ‚bilden sich ein, man könne sonst die Kunst im Malen nicht bezeigen als an nackten Bildern': solche unzüchtige Maler aber seien ‚rechte Werkzeuge der Laster, der Ueppigkeit, Teufelsjäger, die ihm das Wild durch solche Netze fangen und zujagen'[3].

---

[1] Angeführt bei Döllinger, Reformation 1 (2. Aufl.), 101.

[2] Fickler, Tractat Bl. 60 b—70. Der von Fickler aus dem Lateinischen übersetzte und mit Zusätzen versehene Tractat war zuerst im Jahre 1549 zu Paris erschienen, verfaßt von Gabriel Puits-Herbault, Mönch zu Fontevrault; vergl. Dejob 204.

[3] Guarinoni 231. 232.

Auch auf Seiten der Protestanten fehlte es nicht an Solchen, welche ‚das schwere, ja unsäglich Unglück‘ beklagten, daß ‚die Kunst, so Gott dem Herrn und aller Ehrbarkeit dienen‘ solle, ‚eine Dienerin der Sünde‘ geworden sei. ‚So Jemand‘, predigte Carl Doltz im Jahre 1557, ‚Gelegenheit hat zu gewahren, was in den Wohnungen so vieler Fürsten und Herren, üppiger Kaufleute und selbs Handwerker zum Zierrat dienen soll, was auf Jahrmärkten verkauft wird und durch Hausirer, Briefträger, Spielleut und ander Gelichter herumgetragen wird, so möchte er die jetzig Kunst wol für eine Schul der Unzucht‘ ausgeben [1]. Der Prediger Erasmus Grüninger eiferte in seinen, in der Hofcapelle zu Stuttgart im Jahre 1605 gehaltenen Sittenpredigten wider diejenigen, ‚welche den Malern, Bildhauern, Kupferstechern, Formschneidern und dergleichen allerhand buhlerische Inventiones, Veneris und Cupidinis Bilder, auch andere leichtfertige und ärgerliche Gemälde angeben, unschuldige Herzen zu verkehren‘ [2].

‚Nackte Darstellungen aus der heidnischen Götterlehre‘ waren ‚die gesuchtesten Artikel‘. ‚In den Gärten, in den Lusthäusern und fast allenthalben bei den Brunnen, sogar auf den Trinkgläsern‘ findet man, sagt Guarinoni, ‚nackte Abgöttinnen‘ [3]. Die anstößigsten Buhlschaftsscenen aus der Mythologie wurden am liebsten behandelt, und in der Auffassung und Darstellung

[1] Predig am Tage der Himmelfahrt unsers Herrn gehalten zu Erffurt (1557) Bl. C². Bei Fickler, Tractat Bl. 68 heißt es: Wenn ‚die leichtfertigen Poeten‘, welche ‚allerlei Schandverse zusammenflicken, hinter die hungerigen Fliegen, die Buchdrucker, Buchführer, Brieffsudler, Landsterțer und die um eines Buchstaben mehr seind als Medici [Merdici], kommen, damit ihr jeder ein schändlichs Gwindl darvon bringe, schämen sie sich nit, allerlei stinkende Drecktätel mit den allerunzüchtigsten Figuren auszubreiten, umzuführen, unter die Leut zu bringen, damit zu Verführung und Beschmeissung menschlicher Sinn und Gemüther nichts abgehe: und ist nit genug, Jungen und Alten das Gift durch's Lesen in's Herz einzugießen, man muß ihnen die Unzucht auch für Augen malen, damit was sie nit genug verstanden, dasselbig auch im Augenschein erlernen und schier greifen könnten. Was auch die Natur selbst hat wollen verborgen halten, das entblößen sie und stellen's den Leuten ohne alle Scheuch für Augen: mit solchem Griff schlagen sie desto mehr auf die Bücher und schinden so vil desto mehr Gelts darauß.‘ Der Rath zu Leipzig nahm in der Michaelismesse 1571 einen Hausirer in Haft, der auf der Messe ‚öffentlich schambare Gemälde und Bilder Frauen, Jungfrauen und Kindern zum Aergerniß feil gehabt und verkauft‘ hatte; ‚die Bilder und Gemälde, so man ihm genommen, samt denen, so man sonsten bei andern gefunden‘, wurden am 13. October ‚durch den Scharfrichter auf dem Markte öffentlich‘ verbrannt. A. Kirchhoff, im Archiv für Gesch. des Buchhandels 10, 124—125. Kurfürst Christian II. von Sachsen verordnete, daß die Schüler der Schulpforta ‚schandbare Gemälde‘ weder kaufen noch in ihren Zimmern haben sollten. Bertuch 144 No. 21. Auf dem Regensburger Reichstage vom Jahre 1594 wurden schamlose Bilder öffentlich verkauft. Guarinoni 303. Kaiser Ferdinand II. ließ viele obscöne Gemälde verbrennen. Vergl. Dejob 358.

[2] Grüninger 58. [3] Guarinoni 228—229.

von Liebesscenen verfiel man nicht selten in eine förmliche Bordellmalerei. Heinrich Aldegrever konnte nicht einmal den Sprung des römischen Helden Marcus Curtius darstellen, ohne fünf nackte Frauen dabei abzubilden[1]. Unter

[1] Um einen annähernden Begriff zu geben von der Masse der Nuditäten- und Buhlschaftsbilder aus der Mythologie, der antiken Sage und Geschichte und aus dem Alltagsleben verweisen wir besonders auf Bartsch 3, 43. 54. 102—103. 105—110. 122—125. 138—139. 145. 147. 150—151. 155. 168—169. 176. 180. 204. 234—235. 243—249. 252. 268. 284—286. 7, 85—87. 318. 346. 406—409. 419—420. 522. 524. 527. 541. 544. 8, 61—63. 90—92. 98. 104. 154. 159. 161. 177. 202—203. 241. 244—245. 263. 278—279. 281—282. 285. 348—349. 368. 373. 386. 411. 413. 462—463. 513. 536—538. 540. 544—545 (die Blätter der beiden Beham auch bei Rosenberg 83 fll. No. 16. 17. 28—30. 32—36. 41. 44. 53. 55—56. 58. 65; S. 91 fll. No. 4. 6; S. 94 No. 9. 13—15. 17; S. 99 fll. No. 68. 82. 107. 108. 113. 114. 154—161. 271. 272); ferner 9, 21—22. 36. 47. 49. 54. 64—65. 76—77. 91. 112. 119—120. 131. 136. 163. 241. 249. 256. 277. 497. 510—512. 513. 584. Andresen 2, 86—87. 169 und 3, 230. Passavant 3, 7. 20. 87. 102. 253. 255. 298. 319 und 4, 52—53. 55. 83. 93. 130. 284—289. Drugulin, Histor. Bilderatlas, erster Theil (Leipzig 1863) 97 fll. No. 2490. 2492. 2511—2515. Ueber Niclaus Manuel's zahlreiche Nuditäten: eine nackte Dirne mit Federhut, eine andere mit Barett und Halsband, eine dritte mit wallendem Haar, eine vierte mit Federbarett und Halskette, eine fünfte mit einem Stab, eine sechste mit Hut und Halsband, ein in der Luft schwebendes nacktes Weib, ein nacktes Weib die Geige spielend, ein Weib mit Heiligenschein (!), welches das Kleid weit in die Höhe hält u. s. w. vergl. Baechtold CXIII—CXIX. In einem Aufsatz über Urs Graf, welcher der Geschmacksrichtung Manuel's huldigte, spricht Eduard His von dem ‚oft sehr lasciven Character seiner Zeichnungen' und dessen ‚Vorliebe für das Frivole'. ‚Nacktheiten sind nicht allein in seinen Handzeichnungen vorherrschend', sondern auch in den ihm von Buchdruckern bestellten Titelverzierungen. v. Zahn, Jahrbücher 6, 180—187. Eine von Urs Graf im Jahre 1519 gezeichnete Bordüre ‚Pyramos und Thisbe' entzieht sich der Beschreibung. Butsch 1, 34; vergl. Woltmann, Holbein 1, 209—210. Wie sehr die Bücherverzierung mit Nuditäten erfüllt war, zeigt beispielsweise auch das um 1542 angefertigte Frankfurter Holzschnittalphabet, welches mit wenigen Ausnahmen nur unbekleidete Figuren oder Liebesscenen enthält. Butsch 2, 48 und Tafel 46. Ueber Nuditäten von Hans Baldung Grien vergl. Woltmann, Kunst im Elsaß 289; über solche von Adam Elzheimer vergl. Seibt, A. Elzheimer 70—71. Verbuhlte alte Männer oder Frauen bei Bartsch 3, 122—124. 209; ferner 7, 102—103. 544 und 9, 152. Passavant 3, 7. 20. 319. Heller 299. 367. 445. 823. 849. 871. 885. 900. Schon im fünfzehnten Jahrhundert stellte Israel von Mecken verliebte Alte dar; vergl. Bartsch 6, 266. Buhlschaftsscenen aus damaliger Zeit 6, 88. 270. 378. Bezüglich der im sechzehnten Jahrhundert wachsenden Zügellosigkeit bei derartigen Darstellungen vergl. v. Rettberg, Culturgesch. Briefe 251—266. Bartsch 8, 90. Das sogen. Anabaptistenbad nackter Männer und Frauen von Heinrich Aldegrever bespricht Wessely 58—59. Cornelis Cornelissen malte ein ganzes Gastmahl unbekleideter Männer und Frauen. Förster 3, 28. Was den Kupferstecher Albrecht Altdorfer betrifft, so bezeichnet Waagen (Gesch. der Malerei 1, 239) dessen ‚nackte, dem Kreise der antiken Mythologie entnommene Figuren, wie den Neptun, die Venus, die geflügelte Frau', als ‚höchst geschmacklos und widrig'. Dagegen will ein anderer Kunstkritiker ‚die erwachende Sinnenlust' bei Altdorfer ‚immerhin noch ganz

den deutschen Malern stieg insbesondere Lucas Cranach, wie in seinen Schmachblättern gegen das Papstthum [1], so auch in seinen Nuditäten, Venusgestalten, schlafenden Nymphen und dergleichen, tief in die Gemeinheit herab: noch als vierundsiebzigjähriger Greis offenbarte er in seinem ‚Jungbrunnen' seinen lüsternen Sinn [2].

Diese ganze Kunstrichtung stand in vollem Widerspruch nicht allein mit der christlichen und der alttestamentlichen Lehre, sondern auch mit der Anschauung und Kunstübung der ächten, classischen Antike. Sie führte das Wesen des entarteten Griechen- und Römerthums von Neuem vor Augen [3].

---

liebenswürdig' finden: ‚aber man kann es', sagt er, ‚schon nicht mehr so nennen, wenn ein Penz oder Beham seine Heroinen gespreizt und anspruchsvoll in ganzer breithüftiger Fülle hinpostirt, ohne von antiker Anmuth oder venetianischer Ueppigkeit mehr als den guten Willen zu zeigen.' Bei Eggers 8, 12. Hans Sebald Beham ließ von nackten Frauen ‚Moral dociren'. ‚So sucht er den Satz: „Omnem in homine venustatem mors abolet" in einer Reihe von Darstellungen zu erweisen und springt dabei in's Lascive; seinen Verstoß gegen die ästhetische Anständigkeit entschuldigt der Satz: „Mors ultima linea rerum" keineswegs. Sebald Beham gibt zuweilen das Heucheln auf; so empfiehlt er das ungescheute Würdigen der Frauenschönheit auf einem Kupferstiche, welcher die geflügelte Venus und einen Amor mit verbundenen Augen darstellt, in der Inschrift: „Audaces Venus ipsa juvat".' Svoboda, in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1885 No. 200. Der ärgste Bordellmaler war der Amsterdamer Hans Torrentius. ‚Les libertins mêmes avoient horreur de ses compositions.' Deschamps 382—383. Houbraken 63. 212—213. Fiorillo 3, 204—205. Michiels 3, 336.

[1] Vergl. oben S. 37.

[2] Auf eine dem Künstler als Modell dienende Anna ‚kommt ein lateinisches Epigramm in verschiedenen Variationen vor, deren manche sich kaum citiren lassen. Das unschuldigste ist noch das folgende:

Anna venusta vocor, utque est versatile nomen,
Sic corpus poterat vertere quisque meum.

Die Variationen kann der Leser in der Bibliothek zu Wolfenbüttel nachsehen.' Wessely 63. Cranach's Venusbilder waren meist Porträte. Schuchardt 1, 6. 7. Auch der Kurfürst von Sachsen bestellte bei Cranach ‚Buhlschaftsbilder'; vergl. Schuchardt 1, 125. Im Jahre 1545 malte Cranach für den Kurfürsten eine Lucretia, wofür er einen Florin, und eine kleine Lucretia, wofür er vier Gulden erhielt; im folgenden Jahre wurden ihm für eine Venus und eine Lucretia sechs Florin bezahlt. Schuchardt 1, 166. 181. Unter ein Lucretienbild vom Jahre 1525 setzte er den Spruch: ‚Lucrezia, hab Dank deiner Ehr, itzt ersticht sich darumb keine mehr.' Lindau, Cranach 224—225; vergl. 236—237. Wie getreu Cranach einen alten lüsternen Sünder neben dem vollständigen Bild einer gemeinen Dirne zu malen wußte, vergl. Schuchardt 3, 145; ferner 3, 175—176. In Bezug auf den ‚Jungbrunnen' bezeichnet Woltmann, Holbein 1, 223, ‚lasciven Humor, der recht unschuldig thut und doch selbst die Lüsternheit nicht verschmäht', als ‚dem sächsischen Hofmaler eigen'.

[3] Vergl. oben S. 51 fll.

Die Entartung der Kunst hing vielfach zusammen mit dem entarteten Wandel so vieler Künstler. Schon Hans Holbein hatte seinen Kunstgenossen kein gutes Beispiel aufgestellt [1]. Der Schweizer Urs Graf war zu Basel nach Ausweis der Gerichtsprotocolle ‚nicht selten in unsaubere nächtliche Streiche und Händel verwickelt'. Am 20. November 1522 mußte er nach überstandener Strafe Urphede schwören, sich in Zukunft ‚vor solchem schandlichen Leben, des Ehebruchs und anderer Mutwillikait zu hüten' und seine Frau nicht mehr zu ‚stoßen, schlagen, knütschen, clemmen, noch in einigen andern Weg zu beleidigen'. Im folgenden Jahre saß er schon wieder im Gefängniß [2]. Virgil Solis blieb als ‚ein guter teutscher Zechbruder' noch lange im Gedächtniß [3]; die Formschneider Samson und David Dienecker, Söhne des berühmten, im Jahre 1548 gestorbenen Jost Dienecker, wurden wegen Diebstahls und Ehebruchs verurtheilt [4]. Der Niederländer Jacob Barbari, einer der ersten ‚Nackendmaler' diesseit der Alpen, war zügellosen Lebens und hatte in Nürnberg schädlich auf die beiden Beham und Georg Penz eingewirkt [5].

Diese drei Maler wurden, weil sie sich ‚so ganz gottlos und heidnisch erzeigt, als von Keinem hievor erhört sei', im Jahre 1524 aus Nürnberg verbannt. Vor Gericht hatten die beiden Beham erklärt, sie könnten der heiligen Schrift nicht glauben und weder von der Taufe noch dem Abendmahl etwas halten. Auf die Frage, ob er und sein Bruder sich hätten vernehmen lassen: ‚Man solle nicht arbeiten und man müsse einmal theilen, verachte auch die äußerliche Obrigkeit', antwortete Barthel Beham: ‚Er kenne keinen Obern, denn Gott den Allmächtigen'. Veit Wirsperger sagte über seinen Verkehr mit den Brüdern aus: ‚Barthel spreche, er kenne keinen Christus, wisse Nichts von ihm zu sagen, es sei ihm eben als wenn er höre von Herzog Ernst sagen, der in einen Berg gefahren soll sein. So sei auch der Sebald nicht minder halsstarriger und teufelhafter denn dieser, und sei beschwerlich, daß Christenleute sollten um sie sein, als ihre Weiber'. Georg Penz äußerte sich vor Gericht unumwunden: Er empfinde zwar ‚zum Theil, daß ein Gott sei, aber was er wahrhaft für denselben halten solle, wisse er nicht; von Christus halte er Nichts; der heiligen Schrift könne er nicht glauben; von den Sacramenten der Taufe und des Abendmahles halte er Nichts'. Auch er wollte keine weltliche Obrigkeit anerkennen: ‚er wisse', sagte er, ‚von keinem Herrn, denn allein von Gott'. ‚Die drei Maler', hieß es in der Entschei-

---

[1] Vergl. oben S. 33.

[2] E. His in v. Zahn's Jahrbüchern 5, 259 fll.

[3] Quad von Kinckelbach 430; vergl. Pallmann 9.

[4] Butsch 1, 16—17.

[5] De Canditto 219. Vergl. über Barbari 6—7. 284 fll. 302 fll. ‚Jacob de Barbari est le véritable renovateur de ce nouveau type du beau chaste (!) et voluptueux, que l'art a vêtu de sa seule nudité.' S. 399.

dung des Rathes, ‚sein auch für prächtig, trutzig und von ihnen hochhaltend für Andern berühmt, darum gut zu bedenken, was bösen Gifts hie mehr dann vor gesäet und ausgebreitet würde‘ [1]. Mit den Nürnberger ‚gottlosen Malern‘ stand in Verbindung der westfälische Maler und Kupferstecher Heinrich Aldegrever, der zeitweilig für Johann von Leyden, den König der Wiedertäufer zu Münster, thätig war und wegen eines sittenwidrigen Gemäldes von dem Magistrate zu Soest in Strafe genommen werden mußte [2].

Allgemein berüchtigt war insbesondere der Wandel der meisten niederländischen Künstler. Jan Mabuse, der nächst Barbari zuerst aus Italien die Kunst mitbrachte, ‚Historien zu machen voll nackter Bilder und allerlei Poetereien‘, führte ein überaus wüstes Leben [3]. Franz Floris, der sogenannte ‚flämische Rafael‘, der über 120 Schüler hatte, galt als ‚das angesehenste Haupt aller Ausschweiflinge‘. Bei ihm fanden sich ‚alle Bacchusdiener‘ ein und er wurde ‚für einen ebenso großen Trinker als Maler gehalten‘. Als Großtrinker waren auch Cornelis von Gouda und Cornelis Molenaer berühmt, als Wüstlinge Adam van Oort, Joachim Patenier und Jan Torrentius [4]. Das im Jahre 1604 erschienene ‚Schilderbuch‘ von Carl van Mander wirft das traurigste Licht auf die unter den Malern herrschenden Sitten. Der Verfasser, selbst Maler, mahnt seine Kunstgenossen, sich nicht viehischer Trunkenheit zu ergeben und Andere um's Leben zu bringen: nicht mit Fäusten und Messern sollten sie ihre Zwistigkeiten ausfechten und gegen einander nicht Schimpfwörter verwenden, wie sie bei den Fischweibern auf dem Markte gebräuchlich. Die Malerjünglinge sollten darauf bedacht sein,

---

[1] Verhörsprotocoll bei Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526 (Freiburg 1851) S. 731—733, und Baader, Beiträge 2, 74—77; die merkwürdige Entscheidung des Rathes 78—79.

[2] Gehrken 8—9. [3] van Mander Bl. 225; vergl. 235.

[4] van Mander Bl. 227 b. 239—240. 256 b. Details über das furchtbare Trinkvermögen des Franz Floris Bl. 242 b—243. Deschamps 229. 382—383. Vergl. Michiels 3, 54—55. 143—145. 172—175. 217. 299. 314 und 4, 42. 44. Von den altchristlichen Malerschulen sagt Michiels 3, 54—55: ‚Nulle ombre ne ternit leur image, la gloire l'éclaire de purs rayons.‘ Dagegen: ‚Avec Jean de Maubeuge le spectacle change; il inaugure la débauche au sein des ateliers flamands, la consacre par son mérite et entraîne sur ses pas une foule avinée. D'autres scènes vont maintenant frapper nos yeux; un grand nombre d'artistes poseront devant nous, l'oeil hagard, les coudes sur la table, remplissant leur chope jusqu'au bord, débraillés, humides de la sueur des cabarets, psalmodiant ou hurlant quelque chanson grisoise, la bouche mal essuyée, la coiffure de travers et tenant à la main leur pipe fidèle.‘ ‚On a voulu‘, sagt Michiels 3, 55, ‚rendre douteuse, en Belgique et en Hollande, la réalité de ces moeurs grossières . . . mais l'histoire est inexorable et la tentative a échoué. Mille preuves, mille circonstances réfutent les hableries des patriotes néerlandais.‘

daß ‚das gemeine Volksspрrüchwort: „Hoe Schilder hoe wilder“ in Wegfall komme und man nicht mehr sage: ‚Die meisten Künstler sind die größten Taugenichtse‘: ‚wüste rohe Barbaren‘ hätten kein Anrecht auf den Namen eines Künstlers[1].

Erfreulichere Erscheinungen als auf dem Gebiete der bildenden Künste traten auf dem der Tonkunst hervor.

---

[1] van Mander Bl. 2 b—3 b.

IV. Tonkunst, Kirchenlied und geistliches Lied.

Beim Ausgange des Mittelalters stand die niederländisch-deutsche Musik auf einer bewunderungswürdigen Höhe [1]; der Einfluß der damaligen Meister beherrschte noch beinahe das ganze sechzehnte Jahrhundert. Die musikalische Literatur wuchs massenhaft an [2].

Einer der größten Meister der Tonkunst war Heinrich Isaak, der ‚Symphonista' der Capelle Kaiser Maximilian's I. Unter seinen Motetten werden zwei sechsstimmige, die höchste geistliche und die höchste weltliche Gewalt, Papst und Kaiser, verherrlichend, als Kunstwerke allerersten Ranges gepriesen. Seine erst im Jahre 1555 erschienene Bearbeitung der Officien für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres enthält die lehrreichsten Muster für das Studium des Gregorianischen Chorales und des figurirten Contrapunktes; sie gilt den Musikkennern für eines der kostbarsten Denkmale tonkünstlerischer Vorzeit. Ein bedeutender Theil dieses Werkes wurde vollendet durch Isaak's Schüler Ludwig Senfl aus Basel-Augst, welcher mehrere Jahrzehnte lang bis zu seinem Tode im Jahre 1555 Capellmeister des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern war. Seine Motetten erscheinen, nicht allein hinsichtlich ihres innigen oder ergreifenden Ausdruckes, sondern auch in Beziehung auf ihre künstlerische Technik, als der Gipfel dessen, was der streng gebundene polyphone Satz während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und noch darüber hinaus in Deutschland zu leisten vermochte. Eine der schönsten ist die fünfstimmige Marienhymne Ave rosa sine spinis: eine wirkliche ‚Maria im Rosenhag'. Seine Magnificat-Compositionen nach den acht Kirchentönen besitzen die für diese Gattung classisch gewordene Form. Senfl war ein tiefgläubiger, demüthig frommer, ehrenfester Mann. Aus seinen deutschen Liedern religiösen Inhalts, insbesondere aus dem vierstimmigen ‚Ewiger Gott, aus deß Gebot der Sun kam hier auf Erden', spricht eine Glaubenskraft, eine Tiefe und Reinheit der

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 213—223.

[2] In den mit dem Jahre 1564 beginnenden Meßcatalogen wurden von dem genannten Jahre bis zum Jahre 1618 von Schriften in der Musik angekündigt: 678 in lateinischer, 482 in deutscher, 136 in italienischer, 49 in französischer Sprache. Zusammengestellt aus Schwetschke 1—69.

Empfindung, wie sie kaum in einem der Gesänge damaliger Zeit überboten worden [1].

Nach dem Tode Senfl's wurde Roland de Lattre (Orlandus Lassus) aus dem Hennegau im Jahre 1557 Director der Kammermusik, im Jahre 1562 oberster Capellmeister am Hofe Albrecht's V. zu München. Albrecht war in deutschen und wälschen Landen ‚als ein der Musika großgünstiger Beschützer' berühmt; er trug durch ganz Europa Sorge dafür, ‚excellent gute Singer, welche die Capelle wol zieren mögen', zu gewinnen [2]. Der Capellmeister Orlandus gehörte zu den fruchtbarsten Tonsetzern, welche jemals gelebt haben. Er führte die Polyphonie der höchsten Vollendung entgegen und erreichte in seiner Kirchenmusik für den Norden dieselbe Bedeutung, welche Palestrina für den Süden besaß. Vor Allem sind seine sieben Bußpsalmen von unvergleichlicher Tiefe, Reinheit und Schönheit [3]. Seine beiläufig fünfzig Messen tragen durchgehends den Stempel kirchlicher Hoheit und Würde. Als inniger Verehrer der heiligen Jungfrau componirte er mehr als hundertmal das Magnificat, so daß es, wie sein Sohn sich ausdrückt, ‚den Anschein hatte, als ob er seine ganze musikalische Kunst in der Lobpreisung der heiligen Maria habe erschöpfen wollen': ‚durch die lieblich frommen Harmonien dieser Gesänge hoffte er möglichst viele Menschen zur Verehrung und Liebe gegen die allerseligste Jungfrau anzueifern'. Auch seine vier-, fünf- und sechsstimmigen deutschen Kirchenlieder: ‚Vater Unser im Himmelreich', ‚Aus hartem Wehe klagt', ‚In vil Trübsal und Versuchung' und andere, können als Musterstücke kirchlichen Gesanges gelten. Im Leben war der schlicht-deutsche, ‚friedsame, stille, bescheidene' Mann ein Vorbild tadellosen Wandels. Am bayerischen Fürstenhofe zählte er zu den angesehensten Persönlichkeiten, mit den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern stand er in freundschaftlicher Verbindung, Papst Gregor XIII. ernannte ihn zum Ritter des goldenen Sporns, Kaiser Maximilian II. verlieh ihm den Reichsadel, aber ‚die schmeichelhafteste Anerkennung vieler Großen und einen durch ganz Europa verbreiteten Ruhm

---

[1] Aus Ambros 3, 380—389. 405—409. Naumann 1, 404. Ueber den Tonsetzer Paul Hofheimer aus Radstadt in den Salzburger Alpen († 1537) schrieb Ottmar Luscinius: ‚Alle seine Arbeiten sind durchsichtig und verständlich; Nichts darin ist trocken und kalt und Niemand wird des Anhörens jener wahrhaft engelgleichen Harmonie müde; im Gegentheil, bei aller Fülle der Harmonie ist der Stil klar, feurig und kraftvoll.' Bäumker, Tonkunst 161.

[2] Vergl. K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 218—219; vergl. 286.

[3] Sie sind, sagt Ambros 3, 353, ‚eines jener Musikwerke, welche zu jenen größten Denkmalen der Kunst gehören, an denen der Zeitenstrom, der das Geringere bringt und wegspült, machtlos vorüberrollt. Wird von Meisterwerken der Musik aus dem 16. Jahrhundert gesprochen, so denkt wohl Jeder zunächst an diese Psalmen und an Palestrina's Missa Papae Marcelli'.

hat Orlandus Lassus', sagt der französische Geschichtschreiber de Thou, ,in Bescheidenheit nicht sowohl genossen als ertragen'. Bei seinem mühsamen Capellmeisterdienste schuf er über zweitausend Werke. Noch in seinem hohen Alter war sein Wahlspruch: ,So lange mir Gott Gesundheit gibt, kann und mag ich nicht feiern.' Vierundsiebenzig Jahre alt, widmete er am 24. Mai 1594 seinen letzten Tonsatz: ,Die Thränen des hl. Petrus', dem Papste Clemens VIII.: ,von mir', sagte er in der Widmung, ,aus besonderer Hochachtung gegen Eure Heiligkeit in Musik gesetzt'. Drei Wochen später starb er, nachdem er noch ,zu seinem und seiner Erben und Nachkommen immerwährenden Gedächtniß, Trost und Heil der Seelen' in dem Heiliggeist-Spitale zu München auf den Sonntag nach Michaelis für jeden Armen eine jährliche Spende und im Gotteshause des hl. Johannes des Täufers zu Geising an der Ampel einen ewigen Jahrtag mit einem Hochamte und zwei stillen Messen gestiftet hatte. In Allem, in der Kunst wie im Leben, stand er fest auf dem Boden der christlich-germanischen Weltanschauung des Mittelalters und vererbte den alten niederländisch-deutschen Kunstgeist, mit dem damals noch unverfälschten der romanischen Völker ihn innig verschmelzend, in unvergänglichen Schöpfungen auf die Nachwelt [1].

Vier Monate vor ihm war sein Geistesgenosse Palestrina gestorben. Beide Meister hoben den Kirchengesang zu seiner ganzen Größe und Würde empor: sie waren Reformatoren im ächten Sinne des Wortes; voll Ehrfurcht für die überlieferten Kunstformen, brachen sie nirgends mit dem Organismus der Kunst, drangen vielmehr in dessen Tiefe ein und veredelten und verklärten denselben. Sie waren hierin Vorbilder aller wirklich großen Meister späterer Perioden.

Deutsche Tonsetzer zweiten Ranges, welche noch viel Ausgezeichnetes leisteten, waren Arnold von Bruck, Dechant des Stiftes zu Laibach und Capellmeister in Wien († 1536), und Leonhard Pamminger, Lehrer an der Thomasschule zu Passau († 1567). Ersterer ragt besonders durch seine innigfrommen deutschen Lieder hervor. Seinen tiefen Kummer über den ausgebrochenen kirchlichen Zwiespalt drückte er in einem sechsstimmigen Gebete an die heilige Dreifaltigkeit aus. ,Hilf richten diesen Streit', flehte er den Heiland an, ,dieweil du der Mittler bist; sieh, wie ein Jammer ist jetzt worden in deinem Haus.' Einen herrlichen sechsstimmigen Tonsatz schrieb er über das alte deutsche Kirchenlied: ,O du armer Judas, was hast du gethan' [2]. Pamminger behandelte nahezu erschöpfend die Liturgie des ganzen Kirchen-

---

[1] Näheres bei W. Bäumker, Orlandus de Lassus, der letzte große Meister der niederländischen Tonschule. Freiburg 1878. Vergl. Ambros 3, 351 fll. Naumann 1, 356—369. Köstlin, Gesch. der Musik 132—135.

[2] Ambros 3, 401—403.

jahres, darunter die Harmonisirung der Psalmen in einer an Vollständigkeit grenzenden Durchführung [1].

Wie in den bildenden Künsten, so wurde auch in der Musik eine ‚Wiedergeburt‘ der Antike versucht. Die deutschen Humanisten, an ihrer Spitze Conrad Celtes, wollten diese ‚Wiedergeburt‘ dadurch erreichen, daß sie den musikalischen Rhythmus dem sprachlichen so viel als möglich anpaßten, eine nach dem poetischen Silbenmaße sich richtende Musik begründeten. Sie setzten Gedichte des Horaz und des Vergil, Hymnen des Prudentius und des Sedulius und ihre eigenen poetischen Versuche metrisch und für Eine Stimme in Musik, und bemühten sich, die übrigen Stimmen nur harmonisch beizuordnen. Was sie fertig brachten, steht in spießbürgerlicher Flachheit auf gleicher Stufe mit den Erzeugnissen der damaligen Meistersänger [2].

Während die Humanisten, in ähnlicher Weise wie die Jünger der bildenden Künste, nur äußerlich nachzuahmen suchten, was in Italien an neuen Kunstformen hervorgetreten war, und deßhalb in ihren Versuchen kläglich scheiterten, drangen jene deutschen Tonsetzer, welche bei den Venetianern Andrea und Giovanni Gabrieli in die Lehre gingen, in den musikalischen Geist ihrer Lehrmeister ein und förderten Werke von bleibendem Werthe zu Tage: in erster Reihe der Nürnberger Hans Leo Hasler, Jacob Handl, genannt Gallus, aus Krain und Gregor Aichinger aus Regensburg. Hasler stand lange Jahre in Diensten der Fugger'schen Capelle in Augsburg, schloß sich in den letzten zehn Jahren seines Lebens († 1612 zu Frankfurt am Main) der neuen Lehre an und bearbeitete für den protestantischen Kirchengesang ein treffliches Choralbuch, aber seine wirkliche Bedeutung als classischer Meister ruht in den für die katholische Kirche gefertigten Tonstücken, besonders in einer zwölfstimmigen Messe, welche ihres Gleichen sucht [3]. Sein fünfstimmiges ‚Mein G'müt ist

[1] sagt Proske, Vorrede zur Musica divina S. 15. Vergl. Bäumker, Tonkunst 161—162. Ueber andere Tonsetzer: Lorenz Lämlin, Sixt Dietrich u. s. w., vergl. Ambros 3, 393 fll.

[2] Vergl. Jacob 454. Köstlin 201—202. Ambros 3, 376—377 sagt: ‚Durch treues Anschließen an Horaz, an Catull, Virgil und Properz sollte die Musik der antiken, das heißt nach damaliger Ansicht, der allein berechtigten Kunst und Bildung näher gerückt, ja gewissermaßen im antiken Sinn wiedergeboren werden. Während die Florentiner geistreichen Cirkel an eine Art Wiedergeburt der antiken Tragödie mit entsprechender Musik, aber nicht in buchstäblicher Nachahmung, sondern im Geiste und in der Wahrheit dachten, faßte man in Deutschland jene musikalische Renaissance wiederum äußerlich, formell, schulmeisterhaft auf.‘ ‚Diese deutschen Schulmeister in der römischen Toga, sich wechselseitig mit Lorbeer bekränzend, haben etwas unwiderstehlich Komisches.‘

[3] Franz Commer hat zwei Bände von Hasler's Kirchenmusik herausgegeben in der Musica sacra tom. 13 und 14. Berlin 1872. 1873.

mir verwirrt', lebt noch fort in dem Choral von Paul Gerhard's Lied: ,O Haupt voll Blut und Wunden' [1]. Jacob Handl († 1591 in Prag) gewann durch seine kirchlichen Tonsätze ein solches Ansehen, daß er als ,deutscher Palestrina' gepriesen wurde. An reiner Schönheit und kunstvoller Durchbildung werden, nach dem Urtheile der Musikverständigen, Hasler und Handl weit übertroffen von Aichinger, der lange Jahre Organist an der Fugger'schen Capelle zu Augsburg war und dort im Jahre 1628 als Chorvicar des Domes starb [2].

Als diese großen Tonsetzer blühten, war im Kirchengesange besonders bei größeren Capellen die Vocalmusik längst häufig durch die Instrumentalmusik überboten worden [3], und erstere war vielfach in eine Ausartung gerathen, welche ,Frömmigkeit und Andacht viel eher hinderte denn förderte'. Die Aussprüche der Zeitgenossen lassen darüber keinen Zweifel bestehen. Indem man das von Gregor dem Großen festgestellte musikalische System verließ, verfiel der liturgische Gesang. Der berühmte Theologe Wilhelm Lindanus klagte in einem zu Cöln im Jahre 1559 erschienenen Werke: ,Statt die Anwesenden zu religiösen Gefühlen anzuregen und zu andächtigem Beten zu stimmen, wirken gegenwärtig die Sänger durch ihr Singen vielmehr dahin, daß dieselben im Gebete gestört und der Andacht entfremdet werden'; man vernehme beim Gottesdienste nicht Gesang, sondern ,ein Gemenge immer auf's Neue wiederholter Silben, ein Durcheinander von Stimmen, ein verworrenes Schreien und wildes Brüllen' [4]. Trotz der Reformvorschriften des Concils von Trient und der Verordnungen von Provincial- und Diöcesan-Synoden [5] ,ging es vielfach weiter mit diesen Unsitten'. ,Man vermeint', schrieb Jodocus Lorichius, Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau, im Jahre 1593, ,mit viel Saitenspiel und figurirter Musik Gott sonderlich zu ehren und zu loben'; aber es sei ,hierin eine gute und scharfe Ordnung zu halten, damit man

---

[1] Ambros 3, 557.

[2] Vorzugsweise in seinen Motetten lebt der ,indefinible Zug des Genius'. ,Man besinnt sich endlich, ob man diesem einfachen und geistig so reichen, tiefen Regensburger Priester unter den deutschen Meistern jener Zeit nicht etwa kurz und gut die Palme reichen soll.' Ambros 3, 561.

[3] Man benutzte zu kirchlichen Gesängen Violinen, Trombonen, Hörner, Fagotte; vergl. Jacob 464 Note 1. Was die Orgeln betrifft, so ,nahmen sie im sechzehnten Jahrhundert an Ausdehnung zu, und als zudem der eigentlich liturgische Gesang durch die Entwicklung der neuern Musik und die Herübernahme aller möglichen Instrumente mehr und mehr zurückgedrängt wurde, da wuchs die beherrschende Orgel zum Riesenwerke, ob seines innern Reichthums und seiner äußern Pracht immerhin bewundernswerth, aber auch nicht selten um so unpassender für den eigentlichen Dienst des Altars'. Jacob 270.

[4] Vergl. Jungmann 832. Die Panopl. Evangel. erschien zuerst zu Cöln 1559.

[5] Vergl. darüber Jacob 386 fll. 424 fll.

aus dem Dienste Gottes kein weltliches Schauspiel mache und die Gemüther mehr von der Andacht abziehe dann darzu befürdere'; man müsse ,mit gebührender Ordnung, Bescheidenheit und Andacht' vorgehen; ,nicht ein jeder Gesang gehört in die Kirche' [1]. In der Kirche und beim Gottesdienste werde die Musik, klagte der bayerische Hofsecretär Aegidius Albertinus im Jahre 1602, ,vielmals mißbraucht: man brauchet nicht eine männliche, bescheidenliche, deutliche und verständige Stimme, sondern eine weibische, unbescheidene, undeutliche, liederliche; es ist des wunderseltsamen Colorirens, Grillens und Radbrechens so viel, samb wäre die Musik nicht gestift zum Lob und Ehr des Herrn, sondern nur zur Ostentirung der Kunst und Hoffart' [2].

Manchen Orts stellte sich ,noch ungleich Böseres' beim Gottesdienste ein. Der kirchliche Gesang, sagte Thomas Murner, solle ernst, würdig und züchtig sein, aber es habe ,einen andern Strich':

Der schampern [3] Lieder sind so vil,
Die man zu Kirchen singen wil.
Es heißt ein Lied ,der Pfouwenschwanz',
Das hört vil baß an Purendanz,
Denn das man das zu Kirch sol singen,
Gott loben will mit bösen Dingen.
,Ach liebe Dirn und werder Mund',
Ein anders heißt, ,uß Herzen grund
Ob aller schönst, on Freud verzer' —
Ist das din götlich Lieb und Ehr? [4]

,Man hört', schrieb Johann Fickler im Jahre 1581, ,schöne Bulerliedlein in der Kirchen auf den Orgeln schlagen, welches dermaßen Gesang nit aus dem hl. David, nit aus dem Evangelio oder Paulo, sonder aus dem Cazopori, Rollwagen, Gartengesellschaft, oder wällischen unflätigen Gesangbüchern' stammt [5]. Auf Seiten der Protestanten klagte der Ulmer Superintendent Conrad Dietrich (geb. 1575) in einer Predigt: ,Es gibt der Componisten viele, die ihre musikalische Kunst an Concerten, Madrigalien sehen lassen, aber die gehören in die Kirchen nicht. Andere machen liebliche, anmuthige, galliardische Hüpfer, setzen darunter allerhand leichtfertigen unzüchtigen Buhlen- und Buben-Text; die gehören auch nicht in's Herrn Singhaus, sondern in Frau Venus Spielhaus. O ihr Cantores, wie schwere Rechenschaft werdet ihr einmal geben müssen, die ihr eure Schüler und Singknaben zu dergleichen gewöhnet.' [6]

[1] Lorichius, Aberglaub 54. [2] Haußpolizei, Siebenter Theil 135 b.
[3] schandbaren, leichtfertigen. [4] Narrenbeschwörung No. 22.
[5] Fickler, Tractat Bl. 40 a. Ueber die Anecdotensammlungen ,Katzipori, Rollwagen, Gartengesellschaft' vergl. unsern spätern Abschnitt ,Unterhaltungsliteratur'.
[6] Sonderbare Predigten 1, 234—235.

Unter den protestantischen Tonsetzern des sechzehnten Jahrhunderts steht zwar kein einziger auf der Höhe der großen katholischen Meister, aber mehrere derselben nehmen doch einen hervorragenden Platz in der Musikgeschichte ein und erwarben sich um den protestantischen Kirchengesang bleibende Verdienste. So vor Allen Johannes Eccard, ein Schüler des Orlandus Lassus, Anfangs Capellmeister in Fugger'schen Diensten zu Augsburg, später in gleicher Stellung zu Königsberg und zu Berlin († 1611). Wie seinem Lehrer, so wurde auch ihm nachgerühmt, er sei ‚ein friedsamer, stiller Mann' [1]. Seine Werke sind sämmtlich für den Singchor geschrieben, nicht zur Begleitung des Gemeindegesanges. Neben ihm verdienen Sethus Calvisius, Cantor an der Thomasschule zu Leipzig, Bartholomäus Gesius, Cantor zu Frankfurt an der Oder, Melchior Frank, Hofcapellmeister zu Coburg, und Michael Prätorius, Hofcapellmeister zu Wolfenbüttel, ehrenvolle Erwähnung. Letzterer († 1621) trug durch eigene Tonsätze, durch Bearbeitungen italienischer Werke und durch schriftstellerische Arbeiten wesentlich dazu bei, der italienischen, damals bereits sehr verweltlichten Musik in Deutschland Bahn zu brechen [2]. Frühzeitig schon klagten die Protestanten, daß unter ihnen die kirchliche Tonkunst sich keines hohen Ansehens erfreue. ‚Es ist nicht Wunder,' schrieb Johann Walther, einer der frühesten Tonsetzer im Dienste des neuen Glaubens, ‚daß die Musica jetzt zur Zeit so gar veracht und verschmähet wird, sintemal auch andere Künste, die man doch haben soll und muß, so jämmerlich von Jedermann schier für Nichts gehalten werden.' Die Schuld daran trage der Teufel: ‚dieweil man ihm von Gottes Gnaden die papistische Meß mit allem Anhang umgestoßen, stößt er, so viel an ihm gelegen, Alles, was Gott gefällt, wiederum zu Boden.' [3]

Walther, kurfürstlich sächsischer ‚Sängermeister' und ‚geordneter Cantorei-Regent', Luther's Freund und bester Berather bei Herausgabe des ersten protestantischen Gesangbuches, war kein selbständiger Componist, aber ein geschickter Bearbeiter der dem Hymnenschatze der alten Kirche, dem geistlichen und

---

[1] v. Winterfeld, Zur Gesch. heiliger Tonkunst 2, 281; vergl. 1, 57—78 den Aufsatz: Orlandus Lassus und Johannes Eccard.

[2] Nach Ambros 3, 563. Naumann 1, 432—435. Chrysander 2, 317. Reißmann 2, 68—75. Köstlin 214.

[3] Vorrede zum ‚Wittenbergischen Gesangbüchlein' von 1537, abgedruckt bei Wackernagel, Bibliographie 558. Walther's ‚Lob und Preis der löblichen Kunst Musica' vom Jahre 1538, zuletzt abgedruckt bei Goedeke, Dichtungen von M. Luther 203—204. Hermann Finck schrieb im Jahre 1556 in seiner Practica musicae, bei den auswärtigen Nationen ständen die Meister der Musik im höchsten Ansehen und würden reichlichst belohnt, ‚apud nos vero excellentes artifices (ut nihil dicam amplius) in tanto honore et pretio non sunt, imo saepe periculum famis vix effugiunt'. Ambros 3, 365 Note.

weltlichen Volkslied entnommenen Melodien zum Gebrauche des neuen Ritus[1]. Während die katholischen Componisten Ludwig Senfl und Arnold von Bruck keinen Anstand trugen, mehrere für den protestantischen Gottesdienst bestimmte Gesänge von allgemein christlichem Inhalt in Musik zu setzen, nahm Walther eine schroff confessionelle Stellung ein. In einem ‚Neuen geistlichen Liede' von vierundsechzig achtzeiligen Strophen, in welchem er Luther als ‚des deutschen Landes Propheten und Apostel' verherrlichte, dichtete er vom Papste unter Anderm:

Hat viel Abgötterei gestift
Und Christum hoch geschändet,
Mit Heuchelei und Teufelsgift
Die Menschen gar verblendet . . .
Hat sich gesetzt an Gottes Statt,
Sich lassen auch anbeten,
Hat Christus Leiden, Blut und Tod
Mit Füßen gar getreten[2].

Sechsstimmig gab Walther im Jahre 1566 Luther's berühmtes ‚Christliches Kinderlied' heraus, dessen erste Strophe lautete:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und steur des Bapsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum deinen Sohn
Wöllen stürzen von seinem Thron[3].

Luther's Thätigkeit für den Kirchengesang war eine unermüdliche. Er hegte eine begeisterte Liebe zur Musik und war ein geübter Kenner und Sänger polyphoner Tonsätze. Zu verschiedenen Zeiten äußerte er sich: ‚Musicam hab ich allzeit lieb gehabt; ich wollte mich um meiner geringen Musica nicht um was Großes verzeihen.' ‚Ich bin ganz der Ansicht, und scheue auch nicht, sie offen auszusprechen, daß es nach der Theologie keine Kunst gibt, welche der Musik gleichgestellt werden könnte, weil sie allein nach der Theologie das uns gewährt, was sonst nur die Theologie allein zu gewähren vermag: Ruhe und Freude des Herzens.' ‚Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht.' ‚Sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am König Saul sieht.' ‚Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine geschickte Leute. Man muß Musicam von Noth wegen

---

[1] v. Winterfeld 1, 167. Naumann 1, 429—432. Bäumker, Tonkunst 150—151. Köstlin 202—207. Ambros 3, 412—414. ‚Der Palestrina der protestantischen Kirche ist nicht Walther, sondern Johann Sebastian Bach.'

[2] Wackernagel, Kirchenlied 3, 192—197; vergl. die näheren Angaben 1, 777 No. 526. Das Lied ist vom Jahre 1564.

[3] Vergl. über Walther H. Holstein im Archiv für Litteraturgesch. 12, 184 fll.

in den Schulen erhalten, und ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an.'[1]

Besondere Freude hatte Luther an den alten deutschen Kirchenliedern und lobte dieselben mit warmen Worten. ‚Im Papstthum', sagte er in einer seiner Predigten, ‚hat man feine Lieder gesungen: Der die Hölle zerbrach und den leidigen Teufel darin überwand, Item: Christ ist erstanden von seiner Marter alle. Das ist von Herzen wol gesungen. Zu Weihnachten hat man gesungen: Ein Kindelein so lobelich ist uns geboren heute. Zu Pfingsten hat man gesungen: Nun bitten wir den heiligen Geist. In der Messe hat man gesungen das gute Lied: Gott sei gelobt und gebenedeit, der uns selber hat gespeiset.'[2] Wie an den einfachen Weisen der vom Volk in den Kirchen gesungenen ‚feinen Lieder', so hegte Luther auch ‚zum Choral- und Figuralgesang große Lust'. In seinem Hause richtete er eine Cantorei ein, in welcher Motetten von Josquin, Senfl und anderen Meistern gesungen wurden. Bei Einrichtung des Kirchengesangs für die seinem neuen Glaubensbekenntniß sich anschließenden Gemeinden suchte er eifrigst die alte polyphone kirchliche Kunstmusik zu erhalten und benutzte mit Umsicht und Geschick die vorhandenen Melodien. Eigene Melodien hat er nachweislich nicht erfunden, hat sich auch in seinen Schriften nirgends eine solche Erfindung zugeschrieben[3].

Der deutsche Kirchengesang hatte sich im Mittelalter einer Verbreitung erfreut, welche später kaum je wieder erreicht worden, und die Zahl der noch erhaltenen, bald durch Lieblichkeit und Zartheit, bald durch strengen Ernst

[1] Näheres bei Bäumker, Tonkunst 138—142.

[2] Sämmtl. Werke 5, 23.

[3] ‚Ungefähr fünfzig Jahre nach Luther's Tod schrieb Sethus Calvisius diesem noch 137 Lieder, sowie implicite auch einen großen Theil ihrer Melodien zu. Später jedoch verringert sich die Menge der letztern in interessanter und auffallender Progression. Vor Rambach's Werk über Luther's Verdienste um den Kirchengesang galten nur noch 32 Melodien als von unserm Reformator herrührend; Rambach selbst gesteht ihm im Jahre 1813 noch 24 eigene Weisen zu; Koch, Geschichte des Kirchenliedes (1852) noch 9; Reißmann im ersten [soll heißen: zweiten Band S. 59] Band seiner Musikgeschichte (1864) noch 8, darunter 3 als gewiß und 5 als zweifelhaft; Schilling's Universallexicon noch 6; v. Winterfeld, sowie das musikalische Conversationslexicon Mendel's noch 3; Kade, in seinem 1871 herausgekommenen Luthercodex, mit namentlicher Bezeichnung nur noch die Melodie des alten Kampfliedes: „Eine feste Burg", welche er jedoch später, nämlich im Jahre 1877, in der Einleitung zu dem von ihm publicirten ältesten wittenbergischen Gesangbuch Johann Walther's diesem Letztern vindicirt.' Naumann 1, 417. Näheres darüber, daß auch die Melodie dieses ‚Kampfliedes' aus früherer Zeit herstammt, bei Bäumker, Kirchenlied 1, 22. 26 fll., und in dessen gegen A. Thürlings (vergl. Beil. zur Allgem. Zeitung 1887 No 6) gerichteten Aufsatz ‚Zum Streit über die Entstehung der Luthermelodie' in der Monatsschrift für Musikgesch. 1887 No. 5 S. 73—77. Vergl. v. Liliencron in der Zeitschr. für vergleichende Literaturgesch. und Renaissance-Literatur von Koch und Geiger, Neue Folge 1, 147 fll.

und Feierlichkeit, bald durch ‚freudigen Jubel‘ unvergleichlich schönen Lieder mit ihren unnachahmlichen innigen und herzlichen Melodien geht weit in die Hunderte[1]. Unter den Tonsetzern, welche geistliche und kirchliche Lieder kunstvoll bearbeitet hatten, ragte neben Heinrich Isaak und Ludwig Senfl in erster Reihe Heinrich Fink hervor. In dessen fünfstimmigem ‚Christ ist erstanden‘ und in dem vierstimmigen Pilgergesang ‚In Gottes Nam so fahren wir‘ lebt eine urgewaltige Kraft; der Schluß des letztern mit dem voll austönenden Kyrie Eleison erinnert geradezu an die erhabenen Chöre und Chorschlüsse Händel's. In den mehrstimmigen Bearbeitungen der Kirchenlieder, welche die von den Buchdruckern Erhard Oeglin im Jahre 1512 und Peter Schöffer im Jahre 1513 herausgegebenen Sammlungen enthalten, finden sich die ersten tüchtigen Gründe für die Wunderbauten der figurirten und contrapunktirten Choräle Sebastian Bach's[2].

Deutsche Lieder wurden in der Kirche gesungen an den höchsten Festtagen bei dramatischen Aufführungen, ferner in Verbindung mit den Sequenzen, an welchen die mittelalterliche Liturgie ungemein reich; auch während der stillen Messen nach der Wandlung und bei der heiligen Communion, sowie vor und nach der an den meisten Orten mit dem Hochamte verbundenen Predigt. Nicht weniger erschallten deutsche Gesänge bei den so häufigen Volksandachten zum Leiden des Herrn, zum heiligen Sacrament, zur heiligen Jungfrau und anderen Heiligen, ganz besonders aber bei Processionen, Bittfahrten und Wallfahrten, welche zu den wesentlichen Aeußerungen des damaligen Glaubenslebens gehörten[3].

Aber alle beim Gottesdienste gebräuchlichen Lieder sollten nicht den liturgischen Text und den Gregorianischen Gesang ersetzen.

Dagegen stellte Luther Anfangs neben den alten lateinischen Choralgesang das deutsche Kirchenlied als gleichberechtigt hin und erhob es später zum

---

[1] Ueber das alte deutsche Kirchenlied und seine Verwendung beim Gottesdienste vergl. unsere Angaben Bd. 1, 234—242. W. Bäumker, Niederländische geistliche Lieder nebst ihren Singweisen aus Handschriften des 15. Jahrhunderts, in der Vierteljahrsschrift für Mus. Wissensch. Jahrg. 4 (1888) Heft 2, 153—254.

[2] sagt Ambros 3, 366. 370. Der Protestant Arrey von Dommer sagt in seinem Handbuch der Musikgesch. (2. Aufl. Leipzig 1878) S. 181: ‚Daß die contrapunktische Ausgestaltung der Melodien an sich ebensowenig eine Erfindung der Protestanten war, als die Einführung des deutschen Volksgesanges in die Kirche, braucht kaum erinnert zu werden. Den Tonsetzern der Reformation dienten die Melodien des Gemeindegesanges als Stoff für ihre contrapunktischen Arbeiten der Sache nach nicht anders, als den Katholiken ihr Gregorianischer Choral, und contrapunktische Sätze über Liederweisen gab es lange vor der Reformation.‘

[3] Bäumker, Tonkunst 130—135 und Kirchenlied 2, 8—14. A. Schachleiter im Mainzer ‚Katholik‘ 1884, Juliheft 54 fll.

eigentlichen liturgischen Gesang der neuen Gemeinden [1]. Er erkannte in demselben das geeignetste Mittel zur Verbreitung seiner neuen Glaubenssätze und spornte deßhalb seine Anhänger unermüdlich zur Anfertigung kirchlicher, überhaupt geistlicher Lieder an.

Was seine eigene Thätigkeit als Dichter neuer geistlicher und kirchlicher Lieder anbelangt, so sind unter den als sicher beglaubigt ihm zugeschriebenen siebenunddreißig Kirchenliedern zwölf nur Ueberarbeitungen und Erweiterungen früherer deutscher Lieder, acht sind Uebersetzungen von Hymnen und anderen lateinischen Gesängen, acht Psalmlieder, drei Bearbeitungen einzelner Bibelstellen, also nur sehr wenige ganz frei gedichtete Lieder [2]. Aber auch in den Ueberarbeitungen und Erweiterungen offenbart er sich nicht selten als wirklichen Dichter; besonders ist das vielgesungene Lied ‚Eine feste Burg ist unser Gott', wenn es auch in den ersten vier Zeilen den Worten des Psalmes folgt, doch eine eigene Schöpfung von gewaltiger Kraft. Ein tief empfundenes Lied ist sein, zuerst im Jahre 1524 veröffentlichtes ‚Ach Gott vom Himmel, sieh darein', worin er seinem Schmerze über die schon damals innerhalb seiner Partei grell hervortretende Zerrissenheit Luft macht. Sie lehren, lautet die zweite Strophe,

Sie lehren eitel falsche List,
Was eigen Witz erfindet,
Ihr Herz nicht reines Sinnes ist
In Gottes Wort gegründet.
Der wählet dies, der ander das,
Sie trennen uns ohn alle Mas
Und gleissen schön von Außen.

Von älteren geistlichen Singweisen gingen unter vielen anderen in den protestantischen Kirchengesang über: ‚Wir glauben all an einen Gott', ‚Vater Unser im Himmelreich', ‚Es ist ein Ros entsprungen', ‚Christ ist erstanden von der Marter alle', ‚Freu dich du werte Christenheit', ‚Christus fuhr gen

[1] Noch im Jahre 1523 gab Luther in seiner Schrift ‚Von Ordnung des Gottesdienstes' die Anweisung: ‚Die Gesänge in den Sonntagsmessen und Vespern lasse man bleiben, denn sie sind fast gut und aus der Schrift gezogen.' Aber schon zwei Jahre später erschien seine ‚Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes', nach welcher nur das Kyrie der alten Liturgie noch beibehalten war, während alle übrigen lateinischen Gesänge nur in ihrer deutschen Umdichtung Aufnahme fanden. Vergl. Reißmann 2, 48—49.

[2] Nach den Ergebnissen der Forschungen Bäumker's im ersten und zweiten Band der ‚Kirchenlieder'; vergl. Bd. 1, 19. ‚Die meisten seiner Lieder sind und wollen nichts anderes sein als deutsche, volksthümliche und für den Gemeindegebrauch geeignete Bearbeitungen gegebener Vorlagen, denen sie in Gedanken und Form mehr oder minder treu sich anschließen', sagt J. Wagenmann bei Goedeke, Dichtungen von M. Luther XXXIII.

Himmel', ,Nun bitten wir den heil'gen Geist'. Verschiedene Marienlieder wurden ,christlich corrigirt', das heißt der neuen Lehre angepaßt [1].

Da der neue Cultus im Wesentlichen auf die Predigt beschränkt wurde, so nahmen auch die neuen protestantischen kirchlichen Lieder, der Natur des Kirchengesangs wenig entsprechend, vorzugsweise einen lehrhaften Character an. Das Kirchenlied wurde mit dem Lehrgedicht verwechselt und gerieth, ohne allen lyrischen Schwung, in den Ton gereimter dogmatischer oder moralischer Predigten. Wirkliche Poesie kam dabei selten zu Wort [2].

---

[1] Vergl. v. Winterfeld 1, 98—123.

[2] Protestantische Historiker und Literarhistoriker sprechen sich darüber folgendermaßen aus. ,Die gegebene liturgische Freiheit', sagt Gervinus, ,bewirkte bald, daß jeder reformirte Geistliche auch einzelne Lieder machte, die er bei seiner Gemeinde einführte, und Georg Witzel konnte daher lästernd sagen, es sei im halben Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in den Dörfern so untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwei bei der Zeche mache, das er dann mit seinen Bauern zur Kirche singe; und bald hatte Luther schon über ungeschickte Köpfe zu klagen, die ihren Mäusemist unter den Pfeffer mengten.' ,Was das Kirchenlied zur Zwittergattung machte, war, daß es auf die Meinungen wirken sollte und auf Ansichten, und dieß zwar durch den Gesang. Es ward durch jenen Zweck gedankenhaft und lehrend, durch dieß Mittel sollte es der Empfindung angeeignet werden. Die musikalische Dichtung ist schon, streng genommen, eine Abart, weil sie von Phantasie wenig in sich behält, die lehrhafte ist's ganz entschieden: beide sollen nun hier gar in Eins verschmolzen werden! Dieser Verhalt der Sache läßt das geistliche Lied gleich im Anfang der protestantischen Zeit in einer Art von Verfall betrachten, sobald man es nur gegen den alten, christlichen Hymnus überhaupt stellt.' ,Wir stehen nicht an, diese älteren Hymnen poetisch und musikalisch über unsere deutschen zu setzen, nicht allgemein, aber die besten dort über die besten hier.' Gervinus 3, 10—12. 22—23. Carl Adolf Menzel 2, 300 urtheilt über den Gottesdienst und das Kirchenlied der Protestanten: ,Der Gottesdienst hatte sich derjenigen Elemente, welche das Gemüth durch die Macht der Anschauung erheben, fast gänzlich entäußert; den Zweck aber, durch Belehrung zu erbauen, erreichte er immer weniger, je weiter sich die Lehre und die Lehrer von der Quelle der lebendigen Ideen entfernten, und je mehr die Predigt, nach Luther's Hinscheiden, zum Wiederhalle des leeren theologischen Zankes herabsank. Zwar schien die Ausdehnung des Kirchengesanges dem Gemüth und der Einbildungskraft einigen Spielraum zu gewähren; im Grunde aber enthielt derselbe auch nur eine etwas veränderte Aufforderung, der Wissenschaft und der Predigt in den Weg begriffmäßiger Bestimmung des Unbegreiflichen zu folgen. Eigentliche Poesie konnte ohnehin auf dem Boden einer religiösen Vorstellungsweise nicht gedeihen, welche die Fittige der Phantasie zerbrach, um auf der Leiter des Verstandes gen Himmel zu steigen, das Gesammtleben des Gemüths in die beschränkte Form willenloser und unthätiger Gläubigkeit preßte, um ihr die unendliche Liebe in dem starren Begriffe der Gnade als unbedingten göttlichen Rathschluß gegenüber zu stellen, und die Schwingen des menschlichen Geistes nur darum nicht lähmte, weil sie nicht im Stande war, ihre Grundsätze folgerecht durchzuführen und vollständig in's Leben zu setzen.' Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung 2, 203 fll., schreibt: ,Die schönsten und ältesten Kernlieder in evangelischen Gesangbüchern sind eine Uebersetzung

Eines der am häufigsten und nach den Berichten von Zeitgenossen mit Begeisterung gesungenen Lieder behandelte in vierzehn siebenzeiligen Strophen

---

älterer katholischer Kirchenlieder.' ,Luther's alte Kernlieder sind fast durchaus nur deutsche, aber vortreffliche Uebertragungen älterer katholischer Lieder.' ,Neben den lutherischen bilden die Lieder von Decius († 1529) den altkatholischen Kern der protestantischen Gesangbücher.' ,Ein großes Uebel für die lutherischen Gesangbücher war der Umstand, daß sich allzuviel unberufene Sänger herbeidrängten. Jeder, der etwa nur den guten Willen hatte und ein paar Reime zusammenbrachte, hielt sich schon für einen Kirchendichter. Die Calvinisten, in vielen Beziehungen immer die Praktischen, sahen diesen Uebelstand ein und beseitigten ihn, indem sie die in's Deutsche übersetzten und gereimten Psalmen allein zu ihrem Gesangbuche machten. Die Lutheraner aber reimten fort und überschwemmten die Gesangbücher mit einer Summe von Kirchenliedern, die man schon im vorigen Jahrhundert zu sechzigtausend Nummern berechnete.' ,Maria und alle Heiligen wurden aus den lutherischen und reformirten Gesangbüchern verbannt, die kirchliche Tradition zerrissen, die geistige Architectur der mittelalterlichen Kirche galt als nicht mehr vorhanden. Dem überreichen Idealismus, zu dem die katholische Poesie gerade damals in Spanien unter Calderon sich steigerte, stellte die neue Kirche die strenge und harte Armuth eines fast mehr an das alte, als an das neue Testament sich anklammernden Realismus entgegen. Sie fiel überhaupt in den Judaismus zurück.' ,Ferner characterisirt das protestantische Kirchenlied die Lehrhaftigkeit. Sofern die Predigt Hauptsache des Gottesdienstes wurde, mußte begreiflicher Weise auch das Lied vorzugsweise lehrhaft werden. Das Wort Gottes wurde in unzählbare Sprüche aus einander gebrochen und diese wieder gereimt zu Kirchenliedern. Auch der Katechismus ging gereimt in die Gesangbücher über.' So gab zum Beispiel Joachim Aberlin im Jahre 1534 ,Einen kurzen Begriff und Inhalt der ganzen Bibel in drei Lieder zu singen' heraus. Wackernagel, Bibliographie 551. Weil die ,schöne und göttliche Kunst der Musik jetzund zu aller Schand und Unart' gebraucht werde, so besorgte Wolfgang Figulus, damit ,die Jugend die Musik recht gebrauchen lerne, im Jahre 1560 eine verbesserte Auflage von Martin Agricola's ,Deutsche Musica und Gesangbüchlein, darin die Evangelien in deutsche Reim gesangweise gefasset' waren. Wackernagel 606. Das meiste Lob und den meisten Tadel erntete Ambrosius Lobwasser († 1585), der die Psalmen nicht nach dem lutherischen Texte, sondern mit Hülfe eines Franzosen aus einer französischen Uebersetzung in's Deutsche übertrug (vergl. Gervinus 3, 41—42). Diesem calvinischen Psalter setzte Cornelius Becker im Jahre 1602 seinen Psalter mit Bewußtsein als einen eigentlich lutherischen entgegen. In der Vorrede sagte Polycarpus Leiser: ,Es ist bei uns Deutschen ein elend Ding, daß uns der Fürwitz also reitet, quod sumus admiratores rerum exoticarum et contemtores propriarum; was fremd und seltsam ist, das halten wir hoch, und entgegen, was Gott uns bescheeret, ob es schon besser und herrlicher ist, so wird es verachtet. Also gehet es mit den lieben Psalmen Davids auch. Weil Ambrosius Lobwasser D. die Psalmen Davids auf fremde, französische und für den weltlüsternden Ohren lieblich klingende Melodeien gesetzt hat, also daß man sie auf vier Stimmen singen kann, so wird derselbe Psalter publice und privatim so hoch gehalten, als wenn nichts bessers könnte gefunden werden, ungeachtet daß es fürwahr mit den Reimen mäßig Ding ist, welche meistens theils gezwungen, unverständlich und gar nicht nach der Art deutscher Reimen, sondern mehr nach der französischen Manir gemacht sein.' Wackernagel 447; vergl.

die dogmatischen Streitfragen über den Glauben und die Werke. Es war das von Paul Speratus nach der alten Melodie ‚Freu dich du werthe Christenheit‘ [1] gedichtete Lied ‚Vom Gesetz und Glauben‘:

Es ist das Heil uns kommen her
Von Gnad und lauter Güte,
Die Werk die helfen nimmer mehr . . . [2],

weil Christus für alle Menschen genug gethan habe. In demselben Sinne sang der Zwinglianer Johannes Zwick vom Gesetze. Christus habe sich demselben unterworfen:

Dahär auch wir yetz fry vom Gsatz
Und dem nit underworfen . .
Das Gottes Kind hat ouch sin Blut
Vergossen zwar gar junge,
Damit uns sölichs käm zu gut
Und uns das Gsatz nit zwunge [3].

Von dem fruchtreichen Dichter geistlicher Gesänge Bartholomäus Ringwalt ging in verschiedene protestantische Gesangbücher ein Bittgebet über in

---

Becker's Vorrede 680—683. Verzeichniß der Psalmendichtungen bei Goedeke, Grundriß 2, 172—175; vergl. Reißmann 2, 66 fll. Wie hoch auch der lutherische Liederschatz im Laufe der Zeit anwuchs, ‚so waren es doch nur‘, betont Tholuck, Das kirchliche Leben 128, ‚die in Luther's Wittenberger Gesangbüchlein von 1525 enthaltenen und für die Sonn- und Festtagsgottesdienste durch die Kirchenordnungen vorgeschriebenen zweiunddreißig Lieder, welche immer aufs Neue wiederholt wurden. Diese wenigen Lieder wurden in den Schulen durch Vorsprechen gelernt: bis in das neunzehnte Jahrhundert war in den Landkirchen der Gebrauch des Gesangbuches unbekannt.‘ ‚Die Liedersammlungen im 16. Jahrhundert‘, sagt Curtze, Gesch. des evangel. Kirchengesangs im Fürstenthum Waldeck 55, ‚waren mehr für den Privatgebrauch; Prediger und Cantoren mußten dem Volke die Lieder so lange vorsagen und vorsingen, bis es sie auswendig wußte.‘ Tholuck 129 erwähnt die ‚weitverbreitete Klage, daß namentlich von den Frauen, aber auch von den Männern, nicht mitgesungen werde‘. Ueberhaupt war der deutsche Kirchengesang bei den Protestanten keineswegs in so allgemeinem Gebrauche, wie man gewöhnlich annimmt. Cyriacus Spangenberg klagte darüber, daß an manchen Orten ‚vor und nach der Predigt gar nichts gesungen‘ werde (Von der Musica 153). Georg Bruchmann sagt im Rückblick auf seine um das Jahr 1600 in Züllichau verlebte Jugend: man habe damals beim Gottesdienste ‚oftmals nicht ein einziges deutsches Lied gesungen, es wäre denn, daß es etwa geschehen, wenn der Pfarrer hätte sollen auf die Kanzel gehen . . . und wußte Niemand, ob es gehauen oder gestochen war, wie man im Sprüchwort zu reden pflegt‘. Löschke 113—114.

[1] Vergl. Bäumker, Kirchenlied 1, 549. 551.

[2] Wackernagel, Kirchenlied 3, 31—32. ‚Das Lied wurde oft gebraucht, um katholische Prediger von der Kanzel herunterzusingen.‘ Cunz 1, 52—53. 166. Wangemann, Gesch. des evangel. Kirchenliedes 167.

[3] Wackernagel 3, 607.

Sachen der täglichen Nahrung: Gott möge ‚darinnen Maß und Ziel halten und ja nicht allzu viel geben‘, aber:

Gib uns auch nicht zu wenig Brod,
Sonder zu rechter Maßen,
Auf daß wir nicht aus großer Not
Dein rein Gebot verlassen,
Noch von dem Wuchrer dürfen was
Aufborgen, der das beste Gras
Auf fremden Wiesen mähet.
Für diesen Fresser uns bewahr . . .[1]

Gut gemeint war auch eine geistliche Ermahnung Hans Ober's gegen ‚den geizigen Mammon‘, in der es hieß:

Es schreibt im sechsten Sant Matthes:
Niemand kann zweien Herren
Im Dienst treulich erzeigen sich
Und bhalten beider Gunst,
Entweder er befleiß sich des
So er anhanget geren,
Schaffet demselben eigentlich,
Den andern läst er sunst.
Derhalb kannst du nicht dienen Got
Und dem feuchtigen Mammon,
Steh ab vom Gwerb, ist Pauli Rath
Im sechsten Timotheon . . .
Recordier hiermit beschließlich
Auch Sant Matthes des sechsten:
Kein Schätze soll du samlen dir
Allhie auf dieser Erd[2].

In einem ‚Geistlichen Gesang von allen Ständen‘, zu singen in dem Ton ‚Nun freut euch lieben Christen gemein‘, bat Caspar Löner unter Anderm:

Ir Väter reizt nicht eure Kind,
Die euch hier seind geboren,
Mit unzimlicher Straf zu schwind
Zu dem sündlichen Zoren,
Auf daß sie nicht ganz blödt wern,
Sonder aufwachsen in dem Herrn
Ermanet und erzogen[3].

In den Züricher Gesangbüchern findet sich aus den Sprüchen Salomon's ein ‚Geistlich Lied‘ des Hans Fries ‚von einem gottesfürchtigen und hußlichen Weib‘, worin die Reime:

---

[1] Wackernagel 4, 955. Vergl. Wangemann 237.
[2] Wackernagel 3, 516—517. [3] Wackernagel 3, 639.

Vil Kleider thut sie machen
Von Scharlat und Lynwat,
Deß mag sie wol gelachen,
Dann sy's erspunnen hat . . .
Sy macht gar köstlich Borten
Ouch sydne Thüchli zwar,
Verkoufts an allen Orten,
Das Geld das nimmt sie bar . . .[1]

Viele Gesänge handelten von guten Predigern. So reimte zum Beispiel Erasmus Alber in einem ‚Lied von der Himmelfahrt Christi':

Der Herr verläßt uns nimmermehr,
Er gibt uns gute Prediger,
Die unser pflegen in der Welt,
Bei seinem Wort er uns erhält . . .
Ein jeder, der da predigen soll,
Der muß das eben wissen woll,
Wo nicht der Geist sein Herz bewegt,
Daß er das Amt nicht wohl verhegt[2].

Bartholomäus Ringwalt ließ nach der Melodie ‚Es ist das Heil uns kommen her' die Gemeinde Gott anflehen:

Laß uns nit unterwegen,
Verschaff getreue Prediger,
Die unser fleißig pflegen . .
Für Hunds Aptecken uns bewar,
Die gute Zähn ausbrechen
Und von ihr alt verfälschte War
Fein wissen hoch zu sprechen,
Und führen doch vergifter Kraut,
Sein Schälk und Buben in der Haut,
Die Land und Leut betrigen.
Du Herr aus Gnaden selber flick
Dein allerliebst Gemeine . . .[3]

In einem andern Liede sollte nach derselben Melodie bezüglich der Prediger gesungen werden:

Für Ehrgeiz, Hoffart, Haß und Neid
Sie gnädiglich bewahre,
Daß deiner lieben Christenheit
Kein Anstoß widerfahre

---

[1] Wackernagel 3, 852—853. ‚Es ist lehrreich, das Lied mit dem von Paul Gerhardt ‚Ein Weib, das Gott den Herrn liebt' zu vergleichen.' Paul Gerhardt (geb. um 1607) mit seinen kräftigen und warm empfundenen Liedern kommt erst in einem spätern Bande für uns in Betracht.

[2] Wackernagel 3, 881. 882. [3] Wackernagel 4, 964.

Durch ihren Zank, als wol geschicht,
Wenn sich die Prädikanten nicht
Fein brüderlich begehen [1].

Auch die beiden von den Protestanten am meisten gefeierten Dichter Hans Sachs und Johann Fischart betheiligten sich an der Anfertigung kirchlicher Gesänge und machten Psalmlieder, welche in verschiedenen Gemeindegesangbüchern Aufnahme fanden. Von Hans Sachs brachten die Nürnberger Enchiridien vom Jahre 1527 ,in vier genotirten Tönen' Psalmlieder mit den kaum bequem zu singenden Strophen:

Die Heiden sind versunken stetz
In Grub, die sie gmacht hetten,
Ihr Fuß ist gfangen in dem Netz,
Das sie uns stellen thetten . . .

Ueber die Gotlosen wird er
Strick, Feur, Schwefl regen thone,
Und Wind, des Ungewitters mer
Einschenkt er ihn zu Lone . . .

Dann wird sich frewen der Gerecht,
Wem Gott solche Rach thute,
Und wird seinen Gang baden schlecht
In des Gotlosen Blute . . . [2]

Zu den von Fischart verfertigten, in protestantische Gesangbücher des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts aufgenommenen [3] geistlichen Dichtungen gehörten eine Ueberarbeitung des alten herrlichen Weihnachtsliedes ,In dulci Jubilo, Nu singet und seid fro', und ein ,Trostpsalm wider unrechtfertige Leut'. In ersterm wurde gesungen:

O Jesu, zu uns näh,
Nach dir war uns lang we,
Tröst mir mein Gemüte
O gnadrichs Knäblein, meh,
Nach aller deiner Güte
O Friedfürst aus der Höh,
Zieh mich nach dir meh,
Daß ich dich ewig seh [4].

In katholischen Gesangbüchern lautete diese Strophe:

O liebes Jesulein,
Bei dir da wöllen wir sein,
Tröst uns unser Gemüthe,

[1] Wackernagel 4, 964. 967. [2] Wackernagel 3, 62—66.
[3] Vergl. Koch, Gesch. des Kirchenlieds 2, 282.
[4] Wackernagel 4, 826—827.

O herzigs Kindelein,
Durch deine große Güte,
Du bist der Herr allein,
Wolst uns gnädig sein [1].

In dem Trostpsalm (Psalm 58) reimte Fischart von der ‚Gotlosen Art‘:

Sie wütet und wais doch nicht was,
Des Ernst ist sie ein Spotter,
Stopft Ohren vor gutem Rath aus Haß
Gleichwie ein taube Otter . . .
Zerbrich ihn, Gott, im Maul die Zän
Und mit Gewalt zerstose,
Der jungen Löwen Backenzän
Ir unverschamt zumosen [2].

Psalm 49 ‚Höret zu ihr Völker all zugleich‘ besagt bezüglich der Gottlosen:

Ja müsen davon wie das Vieh,
Des man nit me gedenket,
Weil sie wie das Vieh lebten hie,
Welchs Irdischem nachhenket . . .

Sie liegen in der Höll wie Schaf,
Daß sie der Tod da nage,
Ihr Leib wart im Grab auf die Straf
Wie ein Schaf auf dem Schragen:
Man treibt sie in d' Höll Härden weis,
Daß sie der Tod da waid zur Speis,
Da ist heulen und klagen.

Damit ‚die Jugend‘ das Symbolum des hl. Athanasius ‚leichtlicher beten und singen‘ lerne, faßte Fischart dasselbe in Reime, in welchen zu lesen:

Der Vater ist onmäslich gar,
Der Sohn ist auch onmäslich,
Der heilig Geist onmäslich zwar,
Und ist ein Gott doch mäslich . . .

Gleichwie auch nit ongschaffen drei,
Noch drei onmäslich leben,
Sonder nur ein Ongschaffner sei
Und ein Onmäslicher eben . . .

Also der Vater ist der Herr,
Der Sohn ist auch der Herre,
Der heilig Geist der ist auch der,
Doch ist ein Herr, nicht mehre.

---

[1] Kehrein 1, 252. [2] Wackernagel 4, 840—841.

Eine dreizehnstrophige Tischsegnung Fischart's mit angegebener Melodie lehrte beten:

Der in der Wüsten hat gespeiset
Fünftausend Mann nur mit fünf Brot,
Welche seim Wort seind nachgereiset,
Denn dem fällt Als zu, der sucht Got . . .

Daß unser Herzen nicht beschweret
Mit Fressen, Saufen werden hie,
Sonder daß wir, wie dein Sohn lehret,
Sein Zukunft warten spat und frü.

Poetisch nicht weniger eigenthümlich ist ein Begräbnißlied von fünfundzwanzig Strophen:

Der Leib, weil er hie hat sein Mütlin,
War er d' Seelen Herberghüttlin,
Die Got ein zeitlang drein losiret,
Bis er sie wieder daraus führet . . . [1]

Kaum glücklicher im Ausdruck war Erasmus Alber in einem Lied ‚bei des Herrn Abendmahl zu singen':

Dis ist das rechte Osterlamm,
Gebraten an des Kreuzes Stamm,
Davon niedlich zu essen ist,
Das ist der lieb Herr Jesus Christ [2].

Ein Dichter von wirklicher Begabung für geistliche Gesänge und von nicht gewöhnlicher Sprachgewandtheit war Nicolaus Selnekker. Auch wer ihn als Streittheologen ungünstig beurtheilen muß [3], wird ihn aus seinem ‚Psalter und Gebetlein für die Hausväter und ihre Kinder' (1578) und aus seinen ‚Christlichen Psalmen, Liedern und Kirchengesängen' (1587) als Dichter liebgewinnen und an seinem ernsten, frommen und lautern Sinn sich erbauen. Seine Gesänge sind auch von culturgeschichtlicher Bedeutung. Auch er eiferte nach der Gewohnheit der Zeit wider den Papst, aber was sein Gemüth am tiefsten bewegte, war der Anblick der innern Zerrissenheit der neuen Kirche, der wachsende Haß zwischen den Theologen und Prädikanten und die allgemein zunehmende Sittenlosigkeit:

Wo ist jetzund Gerechtigkeit?
Wo ist die Zucht und Ehrbarkeit?
Wo ist der Glaub, Treu, Lieb und Gunst?
Wer dient seim Nächsten jetzt umsunst? . . .
Gotts Furcht auf Erden nackend ist,
Der Glaub verschwind't, die Lieb verlischt . . .

---

[1] Wackernagel 4, 811. 814. 825. 839—840. [2] Wackernagel 3, 883.

[3] Im vierten Bande unseres Werkes hatten wir über ihn in dieser Beziehung wiederholt zu berichten; vergl. die dort im Personenregister angeführten Seiten.

Es ist jetzund die letzte Zeit,
Da Glaub und Lieb darnieder leit;
Allenthalben ist Triegerei,
Neid, Haß, Vortheil, Verrätherei . . .

Im Anschluß an Psalm 142 klagt er über die ‚falschen Lehrer‘:

Wo ich hinschau bei nah und weit,
Zur rechten und zur linken Seit,
Da ist Untreu und Sicherheit,
Ehrgeiz, Zank, Hochmuth, Herzenleid.
Sie sind ob deinem Wort getrennt,
Wenn ich was red, mich Niemand kennt . . .
Ach Herr, du weißt wol was ich mein,
Ich klag und sag dir's jetzt allein . . .

An Stelle von Luther's ‚Und steur des Papsts und Türken Mord . .‘ setzte er:

Erhalt uns nur bei deinem Wort
Und wehr des Teufels Trug und Mord,
Gib deiner Kirchen Gnad und Huld,
Fried, Einigkeit, Muth und Geduld.

Den stolzen Geistern wehre doch,
Die sich mit G'walt erheben hoch
Und bringen stets was Neues her,
Zu fälschen deine rechte Lehr . . .

Einer seiner schönen Trostsprüche lautete:

Geh deinen Weg
Auf rechtem Steg,
Far fort und leid,
Trag keinen Neid,
Bet, hoff auf Gott
In aller Not,
Sei still und trau,
Hab Acht und schau,
Groß Wunder wirst du sehen [1].

Ueberall, wo die Dichter noch die alte Kern= und Kraftsprache und den einfach schlichten und innigen Ton der deutschen geistlichen und kirchlichen Lieder des Mittelalters bekundeten, sind sie ansprechend und wohlthuend.

So Benedict Gletting in seinem Lied:

In meines Herren Garten
Wachsen der Blümlein viel,

---

[1] Wackernagel 4, 216. 235. 241. 243. 272—274. 286.

Der Glaub thut ihr schon warten,
Die Lieb sein pflegen will
Mit getreuem Herzen
In Geduld und Trübsal viel ...[1]

So auch Paul Eber in seinem ‚Betliedlin zu Christo um einen seligen Abscheid':

Wann ich nu komm in Sterbens Noth
Und ringen werde mit dem Tod,
Wann mir vergeht all mein Gesicht
Und meine Ohren hören nicht,
Wann meine Zunge nichts mehr spricht
Und mir vor Angst mein Herz zerbricht,

Wann mein Verstand sich nicht versinnt
Und mir all menschlich Hülf zerrinnt:
So komm Herr Christe mir behend
Zu Hilf an meinem letzten End
Und führ mich aus dem Jammerthal,
Verkürz mir auch des Todes Qual ...[2]

Demüthig vertrauensvoll spricht sich auch Nicolaus Hermann, Cantor zu Joachimsthal († 1561), in seinen Morgen- und Abendliedern aus. Sein Lied um eine selige Sterbestunde:

Wenn mein Stündlein fürhanden ist
Und soll hinfarn mein Straße,
So gleit du mich, Herr Jesu Christ,
Mit Hülf mich nicht verlasse ...[3]

ging nebst seiner schönen Melodie in katholische Gesangbücher über[4]. Ebenso[5] Philipp Nicolai's inniges ‚Geistlich Brautlied der gläubigen Seele':

Wie schön leuchtet der Morgenstern
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn,
Die süße Wurzel Jesse ...[6]

Zum Trost und zur Erbauung Unzähliger diente das Lied des Predigers Martin Schalling:

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!
Ich bitt, wölst sein von mir nicht ferr
Mit deiner Güt und Gnaden!

---

[1] Wackernagel 4, 160. [2] Wackernagel 4, 4. [3] Wackernagel 3, 1211.
[4] Vergl. Bäumker 2, 305—306.
[5] Vergl. Bäumker 1, 92—93. 97 No. 327.
[6] Wackernagel 3, 258. Ueber den Mißbrauch dieses Liedes beim Volke, welches die geistliche Vermählung mit Christus auf's Fleischliche bezog, vergl. Cunz 1, 433. 437.

Die ganze Welt nit freuet mich,
Nach Himmel und Erd nit frage ich,
Wenn ich dich nur kann haben.
Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht,
So bist doch du mein Zuversicht,
Mein Theil und meines Herzens Trost,
Der mich durch sein Blut hat erlost . . .[1]

Ein warmer Hauch kräftigen Gefühls weht in manchen Liedern der Wiedertäufer und der böhmisch-mährischen Brüder[2]. So sang unter ersteren Georg Grüenwald, ein Schuster, der, nach dem Berichte einer Chronik der Wiedertäufer, im Jahre 1530 ‚zu Kopfstain um der göttlichen Wahrheit willen gefangen, zum Tode verurtheilt und verbrannt worden', das Lied ‚Kommt her zu mir, sagt Gottes Sohn':

Gern wollt die Welt auch selig sein,
Wenn nur nit wär die Schmach und Pein,
Die alle Christen leiden:
So mag es doch nit anders gsein,
Darumb ergeb sich nur darein,
Der ewig Pein will meiden . . .

Was hilft den G'lerten große Kunst?
Der weltlich Pracht? Es ist umsunst,
Sie müssen alle sterben:
Wer sich in Christum nit ergeit,
Dieweil noch ist der Gnaden Zeit,
Ewig muß er verderben.

Die Welt erzittert ob dem Tod:
Wenn jetzund kommt sein große Not,
Dann will er erst frommb werden.
Der schaffet dieß, der ander das,
Sein selbs er aber stets vergaß,
Dieweil er lebt auf Erden:

Und wenn er nimmer leben mag,
So hebt er an ein große Klag,
Will sich erst Gott ergeben:
Ich sorg fürwahr, daß Gottes Gnad,
Die er allzeit verspottet hat,
Ob sein werd schwerlich schweben . . .[3]

Von dem böhmisch-mährischen Bruder Georg Vetter ist das vielgesungene Lied:

---

[1] Unter Anderm im Dresdener Gesangbuch von 1590; bei Wackernagel 4, 788.

[2] Ueber den geistlichen Gesang der Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert vergl. v. Winterfeld, Zur Gesch. heiliger Tonkunst 2, 1—27.

[3] Wackernagel 3, 128—129.

Laß Herr vom Zürnen
Ueber uns Elenden!
Laß ab vom Grimmen,
Wolst dich zu uns wenden . . .[1]

Neben diesen, an die mittelalterliche Art kirchlicher Liederdichtung sich anschließenden Gesängen begegnet man vielen anderen, welche sich neuer Gefühls- und Ausdrucksweisen befleißigten. Den Reigen der später zahlreichen ‚honigsüßen Wiegenliedlein' eröffnet Johannes Mathesius mit einem im Wittenberger Gesangbuch vom Jahre 1562 abgedruckten Liede, in welchem Christus der Herr angeredet wird:

O du trautes Jesulein,
Gotts Lämmelein,
Erbarm dich mein,
Faß mich auf dein Rückelein
Und trag mich fein!
O Jhesu, liebes Brüderlein,
Du wolst Emanuelchen sein
Und unser ewiges Priesterlein[2].

In einem ‚Geistlichen Berglied' vom Jahre 1556 erörterte derselbe Dichter:

Gott, Vater, Sohn, heiliger Geist
Durchs sprechen gut Erz wachsen heist,
Aus Queckfilber und Schwefel rein
In Seifen, Gängen, Fletz und Stein . . .

Er knüpfte daran die Bitte:

Gott, der du schaffst Kyß, Glanz und Querz,
Verwandel solchs bei uns in Erz,
Veredel unser Gäng mit Gschick,
Durch dein Geist unser Sünd abquick . . .[3]

In besonderer Vertraulichkeit stellte Bartholomäus Ringwalt an Gott die Frage:

Warum willst du dein Angesicht
Mit Plundern so verdecken,
Und als ein Mann
Mich laufen an
Mit schrecklichen Geberden?
Ach, Herr, nimm ab
Die Nebelkap,
Ich möcht getödtet werden[4].

---

[1] Wackernagel 4, 462. [2] Wackernagel 3, 1153.
[3] Wackernagel 3, 1151. Vom Jahre 1556.
[4] Wackernagel 4, 933. Sonderbar nimmt sich dieses Lied aus im Vergleiche zu Ringwalt's einfach schlichtem und körnigem, während einer verheerenden Pest gedichtetem Bußliede: ‚O frommer und getreuer Gott' 4, 909.

Noch eigenthümlicher berührt in den von Doctor Heinrich Knaust zum Gebrauche der Jugend im Jahre 1571 ‚christlich moraliter und sittlich veränderten Gassenhauer, Reuter- und Berglidlin‘ die Unterredung:

Ich sprach meim Herre Gott kindlich zu,
Wie ich ihn liebt im Herzen
Und er mir nit desgleichen thu,
Leget mir an viel Schmerzen,

worauf Gott antwortet:

Solchs ich mit Fug
Thu, Männlin klug!
Also ist mein Sitt!
Ju, Ju, Ju, Ju, Ju!
Liebs Männlin, murr nur nit . . .
Auf mich fest bau,
Ob ich gleich hau:
Also ist mein Sitt!
Ju, Ju, Ju, Ju, Ju!
Liebs Männlin, murr nur nit [1].

---

[1] Wackernagel 4, 781. Vollständiger Titel bei Wackernagel, Bibliographie 369. Ein der Vorrede folgendes Gedicht von Andreas Gartner besagt: um der zarten Jugend den Buhlentand aus der Hand zu reißen,

So ist hie förmlich zugericht
Der Jugend all zu gute
Ein Büchlein, auf das best gedicht
Aus gar christlichem Mute.
Das hat gethan der hochgelert
Und edel Doctor Knauste,
Die Jugend schon hiemit verehrt,
Geschriebn mit seiner Fauste.
Aufs artigst Alles wol bedacht,
Aus rechtem Grund der Schriffte,
In gegenwärtig Form gebracht,
Darmit er Gottsforcht stifte . .

Die schon früher bestandene Sitte, weltlichen Melodien und Liedern geistliche Texte unterzulegen, wurde von den Protestanten noch weiter ausgebildet, ‚theils weil auf diese Weise ihre Lehren schnell in Volk und Haus drangen, theils weil das Bedürfniß der Kirche, der Gemeinde am Gesang Theil zu geben, dadurch am leichtesten befriedigt ward. Es gab ganze Sammlungen, wo man nicht allein die weltlichen Melodien oder nur die Liederanfänge behielt, sondern auch den größern Theil des profanen Textes‘. ‚An den Nutzen dieses Gebrauchs der geistlichen Umdichtungen und Parodien grenzte begreiflicher Weise der Mißbrauch hart an. Fischart hatte über das Unwesen zu klagen, daß die Prediger geistliche Lieder von einer wilden Sau, und das geistlich wacker braune Magdelein, den geistlichen Felbinger und Buchsbaum dichteten‘. Gervinus 3, 28. Sammlungen geistlicher Umdichtungen verzeichnet bei Goedeke, Grundriß 2, 85—87. 210—213.

Die herrlichen deutschen geistlichen Lieder, welche längst vor Luther's Zeit im Gebrauche gewesen waren, lebten noch das ganze siebenzehnte Jahrhundert hindurch im Munde des protestantischen Volkes [1], aber die Erinnerung an ihren katholischen Ursprung war bereits in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, nachdem viele derselben in protestantischen Gesangbüchern Aufnahme gefunden hatten, fast gänzlich verschwunden. ‚Die Sectirer', sagte ein katholischer Prediger im Jahre 1562, ‚wollen nit wissen, daß solch schöne deutsche Gesänge, so sie an hohen Festtagen in ihren Kirchen brauchen, von unseren löblichen christlichen Vorfahrern vor hundert Jahren und länger allbereit gesungen worden; erkühnen sich gar frech zu sagen, wir Catholischen hätten diese Lieder, diemal wir sie jetzund noch singen, aus Luther's, ihres Propheten, und ander Gesangbüchern gestohlen; hätten auch ehedem von Christus dem Herrn nimmer gesungen, sonder uns aus Furcht und Erschrecken vor ihm verstecket'; sie behaupten ‚solchs, onangesehen, daß unsere alten Lieder zu seiner Lieb, Danksagung, Lobpreisung und Verherrlichung das Widerspiel darthun'. ‚Die Sectirer haben weggenommen was unser ist, und sagen nun: wir Catholischen seien die Diebe.' [2]

Jene Behauptung hatte unter Anderen der protestantische Liederdichter Nicolaus Hermann aufgestellt. In der alten Kirche, schrieb er im Jahre 1560, ‚wußte Niemand vom Herrn Christo zu singen und zu sagen; er ward schlechts für einen gestrengen Richter, bei dem man sich keiner Gnade, sondern eitel Zorn und Strafe zu versehen, gehalten und ausgegeben' [3]. Johann von Münster, Erbgesessener zu Vortlage, gab im Jahre 1607 des Genauern eine Anzahl Lieder an, welche die Katholiken gestohlen haben sollten. ‚Zur Verführung der ganzen Christenheit', betheuerte er, verberge sich der Papst ‚gleich als der Teufel in Engelgestalt unter Luther', indem er in Deutschland allenthalben dessen geistliche Gesänge: ‚Nun bitten wir den heiligen Geist — Komm heiliger Geist — Gott der Vater wohn uns bei — Gelobet seistu Jesu Christ — Der Tag der ist so freudenreich' und andere geistliche Gesänge mehr ‚öffentlich singen und schallen läßt: welches aber allein dahin angesehen und zu dem Ende gemeint ist, daß nämlich durch solche päpstliche Raub- und Lockvögel unter dem lieblichen Schall der lutherischen Gesänge die Einfältigen desto leichter zu ihnen gelockt, in ihre Fallstricke gebracht, folgends

---

[1] Vergl. Hoffmann von Fallersleben im Weimarer Jahrb. 5, 79.

[2] Predig auf das hochheilig Fest der Geburt Christi, gehalten im Dom zu Mainz 1562 von P. Gerhard Fabri. Bl. 2ª. 3.

[3] Reißmann 2, 56—57. Cyriacus Spangenberg behauptete in seiner Schrift ‚Von der Musica' S. 161: ‚Im Papstthum' habe ‚man Alles in der Kirche und in der Gemeine in lateinischer Sprache gesungen; und da auch Jemands der Leien solchs, was in Latein gesungen, deutsch berichten wollen, haben's die Geistlichen nicht gern gesehen'.

durch ihre Abgötterei gar verführt und in ewiges Verdammniß gestürzt werden möchten' [1].

Nun gehörten aber die bezeichneten Lieder bereits dem vierzehnten und dem fünfzehnten Jahrhundert an [2].

Als David Gregor Corner im siebenzehnten Jahrhundert sein katholisches Gesangbuch bearbeitete, war er Anfangs der Meinung, alle Lieder, ,so in ketzerischen Gesangbüchlein zu finden', wegzulassen. ,Aber diese Meinung', sagte er, ,hat mir gar ein gottseliger Pater der Societet Jesu gewendet, und mir zu Gemüthe geführt, daß die Unkatholischen ihre Gesangbüchlein mit nicht wenigen unseren uralten andächtigen Gesängen gespickt, ja so gar vermessen gewesen, daß sie auch deren etliche mit des Luther's Namen verunreiniget, als da seien: „Der Tag der ist so freudenreich", „Gelobet seystu Jesu Christ", „Christ ist erstanden", „Nun bitten wir den heiligen Geist", „Wir glauben all an einen Gott", „Jesus ist ein süßer Nam" und dergleichen mehr, von welchen doch die ganze teutsche Christenheit weiß, daß sie älter seien als Luther und sein neues Evangelium. Nun wolle sich keineswegs gebühren, solche gute alte Andachten, deren auch das gemeine Volk so lang gewohnet, nur darum auszulassen, daß sie auch von Feinden des wahren Glaubens gebraucht und ihnen fälschlich zugeschrieben werden.' [3]

Anderseits entlehnten aber auch die Herausgeber katholischer Gesangbücher zahlreiche protestantische Lieder, welche nichts Unkatholisches enthielten. So finden sich in dem Gesangbuche des Bautzener Domdechanten Johann Leisentrit vom Jahre 1567 unter den 250 Liedertexten nicht weniger als neununddreißig aus dem im Jahre 1555 erschienenen ,Schlesischen Singbüchlein' des Pfarrers Valentin Triller von Gora, und außerdem noch viele andere protestantische Gesänge [4]. Schon Michael Vehe, Stiftspropst in Halle, benutzte in seinem ,Neuen Gesangbüchlein geistlicher Lieder' vom Jahre 1537 die seit dem Jahre 1524 erschienenen protestantischen Gesangbücher und brachte mehrere alte katholische Lieder in einer von Protestanten beliebten Form [5].

Wie die geistlichen deutschen Lieder bei den Protestanten, nach den Ermahnungen ihrer Herausgeber, nicht allein zum kirchlichen Gebrauche dienen sollten, sondern auch zum Unterricht in den Schulen und zur häuslichen Andacht, so auch bei den Katholiken. In den Vorreden zu den katholischen

---

[1] Examen und Inquisition der Papisten und Jesuiter, herausgegeben unter dem Namen Maximilian Philos von Trier (1607) S. 190. Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 254. 327. [2] Bäumker, Kirchenlied 1, 13 fll.

[3] Bei Bäumker 1, 226; vergl. S. 202 die Vorrede des Andernacher katholischen Gesangbuches vom Jahre 1608; vergl. auch S. 233.

[4] Bäumker 1, 139 und 2, 44—47.

[5] Bäumker 1, 34—35. 127. Vergl. v. Liliencron in Koch und Geiger's Zeitschr. für vergleichende Litteraturgesch. 2c., Neue Folge 1, 146—147.

Gesangbüchern wird häufig darauf hingewiesen, daß die Lieder und geistlichen Gedichte für ‚die Jungen und Gewachsenen‘ dazu bestimmt seien, sich ‚damit zu Haus und Feld und Kirchen christlich zu üben‘, sich ihrer ‚in den Schulen, heiligen Meß, Catechismo, Kreuzgängen und Kirchfahrten, ja auch gar in den Häusern und überall, auch bei der Hand-Arbeit zu gebrauchen‘. Eindringlich mahnte insbesondere das Speyerische Gesangbuch vom Jahre 1599, die ‚schönen alten katholischen andächtigen und geistlichen Kirchengesänge‘ möchten von lateinischen und deutschen Schulkindern und dem gemeinen Mann ‚vor und nach dem Catechismo, den Predigen, in und außer der heiligen Messe, bei den Kreuzgängen und Kirchfarten, ja auch daheim in den Häusern und draußen auf dem Feld, in und bei der Handarbeit, zu unterschiedlichen Zeiten, durch das ganze Jahr gesungen und gebraucht werden, auf daß von Jung und Alt Gott gelobet und gepreiset, viel böse schändliche und der Jugend sehr fast schädliche Lieder, so bei dieser argen bösen Welt in Schwang gehen, vermeidet und abgeschafft werden‘: ‚Jung und Alt, Manns- und Weibspersonen‘ sollten ‚Gott zu Lob, Ehr und Preis sich fleißig darin üben und ihre Andacht erwecken‘. Ein Andernacher Gesangbuch vom Jahre 1608 äußert den Wunsch: ‚Wolt Gott, daß sich alle frommen Eltern befleißigen wolten, ihre Kinder oftermal in die Kirche und Kinderlehre zu führen, auch neben dem Beten und Catechismo diese geistlichen Gesänge, die auch anstatt des Gebetes gebraucht werden können‘, ‚fein lernen und zu Gemüth führen‘. ‚O wie selig sind die Eltern, deren Kinder Mündlein erst den honigsüßen Namen Jesus anrufen, loben und preisen! Denn gemeinlich: was in Gottes Namen anfängt, das endet sich auch in Gottes Namen. Derhalben ihr selige Kinder, die den Namen Jesus und Maria zu reden anfanget! O ein seliges End dieser Kinder in dem alleinseligmachenden Namen Jesu! wie wird die milde Mutter Gottes Maria ihren Sohn diesen Kindern am Ende so lieblich zeigen.‘ [1]

Als Dichter neuer Gesänge oder als Ueberseßer von Psalmen und lateinischen Liedern ragten unter den Katholiken Georg Wizel, Caspar Querhammer, Christoph Sweher (Christophorus Hecyrus), Johannes Haym, Caspar Ulenberg, Rutgerus Edingius und Andere hervor; viele schöne Lieder stammen von unbekannten Verfassern [2].

Zu letzteren gehört beispielsweise ein Lied an die heilige Jungfrau, welches mit den Worten schließt:

Aus allem Leid hilf uns im Tod
Und laß uns nit verderben,

---

[1] Diese und ähnliche Ermahnungen aus anderen Gesangbüchern bei Bäumker, Kirchenlied 1, 193. 195. 196. 202 (vergl. 231) und 2, 56. 58. 62.

[2] Die katholischen Lieder bei Wackernagel 5, 888—1361.

Bewahr uns vor der Hölle Noth,
So wir begönnen zu sterben.
Hilf, daß dein Sohn, beids Mensch und Gott,
Uns nimmer laß verderben,
Speiß uns mit seinem Himmelsbrod,
Dadurch wir Gnad erwerben [1].

Eines der innigsten und zartesten Marienlieder ist das von H. J. Soder im Jahre 1598 erschienene, fünfunddreißig Strophen zählende Lied: ‚Ein Jungfrau zart von edler Art, Ihr's Gleichen nie gesehen ward'. . .

Mit Gnaden, Kraft und Herrlichkeit
Uebertrifft sie alle Engel weit;
Kein Mensch mags nicht ergründen,
Was der Gruß ist,
Den zu der Frist
Gott selbst ließ ihr verkünden . . .

Maria, der armen Sünder Freud,
Du Mutter der Barmherzigkeit,
Du wöllst mich nicht ausschließen;
Bitt für mein Sünd
Dein liebes Kind,
Laß mich deiner Treu genießen . . .

Mein Gott und Heiland Jesu Christ,
Wiewol du allein mein Helfer bist,
So wilt du doch verehren
Die Mutter dein,
In unser Pein
Ganz gnädiglich erhören [2].

Daß in diesen, wie in allen anderen vorhandenen Marienliedern, irgend ein falsches, die Ehre Christi beeinträchtigendes Vertrauen auf die heilige Jungfrau gesetzt werde, läßt sich nicht behaupten. Auch jedes der zahlreichen zur Anrufung anderer Heiligen gedichteten und gesungenen Lieder enthält nur die Bitte, welche Caspar Querhammer in seinem Allerheiligen-Gesange ‚O ihr Heiligen Gottes Freundt' aussprach:

Nu bitten wir euch alle gleich,
Ihr wollt uns Gnad erwerben,
Daß wir kommen in's Himmelreich
Bald wann wir nu sollen sterben:
Für uns ruft Gott den Herren an,
Daß er uns nit wolle verlan,
Daß wir ewig nit verderben.

---

[1] Wackernagel 5, 1093—1094.

[2] Vollständiger Titel bei Bäumker 2, 74 No. 186. Abgedruckt bei Wackernagel 5, 1283—1285; vergl. Kehrein 2, 55—60.

Durch alle die vielen Hunderte geistlicher und kirchlicher Lieder, besonders auch von der Geburt, dem Leben, Leiden und Sterben des Heilandes, geht der Grundton: Alles Vertrauen beruht in Gott durch den alleinigen Mittler Jesus Christus:

Ewiger Gott, wir bitten dich,
Gib Frieden in unsern Tagen,
Daß wir lieben einmütiglich
Und stets nach deim Willen fragen:
Denn, Herr, es ist kein ander Gott,
Der für uns streitet in der Noth,
Denn du, unser Gott, alleine . . .
Gib uns herzliche Einikeit
Und die ewige Seligkeit,
Welche in dir steht alleine.

Ach gütiger Heiland, Jesu Christ,
Der du mein einig Erlöser bist,
Mein Gott und Herr, erbarm dich mein,
Durch das heilig bitter Leiden dein . . .

Herr Jesu Christ,
Mein Trost du bist
In allen meinen Nöthen.
Gib Lebens Frist,
Wie dein Will ist,
Kein Sünder wiltu tödten,
Der sich bekehrt,
Wie dein Wort lehrt.
Wer fest darauf thut bauen,
Find Gnad allhier,
Des will ich dir
Ganz festiglich vertrauen . . .

Herr Jesu Christ, mein Trost und Freud,
Ich wart auf dich zu jeder Zeit,
Komm wann du wilt, ich bin bereit [1].

Die besten Uebersetzungen von Psalmen lieferte Caspar Ulenberg, Pfarrer zu Kaiserswerth, in seinem Psalter vom Jahre 1582; viele derselben können als mustergültig angesehen werden [2].

In der vierzig Seiten langen polemischen Vorrede hebt Ulenberg die Nothwendigkeit hervor, ‚daß man nach der Alten Exempel dem gemeinen Volke

---

[1] Kehrein 2, 153. 529. 600. Wackernagel 5, 955. 1050—1051. 1054. 1116.

[2] Vergl. Bäumker 1, 148—149. 194—195. Abdrücke von Psalmen bei Wackernagel 5, 1067—1085.

anstatt der verführerischen Sangbücher gottselige, reine und ungefälschte Gesänge mittheile'. ‚Wenn bei unsern Zeiten der Secten allerlei Sangbücher zu brauchen widerrathen und verboten wird, so hat das nicht die Meinung, als wolle man das Gute hindern und christliche Gesänge verwerfen; sondern darum geschieht's, daß solche Bücher unrein, verführerisch und mit falscher Lehre besudelt, auch bisweilen der nebengedruckten sectischen Catechismen und schismatischen Kirchenordnungen halben den Einfältigen nachtheilig befunden werden. Denn da hat man in die Gesänge mit eingeflickt den ungegründeten, närrischen Lügenruhm, als sei bisher die liebe Wahrheit und Gottes Wort aus der Welt gewesen, sei nun aber endlich durch sie, die Sectarien, auf Erden gesendet; man hat darin die Häupter der Christenheit unbilliger Weise geschmäht, und weil sie sich gegen den eindringenden Ketzergräuel gelegt haben, hat man von ihnen gesungen: sie wollen Gott und sein Wort vertreiben. Man hat allerlei Irrthum in die Lieder eingemischt, und, das am schändlichsten ist, hat auch David ohne seinen Dank dazu bisweilen dienen müssen: denn es sind etliche der besten Psalmen durch Ab- und Zuthun also von den Sectarien gefälschet, daß der Prophet in diesen Sangbüchern zuzeiten von Dingen reden muß, die ihm und dem heiligen Geiste niemals sind im Sinn gewesen.' Dieses sei, erörtert Ulenberg, besonders der Fall bei den von Luther, Justus Jonas und Michael Styfel übersetzten und bearbeiteten Psalmen. ‚Aus diesen Exempeln' habe ‚männiglich zu ermessen, wohin die Sectarien mit ihren neuen Gesangbüchern gehen und arbeiten, und daß man dieselben nicht unbillig in Verdacht habe. Denn was soll man diesen Leuten vertrauen, welche Gottes Wort, die heiligen Psalmen David's so boshaftig und tückisch verkehren, durch Ab- und Zuthun verdrehen und zu ihrem Vortheil auf widersinnige Weise zwingen, oder mit falscher Lehre vergiften dürfen? Jedoch was sie in diesem Fall fürgenommen haben, ist nichts Neues; die alten Sectarien vor zwölf- und dreizehnhundert Jahren haben desgleichen gethan'. Ulenberg gibt dafür Beispiele an. Wie jene, so hätten auch ‚die jetzigen Sectarien gehandelt'; sie hätten ‚ihren alleinigen Glauben, knechtischen, erzwungenen Willen, Verfälschung der Lehre vom Gesetz, Haß gegen die Oberkeit und dergleichen andern Irrthum' in ihre Gesänge gebracht, ‚und also mit feinen Melodien und zierlichen Worten die Einfältigen jämmerlich betrogen'. Und wie von ‚der Arianer trotzigem bissigen Singen einmal zu Constantinopel schier ein Aufruhr entstanden', ‚also haben auch die jetzigen Sectarien im Anfang ihres blutsäufigen Evangeliums allerlei aufrührische, mordsüchtige Lieder gemacht und gesungen, von welchen man in Wahrheit sagen möchte, wie die Griechen von des Dracons Satzungen, daß sie mit Menschenblut geschrieben seien' [1].

[1] Kehrein 1, 105—107. Wackernagel, Bibliographie 401—402.

Der ‚polemisch-stürmische‘ Character so vieler protestantischen geistlichen Lieder wurde bereits in den Jahren 1534 und 1537 von Georg Wizel strenge gerügt. ‚Die Härctiker‘, schrieb er, ‚erfreuen sich wunderbar an ihren neuen geistlichen Liedern oder vielmehr Schmachliedern, in welchen sie das Gift ihrer Häresie den Herzen der Einfältigen sanft eintröpfeln, die Kirche verleumden, gegen sie blitzen und fluchen.‘ ‚Ein großer Theil‘ ihrer ‚christlichen Gesänge‘ sei nicht allein ‚wider Gott und sein Wort‘, sondern auch ‚mehrentheils trotzig und stürmisch, und Etliche würden, wenn sie solche dorische Weisen singen, lieber mit Fäusten dreinschlagen, als singen‘ [1]. ‚Neuer Lieder und Gesäng waren

[1] Angeführt bei Döllinger, Reformation 1 (2. Aufl.), 46. 58—59. In der Vorrede zu dem zu Tegernsee im Jahre 1574 gedruckten Katholischen Gesangbuch sagte Adam Walasser: ‚Christlicher, lieber Leser: nachdem man die Fußstapfen unserer frummen Voreltern verlassen und sich auf allerlei Irrweg begeben, da ist auch allerlei Gottlosigkeit und Leichtfertigkeit in die Welt kommen: da ist die göttliche Schrift zusammt der h. Väter Lehr verfälscht, verkehrt, darvon und darzu than worden; und also ist man auch mit den Gesängen umgangen, wie mit einem oder zweien Exempeln hie bewiesen wird. In dem Gesang: „Wir glauben all an einen Gott“ u. s. w. wirdt ausgelassen, daß Christus sei gen Höll abgestiegen und die Gemeinschaft der Heiligen, gleich als wären's nicht auch Artikel unseres christlichen Glaubens. Derwegen wird gesetzt, „daß hie all Sünd vergeben werden“, so doch Christus gesagt hat: „die Sünd in h. Geist werde weder hie noch dort vergeben“. Item zu End der zehn Gebot hängen sie an: „Es ist mit unserm Thun verloren, verdienen doch eitel Zoren.“ Und in dem Psalm „Aus tiefster Noth“ singen sie: „Es ist doch unser Thun umsonst, auch in dem besten Leben“, welche Wort weder in diesem Psalm, noch in ganzer h. Schrift gefunden werden. Doch gib ich gern zu, daß der Secten Thun umsunst sei und sie eitel Zorn verdienen: aber nit also mit den frummen catholischen Christen; ihr Thun soll, ob Gott will, nit verloren sein. Aber das geschicht Alles darum, daß man den Leuten Ursach gebe, daß sie nichts Gutes thun, und also alle geistliche Zucht und Ehrbarkeit ausgetilgt werde. Deren Exempel möchten viel hundert hieher gezogen werden, aber es sei genug mit diesen, damit sich ein einfältiger Christ vor den sectischen Psalmbüchlin und Kirchengesang wisset zu hüten. Neben diesen seind auch herfürkommen allerlei leichtfertige, unzüchtige Schandlieder, die auch aus solcher falscher fleischlicher Lehr ihren Ursprung haben. Und ist leider dahin kommen, daß, weß sich die alten Christen geschämet hätten, deß berühmen sich die neuen Christen. Ja, was man an vielen Orten redet oder singt, das ist entweder Ketzerei oder Unzucht und Leichtfertigkeit. Daher kommt es auch, daß weder Glück noch Heil im Land mehr ist, welches nicht geschehe, wann man bei unser frummen Voreltern Fußstapfen bliebe, welche viel feine andächtige Gesang durch das ganze Jahr, von Fest zu Fest, auch in Bittfahrten und Kreuzgängen Gott und seinen Heiligen zu Lob und Ehr gesungen und Benedeiung und Segen dabei gehabt haben. Solcher alter andächtiger Gesang und Lieder viel seind dem gemeinen christlichen Layen zu gut in dieses Büchlin zusammengedruckt worden, daß er nit allein in der Kirche Gott lobe, sonder auch im Haus oder auf dem Feld sein Arbeit im Lob Gottes verrichte, und sich von weltlichen, unzüchtigen schandlichen Liedern enthalte. Gebrauch dich, christlicher Leser, dieses Gesangbüchlins Gott und seinen Heiligen zu Lob und Ehr, hüt dich vor der Secten Gesang und Lehr, und sei fröhlich in dem Herren.‘ In der Vorrede zu einer vermehrten Auflage vom

erstlich', schrieb der Franziskaner Johannes Nas im Jahre 1568, ‚bei ihnen kein Ziel noch Maß; da kam ein Psalmbüchlein nach dem andern an's Licht, welche Gesang alle mußten Psalm haissen.' Viele derselben seien freilich, ‚als zu grob gesponnen, nunmehr ausgemustert worden', zum Beispiel:

> Martinus hat gerathen,
> Man soll die Pfaffen braten,
> Und soll mit München underschüren,
> Und soll die Nunnen in d' Frauhäuser führen, Kyrie eleison.

Oder:

> Aus tiefer Noth — schlahe Pfaffen zu todt,
> Und laß keinen Münch nit leben u. s. w.

Aber ‚immer noch singen und klingen sie ihr blutgieriges Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort"'. Aus dem Liede ‚Lobt Gott, ihr frummen Christen' führte Nas zum Beweise ‚evangelischer Sanftmuth' die Strophe an:

> Hört zu, ihr lieben Brüder,
> All die gut Christen seint:
> Zum Fenlein tracht ain jeder,
> Ehr wöllen wir legen ein,
> Die Feind wöllen wir angreifen,
> Ich mein das beschoren Geschlecht,
> Ich hör die Trummen und Pfeifen,
> Her, her, ihr lieben Knecht [1].

David Gregor Corner wies später darauf hin: ‚Wil einer des lutherischen Geistes, ander zu geschweigen, Ein merklich Exempel haben, so höre er nur den Anfang des allerletzten Liedleins, welches Luther kurz vor seinem Untergang gemacht, wie solches unter anderen zu finden ist im Nürnbergischen Lutherischen Gesangbuch mit dieser Ueberschrift: „D. Martini Lutheri letztes Gesang zum Valete dem römischen Papst gemacht, und den Kindern zu Mitfasten an Stat des Todts Austragen, gemelten Papst aus der Kirchen zu jagen, im Thon: Erhalt uns Herr bei deinem Wort":

> Nun treiben wir den Papst hinaus
> Aus Christi Reich und Gottes Haus,
> Darin er mördlich hat regiert
> Und unzählig viel Seelen verführt.

Jahre 1577 fügte Walasser noch hinzu, Glück und Segen habe ‚man keins zu gewarten, bis so lang wir Catholischen von Sünden abstehen und durch wahre Buß uns zu Gott bekören, die Sectischen auch von ihren Irrthumben sich widerumb in die alte, catholische, römische Kirch begeben'. Wackernagel, Bibliographie 649. 653.

[1] Schöpf 25—26. Das zuletzt angeführte Lied ist von Ludwig Hailman; es fand Aufnahme in das Marburger Gesangbüchlein von 1549. Wackernagel, Kirchenlied 3, 369—370.

Troll dich auch, du verdammter Sohn,
Du rothe Braut von Babylon,
Du bist der Grewel und Antichrist,
Voll Lügen, Mord und arge List . . . [1]

Es war bei den Protestanten ein feststehender Grundsatz, daß die kirchlichen Gesänge, wie Cyriacus Spangenberg schrieb, auch dazu bestimmt seien, ‚den Ketzern und falschen Lehrern zu begegnen‘. So singe man zum Beispiel: ‚„Es ist das Heil uns kommen her“, wider die Papisten und Werklehrer, welches ja nicht ein unnöthig Ding ist‘. ‚Das Allerärgste‘ sei, wenn die Obrigkeit ‚nicht dulden wolle, daß man geistliche Lieder singe‘, wie ‚zur Zeit des Interims an vielen Orten das Liedlein „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“ öffentlich zu singen verboten, an etlichen Orten dem Papst zu Ehren also verbessert wurde, daß man für das Wort „Papst“ Teufel setzen mußte, ‚damit also ohn ihren Dank an Tag käme, wofür der Papst zu halten, und wie gut er wäre‘ [2].

Von katholischer Seite wurden protestantisch-polemische Lieder wiederholt mit Gegenliedern bekämpft. So fand beispielsweise Luther's ‚Christliches Kinderlied‘:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und steur des Bapsts und Türken Mord . . .

in Leisentrit's Gesangbuch die Entgegnung:

Bei deiner Kirch erhalt uns Herr,
Behüt uns vor aller Secten Lehr,
Dein Kirch ist einig unzertrennt,
Bei deinem Rock man sie erkennt.

Der Secten Lehr sind Menschen Fund,
Sie sind zertheilt und han kein Grund,
Verführen manches frommes Herz,
Vor Gott ist es fürwahr kein Scherz . . .

Beweis, o Gott, dein gwaltig Kraft,
Damit der Türk an uns nichts schafft,
Hilf, daß die Secten ausgerott
Werden durch dein göttliches Wort . . . [3]

Auf das Lied von Paul Speratus ‚Es ist das Heil uns kommen her . . .‘ [4] brachte das Speyerische Gesangbuch vom Jahre 1599 und das Mainzer Cantuale vom Jahre 1605 die Umdichtung:

---

[1] Bäumker, Kirchenlied 1, 219. Das Lied selbst ist nicht von Luther, er ließ es aber unter seinem Namen ausgehen. Vergl. Goedeke, Dichtungen von M. Luther 155.

[2] Von der Musica 28. 154.

[3] Sechs Strophen. Wackernagel 5, 1002. Vergl. die Umdichtung im Rheinfelsischen Gesangbuch vom Jahre 1666 bei Bäumker 2, 295—296. Lieder für und gegen Luther verzeichnet bei Goedeke, Grundriß 2, 156—158 § 121.

[4] Vergl. oben S. 160.

Das Heil kommt uns gewißlich her
Aus Gnad und lauter Gute,
Christus hat uns durch Leiden schwer
Erkauft mit seinem Blute:
Im Kreuz, Verdienst und Tode sein
Steht unser Seligkeit allein,
Darauf wir uns verlassen.

Aber nicht der Glaube allein, sondern nur der in Liebe thätige Glaube mache gerecht vor Gott und selig:

Erst muß der Glaub im Herzen sein,
Geben ein fest Vertrauen,
Darauf muß dann die Liebe rein
Mit ihrem Thun sich bauen:
Diß seind gleich wie zwei Arme schir,
Die Christum eigen machen dir
Und freundlich ihn umfangen.

Hieraus fleußt dann die Hoffnung gut,
Die nicht zu Schand lest werden,
Damit das Herz sich stärken thut
Auf dieser Welt und Erden:
Diß all muß fein beinander sein,
Am Glauben ist nicht gnug allein,
Wo man wil selig werden . . .[1]

Ein anderes Lied beginnt:

Der Glaub in Lieb so thätig ist
Nach Gottes Wort und Willen,
Vermag allein in Jesu Christ
Des Vaters Zorn zu stillen . . .[2]

In einem Liede vom heiligen Abendmahl in Vehe's Gesangbuch wird der kirchliche Brauch vertheidigt, daß die Laien nur unter Einer Gestalt communiciren, und der Rath ertheilt:

Laß uns nit lenger disputiren
Und die Lieb darüber verlieren,
Das ist mein allerbester Rath:
Beweist den Glauben mit der That,
So würd Gott bald Gnade geben,

---

[1] Wackernagel 5, 1154—1156. Vergl. Bäumker 1, 156.

[2] Kehrein 2, 365. Wackernagel 5, 1003. Vergl. Bäumker 2, 208. Gegen das Lied von Lazarus Spengler ‚Durch Adam's Fall ist ganz verderbt . . .' bei Wackernagel 3, 48—49 die katholische Antwort ‚Die Erbsünd kommt von Adam's Schuldt' bei Wackernagel 5, 988. Auf das protestantische ‚Ein Kindelwiegen oder Wyhenachten Lied den vermainten Geistlichen zu Lob zugericht' vom Jahre 1524, ‚Der Tag der ist so frewdenreich Allen Curtisanen . . .', bei Wackernagel 3, 393—394, erfolgte im nächsten Jahre die Antwort eines Katholiken, ‚Wider die falschen Evangelischen', bei Wackernagel 5, 913—917.

Der Kirche nit zu widerstreben,
Und uns verleihen Einigkeit,
Die wehren würd in Ewigkeit [1].

Scharf polemisch ist in einem zu Innsbruck im Jahre 1587 erschienenen ‚Catholischen Gesangbüchlein' die Schlußstrophe eines ‚Gesanges von den heiligen sieben Sacramenten':

Drumb weit hindan
Der gottlos Man,
Luther, sambt seinen Gsellen,
Die uns aus Tratz
So edlen Schatz
Mit Trug abstelen wöllen!
Einer wil ains:
Der ander kains,
Der drit zway, drey oder viere,
Darbey man leicht kan spüren,
Was für ein Geist
Sie lehrt und weist,
Nemlich die Schlang,
So von Anfang
Ein Lugner ist gewesen:
Hilf Gott, daß wir
Gar bald und schier
Von Ketzereyen gnesen [2].

Solchen vereinzelnt vorkommenden Liedern steht in protestantischen Gesangbüchern eine große Zahl von Liedern gegenüber wider den Papst und die Katholiken. Dahin gehört in den Nürnberger, Erfurter und Zwickauer Enchiridien von 1525—1528, in den Straßburger Gesangbüchern von 1525—1543 und in anderen Sammlungen ein von Michael Styfel abgefaßtes Lied von nicht weniger als achtzehn sechszeiligen Strophen wider den Papst als Antichrist:

Er will als ein Lehrer sitzen,
Würgen ist sein größte Wytz,
Seinen Kirchhof muß beschützen
Bannes Kraft und Heeres Spitz,
Wer ihn straft, den thut er schmitzen,
On Gwalt sein Stuhl hat kein Stutz.

Darumb sieht er auf mit Sorgen
Als ein Löw in seiner Hul,
Daß ihm keiner bleib verporgen,
Der ihm setzen wil ein Ziel,
Wer solches thut, der muß erwurgen,
Ihn bringt sein Netz in das Spiel . . . [3]

---

[1] Wackernagel 5, 947—948. [2] Wackernagel 5, 1134—1135.
[3] Wackernagel 3, 79—80.

Das Züricher Gesangbuch vom Jahre 1540 enthält in einem Liede von Thomas Blarer die Verse:

Wie sehr haß ich die Kirchen
Falsch gnanntes geistlichs Stands,
Der Leyen und der Clerchen,
Ich mein des Papstes Brands ...[1]

Die Straßburger Gemeindegesangbücher von 1562 und 1566 beschuldigten ‚die Papisten':

Sie reden all aus falschem Mund
Mit uneinigem Herzen,
Ihr Lehr steht los, hat keinen Grund,
Den Gwissen macht sie Schmerzen,
Mit Fegfeur, Ablaß, Meß und Bann
Die ganze Welt verführet han,
Das läßt dich Herr erbarmen! ...
Dann wo der gottlos Hauf regiert,
Da wird dein Volk genarrt, verführt
In ein abgöttisch Wesen[2].

In einem zu Greifswald gebräuchlichen elfstrophigen Kirchenliede ‚Der Papst hat sich zu Tode gefallen' wird Luther gepriesen, daß er ‚dem Teufel und Papst' sein Reich genommen und seine Gewalt zerstört habe[3].

Ein mit Alleluja endigendes siebenunddreißig Strophen langes ‚Freudengeschrei über das gefallene Papstum' von Martin Schrod jubelt auf:

Jetzt sitzstu nacket bloß auf Erdt,
Dein Priesterschaft die ist unwerdt,
Vertriben oder erschlagen.
Der siebendt bleibt bei Leben nicht,
Habt gehandelt wie die Bößwicht,
Wie Sybilla euch thut sagen ...
Wie Lucifer aus Himmels Thron
Also empfachstu deinen Lon,
Wie Pharao im Mör ertrunken[4].

‚Wider die unzählig Gesänge, welche von den Sectirern, als wären es geistlich Lieder unter geistlicher Melodie zu singen, zu Schändung und Schmähung von Papst, Bischofen, Geistlichkeit und allen Katholischen schier tausendfältig ausgingen', schrieb Johannes Nas einige Lieder, welche keinen Anspruch darauf erheben wollten, daß sie ‚fein säuberlich seien und von zarten Worten, viel eher grob und ungeschlacht'. ‚Denn wenn ich zartlich sein wollte, würden

[1] Wackernagel 3, 599. [2] Wackernagel 3, 650.
[3] Wackernagel 3, 789; vergl. 4, 742 No. 1098. [4] Wackernagel 3, 974.

mich die heillosen Prädikanten', meinte Nas, ‚gar nit verstehen.' Er veröffentlichte im Jahre 1569 ‚Ein Widerschall und Gegenhall von den bösen Früchten der evangelosen Prädigkanten, so jetziger Zeit den christlichen Fried zustören mit Gemälen, Schreiben, Singen und Lehren, und die catholischen Kirchen calumniren'. Es beginnt:

Mitleidlich muß ich heben an,
Wils auch verkünden jedermann,
Was Arges ist vorhanden
Vom Satan, der nun ledig ist
In all sein Prädigkanten.
Und daß ihr sie erkennet recht
Des bösen Antichristen Knecht
Vom Lucifer geboren:
Sie alle erst katholisch war'n,
Letzlich seins treulos worden . . .

Von der Augsburgischen Confession dichtete er im Jahre 1588:

Luthers, Melckthons Confusion
Von Aufsprütz ist geboren,
Welch des Abfalls Mutter war,
Gefiel den Mönchen und Thoren,
Darburch viel guter Sitten alt
Verwüst sein und gefallen,
Darzu die Welt ihn juchzet bald,
Dem Luthers Kalb zu g'fallen [1].

Solche polemische Ergüsse sind beklagenswerth. Sie hatten aber wenig zu bedeuten im Vergleich zu all' den Liedern jener Dichter, welche den Kampf gegen das Papstthum als ‚ein heilig, stetig zu mehrendes Erbgut Lutheri' betrachteten.

Der Prediger Justus Jonas wollte nach der Melodie ‚Wo Gott der Herr nicht bei uns hält' zu Gott gesungen haben:

Schütt deinen Grimm auf Rom die Stadt,
Die Christum längst verrathen hat,
Auf gottlos Mönche und Pfaffen!
Schütt deinen Grimm aufs heillos Volk,
Das dich, Herr Gott, nicht kennt,
Auf all Papisten, Teufels Volk,
Die dein Wort Irtumb nennen,
Die gar nicht wissen, was beten ist,
Vertrauen auf ihre welsche List,
Aufs Papsts und Pfaffen Ränke . . . [2]

---

[1] Sextae Centuriae prodromus (1569) Bl. 252 fll. Wackernagel 5, 1023—1030.
[2] Wackernagel 3, 44.

Der Prediger Bartholomäus Ringwalt unterwies in einem geistlichen ‚Kinderliede‘ die Kinder, Gott anzurufen ‚wider den römischen Antichrist‘:

Er wil vertilgen mit dem Schwert
All Menschenkinder deiner Herd,
Die sein Person und sein Gebot
Nicht ehren wollen als ein Gott.

Gott möge seine Braut beschirmen ‚wider des Teufels arge Haut‘

Von Babylon, die deine Ehr
Mit ihren Lügen lästert sehr,
Und wirf sie mit all ihrem Bund
Hinunter zu der Höllen Grund,
Wie uns sagt, daß es soll geschehn,
Johannes, der's im Geist gesehn [1].

In einem andern Liede flehte derselbe Dichter wider den Papst, ‚die Hur von Babylon‘:

Ach Herr halt über deinem Bund,
Dem Worte der Genaden,
Und stoß das lose Weib zu Grund
Mit ihren Osterfladen,
Mit welchen sie dich täglich schend,
Und ihre Meß ein Opfer nennt
Die Seelen zu erlösen.

Ein solchen Grewel nicht gestatt
In dein Gemein zu tragen,
Verbrenn die alte Mörderstat
Sampt ihren Roß und Wagen,
Daß jeder sprech: sie leit, sie leit,
Sampt aller ihrer Herrlichkeit,
Die große Babylone [2].

Der Schullehrer und Diaconus Ludwig Helmbold zu Mühlhausen in Thüringen rief in seinen ‚den gottseligen Christen zugerichteten geistlichen Liedern‘ (1575) ebenfalls wiederholt Gott an wider die ‚abgöttischen‘ Papisten:

Gebeut christlicher Oberkeit,
Daß sie in ihrem Land nit leid
Abgöttische Propheten.
Ja es ist ein unmöglich Ding
Des Bapsthums Mord erkennen,
Und darnach schlahen in den Wind:
Das Herz im Leib muß brennen.

---

[1] ‚Die lautere Wahrheit‘, Ausgabe von 1588 S. 443 fll.
[2] Wackernagel 4, 991.

Und wil ein Jeder haben Recht,
Sollt er's auch mit Gewalt verfecht,
Sölchs thut der römisch Antichrist
Und was mehr von dem Teufel ist.

Nach der Melodie ‚Herr Christ der einig Gottes Sohn' lehrte er singen:

Das antichristisch Bapstumb,
Darin die Welt gestackt,
Hast du durchs Evangelium
Dem Luther aufgedackt . . .
Es ist zwar viel geschwinder
Denn wir der böse Feind
Mit seinen Jesuweitern,
Dennoch muß gehn zu scheitern
Alls was dir wider ist [1].

In einem ‚Neuen Te Deum laudamus vom Bapst Paulo dem Dritten' betheuerte Erasmus Alber:

Dein Heiligkeit verfluchet ist,
Du Mensch der Sund und Widderchrist,
Dem Satan, deim Heubt, hengstu an,
Der nichts denn lügen und würgen kan . . .
Die ganze Rott der Bschornen all
Rhümen von dir mit großem Schal
Du Allerheiligster!
O Allerheiligster,
Viel heiliger bist denn der gekreuzigt Christ! . . .
Dein Rott lehrt, daß die Ablaßkist
Die Sund vergeb gwisser denn Christ.
Deins Götzendiensts und Abgötterei
Sind wir, Gott Lob, nun forthin frei.
Teglich, Bapstesel, wir fluchen dir
Und Christus Namen preisen wir . . .

Dem Liede folgte ein Gebet ‚wider das teuflisch Reich des Widderchrists' [2].

[1] Wackernagel 4, 645 fll. 668—669.

[2] Wackernagel 3, 892—893. Die schlimmsten Verse gegen den Papst als ‚den größten Bösewicht' haben wir weggelassen. Ein neues ‚Vater Unser' desselben Kirchenliederdichters begann: ‚Bapst Vatter aller verlöugneten Christen, geschendet werd dein verfluchter Nam, zukumm dein Reich in der Helle, dein teuflischer Wille müsse bald unterliegen' u. s. w. S. 894—895. Philipp Wackernagel, der fleißigste protestantische Hymnologe der Neuzeit, äußert seine Freude über derartige Lieder. Sie seien zwar, sagt er Kirchenlied 3, XII, ‚nicht immer Lieder im hohen Kirchenstil, wie es sich für das Gemeindegesangbuch ziemte, sondern nicht selten im niedern Volksstil', aber sie seien ‚immerdar Lieder großes Ernstes, oft grimmiges Ernstes, auch im Spott,

Während so die geistliche und gleichzeitig auch die weltliche Kunstdichtung den deutschen Büchermarkt mit lehrhaften und polemischen Erzeugnissen von sehr zweifelhaft poetischem Werthe überschwemmte, verlief sich der ehemals frische Strom der deutschen Volksdichtung in einer völligen Sandwüste.

---

wenn der Mensch der Sünde' — das heißt der Papst — ,in seinen Verlarvungen und Verkleidungen dargestellt wird, furchtlos, wie es den Deutschen damals eigen war. Damals!'

Zweites Buch.

Volksliteratur.

I. Volkslied — Gelegenheitsgedicht und ‚hochfürstliche Hofpoesie' — Meistergesang — Hans Sachs.

Mit vielseitiger, ureigener dichterischer Schaffenskraft und einer unerschöpflichen Sangeslust war das deutsche Volk aus dem fünfzehnten Jahrhundert in das sechzehnte eingetreten. Alle Stände freuten sich an dem herrlichen Liederschatze, dem Erbe früherer Zeit, das nun ein Gemeingut Aller geworden war, das Alltagsleben erheiterte und verklärte, den Festen und Feierlichkeiten ungesuchten Jubel und Glanz verlieh [1]. Als dann der Sturm der großen kirchlichen und politischen Umwälzungen losbrach und die Einheit und Kraft des Volkes erschütterte, bewahrte die Jugend, welche mitten unter den furchtbaren Erschütterungen heranwuchs, noch lange die alte ‚edle Lust an den lieblichen und im Herzen gewachsenen Gesängen der Vorfahren' [2]. Während die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundvesten zu wanken begann, und Klagen über die innere Zerrissenheit, über die blutigen Kämpfe und den wachsenden Nothstand der unteren Volksschichten ganz Deutschland erfüllten, klangen immer noch viele der alten Sangesweisen fort, und bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus gesellten sich einzelne erfreuliche Lieder dem alten Sangeshorte bei.

Aber ein neuer Frühling der Poesie konnte nicht erblühen in einer Zeit, welche nur ein Bild des Aufruhrs, der Verwüstung und der Zerklüftung der Nation in verschiedene, einander feindlich sich gegenüberstehende Parteien darbietet. Haß, Neid und Eifersucht und wechselseitige Schmähung und Beschimpfung traten als herrschende Mächte in den Vordergrund des damaligen Lebens und brachten die fröhlichen Naturlaute und die tiefsten und edelsten Gefühle des menschlichen Herzens, aus welchen ehedem die Volksdichtung ‚wundersam geredet' hatte, zum Schweigen [3]. Was als weltliches Lied noch

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 224—234.

[2] Von der Werlte Eitelkeit Bl. A[2].

[3] Prutz, Vorlesungen 49, meint: ‚Die Reformation führte einen neuen Frühling der Poesie herauf.' Aber ‚wo sind die künstlerischen Errungenschaften', fragt Friedrich Wilhelm Arnold, einer der gründlichsten protestantischen Forscher, ‚welche die angebliche Blütezeit des Volksgesanges während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

geschaffen wurde, verfiel zumeist in's Grobe, Gewerkmäßige und Gemeine, besten Falls in jenen lehrhaften, unmittelbarer Gefühlsäußerungen baren Ton, welcher das wesentlichste Kennzeichen auch der damaligen geistlichen Lieder war. In beiden Arten von Liedern wurde nicht selten mit unsäglicher Weitläufigkeit eine nur harte, ungefüge Prosa in Reime gebracht.

Selbst in den Wein- und Zechliedern machte die Betrachtung sich breit, und nicht mehr die muntere, sondern die zügellose Laune kam in denselben zum Ausdruck. Da wurde gesungen:

Fröhlich zu sein ist meine Manier,
Dabei da will ich bleiben,
Und ob's verdröß den Teufel schier,
Davon bin ich nit zu treiben . . .
Damit wünsch ich ein trunken Nacht,
Dazu ein vollen Morgen.

Oder man sang:

Es wolt ein Frau zum Weine gan,
He ro ri ma to ri,
Sie wolt den Man nit mit ir lan,
Guretzch, guretzch, gu ritzi maretsch,
He ro ri ma to ri.

Woltstu mich denn nit zechen lan,
He ro ri ma to ri,
So wolt ich zu eim andren gan
Guretzch . . . [1]

Ein Besinger des ‚Katzenjammers' klagt, daß ihm das Hirn gesunken, daß er ‚toll und tumm' sei:

O weh, ich kann nit gehn,
Wie ist mir doch geschehen?
Kann auch nit auf den Füßen stehn,
Wie hab ichs übersehen?

---

zur Folge hatte? Auch nicht ein einziges bedeutendes Resultat läßt sich nachweisen'. ‚Die Blütezeit des deutschen Bürgerthums sowie des deutschen Volksgesangs war vorüber.' ‚Durch die Reformation ist eine Brandfackel unter das deutsche Volk geschleudert, die mit ihrer wilden Lohe Alles zu verzehren sucht. Kirche und Staat erzittern in ihren Grundvesten und alles Bestehende droht aus den Fugen zu gehen, so daß Jeder glaubt, das Ende aller Dinge sei hereingebrochen. Das sind keine Zeiten für die weichen Accente unseres harmlosen Volksliedes.' In Chrysander's Jahrbüchern 2, 21. 169.

[1] Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder 155—156. Goedeke und Tittmann, Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert 129, 133. Vergl. Menzel, Deutsche Dichtung 2, 348.

Ich geh im Schwank, fall auf die Bank,
O weh, ich kann nit sitzen!
Der Magen quillt, ist überfüllt,
Der Wein will von mir schwitzen[1].

Aegidius Albertinus führt als ein gebräuchliches Sauflied an:

Wir wollen schlemmen und demmen bis an den Morgen,
Laßt uns fröhlich sein ohne Sorgen . . .
Wir haben von keinem vernommen,
Der von der Höll wär wieder kommen
Und uns sagete, wie es da stünde,
Gut Gesellschaft treiben ist nit Sünde:
Sauf dich derwegen voll und leg dich nieder,
Steh auf und saufe dich voll wieder[2].

In Caspar Stein's Peregrinus finden sich ‚Schlemmerliedlein' des Inhalts:

Sauf dich voll und leg dich nieder,
Steh auf und füll dich wieder,
Speh aus Leber und Lung,
Das heißt gesch . . . . . über die Zung,
Also, schreibt der groß Alexander,
Vertreibt ein Füll die ander . . .[3]

Was die Soldatenlieder anbelangt, so sangen die Landsknechte manche Lieder voll frischer fröhlicher Kriegslust, aber auch andere, welche ihr Wesen und Treiben selbst in Freundesland treffend bezeichneten:

---

[1] Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder 174. Vergl. den ‚Schlemmer Vorsatz' 156.

[2] De conviviis 65b—66.

[3] Mitgetheilt von H. Frischbier in der Zeitschr. für deutsche Philologie 9, 213 bis 219. In den Liedern des sechzehnten Jahrhunderts werden ‚Vorgänge des niedern Lebens besungen und mit einer Treue dargestellt, die häufig an Brutalität grenzt, und die Musik nimmt willig und mit großer Entschiedenheit an dieser Darstellung den ausgedehntesten Antheil'. Reißmann 2, 37—38. Gervinus 2, 258. 275—276 sagt über den Verfall der Volkspoesie: ‚Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maße, wie in den Zoten- und Lotterliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede die Rohheit steigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen sinkt.' ‚Die größere Rohheit zog in das Volkslied erst in den Zeiten der Verwilderung im sechzehnten Jahrhundert ein.' Wie im Roman, so entfernte man auch in den Romanzen ‚gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mehr und mehr das Harte und Wilde. Die schrofferen und erschütternden, blutigen und schauerlichen Rachegeschichten, die schauderhaften Scenen der Wildheit, Räuberei und Mordlust, die unter dem wüsten und wandernden Volk und auf seiner Bühne, dem Wirthshause, spielen, lösen sich in den Zeiten des endenden fünfzehnten und etwa ganz im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mehr ins Rührende auf; schon in den Texten, aber ganz entschieden in der Musik; später aber und noch im siebzehnten Jahrhundert kehrten die Romanzen in jenem Geschmack häufiger mit den verwilderten Zeiten wieder.'

Wein vollauf für Bruder Veit,
Zu fressen gnug, daß über bleibt,
Zech angeschrieben, daß keiner was geit
Und den Wirth bezahlt, daß er nach dem Bader schreit.

‚Wenn sie einem Dorf zuziehen,‘ schrieb ein Zeitgenosse, ‚legen sie ihr Trummel selber also aus‘:

Pide, Pide, pum,
Hüte dich Bauer ich kum,
Denn ich bin nicht frum,
Ich stele und raube um und um.

Ein anderes Lied ließ sich vernehmen:

Ein Landsknecht und ein Becken Schwein
Sollen allzeit satt und voll sein,
Denn eigentlich sie wissen nicht,
Wann man sie würgt und niedersticht[1].

Aus den Liebesliedern schwand die Innigkeit der Empfindung und die Zartheit des Gedankens: unter dem Einfluß einer wachsenden Entsittlichung gewann auch auf diesem Gebiete das Erotische ein größeres Uebergewicht. Es werden, schrieb Catharina Zell im Jahre 1534, ‚nun so viel schändlicher Lieder von Mannen und Frauen, auch den Kindern gesungen in der ganzen Welt, in welchen alle Laster, Buhlerei und andere schändliche Dinge den Alten und Jungen fürtragen wird und die Welt je gesungen will haben‘[2]. ‚Der böse Feind hat die Sache dahin gebracht,‘ sagte neun Jahre später Martin Butzer, ‚daß diese herrliche Kunst und Gabe, die Musik, schier allein zur Ueppigkeit mißbrauchet wird, daß dann nicht allein so viel ein schwerer Sünd ist, so viel die Kunst ein herrlicher Gabe Gottes ist, sonder auch so viel sie gewaltiger machet zu Herzen gehen und in's Gemüthe kommen dasjenig, dazu sie gebraucht wird. Daher es auch erschröcklich ist zu gedenken, was Aergerniß bei der Jugend und anderen durch die teuflischen Buhllieder angestift wird, so daß, welches ohnedas zuviel anmuthig und im Sinn liegt, erst durchs Gesang noch anmuthiger und diefer in Sinne und Herz gesteckt wird.‘[3]

Unzählige Schlemmer- und Buhllieder wurden auf fliegenden Blättern verbreitet. ‚Man machet jährlich‘, klagte Johann Herolt im Jahre 1542, ‚neue Liedlin, welche die Töchter auswendig lernen müssen, deren gemeiner Inhalt ist, wie der Mann vom Weibe betrogen oder wie die Tochter umsunst so wol von den Eltern verhütet oder heimlich bei einem Buler gelegen sei. Und diese Ding werden dann also für wohl gethone Sachen erzählet, und man lobt dann, daß die Bosheit so wol gerathen ist. Dem verderblichen In-

[1] G. Scherer, Postille Bl. 438 b. 439. 543.
[2] Wackernagel, Bibliographie 554. [3] Wackernagel 584.

halt hängt man dann viel schampare Worte an, mit Verkehrung und heimlicher Bedeutung der Rede, also daß die Schand selbst nicht schändlicher reden möchte. Und mit diesem Handel nähren sich ihrer viel, voraus im Niederland. Wo man dann die Recht wolt lassen gon, so solten die Dichter solcher unnützen Lieder unter der Ruthe des Henkers für so schändlichen Gesang Trauerlieder singen lernen. Aber das unangesehen, so leben dennoch die ihres eigenen Lasters, so also die Jugend verderben. Es sind auch etliche Eltern, die da meinen, ihre Tochter künnte gar keine Hofzucht, wo sie der Lieder unwissend wäre.‘[1] Cyriacus Spangenberg beklagte im Jahre 1598: die Obrigkeit lasse es ‚an vielen Orten geschehen, daß Jedermann auf der Straße und auf der Werkstatt ärgerliche, unzüchtige und gottlose Lieder singe‘[2]. In seinem ‚Ehespiegel‘ vom Jahre 1570 eiferte Spangenberg gegen ‚die Sing-Tänze, da beide, Mann und Weib, Jung und Alt, zusammentreten und einen Reigen führen‘. Diese seien an sich ‚nicht verdammlich, dafern man unzüchtige Lieder davon ließe; aber jetziger Zeit lasset man sich bedünken: wer die allergarstigsten, unverschamptesten, lausigsten Possen kann am Reihen fürsingen und es aufs allerunzüchtigste machen, der sei der beste und fröhlichste gewesen. Bleiben unflätige Säue und des Teufels Fürlauf in allerlei unzüchtigen Worten, Gesängen, Reimen und Räthseln‘[3]. Gegen ‚ein unflätiges Schand Huren-Liedlein, so man jetzund gar gemein pfleget zu singen zu Pfeifen und Geigen, darnach man tanzt und springet‘, wurde zu Nürnberg im Jahre 1571 ein ‚Neu schön geistliches Lied‘ herausgegeben[4]. ‚Ist es nicht über die Maßen unverschamt und teuflisch‘, heißt es in einer ‚Ermahnung wider Huren- und Buben-Schand‘ vom Jahre 1557, ‚daß man an vielen Orten schier nackend Schwerttänze aufführt unter Absingung schandbarer Huren- und Venuslieder, deren mit jedem Jahr immer neue gemacht und verkauft werden?‘[5]

Es erschienen Sammlungen von Liebes- und Buhlliedern unter den Titeln: ‚Venus-Kränzlein‘, ‚Venus-Glöcklein‘, ‚Neue amorische Gesänglein mit hierzu allerseits artigen und sehnlichen Texten‘, ‚Musikalische Sträußlein von schönen wohlriechenden Blümlein, so in Venus Garten gewachsen‘, ‚Güldener Venuspfeil‘, ‚Musikalische Wollust, allerhand newe, anmüthige, amorosische Sachen‘ und dergleichen mehr[6].

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 23—24, wo noch mehrere derartige Aeußerungen von Zeitgenossen angeführt sind. [2] Von der Musica 154.

[3] Ehespiegel 294 fll. Vergl. Aegidius Albertinus, De conviviis 74—75.

[4] Weller, Annalen 2, 435 No. 588.

[5] Ohne Ort, 1557. 2 Blätter. Im Jahre 1555 wurden in Dresden eine Anzahl Leute gefänglich eingezogen, welche eingestandener Maßen bei Nacht auf dem Kirchhof um die Kirche und über die Gräber hinweg nackt oder in Hemden mit Schwertern allerlei Tänze aufgeführt hatten. Falke, Gesch. des Kurfürsten August 331—332.

[6] Goedeke, Grundriß 2, 70. 75. 79. 80. 81.

Die Zahl der Liederbücher wurde außerordentlich groß, und viele Herausgeber neuer Sammlungen verfehlten nicht, die früheren als sittlich anstößig zu bezeichnen. So sagt Paul von der Aelst in der Vorrede zu seinem Liederbuch ‚Blumen und Ausbund allerhand auserlesener weltlicher züchtiger Lieder und Reime‘ im Jahre 1602: ‚An vielen unterschiedlichen Orten sind etliche deutsche Liederbücher gedruckt worden, welche mit vielen unverschämten, unzüchtigen und nichtswürdigen Liedern erfüllet‘ sind: ‚durch solche unzüchtige Lieder wird die Jugend zur Leichtfertigkeit bewegt und verführt‘. Er dagegen bringe nur die schönsten, lieblichsten und züchtigsten Liedlein, um ‚die jungen Gesellen und Jungfrauen etlichermaßen von Lastern und Untugenden‘ abzuziehen und sie zur Tugend anzuhalten. Und doch enthält seine eigene Sammlung nicht wenige durchaus unzüchtige Lieder [1]. Dasselbe ist der Fall in dem ‚allen jungen Gesellen und züchtigen Jungfrauen‘ gewidmeten Frankfurter Liederbüchlein vom Jahre 1584 [2].

Georg Forster, dessen Sammlung vom Jahre 1539 eine der wichtigsten Quellen für die Volkslieder-Melodien bildet, trat höchst ehrbar auf, componirte aber gleichwohl eine der allerärgsten Unflätereien [3]. Auch ein ‚Bauernkalender‘, dem es nicht an Schlüpfrigkeiten fehlte [4], wurde von ihm vierstimmig in Musik gesetzt. Mit besonderer Vorliebe wurden von den Tonsetzern, sogar von Orlandus Lassus, Stoffe gewählt, welche für musikalische Behandlung nichts weniger als geeignet erscheinen, zur Kennzeichnung damaligen Geschmackes und damaliger Zeitrichtung aber besondere Beachtung verdienen. Vier- bis sechsstimmig componirte Lassus zum Beispiel einen Körbelmacher, der seine Frau prügelt, weil sie nicht sagen will: ‚Gott Lob, der Korb ist gemacht‘; eine junge beherzte Frau, welche ihre böse Schwiegermutter mürbe und zahm macht; die Jammerrufe eines Ehemannes über die handgreiflichen Quälereien seiner stärkern Ehehälfte und dazu im Gegensatz die Wehklagen einer Frau über ihren verkommenen Mann, selbst ein überaus geschmackloses Nasenlied: ‚Hört zu ein neu's Gedicht, von Nasen zugericht‘ [5].

---

[1] Alphabetisches Verzeichniß der Lieder bei Goedeke 2, 42—44 No. 36. Vergl. Hoffmann von Fallersleben im Weimarer Jahrb. 2, 320—356.

[2] Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 42 No. 33 a.

[3] Vergl. Ambros 3, 397. 398. ‚Freilich macht es Forster anderwärts durch ein wahrhaft erschrecklich „moralisch Lied“ wieder gut (‚Ach Mägdlein fein‘); die Moral läßt sich hier ebenso tölpisch an, wie in jenem andern Lied ihr Gegentheil.‘

[4] v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied 135—143. Der Kalender enthält doch wohl mehr als ‚einiges Grobliche‘ (vergl. XLVII).

[5] Aus E. Bohn, Orl. de Lassus als Componist weltlicher deutscher Lieder, im Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 188 fll. In dem Nasenlied ‚werden alle möglichen und unmöglichen Varietäten des menschlichen Riechorgans mit abschreckender Naturtreue beschrieben. Die verschiedenen Epitheta, die in diesem Liede aufgezählt werden,

Auf ‚die einfachen Weisen' des ächten Volksliedes wurde nur noch spöttisch hingewiesen, und der ächte Wortlaut desselben gerieth so rasch in Vergessenheit, daß schon Forster in seinem Gesangbuch ausdrücklich bemerkte: er habe sich oft vergebens bemüht, denselben zu erhalten, weßhalb er, ‚wo der alte Text ihm fehlte oder ihm gar zu ungereimt erschienen, dafür einen neuen gemacht' habe [1].

Die gesteigerte Künstlichkeit des Gesanges und die Einführung von allerlei wälschen Liedesformen und Melodien richtete den Volksgesang zu Grunde [2].

Jede Büchermesse brachte neue Madrigalien, Canzonetten, Motetten, Tricinien, Intraden, Villanellen, Galliarden, Couranten, Paduanen, Neapolitanen, Saltarellen, Volten, Balletten, Parodien, Passamezzen und Aehnliches mehr. Wälsche Gefühlsweise und Dichtungsarten griffen immer weiter um sich, nach und nach schwand alles Natürliche und Volksthümliche, manche Lieder strotzten von Gelehrsamkeit, von allerlei Allegorien, mythologischen Namen und Beziehungen, fremden Worten und Redensarten [3].

---

sind von einer so derben Originalität, daß man wohl kaum fehl geht, wenn man annimmt, sie seien dem Jargon der alleruntersten Volksschichte Münchens entlehnt'. ‚Der Versuchung, directe Zoten und Obscönitäten musikalisch zu illustriren, hat Lassus erfolgreich widerstanden. Sexuelle Vorkommnisse, wie sie sein College, der Organist an der Münchener Hofcapelle, Ivo de Vento, mit möglichster Ungeniertheit „in Truck verfertigte", finden sich in seinen Liedern nicht behandelt; ein Beweis für seine vornehmere Künstlernatur und seine geläuterte Kunstanschauung.' ‚Am glücklichsten ist Lassus im Volks-, Trink- und Liebeslied. In seinen Volksliedern lebt allerdings nicht jene naive Treuherzigkeit, die uns im alten Volksliede anheimelt und ergreift, aber man stößt doch häufig auf feine Züge.' ‚Eines seiner besten Liebeslieder: „Wohl kommt der Mai" macht den Eindruck, als ob der Componist am Schlusse förmlich von Reue erfaßt würde, daß er am Anfang einmal so recht herzlich und natürlich gesungen habe, und deshalb sich beeile, durch die verzwicktesten Synkopen zu beweisen, daß er auch da, wo gar kein Bedürfniß vorhanden, ganz entsetzlich gelehrt und künstlich schreiben könne.'

[1] Vergl. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur 395. 397.

[2] Riehl, Culturstudien 349 fll., weist in einem Abschnitte über den ‚Volksgesang' darauf hin, wie vortrefflich das Volk sich selber musikalisch erziehen kann, aber nur so lange ‚ihm nirgends fremde Hände in's Zeug pfuschen'. Freude hat das Volk nur an dem, was ‚ganz sein eigen ist'. Nur ‚ein Lied, dessen Form und Gedanke, im Volke selbst erwachsen, nichts anderes ausspricht, als was diese Volksgruppe selber fühlt, begreift und auszusprechen sich berufen und gedrungen fühlt, solch ein eigenes Lied ist allemal auch ein gesundes und wahres Volkslied'. ‚Musikalische Formen und Gedanken, die dem Organismus einer Volksgruppe fremdartig, von Außen ihm eingetränkt worden, unverdaute und unverdauliche Stoffe, sind höchst ungesund.'

[3] Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder VIII—X. Uebrigens stand das deutsche Lied in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts keineswegs ‚vollständig unter dem Banne der Italiener und Niederländer'; vergl. E. Bohn im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 185—186.

Die Künstlichkeit der Compositionen nahm in demselben Maße zu, in welchem die dazu gewählten Texte gröber und roher wurden. An Stelle der alten tiefempfundenen und sehnsüchtigen Natur-, Liebes- und Scheidelieder traten neben den Buhl- und Schlemmerliedern und allerlei Zoten in Liedesform auch sogenannte Ehrenlieder auf Hochzeiten und Gastungen, Namenlieder (Acrosticha), Echos, Motti und dergleichen. Besonders beliebt wurden auch die ‚Quodlibets', welche aus einem Gemenge von Anfängen bekannter Lieder bestanden und grell Gegensätzliches und sich Widersprechendes unmittelbar neben einander stellten [1]. Sie spiegeln das wirr durch einander wogende Leben des Zeitalters ab. Ein Quodlibet aus dem Jahre 1610, ‚Sieben lächerliche Geschnältz', zeichnet sich vor allen durch ‚garstige Säuweisen' aus [2].

Gleichzeitig führte das Wohlgefallen an den ‚fein zierlich poetischen' Erzeugnissen des Auslandes zu ‚zart Venussüßen und schäferlichen Gesängen' in absonderlicher Sprachmengerei. In den von Nicolaus Zangius im Jahre 1611 zu Wien herausgegebenen dreistimmigen ‚Deutschen Liedern' finden sich die Strophen:

Drum will nun ich ganz fleißiglich
Venus-Schul visitieren,
Ob ich möcht doch erlernen noch
Höflich gallanisieren.
O Amor frei, Präceptor sei,
Und lehre mich vernünftiglich
Allzeit gallanisieren.

Die Venusschule
ist so privilegiert
Und überall befreit,
Daß ein Gallan, mit Tugend geziert
Und wahrer Höflichkeit,
Wann er gleich würde disgustiert
Und endlichen gar corbisiert,
Solchen Disgust auch mit Verlust
Vernünftiglich soll dulden [3].

Nachdem der dreißigjährige Krieg bereits begonnen hatte, seine Schrecken über Deutschland zu verbreiten, sang der Leipziger Musikdirector Johann

---

[1] Vergl. Ambros 3, 397. Gervinus 2, 284 fll. Hoffmann von Fallersleben im Weimarer Jahrb. 2, 320 fll.

[2] Vergl. die Mittheilungen von A. Lübben in der Zeitschr. für deutsche Philologie 15, 48—65. Hoffmann von Fallersleben, der im Weimarer Jahrbuch 3, 126 fll. dieses Quodlibet irrig in's Jahr 1620 verlegt, spricht seine klagende Verwunderung darüber aus, daß in der so ernsten und trüben Zeit des beginnenden dreißigjährigen Krieges diese leichtfertigen Sachen veröffentlicht worden seien; vergl. Lübben 49.

[3] Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder X Note; vergl. 45—46.

Hermann Schein noch ‚schön florirte und gezierte Reime‘ von Phillis und Amarillis, von dem Tausendschälklein Amor und seinen Streichen, auch von der Natur, zum Beispiel:

Nun hat sich ’s Blättlein umbgewendt, ihr Wälder, Myrtensträuch,
Ihr Blümlein grün allegrement, o frewt euch all zugleich,
Der filli zart und hoch geziert sich heute wieder präsentirt,
Logiret ein bei euch[1].

Neben solchen Erzeugnissen ‚süßlich amorosischer Freuden‘ erschienen massenhaft allerlei gereimte Neuigkeiten aus dem öffentlichen und dem häuslichen Leben, gereimte Arzneibücher, Bauernpraktiken, Gesundheitsvorschriften, Wetterregeln, Anweisungen über das nöthige Hausgeschirr, über Roßtummeln und die beste Zurichtung von Pferden[2].

Wie geistlos und öde die Volksdichtung geworden war, zeigten insbesondere auch die zahllosen Gelegenheitsgedichte, welche zur Feier wichtiger Familienereignisse zum Vorschein kamen. So besang beispielsweise der Prediger Bartholomäus Ringwalt, der für einen vortrefflichen Dichter galt und dessen Lehrgedichte die weiteste Verbreitung fanden, sämmtliche Gäste, welche sich im Jahre 1588 bei der Hochzeit eines Predigers, im Jahre 1595 bei der Hochzeit eines Buchhändlers einfanden. Für jeden einzelnen Gast hatte er einen eigenen Spruch. Von dem einen hieß es:

Der ehrlich Heinrich Meder ist
Ein Schöppe und Gastgeber,
Gar gern von jungen Hühnern ißt
Und von des Hechtes Leber.

---

[1] Gervinus 2, 287. Vergl. die Anfänge vieler derartiger Lieder bei Goedeke, Grundriß 2, 71—73.

[2] Vergl. Gervinus 2, 280 fll. 382. 401—402. ‚Die Kämpfe des wirklichen Lebens rissen die Poesie in so tiefe Niederungen herab, daß ihr allmählich der letzte Ausgang bevorzustehen schien.‘ ‚Es war kein Stand, der sich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbste, Gemeinste und Handwerksmäßige in Reime gebracht hätte.‘ ‚Auch historische Gegenstände voll Gewöhnlichkeit und theologische Streitfragen gingen in die Dichtung ein, die keiner poetischen Auffassung mehr fähig waren.‘ — Wie ‚hochfeierlich‘ Alles behandelt wurde, zeigt zum Beispiel die poetische Beschreibung eines ‚Herren-Schießen zu Ulm im Jahre 1556‘. Sie beginnt mit den Worten:

‚Ewiger Gott in deinem Thron
Bitt dich, du wöllest mich nicht verlan,
Verleihe mir auch dein heiligen Geist
Der alle Wahrheit und Weisheit weißt,
Theil mir auch mit dein göttlich Gnad,
Ohn dich Niemand nichts schaffen mag,
Daß ich vollend hie mein Gedicht‘ u. s. w.

Bei Scheible, Schaltjahr 4, 341.

Von einem andern:

Der wohlgelahrt Herr Gorge Worst=
(Wie man ihn nennet) =macher
Itzund nach hohen Dingen forscht,
Ist niemands Widersacher.

Von einem dritten, dem Bürgermeister von Frankfurt an der Oder:

Gott halt ihn ja noch lange frisch,
Wie auch sein Kinder wollen,
Er schenkt mir oftmals Berger Fisch,
Wein, schwedisch Käs und Zschollen [1].

Traurigen Inhalts waren dagegen zum Beispiel die Reime, welche der Kündorfer Prediger Johann Ebert veröffentlichte, als ‚sieben christliche Personen zu Rohra unter währendem erschrecklichen Ungewitter durch eine urplötzliche Wassersnoth überfallen und neben unterschiedenen Gebäuden jämmerlich umgekommen‘:

Claus Sturm, ein frommer Mann und Schneider,
Margreta sein Eheweib, ach leider,
Anna ihr Tochter, ungefähr
Von sechs Jahren, sodann noch mehr
Hanslein ihr Söhnlein, ungefähr
Von zwei Jahren, mußten halten her.
Solch vier Personen gar geschwind
Mit Haus und Hof ertrunken sind.

In einem folgenden Gedichte heißt es:

Des Bader Halbhaus, der ertrunk,
Neben eim Kuhstall niedersunk.
Ein Scheunen, Pferd, auch ein Schweinstall
Fuhrts Stephan Möllern hin mit all [2].

Bei Todesfällen von Fürsten und Herren nahm die Muse der Gelegenheitsdichter nicht selten einen ‚Trauerschwung sonder Gleichen‘, wenn sie auch nicht gerade so hoch sich erhob, wie die des Predigers Johann Strack, der beim Tode des Kurfürsten Johann Casimir von der Pfalz der Natur vorschrieb:

Ihr Berg und Thal, auch Laub und Graß,
Kein Thau soll euch nicht machen naß
Bis ihr mit mir thut klagen . . . [3]

---

[1] Hoffmann von Fallersleben, B. Ringwaldt 28—31.

[2] Einfältige Wetterpredigt bei erbarmlicher Leichbestattung u. s. w. (Schleusingen 1607) Bl. F²—G.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 105.

Eine eigene Dichtungsart bildete die ‚privilegirte und professionirte hochfürstliche Hofpoesie‘, welche bei allen möglichen freudigen und traurigen Vorgängen, bei fürstlichen Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefällen, bei Hoffesten und anderen ‚ruhmreichen fürstlichen Recreationen‘ sich geltend zu machen hatte. Philipp Agricola besang im Jahre 1581 das ‚Ringrennen Johann Georgens, Markgrafen zu Brandenburg‘, und veröffentlichte dichterisch begeistert in demselben Jahre ein gereimtes ‚Glückwünschendes Gespräch der Taube und Nachtigall über die Niederkunft Frauen Elisabeth, Johann Georgs Gemahlin‘ [1]. Der brandenburgische Hofmusikus Georg Pfund bereicherte im Jahre 1610 den Parnaß mit mehr als 2000 Versen unter dem Titel: ‚Freud, Leid und Hoffnung, das ist etliche denkwürdige Sachen von unserer hohen Obrigkeit und löblichsten Herrschaften in der hochlöblichen Chur und Mark Brandenburg‘ [2]. Johann Ditmar sang im Jahre 1583 ‚Von der Heimfahrt und Beilager Friedrich Wilhelms, Herzogen zu Sachsen‘; Georg Molysdorfinus im Jahre 1585 von dem ‚Edlen Rautenkranz mit seinem schönen Geheimnis, welches bedeut den herrlichen Einzug des Ehrenkönigs Johann Christian ins hochlöbliche Chur- und fürstliche Haus zu Sachsen‘; Balthasar Mentzius von Nimeck von dem ‚Eigentlichen Bildnis des durchlauchtigsten Fürsten Augusti, Herzogen zu Sachsen‘:

Ist einer zu rühmen hie auf Erd,
So ist's auch dieser Kurfürst wert [3].

In hohem Ansehen standen übrigens die Hofpoeten in Sachsen nicht. Im Dresdener Hofbuche wurden sie unter dem ‚Gemeinen Hofgesind‘ aufgeführt in der Gesellschaft des Hackbrettschlägers, Löwenbändigers und Mäusefängers [4].

Fast in sämmtlichen fürstlichen Gebieten ‚florirten solch poetisch Ingenia, so nit genug von dem Ruhme der hochlöblichsten Herren und dero freudenreichen festlichen Inventionen und Aufzügen zu singen‘ wußten [5]. Eines der wunderlichsten ‚fürstpreislichen Bücher‘ ist der dem Herzog Christoph von Württemberg gewidmete ‚Lustgart neuer deutscher Poeterei in fünf Büchern beschrieben und gedicht durch Matthiam Holzwart von Harburg, zu Ehren dem fürstlichen hochlöblichen Haus Würtenberg‘ [6]. In buntester Mischung werden hier die heidnische Mythologie, alte und neue Geschichte vorgeführt und zu Württemberg in Beziehung gesetzt. Der Versemacher hat eine hohe Meinung von seinem Beruf. ‚Gewißlich‘, sagt er in der Vorrede, ‚hat der die Wahrheit geredet, der von den Poeten also schreibt: Gott ist in uns, wir

---

[1] Weller, Annalen 1, 337 No. 236. 237. [2] Vergl. Friedländer XI Note.
[3] Weller, Annalen 1, 340 fll. No. 250. 261. 289.
[4] Müller, Forschungen 1, 196.
[5] Vergl. die bei Goedeke, Grundriß 2, 326 No. 4 fll. angeführten Schriften.
[6] Am Schluß: gedruckt zu Straßburg durch Josiam Rihel 1568, Folio.

ergründen die Heimlichkeit des Himmels.' ‚Es zweifelt mir nicht, es werden viel subtiler Nasuten und grober unverständiger Tölpel diese meine kurzweilige, doch große Müh, Arbeit und Poeterei verlachen und verspotten und mich halb für einen Heiden oder Abgötterer achten, denen ich doch allen nicht nachfrage, denn dem Reinen ist Alles rein, dem Unreinen Alles unrein. Hergegen zweifele ich aber auch nicht, ich wölle bei allen verständigen Künstlern und Liebhabern aller ehrlichen Kurzweil und Tugenden auch etwas Ruhms und Ehr erlangen.' Der oberste Gott Jupiter war allerdings, wie der Dichter in einer der zahlreichen Randbemerkungen, durch welche seine Reime erläutert werden sollten, die Leser belehrt, ‚ein großer öder Bub und Buhler', aber hochlöblich erscheint, daß derselbe in Verbindung mit allen anderen Göttern und Göttinnen das Haus Württemberg am meisten begünstigt. Ganz besonders ‚patrociniert Diana dasselbe':

Als sie nun kam fürn Jupiter,
O reicher Gott, milter Vater,
Sie sprach, du weißt, daß ich stets hab
Geliebt und noch täglich Sorg trag
Für das edle Haus Würtenberg,
Dieweil sie sind in meinem Werk
Gflissen und lustig allzeit gwesen,
Weidwerk und Jagen auserlesen
Haben sie mir zu Ehrn allzeit
Getriben täglich weit und breit
Tag und Nacht . . .

‚Diana kam selbs persönlich zu Graf Ulrichen', nachdem sie vorher der Minerva erklärt hatte,

. . . eh ich ließ betrieben
Würtenberg, eh so wollt ich werden
Eins Kinds Mutter auf dieser Erden,
Das ich doch weniger thun wolt,
Denn wann ich jetzund sterben solt.

‚Die Götter entbieten sich alle etwas darzuthun zu Ehren dem löblichen Haus Würtenberg, erstlich Juno gibt züchtige Eheweiber, gehorsame Kinder', Jupiter ‚schickt Mercurium gen Worms auf den Reichstag, wo Eberhart VI. Herzog wird', dagegen machen ‚die Furien einen Bund mit Lucina', daß sie dem Herzog Nachkommenschaft versagen sollte [1].

---

[1] S. 101. 106. 108. 129. 133 b. 145 b. Es ‚kann bald', klagte der Meißener Superintendent Strigenicius in seinen Predigten über Jonas 50 a, ‚kein Carmen mehr geschrieben oder gedruckt werden, es müssen die heidnischen Götter und erdichteten Göttinnen, Apollo oder Phöbus und die Musen darin angerufen werden'.

Im Gegensatze zu dem schlichten Volksliede hatte sich in der Blütezeit der mittelalterlichen Poesie das künstliche höfische Lied entwickelt, welches sich nicht mit dem einfachen Ausdrucke der dichterischen Empfindung begnügte, sondern Gedanken und Gefühlen in architectonisch gebauten und zugleich melodischen Strophen den kunstvollsten Ausdruck zu geben suchte. Von ächten Dichtern erfaßt, entging dieses Streben der Gefahr eines öden und trostlosen Formalismus. Der Geist behielt die Oberhand, die künstliche Form schmiegte sich leicht, harmonisch, natürlich dem seelischen Gehalte an. Wie abgemessen auch die Strophen waren, so strömte in ihnen doch gemeinlich dasselbe warme Leben, welches das urwüchsige Volkslied erzeugte. Auch als diese künstliche Lyrik zum Bürgerstande in die Zunftstube herniederstieg, war der dichterische Volksgeist noch mächtig genug, um nicht in der Pflege des bloß äußerlichen Formalismus zu erstarren. Jedoch die Gefahr war vorhanden und wurde immer größer. Wo Alles nach bestimmten Vorschriften und Regeln betrieben ward, Vergnügen und Unterhaltung selbst ihre festgesetzten Stunden hatten, das mechanische Handwerk in genau gegliederter Ordnung seine beste praktische Stütze fand, lag es nur allzu nahe, auch die Kunst zunft- und gewerbmäßig zu betreiben. Es wurden Singschulen errichtet, für Strophenbau und Reime feste Gesetze und Formen aufgestellt; die Kunstübung wurde bis in's Kleinste abgegrenzt und jene äußerste Genauigkeit, von welcher jede mechanische Kunst bedingt ist, auf die freieste aller Künste, die des Liedes, übertragen.

Unzweifelhaft hätte auch in diesen Kreisen der dichterische Geist über die bloße Form obsiegen können. Denn die Zunftstube entbehrte nicht der herzlichsten Gemüthlichkeit; auch die Zünfte hatten ihre sommerlichen Feste im Freien: alle Klänge der Volkspoesie konnten unter den ehrsamen Handwerkern ihren Wiederhall finden. Der Meistergesang des fünfzehnten Jahrhunderts ist denn auch noch keineswegs pedantischer Künstelei und trockener Lehrhaftigkeit vollständig erlegen.

Als aber die Städte und mit ihnen die Zünfte in die gährende Bewegung und die furchtbaren Kämpfe der politisch-kirchlichen Umwälzung hineingerissen wurden, die alte Glaubensfestigkeit verloren ging und fast der ganze Inhalt des Volkslebens von dem wüsten Hader und Parteigetriebe aufgesogen ward, mußte nothwendig auch aus der Meistersängerei alle künstlerische Seele entweichen und das rein Handwerksmäßige in ihr die Oberhand gewinnen. Dem harmlosen Ehrgeize, vom Schüler zum Schulfreund, Singer, Dichter, Meister aufzusteigen, mischte sich der gefährliche Ehrgeiz der niederen Stände bei, aus ihrer bescheidenen Stellung herauszutreten und unter dem Deckmantel des ‚Evangeliums‘ in die große und kleine Politik einzugreifen. An Stelle der frühern Gemüthlichkeit trat der bittere, gehässige Geist religiöser Polemik; die Dürre der vorherrschend polemischen Predigt wurde zur Grundlage der moralisirenden Lehrhaftigkeit in den Zunftstuben. Mit biedermännischer Nüchtern-

heit brachten die ‚Meistersänger‘ und ihre Schüler die höchsten Gegenstände christlicher Glaubens- und Sittenlehre in hausbackene Reime, während in Bekämpfung der ‚Papisterei‘ der roheste Ton der Gasse, Schimpf jeder Art, selbst das Gemeine und Zotenhafte für erlaubt galt. Hierdurch drang, trotz sorgsamer und ängstlicher Pflege der Form, die ärgste Geschmacklosigkeit in die handwerksmäßig geübte Dichtkunst ein, und nachdem einmal der feinere Kunstsinn erloschen war, galt bald die allertrockenste Prosa für Poesie, wenn sie nur sorgfältig abgemessen und gereimt war. Bloße Künstlichkeit mußte die Kunst ersetzen in beinahe all' den unzähligen breiten, aber inhaltsarmen Reimereien, welche Stadt und Land überschwemmten. Keine Kritik sonderte den Weizen von Spreu und Unkraut, keine höhere Bildung wies die Poeten auf classische Muster hin; das Schlimmste aber war noch, daß sie sich selbst für die wahren Erben und Nachfolger der berühmten ritterlichen Dichter, für die einzig berechtigten Vertreter der ‚göttlichen Poeterei‘ ausgaben, gleichsam die oberste Kunstbehörde bilden wollten, denn so gingen sie immer mehr des gesunden kernigen Volksgeistes verlustig, welcher in seinem Kreise sonst das Natürliche zu treffen weiß.

Das umfassendste, bezeichnendste und deßhalb längst sprüchwörtliche Musterbild der Meistersänger ist der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs, an wirklich dichterischer Begabung alle Zunftgenossen weit überragend, einer der fruchtbarsten und schnellfertigsten Dichter aller Zeiten.

Als Sohn eines Schneiders am 5. November 1494 geboren, besuchte Sachs seit seinem siebenten Jahre die lateinische Schule, wandte sich im fünfzehnten Jahre dem Schuhmacherhandwerk zu und durchwanderte nach zweijährigem Lehrdienst einen großen Theil von Deutschland. In Innsbruck wurde er von dem Leinweber Leonhard Nonnenbeck im Meistergesange unterrichtet, in Frankfurt am Main hielt er zuerst eine Meistersingschule ab; nach Nürnberg zurückgekehrt, verfaßte er im Jahre 1515 sein erstes Spruchgedicht. Zum Meister seines Schuhmacherhandwerks emporgestiegen, verheirathete er sich im Jahre 1519 und lebte über vierzig Jahre in glücklicher Ehe. Nachdem ihm seine Frau im Jahre 1560 durch den Tod entrissen war, schloß er als siebenundsechzigjähriger Greis eine zweite Ehe mit einer siebzehnjährigen Jungfrau und starb, allgemein geachtet, im Januar 1576. Seine Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter, waren ihm in's Grab vorangegangen.

Im Ganzen kann man seine Gedichte, über sechstausend an der Zahl, auf mindestens eine halbe Million Verse anschlagen[1]. Die Masse der Ge-

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 412. ‚Als er am 1. Januar 1567 die Summe aller seiner Gedichte überschlug, fand er 16 Bücher Meistergesänge mit 4275 Nummern in 275 Meistertönen, von denen 13 seiner eignen Erfindung waren. Außerdem lagen ihm

dichte würde an's Wunderbare streifen, wenn dabei von abgerundeten Meisterwerken Rede sein könnte. Das Geheimniß der ungeheuern Zahl ist jedoch unverkennbar die meistersängerische Schablone. Nachdem Sachs einmal ‚dichten' gelernt hatte, ‚konnte' er es. Er trug seine Stoffe nicht lange Zeit in seinem Geiste herum, rang auch nicht mit einem widerspänstigen Stoff, um ihn mit ideal-geistigem Gehalte zu durchdringen: kein Stoff war ihm schwierig oder unpoetisch. Wie er ohne Mühe die ganze Bibel stückweise in Reime brachte, so auch fast die ganze alte Mythologie und alle möglichen Sagen und Historien. Wo er irgend eine Fabel oder Geschichte aus der Griechen- und der Römerwelt, eine italienische Novelle, einen deutschen Schwank, einen Tagesstreit oder auch nur eine Anecdote fand, da bedurfte es für ihn keiner Vorarbeiten mehr. Ueber den Reim vollständig gebietend, brauchte er nur das Buch, aus welchem er dichtete, das Schreibzeug und den Tisch:

> Am selben saß,

schrieb gemüthlich und ansprechend sein Schüler Adam Puschman,

> Ein alt Mann, was
> Grau und weiß, wie ein Taub dermaß,
> Der hat einen großen Bart fürbas,
> In einem schönen Buche las,
> Mit Gold beschlagen schön [1].

Was der Meister in seinem Buche las, das setzte er in Reime. In einem oder zwei Tagen hatte er den Stoff erledigt, ebenso handwerklich regelrecht, wie er auch seine Schuhe zurecht schnitt und nähte. Stollen und Gegenstollen paßten so genau zu einander, wie das lederne Brüderpaar [2].

---

17 Spruchbücher und ein angefangenes, das 18., vor, darin 208 (am 9. Juni 1563 belief sich die Zahl schon auf 204. Buch 4, 3. 118) fröhlicher Comedi, trauriger Tragedi, auch kurzweiliger Spil, die meistenteils in Nürnberg, auch andern Städten, nah und weit, gespielt waren, ferner an geistlichen und weltlichen Gesprächen, Sprüchen, Fabeln und Schwänken „ungefärlich 1700"; ferner 7 Dialoge in Prosa, eine Menge Psalmen und andere Kirchengesänge, auch veränderte geistliche Lieder, auch Gassenhauer, auch Lieder von Kriegsgeschrei, auch etliche Bullieder, im Ganzen 73, in Tönen „schlecht und gar gemein", von denen 16 seine eignen waren. Die von ihm genannten Zahlen ergeben, da die 208 Schauspiele in den 1700 Gedichten stecken, die 7 Dialoge aber unter den 73 begriffen sind, die auch von ihm gezogene Summe von 6048 Gedichten, „eh mehr denn minder". Nach dem 1. Januar 1567 sind dann noch mehrere hinzugekommen, und einige Schriften, die selbständig erschienen, müssen überher in Anschlag gebracht werden. Die Meistergesänge wurden ausgeschieden, die Singschule damit zu zieren; von den übrigen erschienen in 3 Folianten nach seiner Angabe 788 Stück bei seinen Lebzeiten, und nach seinem Tode noch 2 Folianten mit 642 Nummern.'

[1] Ueber die ungewöhnlich reiche Bibliothek des Hans Sachs vergl. den Aufsatz von R. Genée in der Beil. zur Allgemeinen Zeitung 1888 No. 50.

[2] ‚Auch bei Hans Sachs bestätigt sich die Wahrnehmung, daß das ganze Zeitalter im Grunde keine poetische Bedürfnisse kannte, sondern die überlieferten Reste des

Einzelne Züge ächter und wahrer Poesie wird man jedoch bei ihm keineswegs verkennen.

,Sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedicht, geistlich und weltlich, allerlei Art, als ernstliche Tragedien, liebliche Comedien, seltsame Spil, kurzweilige Gespreck, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, sammt anderen lecherlichen Schwenken und Bossen und so weiter: welcher Stücke seind 376. Darunter 170 Stück, die vormals nie in Truck ausgangen sind, jetzund aber aller Welt zu Nutz und Frummen in Truck verfertiget durch den sinnreichen und weitberühmten Hans Sachsen, ein Liebhaber teutscher Poeterei, vom 1516. Jar bis auf diß 1558. Jar zusammengetragen und vollendt.'

So lautet der Titel der ersten größern Sammlung von des Meisters Werken, seine Vielseitigkeit, seinen Ernst, seine steife Förmlichkeit, seinen volksmäßigen Humor und sein ,meisterliches' Selbstbewußtsein zugleich bezeichnend.

Der Dichter war eine urwüchsige, kerngesunde Natur, ganz und gar aus dem Volke erwachsen, voll tiefen Gemüthes und wackerer Gesinnung.

Das erste Buch seiner Dichtungen, erklärt er selbst in der Vorrede, sollte ,förderlich zu Gottes Lob und Ehre' sein, ,auch dem Nächsten dienlich zu einem bußfertigen Leben'. Im ,Spiegel der Gotteslästerer' beklagte er auf's Tiefste die fürchterlichen Gotteslästerungen, welche in den Wirren der Zeit immer weiter um sich gegriffen hatten [1]; mannhaft erhob er seine Stimme gegen die herrschenden Laster: die Verachtung Gottes und seiner Gebote und die fleischlichen Sünden aller Art [2]. Insbesondere eiferte er auch gegen die frevent-

---

dichterischen Ausdruckes nur zur Behandlung von Gegenständen verwendete, die in den Bereich des Verstandes gehören. Man kann daher weder Hans Sachs, noch die Meistersänger und den Bürgerstand überhaupt auf die Dauer aus einem ästhetischen Gesichtspunkte zu Ehren bringen.' ,Wahrer und dauernder ist allerdings das Lob, welches Hans Sachs wegen seiner Gesinnung beanspruchen darf. Die Gesundheit des Sinnes und des Gefühls, welche ihn selbst veredelt und ihn zugleich antreibt, auf die Veredlung der Zeitgenossen hinzuwirken: dieses stille sittliche Feuer ist die Muse, welche H. Sachs zum Dichter machte.' Cholevius 1, 289. ,Die Stoffbegierde des Hans Sachs war nicht minder krankhaft und unnatürlich, wie die leere Formkünstelei des Opitz, weil er ohne Wahl Alles zusammenraffte und die deutsche Poesie zu einem bloßen Packhof voll Waarenballen und Fässer machte. Als passiver Poet war Hans Sachs einer der größten auf Erden, als activer einer der kleinsten. Seine eigene Erfindungsgabe ist schwach; nur in den Schwänken zeichnet ihn eine originelle, überall (?) naive und treuherzige Schalkhaftigkeit aus. Seine Sprache ist aber fast ohne Ausnahme ohrzerreißend, unerträglich hart.' Dagegen hat er ,etwas Ehrwürdiges in seinem bürgerlichen Fleiße, in seiner biedern Treuherzigkeit, in der Fülle von Poesie, mit der er sich zu umgeben wußte'. Menzel, Dichtung 2, 12. 14. ,Vom Ernste und von feiner Empfindung besaß Hans Sachs nur so viel, daß es ihn vor leeren Späßen und bloßem Geschwätz bewahrte.' Wackernagel, Drama 125.

[1] Hans Sachs 1, 190. [2] Bd. 1, 415. 418. 422—424.

liche Entheiligung des Sonntags durch Arbeiten, Fechten, Jagen, Völlerei, Hader und Todschlag, Unzucht und Ehebruch:

Solt uns denn Gott nit grimmig plagen,
Weil wir seinen Sabat vermeiligen,
Unehren, brechen und unheiligen
Mit Anzahl unchristlichen Stucken,
Als ob wir wären Mamelucken.
Die Obrigkeit muß Rechnung geben
Von solchem unchristlichem Leben,
Wo sie mit Straf nit sicht darein,
So den Sonntag bricht ir Gemein,
Den Gott verordnet het darzu,
Daß wir solln haben unser Rhu
Mit Vieh, Maid, Knechten, Kind und Weib.
Auch daß allein nicht rhu der Leib,
Die Seel soll auch sabatisiren . .
In allem Ding frei halten still,
Und ihm gehorchen was er will [1].

Gegen die stetig wachsende ‚verfluchte Hurerei' erinnerte er im Jahre 1540 an die ersten Christen:

Thäten die Hurer in den Bann,
Aber nun hat gefangen an
Verblendet der Menschen Gewissen,
Von Tag zu Tag hart eingerissen,
Hat länger weiter um sich gefressen,
Endlich so gewaltig eingesessen
Ganz unverschämt und unverhol,
Daß schier stecken alle Gassen voll
Thaiber und unehrlicher Weiber,
Jungfrau-Schwächer und Bärentreiber,
Ehbrecher und Ehbrecherin
Und Leut, die sunst unehlich sin.
Gemeiner denn bei Juden und Heiden
So unzüchtig und unbescheiden,
Daß sich niemand schämet mehr.
Man hält es schier für Ruhm und Ehr.
Niemand eifert auch mehr darum . . . [2]

So hölzern und unbeholfen seine Ermahnungen zu Buße, Gebet, Geduld im Leiden, Gottvertrauen [3] sich auch ausnehmen, wenn man sie mit der gleichzeitigen religiösen Lyrik der Spanier, den Liedern einer Teresa a Jesu, eines Luis de Granada und Anderen vergleicht, so bekunden sie doch einen frommen,

---

[1] Hans Sachs 1, 193. [2] Bd. 1, 197.
[3] Vergl. z. B. Bd. 1, 363. 425—428.

religiösen Sinn, welcher bei dem damaligen sittlichen Verfall einen wohlthuenden Eindruck macht. In den neuen Zeitgeist vermochte der ehrbare Meistersänger sich nicht hineinzufinden.

Ganz aus den damaligen Verhältnissen gegriffen ist seine ‚Klagred Frau Arbeit über den großen müßigen Haufen‘ vom Jahre 1535. Als Grund, weßhalb ihr ‚so wenig Volk anhangen‘ wolle, gibt Frau Arbeit an:

Merk, weil man dinget und abbricht
Den Arbeitern, saugt aus das Blut,
Ihn ihr Gebür nicht geben thut,
Wie das alt Sprüchwort sagt auf Erd,
Ein Arbeiter seins Lohn sei werth,
Das macht verdrossen und verrucht,
Daß jeder auch sein Vortheil sucht,
Auch das geringest einhin stümpelt,
Dadurch manch Handwerk wird verhümpelt,
Auch werdens faul, treg und hinläßig,
Spielsüchtig, versuffen und gefräßig.

Ueber die Fürkaufer klagt Frau Arbeit:

Verwurren alle Ding im Land,
Daß es kommt in die dritte Hand,
Ehe es dem Arbeiter wird bescheert,
Derhalb sich länger härter nährt
Und muß zu Grund gehn mit der Weil . . .

Früher, heißt es im ‚Beschluß‘,

Da war nit so viel Müßiggangs,
Ein Ursach viel Theuerung und Zwangs,
Weil sich alle Welt wil feiernd nähren
Muß sich viel Unrats bei uns mehrn,
Daher schier Alles will zerrinnen [1].

Ein spruchfähiges Urtheil in Glaubenssachen konnte der Nürnberger Schuster nicht beanspruchen, am wenigsten in einer Zeit, in welcher Alles aus den Fugen ging und gleich wie auf den Abbruch bestellt war. Aber Niemand wird bestreiten wollen, daß Hans Sachs sich aus voller Ueberzeugung der lutherischen Lehre anschloß. Luther war in seinen Augen ‚die wittenbergische Nachtigall‘, welche den hellen Tag ausschreie, nämlich die Lehre ‚des Evangeliums‘, daß der Christ durch den Glauben allein selig werde und die guten Werke zur Seligkeit nicht nothwendig seien. Das ganze Papstthum, meinte Sachs, sei Menschenfund, der Papst der Antichrist, der mit seinen unzähligen Geboten

Jagt die Leut in Abgrund der Hell,
Zu dem Teufel mit Leib und Seel [2].

---

[1] Hans Sachs 3, 480—485. [2] Bd. 6, 386.

Zu Anfang der Herrschaft Carl's V. habe ‚das Wort Gottes seinen Aufgang‘ genommen[1], Luther habe die Theologie, das heißt die Bibel[2], aus dem babylonischen Gefängniß befreit[3]. In dem furchtbaren Wirrwarr, welchen die widersprechende Auslegung der Bibel hervorrief, wußte er sich nur damit zu helfen, daß man sie ‚einfältig‘ glauben solle. Er ‚entsetzte‘ sich darüber, daß die ‚deutsche Nation jetzunder so voll stecke von Irrthum, Rotten und Sect‘. Jeder krümme die heilige Schrift auf seinen Sinn, zu seinem Nutzen und zu seiner Wollust:

Kein Ketzer nie so grob,
Der nicht hält der Schrift Prob . . .
Das ist auch unter ihn
So viel Köpf, so viel Sinn.
Ein jeder Theil meint schlecht,
Er allein sei gerecht,
Die anderen irren all.

‚Sie schreiben und disputiren‘

Und jeder nimmt zu Heil
Die Schrift auf seinen Theil,
Seine Meinung mit zu stärken.
Hierbei magst du wol merken,
Daß es jetzt steht gefährlich,
Verderblich und gar schwerlich,
Weil die Gelehrten sind spaltig.

Und nicht allein die Gelehrten, auch die Laien ‚schützen, vertheidigen und beschönigen ihre Laster mit der heiligen Schrift‘,

Verspotten und verhöhnen
Die Gschrift auch an viel Oertern
Mit Märlein und Sprichwörtern
So grob und unbescheiden,
Als ob es wären Heiden,
Und muß an allem Ort
Das theuer Gotteswort
Nur ein Schanddeckel sein . . .[4]

Bereits im Jahre 1524 mahnte er seine Glaubensgenossen: ‚Es ist nur viel Geschrei und wenig Wolle um euch; habt ihr die Liebe des Nächsten nicht von Nöthen, so erkennt man euch nicht für Jünger Christi.‘ ‚Wenn ihr evangelisch wäret, wie ihr rumoret, so thätet ihr die Werke des Evangeliums.‘ ‚Es ist je einmal wahr, wenn ihr Lutherische solchen züchtigen und

---

[1] Hans Sachs 2, 371.
[2] Daß ihm Theologie und Bibel gleichbedeutend, vergl. Bd. 1, 341 Vers 9—10.
[3] Bd. 1, 401—403. [4] Bd. 1, 338—344.

unärgerlichen Wandel führtet, so hätte eure Lehre ein besseres Ansehen vor allen Menschen; die euch jetzund Ketzer nennen, würden euch wohl sprechen; die euch jetzund verachten, würden von euch lernen. Aber mit dem Fleischessen, Rumoren, Pfaffenschänden, Hadern, Spotten, Verachten und allem unzüchtigen Wandel habt ihr Lutherische der evangelischen Lehre selber eine große Verachtung gemacht. Es liegt leider am Tage.‘[1] Im Jahre 1540 ließ er ‚das Evangelium‘ sagen:

Im Mund führens mich eben,
Verläugnen mein im Leben,
Wenig Lieb und Treu man sicht,
Der meiste Theil der spricht:
Christus hab genug gethan,
Kein gut Werk sehens an,
Gehn mit verkehrtem Sinn
Also ganz sicher hin,
Sam sei die Höll verdorben,
Der Teufel längst gestorben,
Und lieg der Tod gefangen,
Das streng Gericht vergangen . . .
Haben mich nur angenummen,
Soweit ich ihn thet frummen
Zu ihrem eignen Nutz,
Zu Freiheit, Ehr und Guts . . .
Und wo sie Gott beleidigen,
Sie's als mit mir vertheidigen[2].

Gleichzeitig bewegte den Dichter auf das Tiefste der zunehmende Verfall der Wissenschaften und Künste, der Niedergang der Volkskraft und des allgemeinen Wohlstandes und die immer größere Zerrüttung des Reiches und dessen Machtlosigkeit gegen alle äußeren Feinde. Insbesondere schmerzte ihn, den begeisterten Sänger des Freiheitskrieges der Christenheit wider die Türken[3], daß jeglicher ernste, nachhaltige Widerstand unmöglich gemacht werde durch ewige Zwietracht unter den Fürsten und die Verkommenheit des fürstlichen und des adelichen Standes, welche er mit den grellsten Farben zu schildern sucht:

Die Land und Leut verderben schier!
Ich glaub, es sein die wilden Thier,
Von den schreibet Ezechiel,
Die Gott droht' dem Volk Israel
Zu einer Straf ihr schweren Sünd,
Weil Esaias auch verkünd:

---

[1] Ein Gespräch eines evangelischen Christen mit einem Lutherischen 2c. (1524; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 416 No. 12), Bl. 4[a].

[2] Hans Sachs 1, 338—344.

[3] Vergl. Bd. 2, 404—418. 419—433. 434—439.

Wo das Volk sei in Sündenleben,
Thu ihm Gott bös Obrigkeit geben,
Dem Volk zu Straf, übel Regierer,
Wütrichen und Tyrannisierer.

‚Schier im ganzen deutschen Lande‘ gehe bei den Fürsten und dem Adel Alles auf in übermäßigem ‚Pomp und Pracht‘:

Derhalb siehst du, wie sie alle Tag
Versetzen, verpfänden und verkaufen
Städt, Dörfer, Schlösser, Märk mit Haufen,
Der Kaufhändel sie sich annehmen,
Des Wuchers sie sich auch nit schämen,
Im ganzen Land all Ding wird theuer,
Durch Zoll, Mauth, Auffätz, Zins und Steuer.
So aussaugens das Blut der Armen,
Wittwen und Waisen ohn Erbarmen.
Sie mit dem Wild thunt viel zu Leid
An Rüben, Kraut, allem Getreid.
Desgleich mit Placterei und Rauben,
Halten schier weder Treu noch Glauben . . .
Schämen sich weder List noch Lügen,
Einander böse Stück zufügen
Die Fürsten selbs, und sind blutgierig,
Ueber einander selbst sehr schwierig.
Viel böse Praktik sie erdichten,
Selb über einander anrichten,
Des ist groß Krieg zu fürchten täglich.
Solch Zwiespan ist gut und fürträglich
Dem Türken, der ohn Widerstand
Wohl zwingen mag das deutsche Land.

Die Verwilderung unter den Fürsten und Adelichen nehme immer zu:

Ihr Hurweiß, Ehbruch, Jungfrauschänden,
Ihr Zutrinken, den Wein verschwenden,
Ihr Spielen, Fluchen und Gotteslästern,
Das Alles heut mehr zunimmt, dann gestern.
Den Armen haltens kleinen Schutz,
Des fällt zu Grund gemeiner Nutz,
Wie du es hast in Experienz.
Deshalb nagt auch mein Conscienz,
Daß ich den unleidlichen Tadel
Beide an Fürsten und an Adel
Nicht scharf und heftig strafen soll.

Es gebe nur noch ‚etliche Fürsten und Adel‘, welche Verschoner und Schützer ihrer Unterthanen seien und eines guten Regimentes beflissen [1].

[1] Hans Sachs 3, 569—571.

Zur Besserung der verkommenen Zustände konnte es aber nicht beitragen, daß Hans Sachs alle Gesetze und Andachtsübungen der katholischen Kirche der Verachtung preiszugeben trachtete[1], die Katholiken der ‚Abgötterei' beschuldigte und ‚die christliche Obrigkeit' aufforderte, ‚an allem Ort' diese Abgötterei ‚auszureuten'[2]. Mehrere seiner Fastnachtsspiele und Schwänke und seine zahlreichen Zotenpossen auf Geistliche und Mönche, besonders die aus der letzten Zeit seiner literarischen Thätigkeit, waren keineswegs zur Verbreitung guter Sitten angethan, wohl aber zur Verschärfung der Gehässigkeit, welche im protestantischen Volke wider alles Katholische Platz gegriffen hatte. In einem ‚Schwank' vom Jahre 1559 leitet er den Ursprung des ersten Mönchs vom Teufel her, der einen faulen gleißnerischen Einsiedler bekleidet und beschoren und denselben angewiesen habe, seine Zeit ohne alle Arbeit in Müßiggang zu verzehren. Ein Dorfstier gab ihm den Namen. Als nämlich die Gänsehirten eines Dorfes den vom Teufel in eine Kutte gesteckten Bruder ersahen

In solcher seltsamen Manier,
Meintens, es wär ein wildes Thier,
Verließen ihrer Gänse Haufen,
Thäten flüchtig dem Dorf zulaufen.
Als der Bruder eilt zu der Pfarr,
Da ersah ihn des Dorfes Farr
Und schrie: Eymu, eymu! mit Schall.
Da sagten die Bauern all:
Das Thier das muß ein Münnich sein.
So kam der erste Mönnich herein,
Vom Teufel bekleidt und beschorn
Und vom Farren benamet worn:
Von dem Mönch haben all Mönch Ursprung[3].

In einem andern ‚Schwank' erklärte er das Weihwasser für eine Erfindung des Teufels, der in Gestalt eines Engels einer Pfaffenkellnerin erschienen sei und ihr aufgetragen habe, der Pfaffe solle dem Volke verkünden, wenn es mit dem Wasser sich besprenge, so werde es der Sünden los. Unzählige Seelen seien dadurch in den Abgrund der Hölle gerissen worden[4].

In vielen Dichtungen aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens macht sich der Einfluß einer sittlich immer tiefer sinkenden und allmählich völliger Verwilderung anheimfallenden Zeit unverkenntlich bemerkbar[5]. In einer ganzen

---

[1] Vergl. zum Beispiel Bd. 1, 398—400. [2] Vergl. Bd. 1, 236.
[3] Bd. 9, 458—461. [4] Bd. 9, 486—489.
[5] ‚Früher, zwischen 1530—1540, waren seine Schwänke gern allegorisch, jetzt führt er uns in die wirklichste Welt, in die schmutzigsten Gelage, in das niedrigste Treiben. Seine Poesie nimmt also den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus schöneren Höhen in diesen Zeiten herabsinken sehen.' ‚In den letzten Jahrzehnten der Hans

Reihe von ‚Zotten und Possen‘, wegen deren er bei den Katholiken ‚ziemlich beschrieen‘ blieb[1], erscheinen als Lieblingsfiguren: der Pfaff und seine Köchin, der Pfaff und die von ihm verführte Bäuerin, der Mönch mit dem Capaun, der Mönch als Grobian, der Mönch mit dem gestohlenen Huhn, der Dorfpfaffe, der jungen Bauerndirnen nachstellt, der Pfaff, der ‚mit seiner Kellnerin dorkelt‘ und betrunken an den Altar tritt, der Mönch, der mit dem Heiligthum Unfug treibt, und so weiter[2]. Alle diese Figuren sind selten witzig, meist grob und gehässig gezeichnet.

Für solche ‚Schwänke‘, sowie für die gereimte ‚Historie‘ von der Päpstin Johanna[3], konnte Hans Sachs reichen Beifalls gewiß sein, aber sie verdüstern das gemüthliche Bild, welches die Dichtung seiner ersten Periode bietet, und nähern sich bisweilen dem vollends rohen Pasquill, zu welchem der Satiriker Fischart den deutschen Reim herabwürdigen sollte.

Sachsischen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er selbst klagt wiederholt über das Abnehmen der Kunst überhaupt. Ehedem sei sie blühend gewesen‘, ‚jetzt seien die Künste gemein und verachtet, wenige Jünger bleiben, als Phantasten schief angesehen; die Welt renne nach Wollust und Geld, die Musen verließen das Vaterland‘. Gervinus 2, 424. 425.

[1] Vergl. Corner in der Vorrede zu seinem Gesangbuch bei Bäumker, Kirchenlied 1, 226.

[2] Hans Sachs 9, 5. 7. 17. 74. 91. 388. 393. 396. 406. 412—415. 420. 478.

[3] Bd. 8, 652—655.

II. Satiren und Schmähschriften — Zeit- und Sittenbilder — Johann Fischart und seine Vertheidigung der Hexenverfolgung.

Zeiten des Niedergangs im religiös-sittlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Leben der Völker sind immer Zeiten der Satire gewesen. Wenn die treuherzige Hingabe an die Glaubensüberlieferungen der Väter verloren geht und Zweifelsucht die Gemüther verwirrt, innere religiöse Kämpfe Haß und Erbitterung erzeugen, die sittlichen Grundlagen des Volkslebens wanken, gesellschaftliche Mißstände allgemeine Unzufriedenheit wach rufen und die herrschenden Gewalten in Kirche und Staat begründeten Tadel herausfordern, dann werden Spott und Hohn eine willkommene Waffe, und wo nicht hohe sittliche Kraft die leidenschaftlichen Mächte in Schranken hält, vermag das künstlerische Gefühl allein sie nicht zu überwinden.

In Deutschland hatte Sebastian Brant gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit seinem ‚Narrenschiff' den Reigen der Satiriker eröffnet, freimüthig und scharf die vorhandenen Gebrechen, Thorheiten und Laster aller Stände gegeißelt, aber ein tief religiöser Ernst überwand bei ihm noch jenen bittern Haß und Hohn, welche später nach dem Ausbruche des kirchlichen und politisch-socialen Umsturzes das wesentlichste Kennzeichen der Satirik wurden.

Brant's nächster Nachfolger war der Franziskanermönch Thomas Murner, seinem Vorgänger an Volksthümlichkeit, Erfindungsgabe, treffendem Witz und lebendiger Darstellung weit überlegen, aber zugleich derber und rücksichtslos einschneidender, an manchen Stellen seiner Schriften schon jenem neuen ‚Heiligen, genannt St. Grobian', huldigend, von welchem Brant vorherverkündigt hatte, daß er im Leben wie in der Literatur zur Herrschaft gelangen werde. ‚Herr Glimphius', sagte Brant, sei ‚leider todt':

Die Grobheit ist jetzt kommen uß
Und wohnt gar noh in jedem Huß [1].

Murner, in Straßburg geboren, hatte schon in früher Jugend in Frankreich, Deutschland und Polen weite Reisen gemacht. In Paris studirte er

---

[1] Brant's Narrenschiff No. 72. Vergl. über das Werk unsere Angaben Bd. 1, 260—262.

Theologie, zu Freiburg im Breisgau die Rechte, empfing im Jahre 1506 aus den Händen Kaiser Maximilian's I. die Dichterkrone; in Krakau war er Lehrer der Logik, in Bern Lesemeister der Barfüßer. Das Generalcapitel des Ordens rief ihn nach Rom, Heinrich VIII. ließ ihn als Gegner Luther's nach England kommen; als Abgeordneter des Bischofs von Straßburg wohnte er im Jahre 1524 dem Reichstage von Nürnberg bei. Er predigte in vielen Städten Deutschlands, in Trier, Frankfurt, Straßburg und anderwärts. Durch den Bauernkrieg aus dem Elsaß vertrieben, erhielt er zu Luzern ein Predigtamt und betheiligte sich im Jahre 1526 an der Religionsdisputation zu Baden. Als die Revolution in der Schweiz durch Waffengewalt gesiegt hatte, mußte er im Jahre 1529 aus Luzern flüchten und fand freundliche Aufnahme bei dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz; zuletzt erhielt er eine kleine Pfründe zu Oberehenheim, wo er um das Jahr 1536, etwa sechzig Jahre alt, mit Tode abging.

In weitem Umfange besaß Murner die Bildung seiner Zeit; er verstand Griechisch und Hebräisch, war als humanistischer Dichter gekrönt, lehrte Theologie und Philosophie und verfaßte mehrere theologische, philosophische und juristische Schriften; er war mit der Tagesliteratur genau bekannt, ein ebenso schlagfertiger Publicist als beliebter Prediger. Am meisten hervorragend war seine dichterische Begabung, aber diese wurde von Anfang an durch die Ungunst der Verhältnisse und die herrschende Zeitrichtung auf das Satirische hingedrängt [1]. Brant's Narrenschiff hatte die Welt nicht gebessert. Sie war nur noch närrischer und toller geworden. Darum wollte Murner nun ‚desto gröber und schimpflicher Weis‘ vorgehen in seiner ‚Narrenbeschwörung‘ und ‚Schelmenzunft‘ vom Jahre 1512 und, abgesehen von einigen weniger bedeutenden Satiren, in seiner ‚Geuchmat‘ vom Jahre 1519, in welch' letzterer er ‚zur Straf aller wibischen Mannen‘ das Treiben der verliebten und verbuhlten Gäuche und Gäuchinnen und die herrschenden Modethorheiten schildert. Man durfte ihm glauben, wenn er betheuerte:

Ich hab in allem mynem schriben
Nüt denn Sünden weln vertriben,
Laßt mich's nennen wie ich well.
Mich hat dazu bewegt die Hell,
Die do wurt ein Straf der Sünden
Allen, die man drin wurd finden.
Nun ist mein Meinung die gewesen:
Was ich von Sünden hatt gelesen
Wolt ich ein Warnung thun darvon,
Daß jeder dardurch möcht verston

[1] Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Murner's bei Goedeke, Grundriß 2, 215—220.

Was ihm zuletzt doch daruf stünde,
Wo er nit ließe von den Sünden,
Er wurd zuletzt sein Item finden.

Da nun aber die Welt, sagt er am Schluß seiner ‚Geuchmat‘, dahin gekommen, daß sie sich nicht mehr wollen strafen lassen mit Ernst, da Bitten und Flehen bei ihr vergeblich, so zwinge sie ‚die Gelerten, schimpflich zu reden von den Dingen‘,

Und müssend also mit ihn lachen,
So sie lieber ernstlich Sachen
Wolten reden oder leren . .
Das ist bei Eid und uf myn Eer
Min Fürnemen in der Ler,
Daß ich allzit ein Schimpfred mach
Vermischet ouch mit ernstlicher Sach,
Denn es ist jetzt der Welte Tandt,
Nit anders sie sich strafen landt,
Ich muß sie strafen wie sie wellen
Und nit wie es mir thut gefellen.

Wohl fünfzig Bücher ernsten geistlichen Inhalts habe er geschrieben, aber die Buchdrucker seien nicht gewillt, dieselben zu drucken, weil sie keinen Absatz fänden. Sie sagen:

‚Es ist nicht gettlich, lieber Herr,
Die Welt will han ein schimpflich Ler‘ . .
Die drucken als die Geucherigen
Und lond min ernstlich Bücher liegen . .
Und lesendt als uß meinem Schriben,
Daruß sie Pfennig mögen triben [1].

---

[1] Geuchmatt, Beschluß. Vergl. auch die Vorrede. Wenn man ihm nun vorwerfe, daß seine Rede einem ‚geistlichen Mann‘ übel anstehe, so möge man bedenken, daß er in der Sprache ‚der Grobianer‘ rede,

Als sie dann thund an allem Ort,
Und nit daß ich thu söllichs Wort,
Dann nur allein in Meldensweiß,
Wie man die Sau krönet mit Fleiß.

Schelmenzunft No. 10. Und in No. 52:

Wiewol ich bin in teutscher Sprach
Vil Schimpfreden gangen nach,
Darum du dich nit ergern solt,
Daß ich so schimpflich reden wolt.
Dann wer dem Ungelerten wil
Schreiben, der muß schimpfen vil . .
Ich kan das Bös und auch das Gut,
Und schick mein Sach als billig thut,

Aehnlich wie Brant, aber noch mit kühnerm Freimuth hielt er in der ‚Narrenbeschwörung‘ und in der ‚Schelmenzunft‘, welche größtentheils dieselben Gegenstände behandelten, den Geistlichen und den Weltlichen, den Hohen und den Niederen ihre schweren Gebrechen und Thorheiten vor, und beklagte den Verfall des Reiches, der trotz dem guten Willen des Kaisers Maximilian I. durch die Unbotmäßigkeit der Fürsten, die Eigensucht der Städte und das räuberische Leben des Adels hereinbreche:

Daß ich üch Narren hab genannt,
Das hab ich ton in dem Verstand,
Daß ich üch all vor Sünder schetz,
Die wider Gott und sin Gesetz
Handlent oft uß Blödigkeit,
Das ihn zuletst wird werden leid.
Ich heiß den billich einen Narren,
Der in Sunden thut verharren
Und nimmt allhie ein Zitlichs an,
Daß er müß ewig Mangel han [1].

Brant hatte, nachdem er die Geiznarren, Putznarren, Ehrennarren und andere glücklich in seinem Schiffe geborgen, mit köstlichem Humor sich selbst als Büchernarr an die Spitze der Schiffsgesellschaft gestellt. Murner erklärte einfach die ‚Gelerten Narren‘ für die schlimmsten:

Gott geb, Gott grieß, ich sags für war,
Nüt schedlichers dann ein glerter Narr,
Ich hab ein schwere Arbeit funden,
Daß ich mich ir hab unterwunden . . .
Ist es nit eine harte Pin,
Die Glerten went [2] nit Narren sin,
Und steckent doch bi andern Toren
Bi gschwornem Eid biß über d' Oren [3].

Mit Ehrfurcht behandelte er Papst und Kaiser, aber er ermahnte sie, die bevorstehende religiös-politische Revolution vorausschauend:

Daß geistlich, weltlich Herlicheit
Mit herter Straf ihr Hand anleit;
Es dunkt mich schier, es tät ganz Not,
Geschichts nit bald, so werds zu spot,
An der Geistlichkeit besunder.

Der nach Gelegenheit der Sachen
Großen Ernst kann schimpflich machen,
Großen Schimpf mit Ernst verkeren
Und mit beiden Arten lehren,
Ich wolt der Welte Tand beschreiben,
Da mußt ich auf dem Schlage bleiben.

[1] Narrenbeschwörung No. 97. [2] wellent, wollen.
[3] Narrenbeschwörung No. 5.

Wenn auch ‚St. Peters Schiff nach Christi Wort' nicht untergehen werde, so gebe es doch ‚viele Narren',

Die sagen, daß es schwanken will,
Und schwierent darum tusend Eid,
Es wär zu untergon bereit.
Darin sehe bäpstlich Würdigkeit,
Ouch kaiserliche Majestat,
Wie kleglich, elend undergat
Zucht und Ere, Recht, Land und Lüt[1].

An einer andern Stelle sagt er:

Es gat jetzund so wunder selzen,
Daß Christenglouben gat uf Stelzen,
Bis er den Hals einmal abstürzt:
Je eins das ander so verkürzt.

Schonungslos deckte er die Uebelstände sowohl in dem Wandel als in der Amtsführung der Geistlichkeit auf: Leichtfertigkeit, Habgier, gewinnsüchtigen Mißbrauch des Heiligen. Geistliche Strafen würden mißbraucht; der Bann werde oft um ganz geringfügiger Sachen, um ‚drei Haselnüsse' willen verhängt,

Daß man jetz in manchem Land
Den Bann halt für ein Lürlistand[2].

Als einen der schwersten kirchlichen Mißbräuche geißelte er die fast zur Regel gewordene Besetzung der höheren und höchsten Stellen und Würden mit nachgeborenen Söhnen fürstlicher und adelicher Familien:

Ein Bischof ist ein Hirt gemacht,
Daß er der Christen Seelen acht,
Ouch sie lern und underwis
Mit großer Hut und ganzem Fliß.
Aber sit der Tüfel hat
Den Adel bracht in Kirchen stat,
Sit man kein Bischof me wil han,
Er si dann ganz ein Edelman,
Der Tüfel hat vil Schuh zerrissen,
E daß er solchs hat durchhin bissen,
Daß der Fürsten Kinder all
Die Infel tragen went[3] mit Schall[4] . . .
Hot Hunder![5] o wir fahren all;
Ich fürcht nit übelers, dan den Fall[6].

---

[1] Narrenbeschwörung No. 92. [2] Narrenbeschwörung No. 20.
[3] wollen. [4] mit Gepränge. [5] Fuhrmannsruf: rechts hinunter.
[6] Narrenbeschwörung No. 35.

Die hohen geistlichen Herren bekamen unter Anderm zu hören:

Geistlich Prelaten jagen wellen,
Blasen, heulen, Hochgwild fellen,
Unsinniglich rennen, beitzen
Den armen Leuten durch den Weitzen
Mit zwenzig, dreißig, vierzig Pferden,
Seind das geistlich prelatisch Berden,
Wan die Bischöf Jeger werden,
Und die Hund die Metten singen,
Mit Heulen den Gotsdienst volbringen?[1]

Was Murner von dem in Böhmen vollzogenen Raub und der Verschleuderung kirchlicher Güter schrieb, galt in Kurzem auch von Deutschland:

Sagt mir an, wa ist das recht,
Daß die weltlich Herschaft fecht
Nach der frummer Kirchen Gut,
Als man jetzund in Böhem tut?
Was vor Ziten gstiftet was,
Jetz hat die Herrschaft alles das
Und schlemt und demt frölich davon,
Der Gotsdienst blibt in Eschen ston[2].

Auch auf die bevorstehenden socialen Revolutionsstürme wies er mit deutlichen Worten hin, indem er die am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts in manchen Gegenden fast unerträglich gewordene Lage der überbürdeten Bauern schilderte, daneben aber auch das im Bauernstande zunehmende ‚Schlemmen und Demmen‘:

All Ding sind jetzund übersetzt,
So ist der arm Mann hoch geschätzt,
Daß er jetzund schier nim kann leben,
Er muß nun vor sin Hut dargeben
Und mag kum bliben bei dem Pflug,
Zins und Gilt ist nit genug,
Er muß verzollen all das Sin . . .
Der Zins, die Stür und auch die Bet
Die Oberkeit erdichtet het,
Ungelt, Hilf in aller Welt,
Bruckenzoll und das Ungelt,
Wachen, hieten, schenken, reisen
Machen leider Witwen, Waisen;
Im Tod went sie auch han den Fall . .
Ich habs doch an das ghört also
Es hör in d' Puren Haberstro . . .[3]

---

[1] Schelmenzunft No. 46 ‚Der Teufel ist Abt‘.
[2] Narrenbeschwörung No. 35. [3] Narrenbeschwörung No. 33.

Eine der schlimmsten Landplagen der Bauern sei ‚die Sattelnahrung', der Straßenraub des Adels. Derselbe lehre seine Kinder:

Von dem Sattel Suppen kochen
Und wie man sol die Puren bochen,
Land und Lüt und Dörfer kriegen,
Ein Knebel zwischen die Befzen fiegen,
Den Stegreif halten und den Zoum,
Ein Puren binden an ein Boum,
Fußisen werfen, Für inlegen,
Wie man den Finden gat entgegen,
Das Korn verwüsten, Rebstöck brechen
Und einen undern Gul abstechen . . .
Der Arbeit muß er uns ergetzen,
So wir ihn fahent an zu schetzen.
Dann hont wir aber [1] etlich Jor
Zu brassen, als wir hattent vor [2].

Raubritter anderer Art seien die alles Recht verdrehenden, das Volk ausplündernden römischen Juristen [3].

Auf der andern Seite des Bildes stehen dann jene bäuerlichen Prasser und Vergeuder, die oft, was sie im ganzen Jahre gewonnen, an Einem Tage durchbringen, Briefe und Schuldverschreibungen versetzen, und endlich, wenn sie ‚mit Laster und Schanden das Ihre üppig verzehrt' haben, ‚den Bundschuh aufwerfen', das heißt die Fahne der Empörung entfalten wollen:

Dann wellens mit der Fust drin schlagen,
Den Adel uß dem Land verjagen,
Die Priester schlagen all zu todt [4] . . .

Nachdem dann die furchtbare politisch-religiös-sociale Umwälzung zum Ausbruche gekommen, wiederholte Murner, was er früher so oft warnend gesagt hatte: den vielen Mißbräuchen und Schäden in der Handhabung der kirchlichen Einrichtungen sei eine schwere Mitschuld daran beizumessen, aber wie früher, so hielt er auch jetzt treuest fest an den Lehrsätzen und an der Verfassung der Kirche und trat entschieden auf gegen den gewaltsamen Umsturz, die vollständige Zerrüttung aller bestehenden Ordnung, welche von den neuen Religionsstürmern gepredigt wurde. Sein tiefempfundenes, die zerrütteten Zustände schilderndes Klagelied ‚Von dem Untergang des christlichen Glaubens' gehört zu den ergreifendsten Erzeugnissen des ganzen Zeitalters:

Das Evangeli frone
Das war ein frölich Mär,
Von Gott eroffnet schone
Zu Frid vom Himmel her:

---

[1] abermals, wieder. [2] Narrenbeschwörung No. 24.
[3] Vergl. unsere Angaben 1, 498—499.
[4] Narrenbeschwörung No. 79. Vgl. unsere Angaben Bd. 2, 416—418.

Das hont sie jetz vergiftet
In Mort und Bitterkait,
Es war zu Freud erstiftet,
Jetz bringt es Herzenlaid.

Ich kann mich nit beklagen
Ja über Gottes Wort,
Allain daß sie's vertragen
Und rincklen auf ain Mort
Das Wort des ewigen Leben
Zu Aufrur und dem Dot,
Von Christo uns gegeben,
Das er aus Lieb erbot.

Es war seit Christus Tagen,
Sag ich bei meinem Aid,
Nie größer Not und Klagen
Von Christen je gesait.
Des Glaubens Zierde schone
Die falt mit Macht dahin,
Im Kot liegt unsre Krone,
Es galt als Widersin [1].

Murner wurde einer der literarisch bedeutendsten und zugleich volksthümlichsten, deßhalb von den Gegnern am meisten gehaßten und verleumdeten Vertheidiger des Papstthums. Sein als Antwort auf mehrere gegen ihn gerichtete Schmähschriften im Jahre 1522 erschienenes Gedicht ‚Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat‘, ist die einschneidendste Satire, welche jemals wider die gesammten Umsturzbestrebungen zu Tage gekommen [2].

Geistvoll ironisch, mit scharfer Beobachtung der Vorgänge, frisch und lebendig kennzeichnete er das ganze Wesen und Treiben der neuen Volksberücker, welche mit den Schlagworten ‚Evangelium, Freiheit, Wahrheit‘ im Munde nichts Anderes im Sinne hatten, als Kirche und Staat umzukehren, die Kirchengüter an sich zu reißen, den Bundschuh aufzuwerfen:

All ir evangelische Ler
Ist, wie man ganz herumb her ker
Grund und Boden, daß sie krachen
Und daß wir bald Feierabend machen,
Das Evangelium recht verston,
Klöster, Stift und Land verlon [3].

---

[1] Vergl. die von uns Bd. 2, 124—126 aus dem Liede angeführten weiteren Stellen.

[2] Vergl., was Vilmar sagt in der Gesch. der deutschen National-Literatur (7. Aufl.) Bd. 1, 377.

[3] Vom großen lutherischen Narren No. 7.

Um das Volk zu verblenden, lasse man allerlei ,Schmachbüchlein mit unbekannten Namen ohne alle Wahrheit ausgehen' [1], lehre die gemeinsten Schimpfreden wider den Papst, die Bischöfe und Priester, berufe sich aber stets auf das göttliche Wort, deute und fälsche dasselbe nach Belieben: Jeder lege es nach seinem persönlichen Vortheil aus [2]. Vor Allem spiegele man dem ,gemeinen Mann' vor: man wolle die Güter theilen und er werde von denselben auch seinen Theil bekommen. Aber es werde damit in Deutschland nicht anders ergehen, als es zur Zeit der Husiten in Böhmen ergangen sei:

Wann si die Güter alle nemen
Und auf ein Haufen legten zusemen,
So wird dem Armen das darvon,
Als sie in Böhem haben gethon,
Da auch der Arm meint, das ihm würd
Vom geraubten Gut ein ziemlich Bürd,
Da nahm es der Reich und ließ den Armen
Sich im Elend gon erbarmen [3].

---

[1] Vom großen lutherischen Narren No. 29.

[2] Auch Murner's Gegner, der zwinglische Prediger Utz Eckstein, bekannte in seinen Gesprächen vom ,Reichstag, der Edlen und Bauern Bericht und Klag' im Jahre 1527:

All Unruh die man jetzund sicht
Uß keiner andern Ursach geschicht,
Denn daß uns Gott zu diesem Zyt
Syn Wort ußsäet in all Welt wyt,
Aus welchem sich ein jeder flyßt,
Daß er daruß was ihm gefallt, lißt,
Und brucht man Gotswort zu eim Deckel
Allein darzu, wär voll min Seckel,
Gott geb dem was ein andrer hett;
Also uß eim Ernst macht man ein Gspött:
Ob man schon lehrt Gotswort im Geyst,
So sucht man dennocht allermeyst,
Daß dem Lib allein kum wol.

Bei Scheible, Das Kloster 8, 829.

[3] No. 8; vergl. No. 45. — Erst in neuester Zeit ist man dem Character, dem Wandel und der Wirksamkeit des katholischen Dichters und literarisch wirksamsten Gegners der Religionsneuerer gerecht geworden. Nach dem Vorgange von Wachler, Laube und Vilmar suchte Heinrich Kurz in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Murner's ,Gedicht vom großen lutherischen Narren' (Zürich 1848) S. XXVIII fll. den fast allgemein Verkannten und Verlästerten wieder zu Ehren zu bringen. In Murner ,lebte ein tiefes Gefühl für das Rechte und Wahre. Murner war ein Mann des Volks im strengsten Sinne des Worts'; ,wenn er auch oft Worte gebraucht, die unsere Ohren beleidigen, so that er es doch nie, um durch diese Ausdrücke zu reizen,

Einer der Hauptanführer des Umsturzes, wie ihn Murner schilderte, war Ulrich von Hutten, ‚der edel Dichter', welcher seit dem Jahre 1520 in ver=

---

sondern er hat eben die Dinge, von denen er sprach, mit den einfachsten, kernhaftesten Wörtern bezeichnen wollen.' Kurz wies auch darauf hin, daß schon Lessing eine ‚Rettung' Murner's beabsichtigte. ‚Er wollte ihn nicht bloß von Seiten des Characters rechtfertigen, er hatte auch die Absicht, ihn als Dichter, als Schriftsteller gegen ungerechte Anklagen in Schutz zu nehmen'. Von Seiten der Katholiken, bemerkt Kurz, sei ‚gar Nichts zur Ehrenrettung des gewaltigen Feindes der Reformation' geschehen. Murner's wärmster Schutzredner ist Karl Goedeke. In seiner Einleitung zu dessen ‚Narrenbeschwörung' (Leipzig 1879) S. VIII—LIII sagt er unter Anderm: Murner, ‚der Vertheidiger des Bestehenden gegen die Angriffe der Neuerer, wurde nach der beliebten Logik der Zeit zum Angreifer gemacht und demgemäß auf das allerschimpflichste behandelt, verleumdet, geschändet, und als er sich dann seiner Haut wehrte, wie ein Verbrecher gehetzt und verfolgt, so daß noch jetzt die leidenschaftlichen Parteigänger in dies Horn stoßen, ja auch wohlmeinende Forscher unter dem Eindrucke der herkömmlichen Auffassung stehen.' Schon die Straßburger Humanisten ‚zeichneten sich durch maßlos heftige Schmähungen gegen Murner aus' und ‚bezeichneten ihn als überwiesenen Verleumder, während er der Geschmähte und Verleumdete war. Diese Praxis ist, so lange er öffentlich wirkte, gegen ihn beobachtet worden. Kein Wunder, daß die nachbetenden Jahrhunderte sein Bild mehr und mehr verunstaltet haben'. ‚Die oft vorgebrachte Beschuldigung, daß Murner vor der Reformation bekämpft, und nach derselben vertheidigt habe, was die Reformatoren bekämpften, ist ganz und gar unbegründet. Vor wie nach erklärte er sich gegen die Mißbräuche, aber zu keiner Zeit hat er die päpstliche Kirchenverfassung angegriffen, oder ist er gegen die Verehrung der heiligen Jungfrau und der Heiligen aufgetreten, oder hat er die Lehre der Kirche angefochten, daß die Messe ein Opfer für die Lebendigen und die Todten sei.' ‚Kann nun auch die beliebte Phrase von einem Reformator vor der Reformation auf Murner keine Anwendung finden, da er niemals einen Lehrsatz der Kirche angefochten hat, so gebührt ihm doch immer der Rang eines der einsichtigsten, unbefangensten und freimüthigsten Ordensgeistlichen seiner Zeit.' Daß er ‚die Ueberzeugungen seines Lebens, die Lehren, die er geglaubt und in diesem Glauben gepredigt hatte, nicht auf Luther's widersprechende Lehren hin aufzugeben sich entschließen konnte, wird ihm von den Anhängern des Reformators zum Vorwurf gemacht, als ob das Festhalten an treuer Ueberzeugung ein Verbrechen sei. Luther war ein Einzelner und als solcher, nach Murner's Ansicht, nicht mehr als jeder andere Einzelne, und das war Murner auch, berechtigt, die Grundlagen der Kirchenverfassung zu verändern. Murner räumte nach wie vor Mißbräuche in der Handhabung der kirchlichen Einrichtungen ein, aber die letzteren selbst wollte er nicht ohne die dazu Berechtigten verändert wissen. Das war der hauptsächlichste Scheidepunkt zwischen ihm und den Reformatoren. Ein zweiter bestand darin, daß er die Gründe, die von diesen vorgebracht wurden, nicht für überzeugend hielt und dieselben deshalb auf den Grundlagen der bestehenden Kirche bekämpfte und zwar durchaus sachlich, ohne persönliche Leidenschaft und in einer Form, die, wenn auch mitunter scharf und beißend, doch im Vergleich mit der von seinen Widersachern gehandhabten Polemik, ja selbst mit der Kampfweise anderer Verfechter der päpstlichen Kirche ruhig und bescheiden genannt werden muß'. ‚Von den zweiunddreißig Büchlein, die er' gegen Luther und die Seinen ‚verfaßte, sind, mit Einschluß seines „Liedes vom Untergang des Glaubens", nur sechs oder sieben im Druck er=

schiedenen Brandschriften eine unermüdliche revolutionäre Thätigkeit entfaltete und keinen Anstand nahm, in einem Sendschreiben an Kaiser Carl V. offen zu verkündigen, daß seine Absichten auf eine Umkehr der bestehenden Ordnung gerichtet seien. Der Papst, sagte er, sei ein Bandit, ‚und die Rotte dieses Banditen heißt Kirche‘. ‚Was säumen wir noch? Hat denn Deutschland keine Ehre, hat es kein Feuer?‘ ‚Rom ist der See aller Unreinigkeit, die Pfütze der Ruchlosigkeit, der unerschöpfliche Pfuhl des Bösen: und zu seiner Zerstörung sollte man nicht, wie um einem gemeinen Verderben zu wehren, von allen Seiten zusammenlaufen, nicht alle Segel aufspannen, alle Pferde satteln? nicht mit Feuer und Schwert losbrechen?‘ Er forderte den Adel und die Städte und das gesammte Volk zur Ergreifung der Waffen, zum Religionskriege auf, und schrieb dabei die von Murner angeführten Schlagworte: ‚Evangelium‘, ‚Freiheit‘ und ‚Wahrheit‘ auf seine Fahne. Der Sturz des Papstthums sei der Wille Gottes, und dieser könne nicht ‚ohne Mord und Blutvergießen‘ vollzogen werden:

Jtzt ist die Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen: Gott will's han. . .

Wem das nicht zu Herzen gehe, der liebe das Vaterland nicht und Gott sei ihm ‚nicht recht bekannt‘:

---

schienen. Es geht daraus hervor, daß er keineswegs die von Luther aus der „Schrift“ entnommenen Gründe und Beweise übersah, er ließ sich auf dieselben umständlich ein, nur bestritt er, daß Luther die „Schrift“ richtig ausgelegt habe, und berief sich dabei allerdings häufig auf die Auslegung der Kirche, der er, als der Gemeinschaft der ganzen Christenheit, vor den Ansichten des Einzelnen den Vorzug gebe. Luther's Art der Polemik war eine andere; er spricht, zur Erheiterung der Leser, von den Läusen in Murner's Mönchskutte, und läßt ein Pasquill gegen Murner abdrucken, das ihm vom Rheine gesandt sei, und das jedenfalls nur durch ihn veröffentlicht ist.‘ Goedeke spricht dann von den ‚verächtlichen Schmähschriften‘ gegen Murner, ‚die trotz ihrer offenbaren Lügen bisher als die Hauptquellen der neueren Historiker gedient haben‘. ‚Murner antwortete auf diese Schmähschriften in seiner „Beschwörung des großen Lutherischen Narren“, seiner besten Dichtung, in der eine übermüthige, fröhliche, ja bacchantische Laune herrscht, wie im ganzen übrigen Zeitalter der Reformation sonst nirgends. Der Rath von Straßburg, der ihm mit der offensten Parteilichkeit gegenüberstand, verbot diese Dichtung und verbot ihm das Druckenlassen überhaupt, während die sogenannten Reformatoren Straßburgs, d. h. die mit hohem obrigkeitlichem Einverständnisse vorgehenden kirchlichen Revolutionäre, volle Freiheit hatten, zu schmähen und zu lügen.‘ Im Jahre 1524 ‚wuchs der von Bucer, Capito und Genossen geschürte Haß dermaßen, daß Murner bei dem mit rathsherrlicher Connivenz am 15. September in Scene gesetzten schmählichen Klostersturme den Mißhandlungen des evangelischen Haufens wahrscheinlich verfallen wäre, wenn er sich damals nicht zufällig in Oberehenheim aufgehalten hätte‘. ‚Widerlegt ward er nie, immer nur mit Schmähungen abgefertigt.‘

Herzu ihr frummen Teutschen all,
Mit Gottes Hülf, der Wahrheit Schall!
Ihr Landsknecht und ihr Reuter gut
Und all die haben freien Mut!
Den Aberglauben tilgen wir,
Die Wahrheit wiederbringen hier.
Und d'weil das nit mag sein in gut,
So muß es kosten aber Blut.

‚Hunderttausend Mann sehe ich, an ihrer Spitze meinen Gastfreund Franz.' Diesen seinen Gastfreund Franz von Sickingen ließ er in mehreren Schriften, ‚Gespräche' betitelt, die Plane und Ziele des beabsichtigten Umsturzes näher auseinander setzen: die das Volk ausraubenden Kaufleute müßten vertrieben, die rechtsverdrehenden Juristen mit Stumpf und Stil ausgerottet, vor Allem aber müsse Deutschland von der ‚ruchlosen Räuberbande' der Pfaffen befreit werden. Der Husitenführer Ziska sei das Vorbild eines Befreiers. In einer Kriegsordnung vom Jahre 1423 hatte Ziska, der sich ebenfalls auf einen ihm gewordenen ‚Auftrag Gottes' berief, öffentlich kundgethan: Wir wollen ‚alle Gottlosen mit Strafen verfolgen, peitschen, schlagen und erschlagen, köpfen, hängen, ersäufen, verbrennen und mit jeder Art von Rache, die nach dem Gesetze Gottes den Bösen zukommt, heimsuchen jede Person ohne Ausnahme, ohne Unterschied des Standes oder Geschlechtes'. Unzählige Klöster wurden geplündert und zerstört, Bibliotheken, Archive, Kunstwerke aller Art vernichtet, Mönche und Priester erschlagen. Diese Greuel waren dem deutschen Volke im Gedächtniß geblieben und Hutten selbst führte die Worte eines ‚Warners' an, er habe vernommen, ‚Ziska's Thaten seien voll Verruchtheit und Gottlosigkeit'. Aber nichtsdestoweniger wollte er in Deutschland einen neuen husitischen Religionssturm erneuern. Es ist ‚kein Verbrechen', erwiderte er dem Warner, ‚Schuldige zu strafen und hochmüthigen, habsüchtigen, schwelgenden und trägen Menschen das abzunehmen, was sie unrechtmäßiger Weise besitzen, und sie aus dem Vaterlande, wo ihre Menge Theuerung verursacht, zu vertreiben.' ‚Warum solle nicht Sickingen Ziska's Beispiel nachahmen'? [1]

Auch in einem dem Hutten-Sickingen'schen Kreise angehörigen ‚Gesprächbüchlein: Neu Karsthans' wird Ziska von Sickingen als ein würdiges Vorbild gepriesen. Die Geistlichkeit betrüge das Volk mit ihren ‚Ceremonien und Gaukeleien', Gott verlange allein Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, darum müsse man, ‚wie in Behem geschehen, den meisten Theil der Kirchen abbrechen; dann dieweil sie stehen, bleibt allwegen ein Anreizung des pfäffischen Geistes und der Mißglaub mag nit von dem gemeinen Volke bracht werden, man nehme

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 94 fll. 112 fll. 117. 123. 396 fll. Wie tief Hutten's Gemüth von Haß und Rache selbst wider bloß literarische Gegner erfüllt war, vergl. 2, 61—62.

dann diesen Ueberfluß hinweg und tilge ab alle Münchsorden. Darumb ist Ziska kein Narr gewesen, daß er die Kirchen zerbrochen; ich kann auch sein hoch Verständniß nit genug preisen, daß er alle Münich ußgetriben und vertilgt hat'. Würden die Pfaffen bei ihrer gewaltsamen Vernichtung sich ‚auf ihre Freiheit berufen', so würde man sich darum wenig kümmern, sondern sich ‚an St. Paul halten, der spricht zu den Corinthern: wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit'. In dreißig dem ‚Gespräche' beigefügten Artikeln, ‚so Junker Helferich, Ritter Heinz und (der Bauer) Karsthans mit ihrem Anhang hart und fest zu halten geschworen haben', heißt es unter Anderm: man wolle den Papst für den Antichrist, die Cardinäle für die Apostel des Teufels halten, die römischen Curtisanen und ihre Anhänger würgen und tödten, die Pfaffen schlagen oder treten, den Ueberbringern geistlicher Befehle die Ohren abschneiden und, wenn sie wiederkämen, die Augen ausstechen [1].

Welche Thaten man von Sickingen erwarten konnte, wenn ihm der beabsichtigte Umsturz der kirchlichen und staatlichen Ordnung gelungen wäre, ließ sich schon allein aus jenen Greueln voraussehen, welche er in den Jahren 1515—1517 gegen die Reichsstadt Worms verübt hatte. ‚Ernannter Franz', heißt es in einem Ausschreiben des Wormser Rathes vom 4. März 1517, hat nun ‚zwei Jahre lang die Weingartreben auf dem Felde abgehauen, die Frucht geschlauft, verbrennet und verwüstet', ‚die armen Leut, so in ihrer Arbeit gewesen, die Hände abgehauen, Ohren abgeschnitten und ohne Noth leiblos gemacht, Frauen und Jungfrauen geschlagen, an ihren Leiben beschädigt, ihre Kleider über ihr Schame abgeschnitten, geschmecht, jung Knaben gefangen, geschätzt, geschlagen, verwundt und etlich getödtet.' ‚Pilger, Boten, Kaufleute' ‚beraubt, geschmecht, verwundt, Kreuze an ihre Stirnen geschnitten, Priester und Mönche geschlagen, verwundt, beraubt.' [2] Auf seinem Rückzuge von Trier im Jahre 1522 brannte Sickingen, Ziska nachahmend, grundsätzlich alle Kirchen und Klöster nieder [3].

Schmähschriften aller Art, theils in gebundener, theils in ungebundener Rede, bildeten bald den breitesten Zweig der Literatur [4]: in den weitaus meisten

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 189—190.

[2] Einblattdruck vom 4. März 1517. Vergl. Niemöller, Thaten Sickingens (Frankfurt 1888) S. 3—4.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 240—241.

[4] ‚Für das Pasquill, Spottlied und Schmähgedicht war das Reformationszeitalter die eigentliche Blütenzeit,' sagt Johannes Voigt, Pasquille 337. Carl Hagen, von einem Recensenten getadelt, daß er aus derartigen Schriften ‚manche, oft sehr derbe Stellen mitgetheilt' habe, sagt 2, XIII—XIV zu seiner Rechtfertigung: ‚Gerade diese derben Stellen repräsentiren ganz vortrefflich den Character der damaligen Zeit.' ‚Soll unsere Geschichtschreibung in der That objectiv werden, so darf sich dieselbe nicht von der zufälligen Mode und von unserer Convenienz beherrschen lassen, sondern sie muß eindringen in den Geist

derselben mußte wilder Eifer und wüstes Schreien die Gedankenarmuth ersetzen. Ihr Hauptabsehen war darauf gerichtet, durch Hohn, Spott und Verleumdung eine unversöhnliche Feindschaft, tiefste Verachtung, Haß und Ingrimm gegen den katholischen Gottesdienst und alle kirchlichen Einrichtungen, gegen den Papst und die Geistlichkeit und ‚das gesammte papistische Geschwürm' hervorzurufen und immer mehr zu verschärfen. Sie hielten denselben Ton ein, welchen Luther in seinen zahlreichen Streitbüchlein angeschlagen hatte.

Luther brandmarkte die heilige Messe als eine Ausgeburt der Hölle und eine schändliche Abgötterei, die Geistlichen als Diebe, Lästerer, Gleißner, Räuber, ‚Priester des Teufels': in ihren sämmtlichen ‚Büchern und Schriften sei nichts Anderes, denn der Teufel selbst'; es sei ‚viel besser, ein Henker und Mörder sein, denn ein Pfaff oder Mönch'; die Weihe drücke dem Priester ‚das Malzeichen der Bestie in der Offenbarung' auf. Der Papst sei ‚des Teufels Sau'; die Bischöfe seien ‚Götzen und Larven, ungläubige, unchristliche, ungelehrte Affen', die Universitäten ‚Molochtempel und Mördergruben' [1].

Aehnlicher, wenn auch matterer, Sprache bedienten sich unzählige, meist ohne Namen der Verfasser herausgegebene Flugschriften. So verkündete zum Beispiel eine derselben: ‚Die gehörnten Götzen sind nicht Bischöfe, sondern Fastnachtslarven'; eine andere fand in den Stiften und Klöstern ‚gekrönte Esel, Mastsäue, grobe Bachanten und gottlose unverständige Tölpel'; eine dritte leitete das geistliche Recht von dem ‚höllischen Hunde' her: ‚Ihr Geist ist ein Hund; das beweisen sie mit ihren Werken, daß sie die Schafe Christi zerreißen und sie gar fressen.' Unter einem Pfaffen versteht man, schrieb im Jahre 1522 der ehemalige Franziskanermönch Eberlin von Günzburg, einer der thätigsten Pamphletisten, ‚einen heillosen gottlosen Menschen, voll, faul, geizig, häderisch, zänkisch, ehebrecherisch': der Zorn Gottes breche über die Pfaffen aus und es sei ein Wunder, wenn das Volk sie nicht steinige; es gelte als Zeichen eines guten Christen, die Pfaffen auf das Tiefste zu verachten oder sie todtzuschlagen [2]. Wie in der theologischen Fachliteratur, so spielte auch in diesen volksthümlichen Schriften der Teufel eine bedeutende Rolle: man stellte ihn

---

einer zu beschreibenden Epoche, und darf kein Moment unberücksichtigt lassen, was diesen bezeichnet'. Nun sei ‚aber gerade die Derbheit in der Literatur ein wesentliches Merkmal der Reformationszeit'. Oscar Schade 1, V—VI findet ‚in den zahllosen Flugschriften, die damals wie eine Flut übers Land fuhren', ‚mitunter große Derbheit und Leidenschaftlichkeit'. Das Wort ‚mitunter' erscheint wenig passend, denn es dürfte schwer sein, aus diesen Schriften auch nur einige anzuführen, in welchen nicht ein ingrimmiger Haß und eine ungezügelte Schmähsucht zum Ausdruck gelangt.

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 194 fll.

[2] Vergl. über diese und viele ähnliche in den Flugschriften enthaltenen Schmähungen Hagen 2, 176—227 und 3, 13 fll. und unsere Angaben Bd. 2, 182 fll.

bald als einen Diener, bald als das Oberhaupt des Papstthums hin, der öffentliche amtliche Ausschreiben erließ, oder führte ihn vor im Gespräch mit dem Papste, den er mit Hohn und Spott überschüttete [1].

Und nicht allein in den ersten Jahrzehnten der kirchlichen Revolution, sondern ein ganzes Jahrhundert lang fuhren solche ‚Schmach- und Famoslibellen', Pasquille, Spottgedichte und Schmählieder wie eine Sündflut über das Land, und zwar großentheils gerade in denjenigen Gegenden, in welchen längst alles Katholische bis auf die letzten Reste ausgerottet worden war. Der hessische Superintendent Georg Nigrinus wollte im Jahre 1593 in all diesen Erzeugnissen unversöhnlichen Hasses das Werk ‚evangelischer Engel' erkennen und jubelte aus vollem Herzen über die noch stets wachsende Angriffslust dieser ‚evangelischen Engel'. ‚Ich meine,' schrieb er, ‚es hab bei unsern Tagen zu Rom gedonnert und geblitzt, ich mein, die Erde hab sich bewegt über diesem angezündeten Feuer und Licht des göttlichen Wortes.' ‚An dem Papste lassen sie nichts Gutes bleiben, denn man findet auch nichts Gutes an ihm, dem Antichrist und Tyrannen über alle Tyrannei, dem Lügner über alle Ketzerei und Mörder über alle Mörderei.' ‚Nur getrost wider sie gangen und die Brände geschürt, daß ihnen frei recht heiß werde, das ist der Wille Gottes, dadurch wird Gott der Gerechte und Wahrhaftige gepreiset und seine Kirche erbauet. Verflucht sei, der des Herrn Werke nachlässig treibet, verflucht sei aller Friede in dieser Fehde zwischen des Weibes und der Schlange Samen, zwischen Christo und dem Antichrist mit all seinem Anhang. Welchem das ernst ist, spreche von Herzen Amen: Komm lieber Herr Jesu, Amen.' ‚Was man vom Papst sagt, muß man von allen seinen Gliedern verstehen, darum machet die babylonische Hure bloß und decket ihre Schand auf.' ‚Nicht allein die Geistlichen im Papstthum sind Bauchknechte, sondern auch Alles, was ihnen anhanget aus hohen und niederen Ständen, sind eitel Bauchdiener. Der Bauch ist ihr Gott, sagt Paulus.' ‚In geistlichen Sachen haben sie keinen Verstand und können weniger davon urtheilen, denn unvernünftige Thiere von menschlichen Sachen. Darnach sind sie rechte Bestien in groben Lastern, in Ehebruch, Hurerei, sodomitischer Vermischung und im Morden.' Deßhalb verlangte Nigrinus, ‚der Prediger des Evangeliums der Liebe', einen unversöhnlichen Kampf wider alle Anhänger der katholischen Kirche [2].

Zu den ärgsten Schmähschriften des Jahrhunderts gehörte ein in mehr als 9000 ‚possierlichen Reimen' ‚der jungen Welt zu gut' von dem ehemaligen

---

[1] Vergl. die Schriften bei Schade 2, 85—104. Voigt, Pasquille 397—398.

[2] Nigrinus, Apocalypse 238. 354. 527. 546. 615. 635. Im ‚zweiten Buch' unseres fünften Bandes finden sich viele derartige Aussprüche protestantischer Prediger und Laien.

Franziskanermönch Burchard Waldis im Jahre 1555 herausgegebenes, in den Jahren 1556, 1560, 1563, 1575 neu aufgelegtes Werk. Der Titel lautet: ‚Das Päpstisch Reich: ist ein Buch lüstig zu lesen allen, so die Wahrheit lieb haben, darin der Papst mit seinen Geliedern, Leben, Glauben, Gottesdienst, Gebreuchen und Ceremonien, so viel müglich, wahrhaftig und auf's kürzeste beschriben' ist [1]. Es war eine auf Befehl des Landgrafen Philipp von Hessen besorgte Uebersetzung eines lateinischen Werkes, welches der Prediger Thomas Kirchmair unter dem Namen Naogeorg im Jahre 1553 veröffentlicht hatte. Waldis widmete seine Arbeit der vielberufenen ‚viel tugendhaftigen Frau Margaretha von der Sale, Philipp's ehelichen Gemahlin', als deren ‚armer Diener und Caplan' er sich bezeichnete. Alle katholischen Lehrsätze sind in dem Werke entstellt und verdreht; die heiligen Sacramente und die gottesdienstlichen Uebungen werden als Teufelswerke dem Hohne preisgegeben:

Ganz Bapstthumb lebt in solcher Zucht,
Damit man Schlangen tödten mucht:
Solch zeigen all ihr Kirch und Tempel,
Ist gar ein heidenischer Grempel
Mit wüsten Gräueln überschwemmt . . .
Das Brod in einem gülden Schrein
Verschlossen in die Mauer hinein,
Da ist ein starkes Gitter für,
Zween Riegel und ein eisen Thür,
Daß nit unbillig die ärgsten Türken
Solch grob Abgötterei wohl merken,
Und sprechen frei, daß die Papisten
Sein abgöttisch und gar keine Christen.

Bezüglich des Abendmahls heißt es:

Hilf Gott wie hat das Bapstumb hie
Genarrt, viel gröber dan das Vihe . . .
Wie sie der Teufel hat besessen,
Gab er ihm ein das leidig Messen . . .

Bei der Firmung kann man für das Kind ‚den Geist Gottes kaufen mit Silber und rothem Gold':

Den Chriesam schmiert er ihm an Grind
Und schlägt das arm unschuldig Kind,
Daß die Leut lachen insgemein,
Das Kind erschrickt und weint allein.
Bald ist einer da, der's selbig Kind
Mit einem leinen Tuch verbind,
Als obs tödtlich verwundet wär,
Des lacht Alls was da steht umher.

[1] Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 453 No. 14.

‚Das rechte Affenspiel‘ und Teufelswerk begehen die Papisten am Frohnleichnamstage. Ueberhaupt ist der Gottesdienst der Türken dem papistischen vorzuziehen:

Wo mans wollt gegenander legen
Was Türk und Bapst zu glauben pflegen,
So hat der Türk bessern Verstand
Von Gott, danns Bapstumb alle samdt.

Für die Jugend halten die Papisten, schmäht der Verfasser, schlechte Häuser,

Wie der Bapst Freiheit geben hat
Zu Florenz in der schönen Stadt:
Wer in das gmeine Hurenhaus geht
Und thut wie ihr mich wohl versteht,
Der würd herrlich vom Bapst gelobt,
Auch mit Ablaß dazu begobt.

Nicht weniger greulich ist, daß der Papst von den ihm ergebenen Monarchen, welche sämmtlich ihre Lehen und Kronen allein von ihm empfangen, ‚angebetet wird als ein Herr Himmels und der Erde‘:

Wann der Bapst heißt morden und würgen,
Laufens wie Henkersknecht und Schörgen,
Mit Feuer und Wasser thun sie strafen,
Mit Büchsen, Bogen, Schwert und Waffen.
Er sei gleich edel oder gelehrt,
Daran sich die Zeit Niemand kehrt,
Da säumt man nicht, gar bapstisch lohnt,
Vater noch Mutter Niemand verschont.
Niemand entkommt aus Todesnöthen,
Wann dieser heilige Mann heißt tödten.

In solcher Weise ist das ganze ‚päpstisch Reich‘ beschrieben, und zwar, wie Waldis in der Zueignung rühmt, insbesondere für ‚die jetzigen und jungen Christen‘, welche das Papstthum ‚mit seiner Teufelslehr und abgöttischen Dienst nicht gesehen, noch darin erzogen und ihre Gewissen mit solchem giftigen Irrthum nicht beschmeist und verunreinigt haben‘. Allerdings hört die Jugend, sagt er, ‚täglich in allen Predigten‘, daß das Papstthum als ‚eine teuflische Lehre zum Teufel und zur Hölle, daher sie auch erstlich kommen, zu verweisen‘ sei, aber das genügt nicht, weil ‚nichts destoweniger der gemeine und größte Hauf in dem Unverstand bleibt, daß sie die Prophezeien und Weissagung vom Papstthum‘ nicht gründlich verstehen und sich davor hüten können, weil sie nicht selbst ‚die Gräuel‘ gesehen und erfahren haben. ‚Wie das gemeine Sprichwort laut, kan man ein Ding nicht lieben noch hassen, man wisse erst zuvor, wie gut oder böse dasselbig

sei.‘ Aus diesem Grunde sei dieses Werk geschrieben, ‚sehr künstlich, wahrhaftig‘ [1].

Eine weitere Belehrung über das Papstthum ertheilte im Jahre 1559 ein unbekannter Verfasser in einem ‚Handbüchlein der Papisten‘. Dasselbe beginnt mit den Fragen: ‚Wie soll sich ein geistlos papistischer Bischof, Pfarrherr, Prediger halten in seinem Berufe? wie soll er lehren, wie soll er leben?‘ worauf die Antwort: ‚Er soll ungelehrt und eines losen Lebens sein, soll sich des Evangelion beschämen und sein Leben in aller Büberei und Schande zubringen; er soll Gottes Wort verfälschen, Sünd und Schande erlauben und selbs treiben; ein unverschämter Hurer und Ehebrecher sein, keinen Tag nüchtern, ein Weinsäufer, Spieler . . . und in allen Lastern und Schanden erfunden werden.‘ Auf eine andere der vielen Fragen: ‚Wie sollen sich die Geistlosen gegen ihre Eltern halten?‘ wird geantwortet: ‚Die Geistlosen sollen ihren Eltern ungehorsam sein, sie schelten und fluchen, mit keiner Nothdurft versorgen, sondern nerlichen die Rinden vom Brod zu essen und Wasser zu trinken geben, zuletzt auch aus dem Hause stoßen oder von ihn laufen in ein Kloster und lassen sie Noth leiden.‘ Dieses sei ihnen vorgeschrieben durch die Klosterregeln; denn in den Klöstern bekämen sie ‚andere Eltern: den Pater Prior und Mater Domina, ja den Satan selbst‘ [2].

Eine von dem Prediger Erasmus Alber zuerst im Jahre 1542 mit einer Vorrede Luther's herausgegebene, von den Protestanten vielbelobte Volksschrift führte den Titel: ‚Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran‘ [3]. Sie enthielt allerlei Spottbemerkungen zu dem sogenannten ‚Conformitatenbuch‘ der Franziskaner, in welchem das Leben des hl. Franziskus von Assisi mit dem Leben Christi verglichen worden [4]. In der Ausdeutung dieses Buches ging Alber so weit, daß er behauptete, die Mönche ‚machen aus Christo unserm Herrn eine Figur und Fürbild Franzisci, das ist Christus muß Knecht sein, Franziskus ist sein Herr‘; ‚setzen Franziskum weit, weit über Christum‘. Zu dem Berichte, der hl. Franziskus habe während einer Krankheit sich Nichts wollen vorlesen lassen und habe gesagt: ‚Ich will Nichts wissen ohne Jesu den Gekreuzigten‘, macht Alber die Bemerkung: ‚Da sehen wir, was für ein großer Esel und gottloser Phantast er gewesen ist‘: er habe die heilige Schrift nicht hören und sich mit eigenen Gedanken trösten wollen. Die Stelle: ‚Die Mutter Christi hat Gott Vater gebeten, daß er Franziskum in die Welt senden wolle, den armen Sündern zu gut‘, begleitet er mit der Randnote: ‚Lucifers Mutter wird

---

[1] Die ausgehobenen Stellen finden sich in der Zueignung und in Buch 1 Cap. 4; Buch 3 Cap. 5. 7 und Buch 4 Cap. 19. 22. 29. 31. 33.

[2] Bei Schade 2, 264—274; vergl. 380.

[3] Goedeke, Grundriß 2, 444 No. 16 a.

[4] Liber conformitatum vitae S. Francisci cum vita D. N. Jesu Christi.

Beelzebub gebeten haben.' Die Erzählung, einmal habe ein Graf auf dem Sterbebette sich dem Gebete eines frommen Bruders empfohlen, bringt ihn in solchen Eifer, daß er ausruft: ‚Soll man noch nicht alle Mönche aufhängen oder ertränken? Siehe, solche Seelmörder sind sie!' Ein Bruder Aegidius, heißt es in dem Buche, wurde einmal entzückt in den dritten Himmel, wie Paulus; dazu Alber: ‚Das Entzückung ist sehr gemein bei den heiligen Teufeln genossen; zum Galgen zu sollte man sie entzuckt und dem Dallinger' — dem Henker — ‚an zu zwicken befohlen haben.' Weil in dem Werke ‚etliche hundert Bücher angezeigt werden, so die Barfüßer gemacht', so erklärt Alber: ‚Dieselbigen Mönche müssen alle des Teufels sein, weil Franziskus will, seine Brüder sollen nur Ein Buch haben, nämlich seine Regel. Darumb sind alle Bücher der Barfüsser vom Teufel laut ihres eigenen Gottes Franzisci Wort.'[1]

Die herrschende Schmähsucht machte sich besonders auch geltend in verhöhnenden Umdichtungen biblischer Stücke oder einzelner Gebete: des Vater Unser, des Ave Maria, des Benedicite und des Gratias. Protestantische Schriftsteller brachten frühzeitig viele derartige Erzeugnisse zu Markte[2], einzelne katholische folgten dem traurigen Beispiel. Der katholische Satiriker Daniel von Soest travestirte das Vater Unser in seiner ‚Gemeinen Beichte'[3]; der Franziskaner Johannes Nas brachte am Schluß seiner ‚Fünften Centuria' (1570) eine ‚Irrequies Luthers', eine travestirende Anwendung des Requiem und anderer Kirchengebete auf Luther[4]; der Luzerner Gerichtschreiber Hans Salat parodirte im Jahre 1532 das Vater Unser, das Ave und Credo auf Zwingli[5].

Salat stand überhaupt in mehreren seiner Dichtungen an leidenschaftlicher Schärfe auf gleicher Stufe mit den protestantischen Streitdichtern. Im Jahre 1531 verfaßte er nach der Schlacht bei Cappel ‚Einen schönen Spruch von dem Krieg, so sich zwischen den fünf Orten und den andern Oertern der Eidgenossen verloufen hat: der Spruch heißt der Tanngrotz'. Er zog darin heftig wider die zwinglischen Cantone zu Felde und sprach ‚hoch mit Freuden' über den Untergang Zwingli's:

Der Bösewicht, der da hat verfürt
Ein frumm Gemein, so manig Biderman,
Hat hie auch sin Bracht und Leben glan:

---

[1] Aelteste Ausgabe (Wittenberg 1542) 5. 25. 42. 141. 142. 436. Die Menge Vögel, welche zu Franziskus geflogen, während er predigte, ‚sind Teufel gewest' (147); die Mutter Gottes, welche dem Bruder Acursio erschien, war ‚des Teufels Mutter' (219) u. s. w. Eine spätere Ausgabe der Schrift bringt noch ‚etwa fünfundneunzig Randglossen mehr, meist aus zwei, drei Schmutzworten bestehend'. Wendeler 104. 191.

[2] Vergl. Schade 2, 105—113. 310 fll. [3] Jostes 210—211.

[4] Schöpf 28. [5] Baechtold, Hans Salat 13—14.

Ich mein Ulin Zwinglin, wer ihn hat bekant;
Er ward gevierteilt und verbrant,
Als kaiserlich Recht wist und vermag,
Davon ein Lidlin an Tag [1].

In diesem seinem ‚Liedlein vom Zwinglin' heißt es: Auf der Wahlstatt

thet man ihn finden
Mit viel seiner bösen Kinden,
Man solt sie alle schinden,
Ich mein die Buben allein,
Die verfürt hand ein ganze Gemein.

Der Henker von Luzern sang Zwingli ‚den Requiem'

Mit Freuden und mit Lachen;
Vier Theil thet er us ihm machen;
Er trug vil Schmalz im Bachen,
Doch warf's der Henker hin,
Als ob's ein Lötschen wer g'sin [2].

In gleich erbitterter Stimmung dichtete er im folgenden Jahre den ‚Triumph des helvetischen Hercules', wie Zwingli, sagte er, ‚von etlichen seiner Partei genannt wurde'. Er versetzte die Leser in den Schwarzwald. Dort sei er, der Dichter, am elften Tage des Weinmonats 1531 — dem Todestage Zwingli's — von der Nacht überrascht, in einen hohlen Baum gekrochen und habe bei Tagesgrauen plötzlich ein wildes Getöse und Geschrei gehört, daß die Erde erbebte:

So kumpt vom Felsen ein grusam Schar
Gfaren von des Steines Wand
Uf Roß und Thieren mengerhand,
Gformiret und gstalt so grusamlich,
Ich dacht, der Tüfel will an dich!
Doch g'riet es uf den besseren Sinn;
Sie furend von miner Herberg hin
Durch Studen, Stöck, Stein, Törn und Hürst;
Ich dacht, das ist ein seltsamer Fürst,
Es ist das Volk ab Brattelenmatten [3].

Nun läßt der Dichter das ganze Heer der Religionsneuerer, zunächst Mönche, Geistliche und Nonnen, gleich wie in einem Hexensabbat vor sich vorüberziehen, alle angethan mit entwendeten Meßkleidern, Chorröcken und son-

---

[1] Der Tanngrotz abgedruckt bei Baechtold, H. Salat 89—109.
[2] Bache = Schinken. Leutsch = Hund. Baechtold 117 Note. Das ganze ‚Liedlein' 114—118.
[3] ‚Brattelenmatt' der Versammlungsort der Hexen. Baechtold 123 Note.

stigen kirchlichen Gewändern und beladen mit allerlei Kirchenraub, unter einander in heftigem Streit. So ein Abt mit seiner ‚Frau Meisterin‘,

In grimmem Zorn er über sie fur:
Du verfluchte, schandliche eeliche Hur,
In dise Straf hast mich verpfandt,
Daß ich verließ min geistlichen Stand,
Min Glüpt brach, die ich Gott hat gschworen,
Um daß ich dich mir hat erkoren,
Des muß ich ewig sin verloren!
Roupft, kraut und schlug ihr den Kratten[1] vol . . .

Glich wie er tet, so tatend s' all,
Ihr Gschrei durch Berg und Tal erhall . . .
Seltsam Gschrei und Gugelfur[2] sie erhuben,
Schaltend einander Huren und Buben . . .
Doch schrumend s' all mit großer Rach
Ueber einen, der kam auch hernach
Mit großem Pomp in der Proceß,
Er ward von ihnen genant Hercules.

‚Der tütsch Hercules‘, Zwingli, feiert einen Triumphzug wie die Tempelräuber Nabuchodonosor und Balthasar, aber

Dann kam je ein grusamer Donnerschlag,
Daß Hercul neben dem Wagen lag.

Dem Wagen folgte

Gar eine elende blutige Schaar,
Zerhowen, gschossen, verwundet gar.
Auf die kam ein armer, betrübter Hufen,
Sin lust, dünkt mich, weder Fressen noch Sufen,
Warend Man, Wib, arm, rich allerlei,
Fürtend ein erbermlich, kläglich Gschrei;
Burger, Buren und Handwerkslüt,
Die wärend, ich mein, auch gern gsin zur Püt[3] . .
Uf die kam noch ein grusam Schar,
Gar ungestüm Reisig ritten har,
Rittend das arm Volk zu der Erden
Mit Grimmigkeit und zornigen Perden. . .

Endlich fuhr der ganze Zug gewaltsam

zum Felsen herin
Mit solchem Gschrei, Angst, Jammer und Pin,
Des Schriens und Klagens manigfalt,
Mit schützlicher Form, erschrockener Gstalt,

---

[1] Korb = gab ihr den Buckel voll.
[2] Possen, Thorheiten. [3] Beute.

Stich, Schlegen, Streichen, Pracht, Wul[1] und Schallen,
Als Himmel und Erden welt[2] z'sammen fallen.
Nach ihnen fiel der Felsen in,
Er mocht zu Stucken sprungen sin[3].

Der Convertit Johannes Engerd, seit dem Jahre 1576 Professor der Poesie an der Universität zu Ingolstadt, legte die einzelnen Buchstaben des Namens Luther folgendermaßen aus:

Was zeigt der erste Buchstab an?
L. Lotter, Lügner, Lumpenmann,
Leichtfertig, Lauter Lehren Los,
Das sei der erste Titul groß.

Sag, was das U (V) bedeuten soll?
Verbanter, Unflat, Uebels Vol,
Verwüster Unsers Vaterlands,
So ist der andre Buchstab ganz.

Was denn der dritt? brings auch herfür:
T. Treulos, Trotzig, Teuflisch Tier,
Tyrannisch, Tückisch, Tugendleer,
Und was sonst sein der Laster mehr.

Sag, was der viert bedeuten muß?
H. Halsstarrig, Häreticus,
Hoffärtig, Hadrisch, Hurisch, Hart,
Das ist der Ketzer vierte Art.

Was steckt nun in dem fünften drin?
E. Eitel, Ehrgeiz, Eigensinn,
Eidbrüchig, Ehrlos, Ehrverletzer,
Das ist die fünfte Art der Ketzer.

Was ist der Ketzer letzte Kron?
R. Radbrecht, Rein Religion,
Ruhmsüchtig, Räubr, Rachgierig, Rauch,
Das ist der Ketzer sechst Gebrauch[4].

Gegenüber den unaufhörlichen Verlästerungen des Papstes als Antichrist und Verursacher alles Verderbens erklärte Johannes Nas im Jahre 1588: die in Deutschland eingerissenen Wirrsale seien Folgen des Abfalls von dem wahren alten katholischen Glauben und deutliche Anzeichen, daß der Antichrist, ‚aller Ketzer Hauptmann', bald erscheinen werde. Er werde ‚alle Regiment verkehren', ‚alle Frömmigkeit vertilgen', ‚alle Altäre und Kirchen Zier verwüsten',

---

[1] Gewühl. [2] wollten.

[3] Der Triumphus Herculis Helvetici (1532) zum erstenmal abgedruckt bei Baechtold, H. Salat 121—136.

[4] Holstein, Die Reformation 193.

wie jetzund schier
Sein Vorläufer und Einfurier
Der Secten Mortsknecht und Verführer
Thun mit Macht, nach ihrem Lüst,
Dadurch das Reich schon ist verwüst . . .
Ist nicht die Welt voll falscher Propheten,
Die ihren Tandt für Gotts Wort besteten?
Manch Sect und Partei wird gefunden,
Der wahre Glaub ist gar verschwunden.
Kriegsgeschrei, böß Zeitung ja
Vernimmt man täglich ferr und nah . . .
Groß Noth ist allenthalben auf Erden,
Die Armen überschätzet werden,
Gestewert sind mit Klag und Trawren,
Kain Hofschranz solches sich läßt tawren . . .
Hunger und Klagen überall . .
Unfürstlich Händel, böß Finanz,
List, Trug, Beschieß mit Wortesglanz,
Uebersatz, Schinderei, Wucher, Fürkauf,
Schand, Laster, unwahrlicher Lauf . .
Groß Mutwil, Frech- und Sicherheit,
All Boßheit, falsch Untrew, Meineid,
Spürt man an allen Enden gewiß,
Wo's Lutherthum erschallen ist.
All Zucht und Gottesforcht ist erkalt,
Nach des Solaglaubens Inhalt:
Drumb jetzige Welt ist fast beladen
Mit Fressen, Saufen, zu gewissem Schaden
Liebs, Guts und auch der Seelen thewer,
Geschweig der anderen Ungehewer . . .

Noch viel größere Uebel würden bald folgen:

Allenthalben wird man toben und kriegen,
Alle Welt in Harnisch liegen,
Greifen zum Schwert, Büchsen und Spießen,
Selbst würgen einander und Blut vergießen [1].

In gleich düsteren Farben wie Nas schilderte der protestantische Prediger Bartholomäus Ringwalt in einem großen Zeit- und Sittengedicht ‚Die lauter Wahrheit' das allgemein eingerissene Verderben. Das Buch erlebte von 1585 bis 1610 vierzehn Auflagen [2]. Es sind jetzt, sagte der Verfasser in der Vorrede, ‚die letzten und ärgsten Zeiten der Welt herbeigekommen, in welchen aller Glaube gefallen, die Liebe erkaltet und allerlei Hoffart, Schand und Laster neben

[1] Praeludium in Centurias hominum, sola fide perditorum, das ist Newer Zeitung Vorgang ꝛc. (Ingolstadt 1588) 35 fll. Vergl. Schöpf 66 und 76 No. 31.
[2] Goedeke, Grundriß 2, 515 No. 12.

Verachtung göttlichen Wortes dermaßen gestiegen, daß auch nu mehr in allen Ständen fast keine Besserung zu hoffen'[1]:

Wie dann dasselb der Christen Schaar
Dermaßen täglich wird gewahr,
Daß mancher Mensch in Dorf und Stadt
Schier keine Lust mehr zu leben hat;
Er geht dahin, das mag ich sagn,
Als wär er an den Kopf geschlagn,
Acht wenig seiner eignen Hab,
Und wünscht, daß er nur läg im Grab[2].

Ringwalt wollte in seinem Werk, wie auch in einem zweiten 'Der getreue Eckart' (1588), treu und ehrlich zur Buße und Lebensbesserung aufmahnen, aber er fürchtete:

Ich werd die Welt mit meinem Reim
Nicht bringen aus des Teufels Leim,
Darin sie willig, wie gefangen
Zu ihrem Schaden bleibet hangen[3].

Die allgemeine Klage, daß das Volk in der frühern katholischen Zeit viel mildthätiger und freigebiger gewesen sei in Stiftungen für Kirchen und Schulen, fand Ringwalt vollkommen begründet.

Fürwar, ich sag euch lieben Herrn,
Wenn nicht die alten Partecken wärn
An Zins und Decem mancherlei,
An Hufen, Korn und allerlei,
So noch die Alten han gestift
Zu gut den Dienern in der Schrift,
So müst der heilig Predigstul
Sammt Kirchgebäu und Kinderschul
Ohn alle Gnad bei unser Schar
Verhungern und zufallen gar.
Denn niemands wil zu diesen Dingn
Was in die Lade Gottes bringn.

Die Vorfahren unter dem Papstthum hätten viele Mönche und Pfaffen ernährt,

Und thatens all von Herzen frei
Und hatten doch genug darbei.
Itzt aber kan man schwerlich lohn
Fünf oder sieben Amtsperson
In einer Stadt, die Christi wegn
Der Kirche und der Schulen pflegn.

---

[1] Die lauter Wahrheit, Ausgabe von 1588 Bl. A 3.

[2] Ausgabe von 1597 S. 4. Vergl. Hoffmann von Fallersleben, B. Ringwaldt 5.

[3] Ausgabe von 1588 S. 271. Vergl. 295—296.

So gar unwillig seind die Leut
Zu dieser unser bösen Zeit
Von ihrer Hab in rechter Maß
Zum Gottesdienst zu geben was,
Welch ihre große Hertigkeit
Doch ihnen nicht zu Schmer gedeiht,
Sondern geräth zu ihrem Fluch,
Wie Moses sagt in seinem Buch.

Alle frühere Opferfreudigkeit sei verschwunden:

Vor Zeiten kundt man groß Gebäu
Zu Gottes Ehren bauen neu
An Klöstern, Kirchen und dergleichn,
So noch vorhanden mit warem Zeichn.
Sih, jetzt erhelt man's nicht im Dach,
Daß drüber sinken all Gemach,
Und auch ir viel von Schnee und Regn
Verfaulen und sich niederlegn.
Das macht, daß dieser Facultet
Itzt niemands mehr zur Seiten steht,
Noch sich bekümmert, wie man wol
Wort, Kirch und Schul erhalten sol.

Man greife vielmehr räuberisch die alten Stiftungen an:

Was die frommen Alten gut
Von ihrem sauern Schweiß und Blut
Zum Gottesdienst nach manchen Gabn
Geschankt und übergeben habn,
Das nimmt die Herrschaft groß und klein
Allhie und da gemachs ein,
Zuteilt es fein in ihre Gliedr
Und gebn nicht das Kleinste widr . . .
Weh aber euch, an Leib und Geist,
Die ihr Gestifte zu euch reißt,
Und doch dargegen wider nicht
Ein Hospital im Land aufricht,
Noch etwa Schulen groß und klein,
Darinnen man die Kinderlein
Der armen Leut zu wahrem Grund
Göttliches Wort erziehen kund,
Sondern dasselb nach aller Summ
Alleine schlagt in euren Brumm,
Und in des Herrn Christi Rock
Hochspringet, als ein Ziegenbock.

Scharfe Strafe verkündigend, rief Ringwalt aus:

Sih, solches Gut, das mag ich sagn,
Sol euch und all die Euren plagn,

Daß ihr entweder auf der Erd
An keinem Ort gedeihen werd,
Oder einmal in euren Sündn
Gar plötzlich von der Welt verschwindn.
Wenn man ein Adlers Feder gut
Zu andern Federn legen thut,
So frißt sie der ein ganzen Hauf,
Vil erger als die Motten auf:
Also in Wahrheit haben auch
Die Kirchengüter ein Gebrauch,
Daß sie dem ungerechten Herrn
All sein Geblüt und Gut verzehrn [1].

Seine Amtsbrüder, die Prädikanten, ermahnte er:

Ihr sollet nicht aus hoher Rach
All neue Mär und eigene Sach
Leichtfertig auf die Kanzel bringn
Und Leute lan herunter springn . . .
Denn wer sein Völklin ausschumpirt,
Bei ihnen alle Gunst verliert
Und macht's, daß man ihn feindet an,
Dieweil er nichts als schelten kan.
Derhalben nehmt das wol in Acht,
Laßt eure Schaf unausgemacht
Mit unverschämten, hoch verbotn
(Als Schelm und Dieben) Lästerworten . . .

Wenn einem Prediger ein Leid zugefügt werde, dürfe er sich nicht auf der Kanzel rächen

Mit vielem Schänden, Schnarchen, Puchen
Und mit Verdammen und Verfluchen,
Dermaßen, daß für diesem Stechn
Wol einem möcht das Herz zubrechn.

Noch eine andere Ermahnung richtete Ringwalt an die Prediger:

Fürwar, es ist in allen Land
Der Kirchen ein gewaltig Schand,
Daß ir Seelhirten jtziger Zeit
So heftig widr einander seid,
Und wegen einer Hand voll Ehr
Mehr streitet als wol umb die Lehr . . .
Die leidig Hoffart und der Neid
Macht auch, daß man zu unser Zeit
Gar selten Pfarr und Caplan find,
Die in der Kirchen einig sind,

---

[1] Die lauter Wahrheit (1588) S. 317—322.

Sondern gar oftmals halten hart
In leichten Dingen Widerpart . . .
Und von der Kanzel öffentlich
Gar ergerlich thun schelten sich,

so daß ‚oft eine Meuterei im Volke‘ entstehe; zwischen Pfarrer und Caplan

Ein solcher Streit kömmt oftmals her
Von beider Parten Weiber mehr,
Die sich der Hoffart halben zwingn
Und ihre Herren dazwischen bringn [1].

Rührend ist die ‚demüthige Bitte‘, welche der Dichter ‚an die hohe Obrigkeit und alle anderen christlichen Lehnsherren‘ richtet, sich der Prediger anzunehmen, damit sie nicht ‚wegen scharfen Hungers an andere Ort verrücken‘ müßten; insbesondere aber sollten sie nach dem Tode eines Predigers für dessen Wittwe sorgen,

Daß sie nicht in eines Monden Frist,
Wie etlichs Orts gebräuchlich ist,
Alsbald wie eine Hirtenmagd
Zur Pfarre werd hinaus gejagt.
Sondern wolt ihrer gnädig waltn,
So müglich bei dem Dienst erhaltn
Durch ein Person, die was studirt,
Und ihrem Herrn succedirt.
Taugt sie denn aber nicht zur Eh,
So schenkt ihr Annum gratiae,
Als unsers Orts mit hohem Muth
Von Brandenburg der Kurfürst thut,
Ein frommer Vater in dem Land,
Marggraf Johans Georg genant,
Damit sie etwas besser steh,
Und nicht alsbald in's Elend geh
Mit ihren Kindern in gemein,
Die oft nicht halb erzogen sein [2].

Sehr lebendig schildert Ringwalt das ‚Gesäuf der Deutschen‘ und die, trotz aller ‚schweren Zeit‘, noch immer zunehmende Kleiderhoffart:

Ach, lieber Gott, was will auf Erdn
Noch aus der großen Hoffart werdn,
Die man betreibt zu unser Zeit
Ohn aller Stände Unterscheid [3].

‚Zur Verwarnung der unbußfertigen Sünder‘ entwarf er in seinem ‚Treuen Eckart‘ eine Beschreibung der Hölle, ließ die einzelnen Sünder und

[1] Die lauter Wahrheit S. 275—276. 345. 354—355. [2] S. 328—331.
[3] S. 58 fll.

Sünderinnen dort Selbstgespräche halten und führte die ‚häßliche Ungestalt' der Teufel vor Augen:

liefen wie die tollen Hundt
Mit einem aufgesperrten Mundt,
Aus welchem hing mit großem Stanck
Ein schwarze Zung zehn Ellen lang.
Sie hatten vorn ein stachlich Schnepf,
Groß Augen als die Käsenepf,
Aus welchen, wenn sie die bewogn,
Viel hunderttausend Funken flogn[1] . . .

Ringwalt pries die frühere katholische Zeit im Vergleich mit der seinigen, konnte aber gleichwohl nicht umhin, in Liedern, welche er der ‚Lautern Wahrheit' beifügte, wider ‚den römischen Antichrist', ‚des Teufels arge Haut' zu Felde zu ziehen, um seinen Glaubensgenossen ein Grauen vor dem Papstthum beizubringen[2]. In demselben stehe ‚der losen Rotte' frei, ‚Ehebruch und Sodomie sammt aller bösen That' zu begehen,

Und wenn sie ein Exceß
Im Fleische han gethan,
So halten sie ein Meß
In Sanct Marien Nam,
So ist es alls vergeben
Und mügen wie vorhin
Mit liederlichem Sinn
In allen Schanden leben[3].

Wenn Burchard Waldis erklärte, der Teufel habe den von ihm besessenen Papisten ‚das Messen' beigebracht[4], so stellte ein anderer Versemacher in Bezug auf eine bildliche Darstellung der heiligen Messe als eines ‚erschrecklichen und furchtbaren Monstrums' die Frage:

Ich bitt dich, sag mir, guter Gesell,
Warumb sind so viel Teufel in der Hell,
Und ist doch nur Ein Herr und Gott?
Ich bitt dich, sag's mir ohn allen Spott.

Die Antwort lautete:

Ach, lieber Bruder, hab Geduld,
Es ist der Münch und Pfaffen Schuld,

---

[1] Christliche Warnung des trewen Eckarts (Frankfurt an der Oder 1588) Bl. H 6[b]. Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 514 No. 7. Hoffmann von Fallersleben, B. Ringwaldt 22—28. [2] Vergl. auch oben S. 184.

[3] Die lauter Wahrheit 443—446. Die von Goedeke, Grundriß 2, 512 den Dichtungen Ringwalt's nachgerühmte ‚strenge Biederkeit der Anschauungen, die jedoch nicht alle Milde ausschließt', läßt sich in diesen Schmähliedern nicht entdecken.

[4] Vergl. oben S. 227.

Denn hätten sie in ihren Messen
Der Teufel so viel als Götter gefressen,
Sie hättens so gar aufgeriben,
Daß kaum mer einer überbliben [1].

Verse dieser Art athmen den Geist Johann Fischart's.

Vierundzwanzig Jahre nach Luther's Tod, als im Lager der Protestanten schon die schärfsten Gegensätze sich ausgebildet hatten und sich heftig befehdeten, trat als zwanzigjähriger Jüngling Johann Fischart auf, nächst Luther einer der thätigsten und vielseitigsten Streitschriftsteller des Jahrhunderts. Wahrscheinlich um das Jahr 1550 zu Mainz geboren, kam er in seinen Knabenjahren nach Worms zu Caspar Scheid, seinem ‚lieben Herrn Vätter und Präceptor', dem ‚besten Reimisten', der sich durch die Uebersetzung von Dedekind's ‚Grobianus' einen Namen gemacht hatte. Die derbe Komik des Schulmeisters, seine Vorliebe für französische Bücher, für Gemälpoesie, für Musik und Schriftstellerei ging auf Fischart über. Auf die Studienjahre folgte ein unruhiges Wanderleben in Italien, Flandern, England und Frankreich. Er wurde im Jahre 1574 an der Universität zu Basel Doctor der Rechte, lebte seit 1576 längere Zeit zu Straßburg in thätiger Unterstützung seines Schwagers, des Buchhändlers Bernhard Jobin, wurde dann Hülfsarbeiter am Reichskammergericht zu Speyer, später Amtmann zu Forbach und starb um das Jahr 1589, kaum vierzig Jahre alt, aber bis in das folgende Jahrhundert fortwirkend durch eine ganze Flut kleinerer und größerer Schriften. Ein schöpferischer Kopf war Fischart nicht. Seine meisten Stoffe sind entlehnt und nicht einen derselben wußte er zu einem abgerundeten Meisterwerke zu gestalten [2]. Er machte fremde Arbeiten zu seinem Eigenthum und plünderte einmal unbefangen eine anonym erschienene Schrift des von ihm als ‚grauen Bettelmönch zu Ingolstadt' verhöhnten Johannes Nas, weil er nicht wußte, daß dieser dieselbe verfaßt hatte [3].

Ohne seine juristischen Studien vollendet, ohne berufsweise theologische Studien betrieben zu haben, warf sich Fischart im vollen Uebermuth eines

---

[1] Im Thesaurus picturarum auf der Hofbibliothek zu Darmstadt, Bd. Calumniae etc. fol. 108.

[2] Zincref meint, sagt Goedeke, Dichtungen Fischart's VI, ‚Fischart sei nicht fleißig gewesen, während doch Alles, was er geboten hat, eben nur Frucht seines Fleißes war'. Fischart ‚ist nirgends wahrhaft schöpferisch aufgetreten; ein erfinderisches Genie war er durchaus nicht'. ‚Fischart's Bedeutendstes ist in allen Grundlagen entlehnt.' E. Schmidt, Fischart 36. 40.

[3] Vergl. Goedeke, Pamphilus Gengenbach 415 und 526 und Dichtungen Fischart's XIV. Schöpf 34—35.

leichtlebigen Studenten zunächst auf die religiöse Polemik, und zwar mit einer Leidenschaftlichkeit, welche an die wüthendsten Schriften wider ‚das Papstthum vom Teufel gestiftet' erinnert. Seine ersten Schmähgedichte, aus den Jahren 1570 und 1571, waren gerichtet gegen die Convertiten Jacob Rabe und Johannes Nas, zugleich aber im Allgemeinen gegen die Jesuiten, die Franziskaner und Dominikaner und das ganze Ordensleben der katholischen Kirche. Schon hier und in höherm Grade noch in dem spätern ‚Jesuiterhütlein' zeigt sich ein Spielen mit Worten, Reimen und Einfällen, wie es nur begabten Schriftstellern zu Gebote steht. Aber Alles geht auf in gehässigem Spott [1]. Es findet sich nirgends eine Spur von Verständniß für die Kirche und ihre Einrichtungen, nirgends ein idealer Aufflug zu religiösen Gedanken. Die beiden Convertiten und die drei religiösen Genossenschaften, welche den Protestantismus zu bedrohen schienen, suchte Fischart mit Lästerreden aller Art in den Staub zu ziehen. Nicht jener männliche Zorn, der den Sarkasmus nur als Mittel gebraucht, leitete seine Feder, sondern ein gemeiner Haß, welcher Hohn und Verunglimpfung und Verleumdung als Hauptziel verfolgt und mit Behagen darin schwelgt. Man konnte auf diese seine Dichtungen anwenden, was er selbst einmal von der wilden Jagdmusik sagt, welche die Leute in Wuth versetze:

Ist das nicht eitel Neid und Leid?
Wo ist da Miltigkeit und Freud?
Die uns dann sein soll angeboren,
Wo ist da Lieblichkeit der Ohren? . . .
Da schreit, da ruft man, jauchzt und flucht,
Da büft, da blaßt man, wann man sucht . . .
Wie kann ei'm sittigen Gemüt
Gefallen, daß man also wüt? . . .
Ein stilles Herz bald Weisheit faßt,
Ein wildes sie verstoßt und haßt . . .
Dan von dem Hassen kommt je häßlich
Und sicht bei Thiern und Menschen gräßlich [2].

Was er an Lästerungen gegen den ganzen katholischen Gottesdienst in seinem ‚Bienenkorb des heiligen Römischen Immenschwarms' vom Jahre 1579 dem deutschen Volke zu bieten wagte, blieb in der Folgezeit unerreicht [3]. Als katholische Lehren spiegelte er dem Volke vor: der Papst sei ein sichtbarer Gott, er könne die Creaturen verändern und die Engel richten; er sei größer als der hl. Paulus und werde durch den hl. Petrus unsündbar gemacht [4]. Wie

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 362. 370—371. 507—511.

[2] Aus ‚Ein artliches Lob der Lauten', bei Kurz, Dichtungen Fischart's 3, 11 fll.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 335—340.

[4] In der ‚Erklärung des uralten gemeinen Sprüchwortes: Die Gelehrten die Verkehrten', bei Kurz 2, 343 fll.

ein Gaukler und Zahnbrecher biete der Papst, sagte er, ‚den besten Theriak und Lattwerg feil‘:

Als gsegnet Wasser, Brod und Wein,
Oel, Salz, Schmär, Wachs und Todtenbein[1].

Das Alles hinderte aber Fischart nicht, zum Broderwerb auch an einem buchhändlerischen Unternehmen zu Ehren der Päpste gelegentlich sich zu betheiligen[2].

Er äußerte sich voll Bedauerns über ‚das Neuzeitunggelebig und leichtgläubige Völklein, das man vorsetzlich betrüge‘, und erinnerte an das Sprüchwort: ‚Der Drucker bedarf Gelts, darum hat er ein Neu Zeitung geschmelzt‘; auch spottete er über die Leute, ‚die so gar Neuzeitlich sind, daß sie auch oft über die armen Teufel zörnen, die nicht ganze Truhen und Bullen voll Zeitung bringen, schelten sie Eselsköpf und unerfahrene Tropfen, die nicht wissen, wo es geregnet hat‘[3]. Und doch nutzte er selbst zur Beschimpfung des Papstthums und zur Beschimpfung der Juden ‚die Wundersucht‘ des Volkes weidlich aus.

‚In den neuen Inseln‘, berichtete er im Jahre 1577 dem Volke, sei ‚der Gorgonisch Meduse Kopf, ein fremd römisch Meerwunder‘ gefunden worden:

Man hat etwa im Meer gefunden
Meerwunder von römischen Kunden,
Als Meerbischof, Meermönch, Meerpfaffen,
Auch Meßkrotten und Pilgeraffen,
Welches das ungheur Wesen deit
Der römschen Ungeistlichkeit.
Denn die Schrift nennt die Welt ein Meer,
Welchs gros Ungzifer stets gebär,
Aber kein größer wir heut kennen,
Als die sich geistlich Häupter nennen,
Die in dem Meer der Welt hie wüten,
Und vil Meerteufel noch ausbrüten. . .

Aber das jetzt gefundene ‚rechte Erzmeerwunder‘,

Solch Meerlamm, Stulthier, Babelshur
Ist zu Rom die höllisch Unfur
Mit sein Schuppen und Abgrundgschmais . . .
Dis ist Medus, die Meerhur zwar,
Die der Meerabgott Phorcus gbar
Aus Ceto, dem Wallfischengschlecht,
Die Neptun in dem Tempel schwächt . . .

---

[1] Im Gorgoneum Caput bei Kurz 3, 115.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 324 Note.

[3] In der Vorrede zu seiner Schrift: ‚Aller Practik Großmutter‘, bei Scheible, Das Kloster 8, 546. 552.

Dis ist Cirz, die Meerkönigin,
Die giftig Spinn und Zauberin,
So die Gäst, die bei ihr einkehren,
Mit ihrem Trank in Vieh kann kehren.

Diese ‚Dirne' wüthe mit Bann, Brand, Gift und Mord, wisse sich aber vor der Welt zu schmücken mit allerlei seltsamem Kirchengepränge, Mummenschanz und Gnadenkram, Fasten, Beichten, Seelmessen . . .

Solch benannte scheinbar Stuck
Waren der Babelshuren Schmuck,
Dadurch ihr Buhler sie betrog
Und schir die halb Welt an sich zog.
Aber da heut der Anstrich ihren
Wil abgan und die Farb verlieren,
Da kommt an Tag der Hurenschmuck,
Daß es nur sind gebettelt Stuck
Aus Judentum und Heidentum
Und aus des Drachen Eigentum.

Aber nach Art der ‚unverschämten Huren' wolle die Dirne jetzt

Die Leut erst zu ihr zwingen,
Mit ihr Bulschaft zu vollbringen,
Braucht bannen, morden, braten, sieden,
Thut die biblische Schrift verbiten,
Nimmt die Leut in Gelübd und Aid,
Zu loben all ihr Ueppigkeit,
Trennt Bündnus und löst auf die Eid,
Erregt zu Krieg die Oberkeit
Wider ihre eigne Untertonen,
Befiehlt, keins Bluts noch Stands zu schonen [1].

Der Schweizer Bodmer hatte nicht so Unrecht mit seinen Versen:

Nach Branden [2] kam ein Kopf von Rabelais' Verwandten,
Des Name Fischart war, der Liebling der Bachanten! [3]

Gegen die Juden richtete Fischart im Jahre 1575 ‚Eine gewisse Wunderzeitung von einer schwangern Jüdin zu Binzwangen, vier Meil von Augsburg, welche kürzlich den 12. Decembris des nächst verschienenen Jahres anstatt zweier Kinder zwei leibhaftige Schweinlein oder Färlin gepracht hat'. Das ekelhafte Spottgedicht beginnt:

So wunderlich laut die Geschicht,
Daß, wo ich's nicht wer wol bericht,
Würd ich mich scheuen, die zu schreiben,

---

[1] Bei Kurz 3, 117—121. [2] Sebastian Brant.
[3] Vergl. Goedeke, Dichtungen Fischart's VIII Note 2.

Dan man möcht denken, daß wir's treiben
Vilicht den Juden nur zu Spott.
Aber es hat der wahre Gott
Vor Augen es so klar gestellt,
Daß daraus greif die ganze Welt,
Wie Christus der Messias recht
Das verblent Judisch Talmutgschlecht
Vor seiner andern Zukunft nun
Zur letz will zu Spott bringen thun,
Ihn vor der ganzen Welt will weisen,
Daß, da sie seine Ehr nicht preisen,
Was sie sind für Messias werd,
Nämlich der Säu, der wüsten Herd.

Weil die Juden ein irdisches Reich erwarten, ihr Leben nur in Wollust zubringen und

den Höchstgsalbten entehren,
Mögen mit Sauschmer sie sich schmeren [1].

Fischart's Zeitalter glich in Folge des religiösen Umsturzes einem ‚verwüsteten Gottesgarten voll wilden Gethiers'. Alles loderte auf in Zwietracht und Haß und der Dichter selbst gab dafür die Gründe an:

All Zertrennung, Irrthumb, Span,
Darüber jetzt klagt Jederman,
Kommen gemainlich all daher,
Daß aus unverstendigem Eifer
Oder aus Kaib und zeitlich Ehr
Einer den andern so unverschampt
Freventlich urtheilt und verdampt,
Will jeder haben überhand,
Zwingen alle Welt in sein Verstand,
Und jeder tracht, wie er mit Gewalt
Dem andern zu Trutz sein Lehr erhalt.

Die heilige Schrift sei nur noch ein ‚Gaukelsack',

Damit sie treiben Affenspiel.
Ein jeder legts aus, wie er will,
Thuns also hin und wieder biegen,
Und könnens, wo man will, hin fiegen,
Machen der Sach ein guten Schein,
Muß alls Gotts Wort und Wille sein,
Was ihm ein jeder nimpt in Sinn,
Und machen, daß der gemein Man,
Schier nit weißt, wo aus oder an [2].

---

[1] Bei Kurz 3, 70—72; vergl. 3, XVIII.
[2] ‚Die Gelehrten die Verkehrten', bei Kurz 2, 378. 381.

In seiner zuerst im Jahre 1575 erschienenen ‚Affentheuerlich naupengeheuerlichen Geschichtklitterung‘ wollte Fischart ein ‚verwirrtes ungestaltes Muster der heut verwirrten ungestalten Welt fürspiegeln‘, um sie ‚von ihrer verwirrten Ungestalt und ungestalter Verwirrung abzuführen und abzuvexieren‘[1]. Die Art seiner Darstellung war zu diesem Zwecke keineswegs geeignet, aber die Darstellung selbst führt mit reicher und scharfer Beobachtung das ganze wüste und verwilderte Wesen der Zeit: das Schlemmen und Schwelgen, die Unzucht, die unsinnigen Moden, die verkehrte Kindererziehung, die Bedrückung der Armen und andere schwere Uebelstände, in so lebendigen Farben, wie sie keinem andern damaligen Sittenschilderer zu Gebote stehen, vor Augen. Insbesondere ‚grunddeutsch‘ ist das achte Capitel des Werkes: ‚Das Trunken Gespräch, oder die gesprächig Trunkenzech, ja die Trunken Litanei und der Säufer und guten Schlucker Pfingsttag, mit ihren unfeurigen doch dürstigen Weingengen, Zungenlös, schönem Gefräß und Getös‘[2]. ‚Ich bin kein Sünder ohne Durst: ich trink ewiglich, Trinken ist mein Ewigkeit und Ewigkeit ist mein Trinken. Freß ich mich arm und sauf mich zu Tod, so hab ich gewiß Gewalt über den Tod.‘ ‚Ich bin noch nit Schwenkfeldisch, aber Schweinfeldisch, oder Reißfeldisch, Ha, Ha, und ich Kaltwinisch, wenn ich ihn kalt habe, und Lutherisch, wann er trüb ist.‘ ‚Verzeiht mir, daß ich euch den Säuen vergleich, sie geben dennoch guten Speck: wie könnt ihr gedeuen, wenn ihr nicht könnt tapfer keuen, speien und widerkeuen und gleich werd den Säuen.‘[3]

Das Werk ist ‚etwan von Frantz Rabelais frantzösisch entworfen, nun aber‘, sagt Fischart, ‚überschrecklich lustig in einen deutschen Model vergossen, und ungefärlich obenhin, wie man den Grindigen laust, in unser Mutter Lallen über oder drunter gesetzt‘, und in einem neuen Druck ‚wieder auf den Amboß gebracht und dermassen Pantagruelisch verposselt, verschmidt und verdängelt, daß nichts ohne ein Eisen Nisi daran mangelt, durch Huldrich Elloposcleron‘[4].

---

[1] Fischart, Geschichtklitterung 4. [2] S. 155—194.

[3] Geschichtklitterung 158. 165 und früher S. 72.

[4] Es ist eine freie Ueberarbeitung des ersten Buches von Rabelais' Vie, faicts et dicts heroiques de Gargantua et de son filz Pantagruel. ‚Alles Französische wird‘ von Fischart ‚durch Deutsches ersetzt. Alles wimmelt von offenen und versteckten, spaßigen und ernsten Anspielungen auf deutsche Zustände und Gebräuche. Wir blättern in einem unerschöpflichen Repertorium der Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.‘ E. Schmidt, Fischart 41. — Die damals von Schriftstellern und Buchhändlern häufig geübte Kunst, durch die abenteuerlichsten und ungeheuerlichsten Titel der Bücher die Neugier und die Kauflust des Publicums anzulocken (vergl. Kirchhoff, Beiträge 2, 105—106, und dazu 117 No. 8), verstand Niemand besser als Fischart. Seine Schrift ‚Aller Practik Großmutter‘ gab er auf dem Titel an als ‚Die dickgeprockte Pantagruelinische Btrugdicke Procdic, oder Pruchnastikaz, Lastafel, Bauernregel oder Wetterbüchlin, auf alle Jahr

Wie das Werk einen tiefen Einblick gewährt in die damaligen verkommenen Zustände, so ist es auch selbst ein Denkmal derselben durch seine ‚abentheuerliche und ungeheuerliche' Sprachverderbniß, ‚Wortverdänzelung' und ‚Silbenstelzung'. Fischart beherrschte die deutsche Sprache und den deutschen Ausdruck in einem Umfange, wie außer Luther kein anderer Schriftsteller des Jahrhunderts; aber nicht wie Luther in urwüchsiger, lebensvoller Kraft, sondern nur, wie Rabelais das Französische, in schrankenloser, wildwuchernder, vielfach verzerrter Ueppigkeit. Fast jeder Satz verrenkt sich unter dem Uebermaße dieser spielenden Schlinggewächse; keine Sprachform dient mehr ruhig und klar dem Ausdrucke des Gedankens [1].

Das Werk ist voll Schmutz und Zoten. Auch wo Fischart in seinen eigenen Zuthaten zu Rabelais sich würdig über die Bedeutung der Ehe ausspricht, mischt er dazwischen derartige Unflätereien, daß jeder schöne Zug des Bildes vollständig verloren geht [2].

Während Fischart mit unerschöpflichem Hasse die katholische Kirche verfolgte und ebenso wenig Scheu trug, auch die Taufceremonien und das Abend-

---

und Land gerechnet und gericht, durch den volbeschreiten Mäusstörer Winhold Alcofribas Wustblutus von Aristophans Nebelstatt, des Herrn Pantagruel zu Landagreuel Obersten Löffelreformirer' ꝛc. (vergl. Goedeke, Grundriß 2, 492 No. 7). Auch durch allerlei absonderliche und abenteuerliche Namen, unter denen er seine Schriften herausgab, wollte er wirken. So nannte er sich zum Beispiel: J. Noha Trauschiff von Trübuchen, Jesuwalt Pickhart, Artwisus von Fischmentzweiler, Alonicus Meliphron Teutofrancus, H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart aus Seeland, Georg Goldrich Salzwasser von Badborn u. s. w.; vergl. Kurz 1, XX—XXII. Wendeler 289—293. In seinem ‚Podagrammischen Trostbüchlein' (1577) hatte er es zu thun mit der ‚gliederkrämpfigen Fußkitzlerin', in deren Gefolge ‚ein Gezött von Bisamstinkigen Frauenzimmern', von ‚Methe von Trunkenhaid und Acratia von Unmäßigen, Polyphagia von Fraßhausen und Schleckspitzen, Lusthuria, Schmähloch, Kitzeltrut, Pfulmenkeck, Gailrich' und anderen mehr.

[1] ‚Fischart widert mich an', sagt Paul de Lagarde, Die revidirte Lutherbibel (Göttingen 1885) S. 2. Gervinus, im Uebrigen ein begeisterter Lobredner Fischart's, schreibt (3, 163): ‚In diesem bacchanalischen Gewirr von Witz und Sprachkraft kommt man vor lauter Reichthum zu nichts.' ‚So gigantisch und ungeheuer die „Großmäuler" sind, seine Helden im Gargantua, so auch seine Sprache in diesem Werke, allein es ist kein Ebenmaß weder in den Figuren noch in der Sprache. Wie die Ellenzahl des Kleidungszeugs dieser Riesen unendlich ist, so die Schlepptracht von Fischart's Perioden.'

[2] Das fünfte Capitel, wie sich Grandgoschier verheirathet. Bobertag 1, 269 fll. nennt Fischart einen ‚großen Mann' und hält dessen Bearbeitung von Rabelais' Gargantua für ‚eine neue Geistesthat'. ‚Rabelais hat nichts heftiger bekämpft und nichts bitterer gehaßt als das katholische Kirchen- und Mönchswesen. Aber er hat nicht die Genugthuung genossen, seine Nation von diesem verderblichsten Gifte nationalen Glückes geheilt zu sehen, ja er durfte dies nicht einmal hoffen. Fischart war Protestant, und er betrachtete seine Nation als im Siege gegen die römische Kirche

mahl der Lutheraner zu verhöhnen [1], und während er sich zum Sittenrichter über die Thorheiten, Gebrechen und Laster aufwarf, übernahm er zugleich die Rolle eines Schutzredners der unheimlichsten Erscheinung, des größten Verbrechens seiner Zeit: der Hexenverfolgung. Fast allenthalben in Deutschland, auch in den Gegenden, wo Fischart lebte, wurden ‚die Hexen' auf die Folterbank geschleppt und zu Hunderten lebendig verbrannt. Zu den Wenigen, welche ‚aus Erbarmen zu den armen Leutlin' den Muth hatten, öffentlich dagegen aufzutreten und von den ‚schreckbaren wahnwitzigen Torturen und Executionen' abzumahnen, gehörte Johann Weyer, Leibarzt des jülich-clevischen Herzogs Wilhelm IV. [2] Dafür aber wurde er in vielen Schriften wie ‚ein ruchloser Gottesabtrünniger' behandelt. Am heftigsten ereiferte sich wider ihn der französische Parlamentsrath Jean Bodin. Weyer habe sich, erklärte derselbe im Jahre 1580 in einem großen Werke, ‚wider die Ehre Gottes zu Felde gelegt' und den Richtern eine böse Meinung beigebracht, als seien nicht alle Hexen und Zauberinnen mit dem Feuer zu strafen. Gänzlich von Gott verlassen', schreibe Weyer ‚nach Art und Stil des Teufels' und vermehre dadurch das Reich des Satans auf Erden. Eine harte Sprache. Aber, sagte Bodin: ‚Es fällt einem, der nur mit etwas Eifer um die Ehre Gottes entzündet ist, kaum möglich, daß er, wenn er so viele und große Gotteslästerungen sieht und lieset, nicht in etwas befugten Zornes gegen den Schuldigen und Handhaber der Ungerechtigkeit fasse': damit nicht ‚die Ehre Gottes zertreten werde, müsse ‚wahrlich Jedermänniglich' ‚diesen Eifer vor Allem ernstlich anziehen' [3].

Fischart war es nun, der sich in Deutschland dazu berufen hielt, diesen ‚Eifer für die Ehre Gottes' zu bethätigen: als ‚ehrenfester und hochgelehrter Doctor der Rechte' trat er ein für die Aufspürung und grausame Verfolgung der Hexen. Er veröffentlichte im Jahre 1581 eine deutsche Uebersetzung des Bodin'schen Werks unter dem Titel: ‚Vom ausgelaßnen wütigen Teufelsheer der besessenen unsinnigen Hexen und Hexenmeister, Unholden, Teufelsbeschwörer, Wahrsager, Schwarzkünstler, Vergifter, Nestelverknüpfer, Veruntreuer, Nachtschädiger, Augenverblender und aller anderen Zauberer Geschlecht, sammt

---

fortschreitend': ‚daher Fischart's freudiger Kampfesmuth'. S. 280 wird darauf aufmerksam gemacht, daß den Schriften Fischart's der ‚etwas (bloß etwas!) unsaubere Gesell Michael Lindener' am nächsten steht. Dieser ‚nähert sich in seiner freilich viel roheren und von viel weniger Ideengehalt erfüllten humoristischen Darstellungsform am meisten der Fischart'schen Fülle und Fischart's sprudelndem Uebermuthe an und verdient unter seinen Vorläufern besonders genannt zu werden'. Welch ein ‚Gesell' Lindener war, werden wir unten im Abschnitt ‚Unterhaltungsliteratur' sehen.

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 335. 337.

[2] Wir kommen auf ihn später bei der Behandlung des Hexenwesens ausführlich zurück.

[3] De Daemonomania Magorum, in Fischart's Uebersetzung (Ausgabe von 1591) S. 606. 695—698. 717. 759. 796—801.

ihren ungeheueren Händeln: wie sie vermöge der Recht erkannt, eingetrieben, gehindert, erkundigt, erforscht, peinlich ersucht und gestraft sollen werden' [1]. Das Werk sei nicht allein ,den Theologen, Rechtsgelehrten, Medicis, Amtleuten, Richtern, Räthen, Rathspersonen und jeder Obrigkeit nothwendig zu wissen', sondern auch ,viel Wegs nützlich' für das Volk insgesammt, um dasselbe über den ,teuflischen Trieb der Zauberei, die Hexenwütherei und Zaubereirasigkeit' zu unterrichten und davor zu warnen. Darum machte Fischart es ,dem deutschen Leser gemein'. Es sollte der lehrhaften Volksliteratur eingereiht werden. Seine ,wohlgemeinte Arbeit', versicherte Fischart in deren Widmung an Egenolf, Herrn zu Rappoltstein, Hohenack und Geroldseck, sei ,dem gemeinen Nutzen und Vaterland zu Vorstand fürgenommen, damit man nämlich bei der nunmals hin und wieder in allen Landen ereigter und schwebender Unrichtigkeit, Ungewißheit, Zweifel und Zwiespalt von Strafung der Zauberer und Unholden dermalen eins eine gründliche Richtigung, Gewißheit und klare helle Vorleuchtung hiemit hätte'.

In deutscher Sprache war bis dahin noch kein Werk erschienen, welches so leichtsinnig jeden Hexenspuk für erwiesene Wahrheit ausgab und so unbarmherzig zur Verfolgung der Unglücklichen aufrief.

Daß Weyer sich ,der armen elenden Weiblein' angenommen, ,die mit einer Melancholie beladen', wurde als ein besonderes Zeichen von Gottlosigkeit angesehen. ,Je mehr Weiber', bekam er zu hören, ,je mehr Hexen': so laute ein hebräisches Sprüchwort. Die Weiber seien derart zur Zauberei geneigt, daß auf einen Zauberer allezeit fünfzig Zauberinnen kämen. Die Ursache davon liege nicht in der ,Blödigkeit weiblichen Geschlechtes', sondern in der ,unerhaltsamen Widerspenstigkeit und Halsstarrigkeit' der Weiber: sie ertrügen die Folter oft standhafter als die Männer und zwar ,aus Kraft und Macht einer viehischen Begierlichkeit, welche das Weib dahin antreibet, damit es seinen Begierden genugthue oder sich räche'. ,Vielleicht dieser Ursache halben' habe Plato ,das Weib zwischen den Menschen und das Vieh' gesetzt. Hätten doch auch die Poeten gedichtet: ,Pallas, die Göttin der Klugheit, sei aus des Jovis Hirn geboren und habe keine Mutter nicht, um anzuzeigen, daß die Weisheit nicht von den Weibern herkomme, sintemal sie viel mehr zur Natur des Viehes nahen'. Weyer sei ein toller Phantastenkopf, indem er den Weibern ,melancholische Krankheiten zumesse'. Diese kämen denselben ,so wenig zu, als die löblichen Wirkungen und Effect einer temperirten Melancholie', welche nach Ausweis aller alten Philosophen und Aerzte ,den Menschen klug, bescheiden, bedachtsam, nachsinnig und contemplativisch machen':

---

[1] Straßburg 1581. Fischart besorgte im Jahre 1582 auch eine neue Ausgabe des lateinischen Malleus maleficarum, den wir später bei der Behandlung des Hexenwesens näher besprechen.

was Alles ‚einem Weib so wenig gebühre und anhänge, als das Feuer dem Wasser' [1].

Ein ferneres Zeichen von Weyer's Gottlosigkeit sei es, daß er den Urgichten und Bekenntnissen der Hexen und Zauberer keinen Glauben beimessen wolle, weil die eingestandenen Dinge unmöglich seien: durch die Macht des Teufels sei den Hexen und Zauberern Alles möglich. Aus dem Munde von Gelehrten, welche in hohem Ansehen standen, wurden den Lesern die wunderbarsten Dinge mitgetheilt. Caspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthon's, habe das Zeugniß ausgestellt, daß Menschen sich in Wölfe verwandeln könnten, bemerke aber, man ‚finde kein Exempel, daß Thiere in menschliche Leiber seien verwandelt worden' [2]. In Livland müßten sich alle Zauberer zu Ende des Christmonats an einem gewissen Orte zusammenfinden. ‚Wo sie dann säumig sind, so zwingt sie der Teufel mit eisernen Ruthen so scharf und heftig dazu, daß ihnen die Striemen davon allenthalben am Leibe stehen bleiben. Wann sie dann zusammenkommen, da geht ihr Hauptmann vorher und etliche Tausend folgen ihm nach durch einen Bach. Sobald sie hindurch gekommen, verwandeln sie ihre Gestalt in Wölfe, fallen darauf Leute und Vieh an und thun tausenderlei Schaden. Ueber zwölf Tag hernach kehren sie wieder zu diesem Bach und werden abermals zu Menschen verkehrt.' In Livland sei das Wolfsgeschmeiß am allergemeinsten, jedoch nicht allein dort, sondern ‚allenthalben sei es genug gemein' [3]. Joachim Camerarius erzähle, er habe Einige gesehen, welche den Teufel durch Todtenköpfe hätten reden machen; ein Kanzler von Mailand habe einen Ring besessen, aus welchem der Teufel geredet habe. Gregor Agricola melde von einem Bergwerk in Sachsen, welches durch Hülfe des Teufels gefunden worden: ein Geist in Gestalt eines Pferdes habe dort zwölf Menschen getödtet. Ludwig Lavater von Zürich wurde zum Zeugen dafür angeführt, daß die Fronfastenkinder mit Gespenstern mehr geplagt seien, als die zu anderer Zeit geborenen, und daß der Teufel seine Zaubereien am liebsten in der Nacht zwischen Freitag und Samstag betreibe. Gegen Weyer wurde vor Allem verwerthet, daß er ein Schüler des Cornelius Agrippa von Nettesheim sei, welcher einen Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes, von ihm ‚Monsieur und Herr' genannt, stets mit sich geführt habe [4].

Als Lasterthaten der Hexen und Zauberer wurden aufgeführt: sie verläugnen und lästern Gott und alle Religion, sie beten den Teufel an, ver-

---

[1] Vom ausgelaßnen wütigen Teufelsheer &c. (Ausg. von 1591) S. 714—717. 721.

[2] S. 346. 772.

[3] S. 347. Der Herzog von Preußen habe einmal, wurde berichtet, einen Zauberer gezwungen, sich in einen Wolf zu verwandeln, und habe ihn dann mit Feuer hinrichten lassen. Groß 127.

[4] S. 101. 219. 272. 432. 460.

loben demselben ihre Leibesfrucht und opfern ihm ihre Kinder vor deren Taufe; sie machen ein Handwerk daraus, Menschen zu tödten und zu morden, essen Menschenfleisch, besonders Knäblein, und wenn sie solche nicht bekommen können, so graben sie Leichen aus oder holen die gehängten Diebe vom Galgen, um sie zu verzehren: inmaßen dieses Alles vielmals kundbar geworden. Ferner bringen sie durch Gift und Verhexung die Leute um, tödten das Vieh, verderben die Früchte, verursachen Hunger, Theuerung und Mißwachs im ganzen Lande, pflegen fleischliche Vermischung mit dem Teufel.

‚Seht da', werden die erschreckten Leser aufgemahnt, ‚sind das nicht abscheuliche Laster und Verbrechen, deren das geringste einen auserlesenen Tod verschuldet?' Allerdings ‚vergreifen sich nicht alle Unholden sämmtlich an erzählten Lastern. Aber man hat erfahren, daß die Zauberer und Hexen, welche mit dem Teufel ausdrücklich gedingt haben und übereingekommen sind, gemeinlich an allen diesen oder doch der mehrer Theil derselbigen Schelmereien schuldig sind'. Wenn aber ‚eine Person' viele Laster begangen, so thue es Noth, ‚daß man sie alle strafe', und zwar nicht allein nach Gesetz und Ordnung, sondern auch nach dem billigen Gutbedünken des Richters [1].

Solche Grundsätze verbreitete Fischart, der ‚ehrenfeste und hochgelehrte Doctor der Rechte' und spätere Amtmann von Forbach.

Während Weyer die Richter und die Räthe zur Besonnenheit und Milde ermahnt hatte, verlangten Bodin und Fischart die äußerste Strenge und Unerbittlichkeit. Ein Richter, der die gesetzlichen Strafen mildere oder gar aufhebe, verfalle der Einziehung von Hab und Gut, auch der Landesverweisung, und es entschuldige ihn keineswegs, wenn er sage, er könne das, was den Unholden zur Last gelegt werde, nicht glauben, noch auch annehmen, daß sie dafür des Feuertodes schuldig seien [2]. Wolle man sich bei den Hexen und Zauberern um den ordentlichen Gerichtsproceß bekümmern, so würden von Hunderttausend nicht eine oder einer bestraft: für Hexerei und Zauberei sei ein strenger Beweis nicht erforderlich, vielmehr reiche ‚eine muthmaßliche Beweisung und Präsumtion' zur Verurtheilung und Bestrafung aus. Wenn man zum Beispiel eine im Rufe der Hexerei stehende Person ‚aus ihres Feindes Stall oder Schäferei hat gehen gesehen und danach erfahren, daß gleich darauf das Vieh angefangen zu serben und zu sterben', so ist das schon ‚eine kräftige Präsumtion', um ohne weitern Beweis und ohne irgend ein weiteres Zeugniß oder Bekenntniß diese Person ‚mit Ruthenstreichen, Abhauung etlicher Glieder, Brandmalen, ewigem Gefängniß, Geldbußen und Confiscirungen zu strafen' [3].

Um die Hexen und Zauberer ‚auszukundschaften' und zu strafen, müsse die Obrigkeit in die einzelnen Gebiete commissarische Richter abordnen als

---

[1] S. 636—646. [2] S. 662—664.
[3] S. 559. 574 fll. 625 fll. 653 fll. 692.

neue Hexenmeister zur Unterstützung der ordentlichen Richter beim ‚heiligen Werk'. Diese Richter dürften nicht warten bis man komme und klage, sondern müßten ‚vermöge ihres Amtes selber von den Verdächtigen Informirung schöpfen: welches der geheimste und vielleicht auch sicherste Weg ist'. Ferner müsse man ‚die Mitschuldigen einerlei Uebelthat zu Verklägern wider einander zulassen und dem Ankläger Straflosigkeit verheißen', ‚ungeachtet daß vermöge gemeinen Rechtes die, so einerlei beschuldigt werden, für keine Kläger können durchgehen'. Weil der Hexenwust besonders in den Dörfern und in den Vorstädten am häufigsten, und das Volk zu furchtsam sei, die Zauberer und Hexen anzuklagen, so solle man, um die Aufspürung des abscheulichen Lasters ‚in Brauch und Uebung zu bringen', nach ‚der löblichen Gewohnheit' der Schotten und der Mailänder, in den Kirchen einen eigenen Hexenstock aufstellen'. Dann stehe einem Jeden frei, ‚ein gerollt Papierlein darein zu werfen, darinnen des Zauberers oder der Unholdin Namen, sammt dem Fall, so sich mit ihm oder ihr zugetragen, dem Ort, der Zeit, den Zeugen und anderen Umständen nach beschrieben'. Alle vierzehn Tage müßte ein solcher Stock von dem Richter und dem Procurator geöffnet und von den Angeschuldigten ‚geheimer Bericht' eingenommen werden[1].

Ein weiterer ‚nothwendiger Weg' zur Aufspürung bestehe darin, daß man ‚diejenigen, so entweder nicht dürfen oder nicht wollen anklagen, noch antragen, noch sich beklagen', durch ‚Ermahnungen dahin zu bewegen und zu dringen' suche. Man müsse in die Familien eindringen und die Töchter wider die Mütter, die Söhne wider die Väter und umgekehrt zeugen lassen. ‚Denn es hat sich sehr viel befunden, daß die Töchterlein von ihren Müttern sind unterrichtet gewesen und zu ihren Versammlungen mitgeführt worden.' Solche Töchterlein seien leicht zu Bekenntnissen zu bewegen, wenn man ihnen verspreche, man wolle ihnen als Verführten ihre Missethaten zu gute halten. ‚Wo dieses geschieht, da wird man erfahren, wie fein sie die Personen, die Zeit, den Ort der Versammlung und was man daselbst vorhat, benennen und anzeigen.' Wiederholt seien Hexen durch Aussage ihrer Töchterlein aller Händel überführt worden. ‚Wann sie sich aber scheuen, vor Vielen die Wahrheit herauszusagen, kann der Richter zwei oder drei Personen hinter eine Tapisserie verstecken und also unaufgeschriebener Worte ihre Kundschaften aufmerken und nachmals erst die aufgefangene Bekenntniß in Schriften verfassen.' Wolle man auf ‚die ordentlichen Regeln des Processes, der Annehmung und Verwerfung von Zeugen' Rücksicht nehmen, nämlich, ‚daß die Tochter wider die Mutter, der Vater wider den Sohn, der Sohn wider den Vater nicht klagend zu hören' sei, so werde man des teuflischen Hexengesindels nimmer ledig[2].

---

[1] S. 554 fll. [2] S. 556 fll. 584 fll. 679.

Mit einem solchen Werke wollte Fischart ‚dem gemeinen Nutzen und Vaterlande' dienen!

‚Allerhand lustige und anmuthige Materien', von welchen er in der Vorrede spricht, sind in seinem gräßlichen Buche nicht zu finden.

Bodin hielt wenigstens noch daran fest, daß Zauberer und Hexen nur durch ihren freien Willen vom Teufel verführt werden könnten, der Teufel nur Macht besitze über die Menschen, wenn sie sich ihm freiwillig ergäben. ‚Sie haben', schrieb er, ‚einen freien Willen, gut oder böse zu sein, inmaßen Gott in seinem Gesetze sagt: ich habe dir fürgestellt das Gute und das Böse, das Leben und den Tod, so wähle denn nun das Gute, so wirst du leben. Und noch viel heller wird an einem andern Ende gesagt: als Gott den Menschen schuf, ließ er ihn bei seinem freien Willen und sagt zu ihm: wenn du willst, so bewahrest du meine Gebote und sie werden dich bewahren.' [1] Fischart aber warnt in der Vorrede die Leser gegen das, was Bodin von ‚dem freien Willen der Wiedergeborenen aus Zeugniß der jüdischen Rabbinen vermeint handzuhaben' [2].

Zwei Jahre nachdem Fischart's Werk in Straßburg erschienen war, verkündete eine Straßburger ‚Zeitung', wie am 15., 19., 24. und 28. October des Jahres 1582 nicht weniger als 134 Hexen zu Gefängniß gebracht, zum Feuer verurtheilt und verbrannt worden seien [3]. 134 Hexenbrände an vier Tagen!

Aber Fischart wurde nicht zur Milde bewegt. Nachdem er Amtmann von Forbach geworden, ließ er sein Buch, nochmals ‚an vielen Enden vermehrt und erklärt', im Jahre 1586 von Neuem in Druck ausgehen. Nach seinem Tode erfolgten in den Jahren 1591 und 1598 noch weitere Ausgaben [4].

Von einem andern Geiste beseelt als Fischart war, trotz seiner bisweilen scharfen Polemik gegen die Protestanten, Hippolytus Guarinoni, einer der urthümlichsten Schriftsteller und reichhaltigsten Zeit- und Sittenschilderer, ein ehemaliger Schüler des Prager Jesuitencollegs, Stadtarzt von Hall in Tirol und Leibarzt der Erzherzoginnen Maria Christina und Eleonore im dortigen Damenstift. Sein im Jahre 1610 ‚zu sonderm Glück, Heil, Wohlfart, langem Gesundt, zeitlichem und ewigem Leben der ganzen hochlöblichen deutschen Nation' erschienener Folioband: ‚Gräuel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes' ist eine der ausgiebigsten Quellen für die damalige Culturgeschichte und zugleich ein unvergängliches Ehrendenkmal für den menschenfreundlichen Ver-

---

[1] S. 65. [2] Vorwarnung Bl. 2. [3] Weller, Zeitungen No. 572.

[4] Vergl. Kurz 3, XLVI—L. W. Wackernagel, Fischart 109, widmet dem Werke nur wenige Zeilen. Er hätte den von ihm gefeierten Mann wenigstens hier nicht in Schutz nehmen sollen; denn es handelt sich nicht darum, daß Fischart den allgemeinen Hexenglauben seines Zeitalters theilte, sondern darum, daß er für die brutalste, jedem Rechtsgefühl hohnsprechende Hexenverfolgung eintrat.

fasser [1]. Im Gegensatz zu Fischart nimmt er sich in dem schrecklichen Zeitalter der Hexenprocesse mit edler Wärme der gefährdeten alten Frauen an. ‚Was ist es für eine Ehre‘, sagt er unter Anderm, ‚Diejenigen zu verachten, so in der Natur und in der Jugend, geschweig jetzt im Alter die Schwächsten sein?‘ [2]

Von noch größerer culturgeschichtlicher Bedeutung als die Satiren, Spott-, Schmäh- und Lehrschriften aller Art ist die damalige dramatische Literatur. Noch getreuer wie jene spiegelt sie die Zustände der Zeit und deren von einem Jahrzehnt zum andern zunehmende Entartung ab. Die religiösen Dramen waren zum allergrößten Theil nur Seitenstücke entweder der Predigt oder der confessionellen Streitschriften; nach und nach wurde verbitterte Polemik

---

[1] Ingolstadt 1610. Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 585 No. 21. Wir haben das Werk bereits wiederholt angeführt und werden es im Verlaufe dieses Bandes noch oft zu benutzen haben.

[2] Vergl. Adolf Pichler's sehr bemerkenswerthen Aufsatz über Guarinoni im Feuilleton der Wiener ‚Presse‘ 1884 März 11 fll. Wir heben einige Stellen hervor. ‚Sein Beruf führte ihn in alle Gesellschaftskreise: von der Hütte des Taglöhners in den Ansitz des Edelherrn, vom Bette im Spital an den seidenen Armstuhl der Erzherzoginnen.‘ ‚Er wollte „auf Deutsch von den Deutschen verstanden werden“. Deßhalb las er die Sprüchwörter aus dem Munde von Bürgern und Bauern auf; er weiß, daß letztere noch von dem Berner Dietrich erzählen, welcher jetzt ganz verschollen ist, und führt auch Stoffe an, welche später moderne Dichter bearbeiteten. So den von Schiller's Handschuh.‘ Sein ‚umfangreiches Werk hat man mit Recht als eine polyhistorische Makrobiotik bezeichnet, es ist aber auch eine der ergiebigsten Fundquellen für deutsche Culturgeschichte in jeder Richtung‘. ‚Von dem Range, den Guarinoni in der Entwicklung der medicinischen Polizei einnimmt, schweigen wir; er gehört hier zu den Bahnbrechern.‘ ‚Sein heller Blick durchschaute die Thorheit der Astrologie, welcher damals die berühmtesten Männer huldigten.‘ ‚Wir besitzen von ihm eine Schilderung seiner italienischen Reise, wohl die erste von einem deutschen Schriftsteller.‘ ‚Den Zauber des Hochgebirgs schildert er in schwungvollen Worten, welche gewiß poetischer sind als die geschniegelten Strophen der Schlesier. Er ist vielleicht der erste deutsche Schriftsteller, welcher die Schilderung einer Bergfahrt gibt, die er mit drei Freunden zum Wallensee und auf die Tarnthalerköpfe 1609 wagte. Von moderner Sentimentalität ist freilich keine Spur; der gesunde Tiroler gibt seiner Zeichnung die Farbe der Laune und des Humors; wir müssen uns den Abdruck versagen und bemerken nur, daß er ein Herbar von 600 Arten anlegte und somit auch in der Geschichte der Botanik einen Platz verdient.‘ ‚Auch als Politiker fordert Guarinoni unsere Aufmerksamkeit in dem Bruchstück „der christliche Weltmann“. Er spottet über Jene, „welche unter dem Titul eines Christen das verdammte Heidenthum sammt der Tyrannei einführen, dergleichen ein gottlos wälscher florentinischer Vogel mit Namen Niklaus Machiavelli (heißt auf Deutsch Schleierbeschmutzer — Machia-velo) gethan; das ist ein Gräuel der gräulichen erzgräulichen Gräueln“.‘ Vergl. über Guarinoni auch unsere Angaben Bd. 5, 192—193 Note.

der eigentliche Lebensnerv der Dramaturgen. Das Ehrwürdige und Heilige wurde ähnlich wie in der gleichzeitigen bildenden Kunst auch in der dramatischen nur allzuoft verweltlicht, wenn nicht verzerrt, entwürdigt und entweiht. In der Behandlung weltlicher Stoffe übte die Bühne im Allgemeinen gegen die auflösende Richtung des Zeitgeistes keineswegs ein heilsames Gegengewicht aus, sie beförderte vielmehr diese Richtung, trug zur Vergröberung und Verwilderung des Geschmackes wesentlich bei, gefiel sich in der Darstellung des gemeinen und gemeinsten Lebens, des Gräßlichen und Grausamen, und wurde nachgerade eine Schule der Unsittlichkeit.

III. Dramatische Literatur.

1. Das geistliche Schauspiel.

Aus dem tiefsten Glaubensleben des Volkes hervorgewachsen, im engen Anschluß an die kirchliche Liturgie, stand das geistliche Schauspiel um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf seiner Höhe. Es gelangte zwar nicht zu jener feinen künstlerischen Abrundung, welche den spanischen ‚Autos' eigen, aber durch seinen idealen Gehalt und die volksthümliche Großartigkeit der Aufführungen erreichte es einen Einfluß und eine Bedeutung, welche man mit jener der antiken Tragödie Griechenlands vergleichen darf [1]. Die in den verschiedenartigen geistlichen Schauspielen enthaltenen symbolisch-geschichtlichen Darstellungen der göttlichen Offenbarungen an die Menschheit bieten die erhabensten und tiefsinnigsten Stoffe der Kunst [2]; ihre Aufführungen waren zugleich die erbaulichsten Volksfeste. Großartig müssen beispielsweise noch ‚die feierlichen Spiele' gewesen sein, welche im letzten Jahre vor dem Ausbruche der

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 242—253. Einige spätere Dramen geistlicher Art, vorzugsweise das Oberammergauer Passionsspiel, haben es noch der Gegenwart ermöglicht, von dem gewaltigen Eindrucke dieser religiösen Volksdramatik eine Vorstellung zu gewinnen und den Vortheil zu bemessen, den eine weitere harmonische Entwicklung derselben für das gesammte Geistesleben hätte erlangen können. ‚Die volksthümliche Haltung, der gutmüthige Scherz', welche in den alten geistlichen Darstellungen ‚herrschen, thun, wie alle Vorurtheilsfreien wissen', sagt Weinhold 79, ‚der Andacht des Volkes keinen Eintrag; sie wird hierdurch mehr angeregt, als durch nüchterne dogmatische Betrachtungen oder durch heillose Polemik'. — Daß es vereinzelt auch an tiefer Entwürdigung des Heiligen nicht fehlte, zeigt eine Tiroler Bauerncomödie, ein sogen. ‚Bruderspiel' über die Begegnung Jesu mit den Jüngern zu Emaus. Vergl. A. Pichler, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Innspruck 1850. Im Allgemeinen aber wurde in Deutschland, betont Devrient 1, 30—31, ‚die Würde des heiligen Gegenstandes höchst selten verletzt'. ‚Die deutschen Spiele sind hierin den spanischen ähnlich, in denen das burleske Element auch mehr erscheint, um durch einen pöbelhaften Gegensatz das Heilige zu erhöhen, als es herabzusetzen.' Der in den geistlichen Schauspielen des Mittelalters auftretende Teufel spielte nicht, wie meistens später in den Schauspielen des sechzehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts, eine schreckbare und sieghafte Rolle, sondern er mußte überall als überkluger, armer oder dummer Teufel wider Willen die komische Rolle übernehmen, zu grotesk lächerlichen Figuren dienen.

[2] Devrient 1, 73.

kirchlich-politischen Revolutionsstürme an den drei Pfingstfeiertagen 1516 auf öffentlichem Markte zu Freiberg in Sachsen abgehalten wurden. ‚Den ersten Tag ist die Geschichte gespielt worden von dem Fall der Engel, von Erschaffung und Fall der Menschen, von Ausjagung derselben aus dem Paradiese und von den ungleichen Kindern Adams und Evas, angeredet und examiniret‘; den zweiten und dritten Tag wurden Vorstellungen aus dem Neuen Testament und das jüngste Gericht gegeben [1]. Der gewaltige Stoff umfaßte in seinem Kerne die tiefsten Grundgedanken der Dichtungen eines Dante und Milton, und zwar nicht in frostiger Predigtweise, sondern lebendig, dramatisch. Herzog Georg von Sachsen wohnte mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofstaate den Vorstellungen bei, und das Spiel wurde nicht allein als eine religiöse Aufgabe, sondern auch als eine Ehrensache betrachtet, weßhalb der Rath ‚zu Actoren verordnete‘ Hans Rudolf, den damaligen Stadtrichter, und Hans Pfeffer, den spätern Stadtvogt. Bei einem im Jahre 1506 zu Frankfurt am Main aufgeführten viertägigen Passions-Osterspiele, an welchem sich 267 Personen betheiligten, spielte Wilhelm Stein, Pfarrer an der Dreikönigskirche zu Sachsenhausen, die Rolle Christi; Leiter des Spiels waren zwei Vicare der Liebfrauenkirche. Das Stück schloß mit der Himmelfahrt Christi und hatte noch ein den Triumph der Kirche verherrlichendes Nachspiel [2]. In Alsfeld dauerte im Jahre 1517 ein Passions-Osterspiel drei Tage [3]; in Botzen wurde drei Jahre früher eine siebentägige ‚Passion‘ gegeben, deren Darstellung auf verschiedene Feste zwischen Palmsonntag und Himmelfahrt vertheilt war [4]. Ein im Jahre 1514 aufgezeichnetes Heidelberger Passionsspiel behandelt mit derselben Ausführlichkeit wie die Ereignisse aus dem Leben und Leiden des Weltheilandes auch alle jene Begebenheiten aus der alttestamentlichen Geschichte, welche als vorbedeutende und vorbereitende Offenbarungen Gottes für das Werk der Erlösung betrachtet werden. Es befinden sich unter diesen gerade diejenigen alttestamentlichen Vorbilder, welche später, einzeln dargestellt, die Lieblingsstoffe der Dramatik, insbesondere der protestantischen Dichter, bildeten: der ägyptische Joseph, David und Goliath, Susanna und andere [5]. Die Geschichte der Susanna erfährt hier [6], wie auch in einer Wiener ‚Susanna‘ aus dem fünfzehnten Jahrhundert, eine auffallend keusche Behandlung [7], im

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 332 No. 5.

[2] Fichard, Frankfurter Archiv 3, 131—158.

[3] Wilken, Gesch. der geistlichen Spiele in Deutschland 110.

[4] Pichler, Dramen des Mittelalters in Tyrol 64.

[5] Das Heidelberger Passionsspiel herausgegeben von G. Milchsack in der Bibl. des litterarischen Vereins zu Stuttgart, Bd. 150. Tübingen 1880. Auf die ‚Präfigurationen‘ verweist Milchsack 296—297.

[6] Milchsack 80 fll.

[7] Vergl. Pilger, Die Dramatisirungen der Susanna 139.

Gegensatz zu manchen dieser Spiele aus späterer Zeit. In München kam im Jahre 1510, neben einem Spiele ‚Vom Jüngsten Gerichte', welches in großen Zügen das Weltende, die Ankunft des Richters, die Scheidung von Guten und Bösen vor Augen führte, eine ergreifende Tragödie ‚Vom sterbenden Menschen' zur Darstellung. In derselben wurde der nämliche Gedanke entwickelt, der einige Jahrzehnte später in den zahlreichen allegorischen Homulus- und Hekastustragödien eine so große Bedeutung erlangte[1].

Große Städte und kleine Ortschaften, geistliche und weltliche Körperschaften wetteiferten mit einander in solchen Aufführungen, Jedermann war als Mitspieler oder Zuschauer daran betheiligt[2]. In Frankfurt am Main trat noch im Jahre 1515 eine eigene Bruderschaft zur Aufführung von geistlichen Spielen in's Leben[3].

Als dann die religiöse Bewegung zum Ausbruche kam, Sickingen seine Plane zum Umsturz der Reichsverfassung in's Werk setzte und bald darauf die sociale Revolution einen großen Theil Deutschlands überflutete und furchtbare Verheerungen im Gefolge hatte, konnte man natürlich nicht mehr an eine Aufführung der alten Festspiele denken, welche außer einer ruhigen und freudigen Stimmung auch große Opfer an Zeit und Geldmitteln erheischten. Wo der Bildersturm wüthete, da räumte der Fanatismus mit der Blüte der bildenden Kunst auch jene der alten Dramatik hinweg. Dagegen wurden Schauspiele neuer Art an vielen Orten aufgeführt. Wie im wilden Aufruhr Altäre und Bilder zertrümmert wurden, so bemächtigten sich die Kirchenschänder der zum Gottesdienste bestimmten Gewänder und trieben damit in öffentlichen Aufzügen den unwürdigsten Spott. Dem rohen Sinne des Pöbels behagte es, die ganze Feierpracht des katholischen Cultus zum Faschingsscherz, zur niedrig-komischen Mummerei herabgewürdigt zu sehen. Spottdialoge gehörten so gut wie die ‚Schand- und Famoslibellen' gleich seit dem Beginne der religiösen Umwälzung zu den erfolgreichsten Erregungsmitteln.

Früher als in den katholisch gebliebenen Gebieten Deutschlands gewann das alte religiöse Volksschauspiel seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts neues Leben in den katholischen Cantonen der Schweiz[4]. In Luzern wurde im Jahre 1549 ein großartiges Drama ‚Das Jüngste Gericht' auf die Bühne

[1] K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 196—202. Näheres über die allegorischen Dramen in Goedeke's Schrift: Everyman &c.

[2] Vergl. Neues Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde 4, 104 fll. E. Meyer, Geistliches Schauspiel 437.

[3] Mentzel, Gesch. der Schauspielkunst 2.

[4] Vergl. Gall Morel, Das geistliche Drama vom 12. bis 19. Jahrhundert in den fünf Orten und besonders in Einsiedeln, im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1860) Bd. 17, 75—144, und dazu Nachträge (1868) Bd. 23, 219—234.

gebracht[1]. Passions- oder Osterspiele wurden dort sehr häufig gegeben[2], und zwar mit einer solchen Pracht, daß bisweilen die Kosten einer Aufführung auf 1000, wohl gar auf 2000 Kronen zu stehen kamen[3]. Im Jahre 1583 wurde an zwei Tagen ‚Das Alte und Neue Testament‘ gespielt, am ersten Tage von 290, am zweiten von 204 Personen. Die Rollen wurden an die Spieler verkauft, je nach ihrer Bedeutung für vierzig, dreißig oder acht Schillinge; die Kleider mußten die Mitwirkenden selbst stellen, auch die Scenerien anfertigen lassen; als einzige Entschädigung wurde ihnen freie Zeche zu Theil[4]. Im Jahre 1599 führten die Bürger ‚Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehren, zur Vermehrung des katholischen Glaubens und dem gemeinen Volk zu Unterrichtung und Mehrung der Andacht‘ ‚Die Histori der heiligen Apostel‘ auf offenem Markte auf und trugen dafür selbst sämmtliche Kosten[5]. Auch in Zug nahmen die vornehmsten Bürger im Jahre 1598 an einer Darstellung der ‚Erfindung und Erhöhung des heiligen Kreuzes‘ Theil[6]. Die von Johannes Al, Stiftsprediger in Solothurn, im Jahre 1549 verfaßte und durch die dortige Bürgerschaft gespielte Tragödie ‚Johannes der Täufer‘ kann den besten dramatischen Leistungen des Jahrhunderts beigezählt werden[7].

Zu Freiburg im Breisgau wurden in den Jahren 1555 und 1557 Passionsspiele gegeben, nicht selten, zum Beispiel im Jahre 1599, die Passion mit der Fronleichnamsprocession in Verbindung gesetzt und von den Zünften aufgeführt. Auch mehrere Martyrer, die ihr Leben für den Heiland hingegeben, ließ man auftreten. Am Schluß kamen noch die ‚vier letzten Dinge‘ zur Behandlung, nachdem ‚Maria mit dem Mäntelein‘ zuvor die Zuschauer ermahnt hatte:

Weil ich, Maria, bin bereit,
Eine Mutter der Barmherzigkeit,
Gnad zu erlangen mannigfalt

---

[1] Gall Morel im Geschichtsfreund 17, 83.

[2] Vergl. das Verzeichniß über die Spiele von 1545—1597 bei Mone, Schauspiele 2, 420—422.

[3] Goedeke, Grundriß 2, 353 No. 95.

[4] Vergl. die Mittheilungen von G. Kinkel in Pick's Monatschrift für die Gesch. Westdeutschlands, 1881, S. 301—334. Ueber die Inscenirung des Osterspieles von 1583 vergl. Genée 12—14. Mit einer Aufführung von 1584 scheint Abt Ulrich von Einsiedeln wenig zufrieden gewesen zu sein. Er schrieb in sein Rechenbuch: ‚Sechs Kronen gen Lucern an das Spil. Hät wol mögen erspart sein.‘ Gall Morel 23, 221.

[5] Gall Morel 23, 221—222. In Beromünster wurde ‚eine heilige, catholische und apostolische Tragedi uß den Geschichten der Aposteln‘ im Jahre 1560 gespielt. 23, 224.

[6] Gall Morel 17, 85—86.

[7] Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 348 No. 68.

Bei meinem Sohne, soll Jung und Alt,
Die Gottes Kinder wollen sein,
Laufen unter den Mantel mein.
Ihr Leben bessern zu dieser Frist,
Dieweil noch Zeit vorhanden ist,
Ehe da kommt der jüngste Tag,
Und ich euch nicht mehr helfen mag.

Die ganze ‚Bedeutung' des Spiels wurde am Schluß dahin zusammengefaßt: alles Heil bestehe in Christo dem Herrn, der auch den Blutzeugen die Gnade und Liebe geschenkt habe, für ihn zu sterben:

Nun seit nit herter dann die Stein,
Und saget Dank seinem Blut so rein.
Seht an die Heiligen Gottes klar,
Die leiden gern und willig gar
Den Tod zu Lob und Dank dem Herrn,
Den wellen sie wiederumb verehren
Und bezeugen mit ihrem Blut —
Welichs Alls sein Gnad und Liebe thut [1].

Noch bis kurz vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges fanden in Freiburg bisweilen großartige Darstellungen statt. So berichtet Thomas Mallinger in seinen Tagebüchern: Im Jahre ‚1615 den 18. Juni ist die Comödie oder Gedächtniß unseres Erlösers und Seligmachers Jesu Christi von seinem heiligen Leben und bittern Leiden und Sterben allhie zu Freiburg im Breisgau gehalten von etlichen hundert Actoribus, Bürgern und Bürgerskindern, von jungen und alten, sowohl Weibs- als Mannspersonen. Dabei sich viel tausend Spectatores befunden nicht allein von hiesigen, sondern auch dem Land viel Meil Wegs herzu und hereingekommen: so von Morgen angefangen und verzogen bis in die Nacht hinein' [2].

‚Viel Lust und Lieb zu Comödien' hatte die Bürgerschaft von München. Als dort Kaiser Carl V. und sein Bruder Ferdinand im Jahre 1530 ihren feierlichen Einzug hielten, wurden ihnen zu Ehren drei Schauspiele ‚gar künstlich und wunderbarlich zugerichtet', unter diesen die ‚Historie von der Esther', welche nach der Angabe von Sebastian Franck ‚so lieblich, künstlich und wohl geordnet war, daß männiglich sich verwunderte und nit wohl möglich zu bessern gewesen wäre' [3]. Am bedeutsamsten gestalteten sich in München die Frohnleichnamsspiele. In einer Fülle von Bildern wurden darin die wichtigsten

[1] Schreiber 54 fll. Das Passionsspiel von 1599 herausgegeben von E. Martin in der Zeitschr. der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde von Freiburg 3, 3—95.

[2] Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte 2, 529.

[3] K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 202—203.

Ereignisse des Alten und des Neuen Testamentes vergegenwärtigt; selbst die geheimnißvollen Weissagungen der heiligen Schrift über die Zukunft des menschlichen Geschlechtes fanden ihre bildliche Darstellung. Die Geistlichkeit und sämmtliche Zünfte der Stadt betheiligten sich an denselben; jede Zunft lieferte ihre eigene auf die Verherrlichung des heiligen Sacramentes abzielende Vorstellung [1]. Von dem Fronleichnamsspiel des Jahres 1574 lieferte Daniel Holzman eine ‚wahrhaftige und eigentliche Beschreibung', in welcher ‚fleißig und ordentlich bis in sechsundfünfzig Figuren aus altem und neuem Testament gezogen, und jeder Person geistlich und weltlich, deren bis in die vierzehnhundertneunundneißig gewesen, Tauf- und Zunamen angezeigt, auch über jede Figur eine Erklärung dem biblischen Text nach in deutsche Reime' geboten wurde [2].

Geistliche Schulcomödien, welche in Bayern, wie anderwärts, schon lange vor dem Ausbruche der religiösen Umwälzung gebräuchlich gewesen waren, fanden um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu München einen eifrigen Förderer an dem Rector des städtischen Gymnasiums Hieronymus Ziegler. Als Student in Ingolstadt hatte derselbe an der Darstellung solcher Spiele lebhaften Antheil genommen, nun verfaßte er selbst mehrere Dramen geistlichen Inhalts, welche lateinisch und deutsch von seinen Schülern aufgeführt wurden: ein Spiel von der Opferung Isaac's, von den heiligen drei Königen und König Herodes, von den klugen und thörichten Jungfrauen, und andere [3].

Durch passende Anordnung, an manchen Stellen durch Innigkeit und Wärme poetischen Gefühles und durch Sprachgewandtheit zeichnen sich vier von einem unbekannten bayerischen Dichter im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts verfaßte Weihnachtsspiele aus. Einer der Hirten singt:

Lust über Lust, in unserm Feld
Ist alles voller Freuden,
Es hüpfen Thäler, Berg und Wäld,
Wie gern thue ich jetzt weiden.

Die Aecker sind mit Blumen Zier
Dem Frühling gleich besetzet,
Der Rosen Purpur glanzt herfür,
Ist alles frisch ergötzet.

Reichlich der süße Honigsaft
Schwitzt aus der hollen Eichen,
Das würket kein natürlich Kraft,
Muß sein ein himmlisch Zeichen . .

---

[1] Vergl. Westenrieder, Beiträge 5, 83—181. v. Winterfeld, Zur Gesch. heiliger Tonkunst 2, 299—308. Bäumker, Orlandus de Lassus 40—43.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 384 No. 285.

[3] Vergl. Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 204 fll.

Er wird dann von seiner Frau belehrt, was in Bethlehem geschehen: drei Hirten haben dort, überrascht und entzückt von dem Glanze des Kindes, anbetend ihre bescheidenen Gaben geopfert und beim Abschied ein achtstrophiges Lied gesungen, dessen erste Strophe mit den Worten schließt:

Den Sündern eilt das Kindlein nach,
Die Liebe ist sein Wagen.

Der nach dem Heiland verlangenden Seele ruft der Engel zu: die Sehnsucht solle gestillt, der Stall solle ihr eine Tugendschule werden:

Es ist nit gnug, nur obenhin
Christi Geburt bedenken,
Es muß dir gehn zu Herz und Sinn,
In d' Lieb thue dich versenken[1].

Wie am bayerischen Hofe, so wurden auch zu Innsbruck am Hofe des Erzherzogs Ferdinand II. geistliche Schauspiele aufgeführt, und der Erzherzog selbst verfertigte im Jahre 1584 ‚Eine schöne Comödie: Speculum humanae vitae, auf Deutsch ein Spiegel des menschlichen Lebens genannt', in welcher er, ohne besondere dichterische Begabung, allerlei gute Lehren und Ermahnungen ertheilte[2]. Denselben Zweck verfolgte der Trabant und Pritschmeister Benedict Edelpöck in einer dem Erzherzog im Jahre 1568 gewidmeten ‚Comödie von der freudenreichen Geburt unseres einigen Trostes und Heilandes Jesu Christi'. ‚Manches fromme christliche Herz' werde aus diesem Schauspiel, hoffte Edelpöck, keinen kleinen Trost schöpfen; die zu allerlei Sünd und Laster geneigte Jugend werde darin, wie in einem Spiegel, ihre Mängel erkennen, die Alten ihren Unfleiß in der Erziehung der Jugend betrachten. ‚Zudem wird auch der gemeine Mann durch solche Fürbildung zu rechter Erkenntniß der heiligen Schrift gezogen: dann ja viel heftiger in die Herzen und Gemüther der einfältigen Laien sich einbildet das, so man augenscheinlich fürbildet, dann das man allein höret.' Der wohlgemeinte Zweck und die frommgläubige Gesinnung des Verfassers wurden aber durch keine höhere Auffassung seines Stoffes unterstützt. Die heiligen Personen werden wie gewöhnliche Leute aus dem Volke behandelt. Beim Aufbruche nach Aegypten sagt Joseph zur heiligen Jungfrau:

Weil wir soln geen und haben kain Wagn,
Wil ich den Plunder alle tragen:
Schüßl, Teller, Pfann, Leffl und Windl,
Die Latern, Kerzen, mach's in ain Pündl,
Nimb Brot und Käs und füll das Flaschl.

Und als Maria vom ‚Flaschl' Nichts wissen will, erklärt er:

Bhüet Gott! laß das Flaschl nit dahindn,
Und solt ich gleich noch so schwer tragn.

---

[1] Weinhold 175—185. [2] Hirn 1, 366—367.

Unterwegs bietet er der heiligen Jungfrau auch einen Schluck an, diese aber weigert sich und ruft aus:

Es gebürt sich nit, steht auch nit wol,
Wann sich Jungfrauen trinken vol.
Ich hab gelesen in der Schrift,
Den Weibern sei der Wein ein Gift.
Es ist auch weder Zucht noch Ehr,
Daß sich ein Frau mit Wein beschwer.
Es ist all Ehrbarkeit auch aus,
Wann ein Weib voll kumbt haim zu Haus[1].

Von nicht höherer Auffassung heiliger Personen zeugen die Reden, welche der Wiener Schulmeister Wolfgang Schmeltzl in seiner ‚Aussendung der Zwölf Boten' vom Jahre 1542 den Aposteln, bevor sie ihre Reise in alle Welt antreten, in den Mund legt. Dem Character der Männer, denen vom Gottessohne der Auftrag geworden war, den Erdkreis unter sich zu theilen und für das Christenthum zu erobern, entsprach es gewiß nicht, daß Jacobus, trotz der Wunder des Pfingsttages, vor Betrübniß kaum noch sprechen mag: ‚Vor Leid möcht mir mein Herz zerbrechen.' Bartholomäus sagt:

. . . bitt dich liebster Bruder mein,
Du wöllst darum nicht traurig sein,
Daß wir jetzt müssen paun die Straßn,
Unser Güter, Weib und Kind verlaßn,
Gott wird uns alle bezahlen schon,
Gehab dich wohl, ich zieh davon.

Philippus aber bittet den Andreas noch um einen Abschiedstrunk aus seiner Flasche, welche der Dichter zur selbstverständlichen Ausstattung eines Apostels zählt:

Andres, leih mir das Fläschlein dein,
Und laß mir laben das Herze mein.

Und Andreas, der Herold des Kreuzes, antwortet:

O mein lieber Philipp, gern,
Sollt ich dich nit eins Trunks gewern,
Und bist der liebste Bruder mein.

---

[1] Die Comödie abgedruckt bei Weinhold 193—288. Schon in einem deutschen Weihnachtsspiel aus dem fünfzehnten Jahrhundert läßt ein Dichter den hl. Joseph zu Maria sagen:

Nu woll uf und volge mir,
Wir wollen gehn zu dem guten Bier.

Meyer, Geistl. Schauspiel 172—173. Man vergleiche hiermit oben S. 126, wie Dürer einmal den hl. Joseph darstellte.

Solche Worte wären innig und herzlich im Munde ehrsamer Handwerksgesellen beim Abschied aus der gemeinsamen Werkstatt [1].

Und doch war Schmeltzl höherer Gefühle keineswegs bar. Sein bestes Stück ‚David und Goliath' vom Jahre 1545 athmet tiefe Begeisterung für den Kampf gegen die Türken, der er wiederholt auch an anderen Stellen warme Worte leiht.

Schmeltzl brachte seine deutschen biblischen Dramen, sieben an der Zahl, mit seinen Schülern auf die Bühne, und es verdient besondere Anerkennung, daß er im Gegensatze zu so vielen Schuldramatikern alles Rohe und Derbgemeine aus seinen Darstellungen fern zu halten wußte [2]. Anderer Art waren deutsche Schulspiele, wie sie zum Beispiel in Nürnberg häufig über die Bretter gingen. Der protestantische Schulmann Paulus Prätorius, Rector der dortigen Schule zu St. Sebald, befürchtete von ihnen eine arge Gefahr für die sittliche Bildung der Jugend: die ohnehin allzu große Ausgelassenheit derselben finde durch diese Spiele neue Nahrung [3].

---

[1] Spengler 47 meint, diese Abschiedsscene enthalte ‚wohl das Innigste, was Schmeltzl geschrieben'.

[2] Näheres bei Spengler 21 fll. 66 fll. 79. 81—83.

[3] Holstein 41—42. — Ueber die lateinischen Schulcomödien und das Jesuitendrama handeln wir später beim ‚Gelehrten Unterricht'. ‚Es ist schon', sagt K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Gesch. 1, 209—210, ‚viel geschrieben worden über den geschmacklosen und unsinnigen Pomp der Jesuitenspiele, daß es schier wundernehmen könnte, daß so kunstverständige und kunstfördernde Fürsten, wie die Wittelsbacher, an diesen Aufführungen Gefallen fanden. Eines aber hat man dabei freilich hervorzuheben vergessen, daß nämlich, wenigstens im sechzehnten Jahrhundert, die Inszenierung von echt künstlerischem Geiste durchdrungen war, daß die ersten Namen der damals schon so hoch entwickelten Münchener Kunst, ein Hans Müelich, ein Christoph Schwarz, ein Hubert Gerhard mit unbeschränkten Geldmitteln die szenischen Intentionen des Dichters zu verwirklichen sich bemühten; daß die Weisen, die bei manchem dieser Spiele erklangen, die Chöre, welche von Hunderten wohlgeübter Sänger angestimmt wurden, keinen geringeren zum Urheber hatten, als Orlando di Lasso, den vielgefeierten Musikus. Was die Jesuiten auf dem Felde der Bühnentechnik geleistet, muß geradezu als großartig bezeichnet werden. Welche Poesie bei derartigen Darstellungen dem Auge der Menge sich erschloß, können wir ermessen, wenn wir uns einen jener Festestage vergegenwärtigen, welche die ganze für diesen Anlaß herrlich geschmückte Stadt zur Bühne hatten, wie die Aufführung des Constantinus im Jahre 1574, bei der über tausend Personen mitwirkten und der Sieger über Maxentius seinen Einzug hielt durch Ehrenpforten, auf glänzendem Triumphwagen, umgeben von vierhundert Reitern in weithin schimmernden antiken Rüstungen, oder das gewaltige Estherdrama; zuvörderst aber das Spiel zu Ehren des Erzengels Michael, welches im Jahre 1597 der neuerbauten Kirche Einweihung auf freiem Platze feierte, mit seiner großartigen Schlußszene des Sturzes von dreihundert Teufeln in die hochauflodernden Höllenflammen.

Was den Geist der Protestanten am meisten beschäftigte, nämlich der Sturz der alten kirchlichen Ordnung, trat besonders auch in ihrer dramatischen Literatur mit aller Entschiedenheit zu Tage. Vom niedrigsten Faschingsscherz bis hinauf zum biblischen und religiösen Schauspiel trägt beinahe die ganze Dramatik einen streitartigen Character, wenigstens ist sie erfüllt von lehrhaften Anspielungen auf die Streitfragen der Zeit, von Klagen über die katholische Kirche, deren Lehren und Einrichtungen, über Papstthum, Priesterthum, Cölibat, Ordensleben, gute Werke, Messe und Fegfeuer, Marien- und Heiligenverehrung.

Bei einer solchen Richtung aber mußte jede wahrhaft schöpferische Kraft erlahmen und auch die äußere Technik des Schauspiels, Geschmack, Sprache und Darstellung immer tiefer herabsinken. Die Unbefangenheit und ruhige Schaffensfreude, deren die Kunst zu allem Großen bedarf, war entwurzelt. In dem wüsten Parteilärm war sie nicht im Stande, wieder Boden zu ge-

---

Neben dieser Pracht fehlt auch Schlichtes nicht, Herzgewinnendes, wie dazumal, als die Jesuitenschüler hinauszogen nach dem einsamen Großhesselohe, um dort Balde's Dialog: „Der Kampf des Riesen mit dem Zwerge" zu agieren, draußen auf der lauschigen Waldeswiese, unter uralten, weitschattenden Bäumen.' Weniger wirkungsvoll mögen in protestantischen Städten Schauspiele gewesen sein wie diejenigen, über welche der Baseler Felix Platter aus seinen Jugenderinnerungen berichtet: ‚Es war ein Spil im Collegio: die Auferstendnus Christi; meines Vaters Tischgänger machten viel Narren, und Teufelskleider waren auch darin . . Am 6. Juni 1546 hielt man das Spiel „Paulus Bekehrung" auf dem Kornmarkte, so Valentin Boltz gemacht. Der Burgermeister von Brun war Saulus, der Balthasar Han der Herrgott, in einem runden Himmel, der hing oben am Pfuwen, darus der Stral schoß, eine fürige Rackete, so dem Saulo, als er vom Roß fiel, die Hosen anzündete. Der Rudolf Fry war Hauptman, hatte bei hundert Burger, alle seiner Farb angethon, unter seim Fenlin. Im Himmel machte man den Donner mit Fassen, so vol Stein umgetriben waren. Lang darvor hatte Ulrich Coccius die Susannam auf dem Fischmarkt gespielt.' Die Bretterbühne ‚war auf dem Brunnen und war ein zinnener Kasten, darin die Susanna sich weschet, doselbst am Brunnen gemacht'. ‚Mein Vater', der Schullehrer Thomas Platter, ‚spilte in der Schule die „Hippocrisis", darin war ich ein Gratia. Man legte mir der Herwagenen Dochter Gertrud Kleider an, die mir zu lang, also daß ich im Umherziehen durch die Stadt die Kleider nicht aufheben konnte und sehr verwüstet wurde. Ging wol ab, allein der Regen kam zuletst, welcher das Spiel verderbte und machte, daß wir uns verwüsteten. Man hat oft Spiel gehalten zu Augustinern in der Kirchen unten. Allzeit wenn der neu Rector das Mahl geben, haben die Studenten mit Pfifen und Trummen (ihn) in der Herbrig sammt der Regentz geladen und ist man in der Proces in die Comödie gezogen. Deren, so ich gesehen, war das erste die Auferstendnus Christi, das ander „der Zachäus", so Dr. Pantaleon die Comedy gemacht und agiret; die dritt Comedy war „Hamanus"; als der Nachrichter einen henken wollte, des Hamanus Sun, blieb dieser, als er einen Fehltritt trat, hangen, und hätte der Henker nicht gleich den Strick abgeschnitten, wäre er erworgt; hat davon einen rothen Striemen um den Hals bekommen.' Boos 143—144.

winnen. Die edleren Talente wurden im Anlauf zum Bessern stets von Neuem in das trübe Gewirre des Streites hineingerissen, während talentlose Klopffechter sich vordrängten und das Poetische, welches noch etwa in der Erinnerung fortlebte, als bloße Lockspeise für ihre gereimte Tendenzprosa zu verwerthen suchten [1].

Während unter den protestantischen Predigern es nicht an solchen fehlte, welche jegliches Schauspiel hinwegwünschten, sprach sich Luther wiederholt zu Gunsten der dramatischen Aufführungen aus. ‚Komödienspiele‘, sagte er, ‚soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, sondern gestatten und zulassen, erstlich daß sie sich üben in der lateinischen Sprache, zum andern, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalet und fürgestellt werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und vermahnt werde, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebühre, wol anstehe und was er thun soll.‘ ‚Zudem werden darin beschrieben und angezeigt die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge; desgleichen was der Eltern und jungen Knaben Amt sei, wie sie ihre Kinder und junge Leute zum Ehestande ziehen und halten, wenn es Zeit mit ihnen ist, und wie die Kinder den Eltern gehorsam sein und freien sollen.‘ ‚Und Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Zoten und Bühlerei darin seien, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darum ist's nichts, daß sie solches fürwenden und um der Ursache willen verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte Komödien lesen und spielen.‘ [2] Besonders geeignet für geistliche

---

[1] ‚Die didactischen Expectorationen, die in das deutsche Drama einzudringen beginnen‘, bezeichnet Pilger 155 als eine der ‚schädlichen Einwirkungen, welche dasselbe leider durch die Reformation erfuhr‘. ‚Wurde doch durch die großentheils leider ebenso ungeschickten und unberufenen, wie eifrigen Hände, welche diese Tendenzpoesie pflegten, das, was bei gewandtester Behandlung höchstens als Ornament hätte verwandt werden dürfen, ein so wichtiger und wesentlicher Bestandtheil des Ganzen, daß die meisten denselben ohne Wahl an jeder beliebigen Stelle glaubten anbringen zu dürfen.‘ Scherer, Deutsche Studien 185, sagt: ‚Große Dramatiker hat Deutschland im sechzehnten Jahrhundert kaum hervorgebracht; aber einige beachtenswerthe, viele mittelmäßige und noch mehr schlechte.‘ W. Wackernagel, Drama 142, spricht von einer ‚großen, hundert Jahre lang wühlenden Verwirrrung des deutschen Dramas‘; und in seiner Gesch. der deutschen Literatur 462 von einer ‚unfruchtbaren Bastardmischung aus Heimischem und Fremdem‘. Bei Chrysander 2, 319 heißt es: ‚Gesangbuchsreime oder die Formen geistlicher und weltlicher Lieder hemmen die freie dramatische Rede. Das war ein Kennzeichen und der Grundmangel unserer gesammten dramatischen Poesie jener Zeit, ein so augenscheinlicher Mangel, daß ihn selbst die Engländer bemerkten. „Der Deutsche stellt auf der Bühne dar, was der Prediger auf der Kanzel behandeln sollte“, schreibt Whetstone im Jahre 1578 in seiner Dedication der Historye of Promus and Cassandra.‘

[2] Luther's Tischreden, herausg. von Förstemann 4, 592—593. Vergl. Holstein 19—20.

Spiele erachtete er biblische Stoffe, wie denn auch, meinte er, die Bücher Judith und Tobias wohl nur schöne Gedichte und Spiele gewesen seien, deren die Juden viele gehabt und zur Belehrung und Erbauung des Volkes aufgeführt hätten. ‚Der Text Susannä, des Beel, Abacuc und Drachen siehet auch schönen geistlichen Gedichten gleich, wie Judith und Tobias.‘ Dagegen erklärte er sich gegen die Darstellungen der Passion Christi, weil man Christum nicht wie einen unschuldigen Menschen beklagen und beweinen dürfe. Auch Melanchthon war ein Gegner der Passionsspiele; denn einmal seien vier Menschen aus Anlaß eines solchen Spieles um das Leben gekommen [1]: mit dieser Strafe wolle Gott seinen Zorn zeigen gegen die Verächter der wahren Passion Christi, welche er nicht mehr dargestellt wissen wolle. Im Brandenburgischen, wo die Passionsspiele noch lange Zeit in Uebung geblieben, wurden dieselben im Jahre 1598 durch den Kurfürsten Joachim Friedrich als Ueberreste des ‚Papismus‘ beseitigt [2].

Nachdem Luther sich entscheidend für die Bearbeitung biblischer Stoffe ausgesprochen hatte, entstand eine gewaltige Fülle von biblischen Dramen lehrhafter und polemischer Richtung. Aber das religiöse Spiel hatte mit dem alten eucharistischen Glauben seinen lebendigen Mittelpunkt verloren, mit der alten Liturgie seine eigentliche Weihe, mit dem organischen Zusammenhang der alten Dogmatik seinen tiefern Gehalt. Wie viele neutestamentliche Stoffe auch von den predigenden Dramaturgen behandelt wurden, ihre Vorliebe galt doch wesentlich alttestamentlichen Vorwürfen. Jedoch auch das Verhältniß zum Alten Testamente war ein anderes geworden. Die vorbildliche Bedeutung des Alten Bundes mit seinen Opfern, Priestern, Ceremonien, sichtbaren Heiligungsmitteln und seiner hierarchischen Ordnung, welcher in der katholischen Kirche seine Erfüllung und Vollendung fand, war durch die Lehre vom Alleinglauben und vom allgemeinen Priesterthum tief verblaßt, der innere Zusammenhang der beiden Testamente gelockert. Die Geschichte der Patriarchen, Richter, Könige und Propheten wurde im Allgemeinen nur als Spiegelbild des häuslichen und des politischen Lebens behandelt; die großartigen Gestalten der Bibel gewannen unter den Händen der Dichter, ähnlich wie unter den Händen der bildenden Künstler jener Zeit [3], einen mehr oder weniger spießbürgerlichen Character. Das Reich Gottes ward meist auf den engen Kreis des Herzens und der Familie abgegrenzt.

Einer der fruchtbarsten Verfertiger biblischer Dramen in dieser beschränkt

---

[1] zu Bahn, einer kleinen Stadt in Pommern; vergl. Kantzow, Pommerania 2, 463.

[2] Holstein 20 fll. 25. 131. In Marburg wurde noch im Jahre 1561 ein Passionsspiel aufgeführt. Bechstein, Kalendertagebuch 9.

[3] Vergl. oben S. 125 fll.

bürgerlichen Auffassung war Hans Sachs. Mit derselben Red- und Reimseligkeit, mit welcher er seine weltlichen Stoffe behandelte, trat er auch an die heiligen Bücher heran und setzte die halbe Bibel in Dramen um. Sein frommer, gottergebener Sinn ist darin unverkennbar; ein gemüthlicher Ton versöhnt nicht selten mit seiner lehrhaften Nüchternheit. Aber es fehlt ihm alle kunstvolle dramatische Entwicklung und Motivirung. Seine Arbeit beschränkt sich größtentheils darauf, die gegebenen Elemente, Handlung, Motive und Reden in Reime zu bringen, wobei die Kraft des biblischen Urtextes wie der lutherischen Uebersetzung bedeutend verliert. Der Dichter Sachs ist meist ungleich prosaischer als der Prosaiker Luther. Wie handwerksmäßig er die Bibel für die Bretter zustutzte, zeigt sehr faßlich die zweifache Bearbeitung seines ‚Saul' aus dem Jahre 1557: ‚Tragedie König Sauls mit Verfolgung König Davids, gantz vom Authore selbst mit zweyen Actis und sieben Personen gemehret, und hat jetzt sieben Actus und einundzwanzig Personen'; ‚Tragedi, mit vierzehn Personen die Verfolgung König Davids von dem Könige Saul, hat fünf Actus.' Die erste wurde im August, die andere im September 1557 gefertigt, und diese beiden Monate brachten außerdem noch eine ‚Comedia, der Daniel' und eine ‚Tragödia, der hörnen Sewfriedt', in sieben Acten, und daneben Arbeiten anderer Art: ‚Drei Kleger ob einem bösen alten verstorbenen Weib', ‚Zwei schöne Gesprech', ein ‚Schwank, das Ay mit den achtzehn Schanden', ‚Die halb Roßdeck', ‚Der Kolb im Kasten', ein ‚Gesprech St. Peter mit dem faulen Bauernknecht', ein ‚Schwank, der Pfarrherr mit den Ehebrecher Bauren', ein ‚Schwank, der Bauren Aderlaß', ein ‚Schwank, der Teufel hat die Geiß erschaffen' und ‚Der Teufel nahm ein alt Weib zu der Ehe'. Dann folgten: am 3. October ein anderes Fastnachtsspiel ‚Das Narrenschneiden', am folgenden Tage eine ‚Tragedia, der gottloß König Ahab mit dem frommen Nabot', am 6. October ein ‚Schwank, der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel' und an demselben Tage eine ‚Comedia des Mephiboset, aus dem zweiten Buch der Könige' [1]. Eine solche Schnellfertigkeit läßt allein schon auf den künstlerischen Werth der biblischen Dramen des Dichters, deren Zahl sich auf mehr als vierzig beläuft, schließen.

Luther und Melanchthon hatten von der Darstellung der Passion abgemahnt, Sachs aber verfaßte im Jahre 1558 eine ‚Tragedia, der ganz Passio nach dem Text der vier Evangelisten vor einer christlichen Versammlung zu spielen'. Der Heiland wird darin auf der Bühne gekreuzigt, die Seite wird ihm durchstochen, den Schächern werden mit dem Kolben Arme und Beine zerschlagen, und der Dichter gibt die Weisung: jener leinerne Kolben soll in

---

[1] Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 431 No. 334—350. ‚Hans Sachs war nicht nur der unermüdlich thätige Dichter, der auch selbst bei den Aufführungen mitspielte, sondern er war dabei auch selbst Theaterdirector.' Genée 126—127.

rothe Farbe getunkt sein[1]. Auch in anderen Stücken ließ Sachs blutige Handlungen auf der Scene vorgehen. In seinem ‚König Saul‘ heißt es zum Beispiel: ‚Goliath thut seinen Helm auf, geht zu David, der schleudert ihm ein Stein ins Hirn, Goliath fällt, David zeucht ihm sein Schwert aus, haut ihm den Kopf ab‘ und so weiter.

Wie die Meistersängerei außer der Leichtigkeit des Reimes eigentlich keine höhere Begabung voraussetzte, so war auch das ‚geistliche Schauspiel‘, wie es Hans Sachs behandelte, eine Kunstgattung, an deren Pflege sich Jedermann betheiligen konnte. Classische Bildung und Kenntniß fremder Sprachen waren wohl für andere Zweige der Dramatik erwünscht, da sie eine Menge antiker und fremder Stoffe erschlossen; aber für das biblische Drama war in Luther's Bibelübersetzung Alles geboten, dessen der Dichter bedurfte: Stoff, Personen, Charactere, Motive und eine kernige, reiche, volksthümliche Sprache, gleich geeignet für knorrige Derbheit wie für fromme Innigkeit. Die biblischen Dichter sproßten denn auch sehr zahlreich empor: Prediger, Magister, Küster, Rathsherren, Handwerker und fahrende Poeten. Auf Composition machten die meisten Dichter sehr geringe Ansprüche. Schon Hans Sachs brachte die Stücke von fünf bis auf zehn Acte; ‚Das schöne neue Spiel von Künig Saul und dem Hirten David‘, welches der Rappoltsweiler Stadtschreiber Matthias Holzwart dem Rathe zu Basel widmete und welches dort im Jahre 1571 aufgeführt wurde, dauerte zwei Tage und beschäftigte 100 redende, 500 stumme Personen[2]. Eine geistlose Dramatisirung der Apostelgeschichte, welche der lateinische Schulmeister Johannes Brummer im Jahre 1592 durch die Bürgerschaft von Kaufbeuren darstellen ließ, umfaßte beiläufig 9200 Verse; ‚die Summe der Personen dieser Comödie‘ sollte sich auf 246 belaufen[3]. Johann Schlayß dehnte durch Einfügung von allerlei auf den derben Geschmack der Zuschauer berechneten Episoden seine Comödie ‚Vom frommen und keuschen Joseph‘ auf zwölf Acte aus, im Druck 310 Octavseiten lang[4]. Jacob Ruof's 240 Druckseiten langes ‚Neu und lustig Spiel von der Er=

[1] Cholevius 1, 299 macht hierauf aufmerksam und urtheilt überhaupt über die biblischen Dramen des Dichters: ‚Er hütet sich, irgend ein Moment dramatisch zu entfalten, sondern hält sich ganz streng an den Text, wobei er nie fragt, ob die Darstellung eines Factums räthlich oder auch nur möglich ist.‘ ‚Es sind durchaus alle dramatischen Erfordernisse so gut wie gar nicht berücksichtigt. Jeder Character ist nur in den rohesten Umrissen kenntlich und niemals die Darlegung eines psychologischen Processes versucht.‘ W. Wackernagel, Drama 137, sagt: Hans Sachs ‚darf uns mit seinen Dramen nicht bloß Stellvertreter aller übrigen sein: er muß uns auch als deren Führer, als überragendes Haupt derselben gelten‘.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 351 No. 85.

[3] Es lagen aber mitunter mehrere Rollen in einer Hand; vergl. K. Trautmann, im Archiv für Litteraturgesch. 14, 234—235.

[4] Tübingen 1593.

schaffung Adams und Hevä' (1550) nahm zwei Tage in Anspruch. Jacob Funckelin, Prädikant zu Biel, schrieb im Jahre 1551 eine von der Bürgerschaft gespielte ,ganz lustige und nützliche Tragödia von dem rychen Mann und armen Lazaro' und benutzte zur Ausschmückung der biblischen Handlung einen mythologischen Stoff als Zwischenspiel, ,ein Streit Veneris und Palladis', welches er in drei Acte austheilte [1]. Johann Rasser, Pfarrer zu Ensisheim in Oberelsaß, der gleichzeitig für Katholiken und Protestanten arbeitete, ließ im Jahre 1575 zu Basel eine Comödie ,Vom König, der seinem Sohne Hochzeit macht' erscheinen, welche fünfzehn Acte zählte und an drei Tagen nacheinander gespielt wurde. Es treten darin 162 Personen auf: zwei Engel, zwei Hofräthe, ein Narr, Trabanten, Hofjungfern und Bäuerinnen, zwei allegorische Figuren, drei Patriarchen, drei Propheten, drei Juden, ein römischer Senat von dreiundzwanzig Personen, Trommelschläger und Pfeifer, dazwischen wieder drei Apostel, ein Schultheiß, Lictoren, Fürsprecher, Henkersknechte und Krüppel, endlich auch Lucifer und ,der Tod' [2]. Ein Bild wunderlicher Verwirrung bot auch der protestantische Theologe Andreas Hartmann aus Sachsen in seiner sechsundneunzig Blätter langen ,Neuen ausbündigen, sehr schönen und durchaus christlichen Comödia vom Zustande im Himmel und in der Höllen'. Neben Johannes dem Täufer, Martha und Magdalena erscheinen Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, Luther und Melanchthon, und gleichzeitig David, Elias und Benjamin. Im letzten Acte tanzen Lucifer und seine Teufel in der Hölle, und der Dichter verordnete: ,Unterm Tanzen sollen Raketen losgehen und vom Himmel unter die Teufel und Verdammten fahren, insonderheit aber nach der Hölle.' [3] In den alttestamentlichen Stücken des Züricher Malers und Dichters Josias Murer spielen Heereszüge, Schlachten, Trompeten und Kriegslärm eine bedeutende Rolle. Seine ,aus den Propheten Esaia, Jeremia und Daniele' beschriebene Belagerung der Stadt Babylon (1559) war für zwei Tage getheilt; der erste Prolog wurde vom ,Narren' gesprochen, der zweite vom Teufel [4].

Gelehrte Bildung und eine ungewöhnliche dramatische Begabung besaß Paul Rebhun, protestantischer Schulmeister zu Kahla, Zwickau und Plauen. Sein ,Geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frauen Susannen', welches zuerst im Jahre 1535 ,von etzlichen Bürgern zu Kahla agiret' wurde, gehört zu den besten damaligen Dramen [5]. In der Ausgabe vom Jahre 1544

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 347 No. 8a, und 349 No. 71. Genée 73—75.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 390 No. 321. Genée 186—187.

[3] Magdeburg 1600. Goedeke 2, 369 No. 201. Genée 214.

[4] Genée 184.

[5] Rebhun, Dramen (Ausgabe von Palm) 1—88; vergl. 180 fll., wo auch Näheres über Rebhun's Nachahmer. Tittmann, Schauspiele 1, 19—106. Vergl. Pilger 156—169.

sagte der Dichter, es sei ihm darum zu thun, daß ‚der Jugend gute Zucht und Lehre mit Lust eingehe‘ und sie ‚durch solche kurzweilige Spiele zum Guten entzündet werde‘[1]. Er ging züchtig zu Werke, hat aber doch das Verfängliche des Stoffes nicht völlig überwunden. Die Leidenschaft der beiden Richter ist zu stark ausgemalt und einigemal fällt die Darstellung in's Niedrige, namentlich dort, wo die Richter sich über das gemeinsame Verbrechen verständigen:

Ei, lieber Herr, was hör ich sagen?
Wo dem so wer, wolt ich nicht klagen;
Dann ob man gemeinlich wol tut sagen,
Wenn an eim Bein zwen Hunde nagen,
Das sie nicht Fried beisammen halten,
Besonders drüber sich zweispalten,
So hoff ich da doch nicht dermaßen,
Das wir uns werden zertheilen laßen;
Zuvoraus weil in dieser Sache
Ein Jeder ist allein zu schwache,
Die auszufüren nach seim Begeren.
So hoff ich, ir werdt euch nicht beschwern,
Mit mir zugleich zu hebn am Wagen,
Das wir ihn aus der Pfützen tragen
Und diese Sach zum Ende füren.

Wie tief der Geschmack in der Folgezeit sank, erkennt man deutlich, wenn man Rebhun's Drama mit der ‚Susanna‘ des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig vergleicht. Die Sprache der beiden Alten im Garten der Susanna und vor Gericht ist hier über alle Maßen unflätig und reich an den gemeinsten Schimpfwörtern, und doch wurde dieses Stück in Gegenwart des Hofes aufgeführt[2].

Ein durch feine psychologische Durchführung seines Stoffes hervorragender protestantischer Dichter ist Thiebolt Gart, Bürger zu Schlettstadt, der im Jahre 1540 nach dem Vorbilde des katholischen Dichters Cornelius Crocus die Geschichte Joseph's in einer ‚Schönen und fruchtbaren Comedia‘ behandelte und darstellen ließ[3]. Auch dieser Stoff gehörte, wie die Susanna, im sechzehnten

[1] Rebhun, Dramen 87—88.

[2] Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig 43 fll. Pilger 189 fll. sagt über dieses oft sehr belobte Schauspiel: Es ‚ist nichts, als eine theils freiere, theils wörtlich sich anlehnende Bearbeitung des (gleichnamigen) Frischlinschen Dramas, welche mit solchem Ungeschick gemacht ist, daß sie in fast allen wesentlichen Beziehungen diesem bei weitem nachsteht, ja zum Theil geradezu eine Verhunzung desselben genannt werden muß‘.

[3] Näheres bei E. Schmidt in der Einleitung zu seinem Neudruck des Stückes. Straßburg 1880. Ueber Gart's Vorbild, die zuerst im Jahre 1536 gedruckte Comoedia sacra cui titulus Joseph des Niederländers Cornelius Crocus, welche eine ungeheure

Jahrhundert zu den beliebtesten Vorwürfen des deutschen Dramas und wurde von vielen Bearbeitern dort, wo Joseph die Keuschheitsprobe zu bestehen hat, keineswegs so behandelt, daß die Zuschauer dadurch vom Laster abgeschreckt werden konnten. Schon bei Gart ist die glühende Leidenschaft der Gemahlin Potiphar's in allzu lockenden Farben geschildert [1].

In dem Joseph-Drama des Diaconus Johann Schlayß machen sich in der breit ausgemalten Verführungsscene zwei Teufel zu schaffen. Satan freut sich:

Es kann uns fehlen nicht,
Das Luder ist gericht,
Dann sie ist glatt und schön,
Es würd wacker angehn;

er will der ‚Potiphera' im Schlafe erscheinen, daß sie meinen soll, er sei Joseph; Potiphera kocht für Joseph einen Zauberbrei [2]. Balthasar Voigt, lutherischer Pastor zu Drubeck, der seinen ‚Aegyptischen Joseph' als ‚geistliche Comödie sowohl in kleinen als großen Schulen auf einen oder zwen Tagen wol und füglich agiret' haben wollte, kleidete die Liebesleidenschaft der Gemahlin Potiphar's, Medea genannt, in die gemeinsten Worte; die Scene zwischen ihr und Joseph läßt sich nicht mittheilen.

Auch im Uebrigen verfiel die Darstellung der Dichter nur allzu oft in's Rohe und Gemeine und artete in eine des geistlichen Spieles unwürdige Komik aus. Bei Voigt will Potiphar seine Gemahlin an Joseph dem ‚hurerischen Bösewicht' rächen und befiehlt dem Henker Urian, denselben zu foltern, ihm die Daumschrauben anzusetzen. Medea's Begehren, daß er in ‚die Eul oder den Bonsack' gesetzt werde, kann Urian nicht erfüllen:

Fraw, da kann er jetzt nicht hinein,
Die Thurn beid voller Zäuberin sein,
Die ich nicht eh heraußer laß,

Verbreitung fand und von späteren Dramatikern vielfach verwerthet wurde, sagt v. Weilen 25 fll.: ‚Es wird im sechzehnten Jahrhundert wenige geben, die so gut und selbständig componiren wie Crocus. Er versteht es, die biblische Handlung durch psychologisch fein beobachtete Motivirungen zu erklären.' Das Joseph-Drama des Berner Dichters Hans von Rüte (1538) ist zum Theil nur wörtliche Uebersetzung aus Crocus. S. 30—39. Das gleichnamige Drama des katholischen Dichters Georg Macropedius, ‚des bedeutendsten neulateinischen Dramatikers' (Holstein 57), bespricht v. Weilen 77—85.

[1] ‚Ein gewisses Mitempfinden, eine Liebe zu dieser poetischen Gestalt scheint den Dichter erfaßt zu haben, und wenn spätere Dramatiker von einem die Verführung in allzu lockenden Farben schildernden Vorgänger sprechen, scheinen sie Gart's Werk im Auge zu haben. Doch der verhängnißvolle Schritt zum psychologischen Drama ist damit geschehen, und wenige seiner Nachfolger vermögen es, die Liebesepisode wieder ganz zum moralischen Exempel werden zu lassen.' v. Weilen 61.

[2] Schlayß, Act 4 Scene 1 und 2.

Sie sein mir dann gemestet baß,
Daß ich das Schmalz genießen mag,
Wenn ich sie brat umb St. Veits Tag.

Auftretende Bauern schlemmen, prügeln einen Küster tüchtig durch, schlagen den Wirth zu Boden, und der Dichter donnert heftig gegen ‚das Sauleben' der Bauern und der Handwerksgesellen. Schließlich ertheilt ‚der Narr' den Zuschauern den Rath, sich jetzt in den Rathskeller zu begeben, wenn sie Geld zum Trinken hätten [1].

In der Comödie von Schlayß schuldigt Joseph seine Brüder beim Vater als ‚böseste, unverschämte Lecker' an, Jacob nennt Ruben einen ‚groben Eselskopf, ungeschlachten Düppel, losen Tropf'. Viel ärger sind die Schimpfereien der Brüder gegen Joseph. Simeon erklärt:

Ich weiß, der Teufel besch . . ßt uns noch,
Wenn wir nicht zerbrechen das Joch . . .

Er will seine Hände in dem Blute des Bruders waschen:

Jetz jetz must sterbn, du loser Schelm,
Stecht ihm nur tapfer auf den Helm . .

Später bedauert er, daß er dem Bruder nicht ‚mit Lust die Gurgel abgestochen' habe [2].

In der ‚Comödia von dem Patriarchen Joseph', welche Andreas Gasmann, Schulrector zu Rochlitz, im Jahre 1610 der Herzogin Sophie von Sachsen widmete, wird Joseph von seinen Brüdern geprügelt, und der ‚Grundbube' Levi ermuntert diese: ‚Nur flugs den Hals entzwey geschlan!' Potiphar wird von seiner Gemahlin als ‚fauler Narr' gescholten, der sich ‚gestockent voll saufe'. Levi klagt über Bauchweh, weil er ‚zu viel Bier und Wein gefressen', und Simeon hat ‚einen solchen Rausch genommen, daß er kaum die Thüre treffen konnte' und dergleichen mehr [3].

---

[1] v. Weilen. Die Comödie ist dem Bürgermeister und Rathe von Halberstadt zugeeignet, im Jahre 1618 gedruckt, vom Verfasser aber ‚schon in seiner Jugend' bearbeitet. Sie enthält auch Polemisches gegen die Katholiken, ‚die da meinen' sollen, ‚an Heiligen müsse sich die angeborene Natur ganz verlieren'.

[2] Schlayß, Act 1 Scene 1. 4. Act 2 Scene 2.

[3] v. Weilen 151—157; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 376 No. 245. v. Weilen 131 findet ‚die volle Entartung des religiösen Dramas' schon in der von Aegidius Hunnius, damals Professor der Theologie zu Marburg, im Jahre 1586 verfaßten ‚Comödie von Joseph'. ‚Dieses Ueberwuchern von Episoden, die mit der Handlung gar nichts zu thun haben, sondern zum Theil bereits bedenklich der Lachlust fröhnen, macht sich hier in seiner ganzen Stärke geltend, während früher die Komik nur schüchtern hie und da sich zu zeigen wagte.' ‚Wie amüsant sind' bei Hunnius ‚die Episoden! Ich bin überzeugt, daß diese auch schon damals den Hauptreiz des Stückes bildeten', wie aus den vielen Aufführungen, den Uebersetzungen und Nachahmungen desselben zu schließen.

Die ‚große Comödie von dem frumen Altvater und Patriarchen Jacob und seinem lieben Sohn Joseph zusammt seinen Brüdern‘, welche der Schuster Adam Puschmann aus Görlitz, ein Schüler des Hans Sachs, in Breslau aufführen wollte, wurde vom dortigen Pfarramte beanstandet, weil sie gar ‚schlecht und einfältig‘ sei und ‚etliche obscöne Worte und Gesticulationen enthalte, die vor züchtigen Ohren und Augen sich durchaus nicht schicken möchten‘; nichtsdestoweniger aber wurde sie im Jahre 1583 mit Musik und Gesang auf die Bühne gebracht [1].

Auch in vielen anderen ‚geistlichen Spielen‘ wurden außer der dramatischen Kunstform und allem guten Geschmacke die Forderungen der guten Sitte und des Anstandes nicht selten schwer verletzt. Jacob Ruof's von den Bürgern zu Zürich im Jahre 1550 dargestelltes ‚Neu und lustig Spiel von der Erschaffung Adams und Heva‘ reimte die Geschichte der Schöpfung und Fortpflanzung des Menschen bis zur Sündflut; es ‚führte vor, „wie Adam sein Weib beschläft, die einen Sohn und eine Tochter gebiert", und wie sich diese Zwillingszeugung im selben Acte noch einmal ereignet‘ [2]. In einem gegen das Laster der Hoffart gerichteten ‚christlichen und nützlichen Spiel‘ des Johannes Römoldt vom Jahre 1564 trat die Hauptperson, der König Valenicus, nackt auf der Bühne auf [3]. Der Prediger Ambrosius Pape behandelte in dem ersten seiner ‚zwo christlichen Spiele vom Laster des Ehebruchs‘ den Ehebruch David's mit Bathseba in einer für die studirende Jugend, auf welche er ausdrücklich Rücksicht nahm, nichts weniger als passenden Weise [4].

Aerger noch ist ein von Johann Baumgart, ‚Pfarrherr zum heiligen Geist zu Magdeburg‘, im Jahre 1561 ‚zu Nutz und Frommen der Jugend‘ verfaßtes und vor dem dortigen Rath aufgeführtes Schauspiel ‚Das Gericht Salomonis‘. Wer hier liest, welch ungeheuerliche Schimpfworte die beiden streitenden Weiber gegen einander gebrauchen, welch unflätige Geberden das eine Weib in Gegenwart des Königs Salomon zu machen hat, welche Laster ein anderes Weib einem Wucherer vorwirft, und wie ein auftretender Henker sich ausspricht, muß erschrecken über die Worte am Schlusse:

Ein junger Hauf und junge Knaben,
Junge Studenten das gespielet haben.

Aus dem Munde des Königs David hörten die Zuschauer über dessen Sohn Adonias:

---

[1] Holstein 87; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 407 No. 396.
[2] Aus Gervinus 3, 101.
[3] Goedeke, Römoldt 368—369.
[4] Magdeburg 1602. Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 367 No. 187.

Daß der nach meiner Kron thut greifen,
Der Teufel sol ihn dafür streifen . .
Läßt sich bereit auch König heißen,
Dafür soll ihn der Teufel besch . . ßen[1].

Welche Nahrung Johann Baumgart ‚den Eltern und Kindern zu einer christlichen Pädagogiam, Kinder- und Kirchenzucht' für geeignet erachtete, erkennt man deutlicher noch aus seiner, auf Grund eines Volksmärchens angefertigten ‚Wunderlichen und überaus ganz lustigen Figur, wie unser Herr Gott Even Kinder nach Schöpfung der Welt den hl. Katechismus selbst überhöret'. Als Kain sich in Geberden und Worten dabei ungeschickt verhält, fährt Gott der Herr ihn an: ‚Du grober Esel, du Flegel, bist du nicht ein grober Rülz, Filz und Bauernbengel? Siehe, wie stehst du da als eine Range, siehe, wie schlägst du den Kopf nieder als ein Dieb, laust die Hände . . welche Kletten hast du in Augen, R . . . in der Nase, Geifer am Mund . . . Ja, du bist gar ein Romanist und verkehrter Christ, ein Päpstler und Antichrist, ein Epicurer, gott- und heilloser Mensch, der weder Gott noch seinem Worte glaubt . . Ja als ein rechter Romanist und Papist glaubst du auch noch nicht, ob ein ewiges Leben sei, du gottloser Bube, trolle dich, aus zum Galgen zu mit dir, du Grund-Bösewicht.'[2]

All Derartiges konnte unmöglich zur Sittigung der nach allgemeiner Klage verwilderten Jugend beitragen; so wenig wie jene Comödie ‚Hans Pfriem oder Meister Kecks', welche Martin Hayneccius, Rector der Fürstenschule zu Grimma, ‚den christlichen Schulen und Layen zu Nutz und Gute' herausgab und wiederholt drucken ließ[3]. Der Jugend wurde in dieser Co-

---

[1] Baumgart, Act 1 Scene 2; Act 2 Sc. 6; Act 3 Sc. 1 u. s. w. Gervinus 3, 94 sagt mit Bezug auf dieses Schauspiel: ‚Es ist unglaublich, was man damals die Jugend sagen und spielen ließ'; ‚selbst die rohesten Truppen würden nun nichts der Art wagen'.

[2] Im Anhang zu dem von Baumgart 1559 herausgegebenen Katechismus. Unter Baumgart's Hand, sagt dessen Glaubensgenosse Löschke 61 fll., wird ‚der zürnende Gott zu einem schimpfenden; triviales Schelten sein Urtheilsspruch'. ‚Schmachvoll ist's, daß er all den von ihm zusammengerafften Schmutz von Schimpfwörtern Gott in den Mund legt, daß er sodann denselben Schmutz, nachdem dessen Wirkung an Kain erprobt worden, mit leichtfertigem Wurf auf die kirchlichen Gegner zu schleudern versteht und daß er auf diese Weise die evangelische Jugend früh schon mit Haß und Eckel gegen jeden Andersgläubigen erfüllt.' ‚Welche Vorstellung mußten die Kinder erhalten von einem Gott, der auf so gemeine Weise schimpfen kann! Man entschuldigt gern die Derbheit der Rede mit der Derbheit jener Zeit überhaupt. Aber damit wird jenes Jahrhundert der Schuld nicht entladen.' ‚Wo der Jugend ein solcher Gott vorgemalt wird, wie kann sie von Ehrfurcht gegen ihn erfüllt werden! Fehlt aber die Ehrfurcht vor Gott, so sind die Bande aller Zucht gelöst.' Auch ‚ganz obscöne Worte und Bilder' wagte der Pfarrherr Baumgart den Kindern ‚vor die Seelen zu führen'.

[3] Neuer Abdruck der ersten Ausg. (1582) von Theobald Raehse. Halle a. S. 1882.

mödie nach einem ‚schönen Märlein' vorgeführt, wie einmal in Abwesenheit des hl. Petrus dessen Weib Petrona den Fuhrmann Hans Pfriem in den Himmel gelassen habe. Petrus beklagt sich heftig über seine ‚alte Vettel', die ihn ‚in eine Pfütze geführt' habe. Hans Pfriem benimmt sich in Allem ‚frech und trotzig'. Der Maria Magdalena, welche ihn besänftigen will und auf die Hülfe der Heiligen verweist, antwortet er: ‚Was Heiligen viel? Der Heiligen ich nicht achten will.' Er fährt sie an:

Du schantgeheiter Schlapsack du,
Du ausgeschütte, dreifach dazu . . .
Du ausgeeckter Puffkarnier,
Ich glaub nicht, daß jetz mehr in dir
Die sieben Teufel böse regiern,
Denen du vor Zeiten thetst hofiern,
Sondern derselben noch wol mehr
Als siebenzigmal sieben wer,
Und da ein jeder zu der Frist
Noch siebenzig mal erger ist,
Das glaub ich gänzlich, zweifelsohn,
Daß die dich nun besessen hon.

An den hl. Petrus richtet er die Worte: ‚Heiligster Vater Papst, wie man euch nennt, seid ihr nicht der Mann, den Christus der Herr einen Teufel hieß?'

Daß dich verlaufenen Mamelucken
Der Höllen Rachen müßte verschlucken,
Du dreifach eidsvergessener Mann,
Sollte Recht vor Recht wider dich bestahn,
Du hättest dich in Abgrund der Hell
Lang nein verschworn, du Judasgesell,
Du hättest den Galgen zehnmal bas,
Wie du dann selbst nicht leugnest das,
Verdient, dann Judas der Verräther,
Warst noch viel ärger Uebelthäter.

Als Petrus von Paulus gefragt wird, was denn Christus der Herr dazu sage, daß der Pfriemer in den Himmel gekommen, antwortet er: Christus sage ‚nichts sonderlichs',

wie vor und nu
Und jede Zeit sein Brauch er hält,
Er möcht hie bleiben, so lang er wöllt,
Möchts Paradies besitzen mit,
Mit Himmels Freuden überschütt;

nur müsse er Frieden halten und Niemanden Schaden zufügen.

Sogar in einem Weihnachtsspiel, ‚Weihnachtsfreund und gute neue Mähr' des gekrönten Poeten Johann Seger aus Greifswald vom Jahre 1613,

stößt man auf kaum glaubliche Roheiten. Lucifer spricht darin von der heiligen Jungfrau:

Pfui, daß dich lose Hex und H . .
All meine hellisch Plage ruhr,
Pfui du verfluchte Weibes Samn,
Nu mag ich mich stets gramm und schamm . .

worauf der Erzengel Gabriel erwidert: ‚Man muß dir dein unverschämtes Lügen- und Lästermaul ein wenig stopfen, daß du die Jungfrau Mariam für unehrlich calumnirst, das leugst du als ein Gottes- und Ehrvergessener Lügner . . .‘ [1]

Eine ernste, würdige Haltung konnten die Zuschauer bei solchen ‚geistlichen Comödien‘ und Schaustellungen der biblischen Geschichte nicht bewahren. Wohlmeinende Zeitgenossen klagten darüber, daß es denselben bei der Aufführung geistlicher Stücke überhaupt am meisten nur zu thun sei um ‚äußerlichen Schein, Kleidung der Personen, Narren- und Bauern-Kurzweil und Possen, Tumultuiren, Schlagen, Raufen und Lachen‘. So äußerte sich Joseph Goetze, Rector des Stadtgymnasiums zu Halle, im Jahre 1612 in der Vorrede seiner ‚Tragico-Comödia von dem heiligen Patriarchen Joseph‘ [2]. Früher schon schrieb Georg Rollenhagen, Prorector der Schule zu Magdeburg, in der Vorrede zu einem Spiel ‚Vom reichen Mann und armen Lazarus‘: es geschehe ‚oftmals in solchen Actionen, daß fast jedermann vom gemeinen Pöbel unsinnig zufällt, einer den andern verhindert und zugleich vornehme Ehrenleute von der Obrigkeit und anderen Ständen, auch den Actor selbst mit seinem Spiel ganz und gar also verunruhiget, daß er mit betrübtem Gemüth ansehen und betrauern muß, daß seiner Herren Hoffnung und Unkosten sowohl als auch all sein angewandter wohlgemeinter Fleiß zu lautem Gespött und einem unnützen Gewäsch und blinden Bauernlärmen wird, dieweil niemand vor dem großen Tumult und Unruhe etwas eigentliches davon sehen und merken kann, noch will. Der größte Haufe gaffet nur danach, ob eine Bank oder ein Tisch zu brechen, ihrer viel jämmerlich über einen Haufen stürzen oder sonst etwas zu beklagen oder zu lachen vorfallen wollte. Es muß auch der Actor noch dazu unnütze, lästerliche Drohworte annehmen, wo er nicht jedermann seines Gefallens will laufen und lärmen lassen‘ [3]. Jörg Wickram ließ im Jahre 1551 in seinem ‚Tobias‘ vor Beginn des Spiels, das unruhige

---

[1] Gottsched 1, 171—173. ‚Lucifer und Beelzebub reden mitunter sehr viel lateinisch und französisch, ersterer will durch die ganze heidnische Hölle und alle Monstra und Ungeheuer dem Heiland entgegentreten.‘

[2] v. Weilen 158.

[3] Ackermann's und Voith's Dramen, Einleitung 146—147.

Publicum verhöhnend, einen Teufel auftreten und einen Brief Lucifer's verlesen, in welchem die Zuhörer ermahnt wurden:

Keiner under euch schweig still,
Auf dem Platz treibt Unzucht vil,
Mein gehorsamer Bot, wie ihm gebirt,
Euch treulich dazu helfen wird,
Thut allesampt seid ihr tobend tosend,
Und stellent euch, als werd ihr rosend, . .

Johann Schlayß nahm diesen Brief in seine Comödie ‚Joseph‘ (1593) wörtlich auf und fügte noch einen Vorspruch ‚des Narren‘ hinzu, der sich darüber ärgert:

Daß vil Narren sind ohn Kappen,
Ihrer auch vil der jungen Lappen,
Die rauschen, rucken, lachen, schwatzen,
Einander treten, drucken, fatzen,
Die greinen als St. Veits Hund,
Lachen mit den Augen, sehn mit dem Mund[1].

In einem Spiel von Jacob Ayrer sagt Lucifer:

Ich meint zwar nicht, daß in der Höll
Wär ein solch Getös und Geschöll,
Als wie diese Leute anfangen,
Bin schier mit Schrecken hereingangen.
Sollen das wohl zogen Christen sein?
O dem Teufel zu in d' Höll hinein!

Satan droht, er wolle den Lärmern die Mäuler binden, oder Knebel in die Mäuler stecken oder ihnen die Zunge annähen[2].

Dem Teufel fiel überhaupt auf der Bühne eine bedeutende Rolle zu.

---

[1] Schlayß Bl. A 7—8. Vergl. v. Weilen 144.

[2] Vergl. Prölß 138—140. Bezüglich der Aufführung der Spiele ‚mag‘ dort, sagt Gervinus 3, 103, ‚wo die Schulmeister und Pastoren ernste Stücke dirigirten, das steife Pathos wenigstens den Anstand aufrecht erhalten haben; wo handwerksmäßige Rüpel ihre Kunst auf dem Lande umtrugen‘, verfiel Alles in ‚Lächerlichkeit und Gemeinheit‘. ‚Rist hatte (noch im 17. Jahrhundert also) von Leinewebern eine Judith aufführen sehen, wo die Heldin einem lebenden Kalb den Kopf absäbelte, das den Holofernes im Bette darstellte! So sah Harsdörfer den Lazarus vor einem Wirthshause aufführen; der Reiche saß mit seinen Freunden zu Tisch und sagte Nichts, als: Schenk ein, trink aus, es gilt, ich werde voll; dabei verzehrten sie eine Spansau und Kälberbraten ohne Messer und Gabeln, und Abraham sah im Rock des Pfarrers aus dem Fenster des Wirthshauses heraus!‘

2. Das polemisch-satirische Schauspiel — der Teufel auf der Bühne.

Schon bevor die Behandlung biblischer Stoffe bei den protestantischen Dramaturgen in Aufnahme kam, hatte eine eigentlich confessionell-polemische Dramatik unter ihnen Platz gegriffen und diese eroberte sich gar bald den breitesten Boden. Vereinzelt traten auch katholische Streitdramatiker auf und trugen, wenn auch sehr gering an Zahl, mit dazu bei, daß, wie fast die gesammte Literatur, so auch das Drama sich zu einem getreuen Spiegel der damaligen leidenschaftlichen religiösen Kämpfe ausgestaltete.

Als Stimmführer auf dem Gebiete dieser Polemik erhoben sich gleich in den ersten Jahren der religiösen Umwälzung die Schweizer Pamphilus Gengenbach, Bürger und Buchdrucker zu Basel, und Niclaus Manuel, Maler zu Bern[1].

Ersterer, der schon früher einige Fastnachtsspiele verfaßt hatte, schrieb im Anfange der zwanziger Jahre ein dramatisches Gedicht, ‚Eine jämmerliche Klage über die Todtenfresser', das heißt über die Geistlichen, welche die Todtenmessen erfunden hätten, um die Leute auszuschinden. Auf einem beigegebenen Holzschnitte, der eine schmausende Gesellschaft darstellt, zerlegt der Papst einen aufgetischten Todten und fordert im Eingange des Gedichtes seine Anhänger zum Prassen und Wohlleben auf:

Gott hat gnug thon für unser Sünd,
Als ich in Paulo geschrieben find;
Darumb so ist der Luther blind,
Der uns anzeigt bußfertig Leben.
Dieweil wir nichts verdienen mögn,
Und Gott all unser Sünd hinnimmt,
Als Johann Baptist gar wohl bestimmt.

So wird also die lutherische Glaubenslehre, daß ‚wir Nichts verdienen mögen', hier als katholische Lehre hingestellt:

So nun Gott durch sin Marter hat
Abgleit all unser Missethat,
Was wollen wir dann wieter frägen?

Gott habe ihm, dem Papste, Macht gegeben, durch Binde- und Lösegewalt ‚die einfältigen Christen zu schinden', welche durch die Lehre vom Fegfeuer bewogen würden, daß sie

[1] Ueber Manuel als Schand- und Nuditäten-Maler vergl. oben S. 35. 142 Note 1.

Stiften groß Jorzyt und Mässen,
Domit hand wir von den Todten zfressen
Dieweil wir leben hie auf Erden,
Obschon dem Teufel d' Sel solt werden.

Ein Bischof, ein Weltpriester, ein Bernhardiner, ein Bettelmönch, eine Klosterfrau, eine Pfaffenmagd freuen sich des Gewinnstes von den Todtenmessen, klagen aber, daß derselbe durch Luther's Lehre verloren gehe; der Teufel habe die Bauern besessen, daß sie Nichts mehr vom Fegfeuer hören wollen. ‚Das Todtenfressen macht uns feist', sagt die Pfaffenmagd, und die Klosterfrau:

Die Todtenbein schmecken uns wol,
Dobei wir Tag und Nacht sind vol;

‚der Teufel mit der Geige' jubelt auf:

Das sind mein auserwählten Kind,
Auf Erd hab ich nit besser Fründ,
Darumb ich ihn mach auf der Gigen,
Auf daß sie können Kurzweil triben,
Es sei mit Tanzen, Pfyfen, Singen,
Und mit mir ad infernum springen.

Während sonst den Klöstern vorgeworfen wurde, daß sie durch ihre Almosen dem Bettel förderlich seien, jammern hier die Bettler: sie könnten sich nicht ernähren, weil von den Mönchen und Pfaffen Alles aufgezehrt würde; auch der Bauer klagt über die Mönche und Pfaffen:

Fressen mir mein Schweiß früh und spot,
Und wird mir kaum davon das Brod,
Kan auch so vil kaum überkummen,
Daß ich es bring Münch, Pfaffen, Nunnen [1].

Ein von Gengenbach früher verfertigtes Fastnachtsspiel ‚Der Nollhart: diß sind die Prophetien sancti Methodii, gespielt im 1517. Jor uf der Herren Fastnacht von etlichen ehrsamen und geschickten Burgeren einer löblichen Stadt Basel', wurde um das Jahr 1545 in Straßburg umgearbeitet, auf dem Titel aber als das alte, ‚von einer jungen Bürgerschaft zu Basel gespielte' bezeichnet. Es strömt über von Leidenschaft gegen den Papst, die geistlichen und die weltlichen Fürsten. Wir werden, äußert sich der Papst, allgemein verschmäht in Deutschland, aber

Wir wollen rächen solche Schand
Mit Tränken, Aufhängen und Brennen,
Größer Marter will ich nit nennen,
Wollen wir noch täglich erdenken,
Und euch des sauern Weins einschenken . . .

---

[1] Bei Goedeke, Pamphilus Gengenbach 153—159. Vergl. 505 No. 9, 619—620.

Wir mögen machen, was wir wollen,
Darin ihr uns gehorchen sollen.
Drumb bleib mit der Schrift dahinden,
Ich will sunst dich lassen schinden,
Wie ich mehr Buben hab gethon,
Das ist darnach dein rechter Lohn [1].

Der Erste, der das ‚Papstthum' zum Fastnachtsschimpf ausnutzte, war Niclaus Manuel in zwei im Jahre 1522 zu Bern gespielten Stücken, ‚darin die Wahrheit in Schimpfs Wyß vom Papst und seiner Priesterschaft gemeldet' und ‚der große Unterscheid zwischen dem Papst und Christum Jesum unserm Seligmacher angezeigt' werden sollte.

Es war in demselben Jahre, in welchem der Dichter sich als Feldschreiber den eidgenössischen Söldnern anschloß, die dem französischen Könige Franz I. das deutsche Reichslehen Mailand zurückerobern wollten. Novara wurde von den Schweizern mit Sturm genommen, ‚Kirchen und Klöster wurden geplündert, die Gräuel der Eidgenossen schrieen um Rache', und Niclaus Manuel gehörte zu denjenigen, nach welchen, auf die eingelaufenen Klagen, ‚eine fromme Stadt Bern sunderliche Nachforschung tät, um die Kelchdieb und Frevler zu strafen' [2].

Ein ‚reformatorischer Beruf' Manuel's läßt sich hieraus nicht erkennen.

Das erste seiner beiden Stücke versetzte die Zuschauer nach Rom, wo der Papst Entchristelo mit seinem Hofgesinde ‚in großer Gepracht dasaß', als gerade eine Leiche aus einem Hause getragen wurde. Pfaffen und ihre Dirnen freuen sich über die Beute:

Der Tod ist mir ein gutes Wild,

sagt der Papst,

Und strafend und plagend wir alle Welt
Umb alle Nahrung, Gut, Gold und Gelt.

Der Cardinal Anselm von Hochmuth lechzet nach Krieg und Blut,

Des hab ich mächtig wol genossen,
Daß ich so gern sach Christenblut,
Darumb trag ich einen rothen Hut . .

---

[1] Goedeke, Pamphilus Gengenbach 462—502. Das ursprüngliche Spiel vom Jahre 1517 S. 77—116. Holstein 169 schreibt: ‚Der Endechrist (Antichrist) erscheint schon in diesem Stück; es ist der Papst, dessen Herrschaft bald zu Ende gehen wird.' Das ist irrig. Vom Antichrist ist in diesem Stück nur in ähnlicher Weise die Rede, wie in dem alten, in Tegernsee verfaßten Spiel ‚Vom Aufgang und Untergang des Antichristes'; vergl. unsere Angaben Bd. 1, 244—246.

[2] Baechtold, N. Manuel XXVIII.

Der Bischof Chrysostomus Wolfsmagen setzt auseinander, wie er seine Heerde schinde und kein Hirt, sondern ‚zu gutem Teutsch ein Hurenwirt' sei. Der Dekan Schinddenpuren schreit:

> Was gat's mich an, was Christus seit,
> So es mir nit ein Haller treit?
> Was bedarf ich der Bibel und Profeten?
> Hätt ich ein Buch von Elslin und Greten!

Ein junger Mönch jammert darüber, daß ihn der Teufel in eine Kutte gesteckt habe und er nun sein Leben lang übel gemartert werde; dagegen rühmt sich eine Beghine, daß sie das Kuppeln meisterlich gelernt habe und sich damit seit langer Zeit ernähre. Bauern klagen über den Betrug des Ablaßwesens, und ein Edelmann ist so empört über die Geistlichen, daß er ausruft:

> Ja ir sind des Tüfels Möstschwin,
> Und wend doch heißen gnädig Fürsten!
> Wir müssend üch einmal recht bürsten! . . .
> Daß üch der Donder in Gitsack schend
> Mit der besalbten beschornen Sect . . .

Ein Ritter von Rhodus, welcher den Papst um Türkenhilfe anfleht, wird schnöde abgewiesen; denn ein Krieg gegen die Türken, sagt der Papst, gebe ‚kein Speck in die Rüben'; nicht gegen sie, sondern gegen die Christen wolle er mit seinem ‚Gesellen' Kaiser Carl V. kriegen und Blut vergießen.

Als Franzosenfreund und Söldling des französischen Königs richtete der Dichter auch gegen den Kaiser seine Angriffe. Dieser trage, läßt er den Ritter aussagen, neben dem Papste Schuld an dem von den Türken vergossenen Blute. Er verflucht die Bluthunde:

> Dine roten Hüt und bschorne Rott
> Hand blutig und Roubwölfen Zän!
> Ir hettind gut Würstmacher gen,
> So ir so gern in Blut umgand,
> Ein Lust die Lüt zu metzgen hand! . .
> Ja du und alle dine Fründ:
> Daß üch das hell'sch Für anzünd!

Dann tritt ein Prädikant auf und erklärt, der Papst sei nicht würdig, der allermindeste Sauhirt zu sein. Auf seine Frage an die anwesenden ‚frommen Landleute', ob ihnen von der päpstlichen ‚Schinderei' Nichts bekannt sei, ertheilen die Bauern Antwort in entsprechendem Tone:

> Nachpur, Gott geb dem Bapst den Rangen[1] . . .

Der Papst wirbt Schaaren zu neuem Blutvergießen an, während Petrus und Paulus aus dem Hintergrunde hervortreten und entsetzt über dessen Frevel-

---

[1] Eine Krankheit der Schweine.

thaten die Strafgerichte Gottes herabrufen. Der Papst aber ist nur mit neuem Krieg und neuem Ablaß beschäftigt:

Was habend wir zu Rodis zu schaffen?
Gott geb, wie inen der Türk sträl oder niesse,
Wie er die Christen brate oder spieße,
Dieweil wir anders zu schaffen hand,
Damit wir eroberind noch me Land.

Schließlich kündigt der Prädikant das Herannahen des Tages der Wahrheit an[1].

In dem zweiten Stück erscheint auf der einen Seite Christus, auf einer Eselin reitend, mit der Dornenkrone auf dem Haupte, hinter ihm in langem Zuge Blinde, Lahme, Gichtbrüchige und Arme; auf der andern Seite reitet der Papst ‚im Harnisch und mit großem Kriegß-Züg zu Roß und Fuß, mit großen Panern und Fenlinen, Trumeten, . . . Kartonen, Schlangen, Huren und Buben‘. . Zwei Bauern, Claiwe Pflug und Rüde Vogelnest, unterreden sich über den Gegensatz und lassen sich verlauten:

Botz verden, angstiger, schwiniger Wunden,
Wie hend uns die Pfaffen geschaben und geschunden . . .
Botz verden, katigen, treckigen Schweiß,
Wie sind die Keiben[2] so glat und feiß,
Wie hend wir die Schelmen müssen mesten . . .

Der Teufel müsse es den Pfaffen gesegnen und ihnen den Hals brechen.

Die Bauern kommen auch auf den Ablaß zu sprechen, wobei der eine in seinem Glauben an Christus versichert:

So ich denn Ablaß in Jesu Christo wol mag han,
Ich schiß in Ablaß und wüste den A . . . . an Ban,
Der allein um Geld wird erdacht,
Von Rom auf einer Hundshut bracht.
Wenn sie mich nun me beschissen,
So sönd[3] sie mir's ouch verwissen[4].
Des hab ich mich ganz eigenlich verwegen,
Und sölt es mich kosten mein schwizer Degen.

Mit solchen Aeußerungen schließt dieses als ‚treuherzig‘ gepriesene Spiel[5].

---

[1] Bei Baechtold, N. Manuel 31—102. [2] Luder.
[3] sollen. [4] abwischen.
[5] Bei Baechtold 103—111. Tittmann, Schauspiele 1, 9—18. ‚Wie herzlich und kräftig zugleich reden diese Bauern!‘ sagt Baechtold CXXXVIII. Auch Tittmann 8 findet ‚den poetischen Werth des Stückes in dem lebendigen für das Volk berechneten Vortrag und in der volksmäßigen Behandlung der Sprache, die, wenn auch nicht frei von Härte und Ungelenkigkeit, doch zum Herzen des Volkes redet‘. Für Holstein 173 sind beide Spiele ‚lebendig, äußerst witzig und beißend‘.

In einem dritten Stück vom Jahre 1525, ‚Der Ablaßkrämer‘, blieb es nicht mehr bei allerlei rohen und unflätigen Aeußerungen, sondern die hier auftretenden Bauernweiber mußten nach der Vorschrift des Dichters den ‚Richardus Hinterlist‘ mit Gewalt angreifen. ‚Sie namend ihn gemeinlich und schlugend ihn zu der Erden mit Kellen, Kunklen, Schitren, und ein alt bös Wib lüff darzu mit einer rostigen alten Hallenbarten, und bundend ihm Händ und Füß, zugend ihn an einem Seil hoch uf in aller Wis, Form und Gestalt, wie man ein Mörder streckt‘: und da mußte er denn alle möglichen Schändlichkeiten ‚bekennen‘, welche Manuel ihm zuschrieb.

Seine Peiniger vernehmen aus seinem Munde ‚den Spruch‘:

Der Tüfel het mich unter die Wiber tragen,
Sie hend mich gerouft, gstossen, treten, geschlagen,
Gestreckt, ich möchte zerbrochen sin.
Ist in der Hellen sölich Pin,
Sind die Tüfel als bös, als diese Wiber gegen mir,
So ist es Pin und Grusem gnug, das bedunkt mich schier [1].

Während des in demselben Jahre beginnenden Bauernkriegs spielten sich Scenen, wie sie der Dichter für die Bühne verlangte, wirklich im Leben ab.

Im nächsten Jahre ließ Manuel in 1940 Versen unter dem Titel ‚Barbali‘ ein ‚kurzweilig Gespräch‘ folgen, worin ein elfjähriges Mädchen, welches in ein Kloster eintreten soll, unter Berufung auf allerlei Bibelstellen, gegen ihre eigene Mutter und mehrere geistliche Personen ihren Abscheu wider das Klosterleben auseinander setzt [2]. Die in diesem ‚Gespräch‘ mehreren Geistlichen in den Mund gelegten Reden gehören an Gemeinheit und Unfläterei zu dem Aergsten, was das Jahrhundert in dieser Art aufzuweisen hat [3]. Das elfjährige Mädchen erklärt, es habe ‚kein Nunnenfleisch‘, und denkt an seine künftigen Mutterfreuden:

Ein schlechter Rock, dick und grob
Und ein linin Schürzlin drob,
Das muß min Kutten und Schapper sin,
Das hört mir zu und ziert mich fin.

---

[1] Bei Baechtold 112—132. Auch dieses Spiel erntet den reichen Beifall des Herausgebers. ‚Es ist‘, sagt er CLVI, ‚mit einer Keckheit, mit einem lachenden Humor und mit einer lebensvollen Natürlichkeit hingeworfen, daß wir uns hier wie bei dem kleinen Fastnachtsspiele unter den vorzüglichsten Erzeugnissen der Reformations-Satire umsonst nach einem Gegenstück umsehen.‘

[2] Bei Baechtold 133—202. Die elfjährige Barbali erscheint dem Herausgeber CLVIII ‚allerdings als eine unkindliche Rabulistin‘, aber ‚abgesehen hiervon ist Manches trefflich‘. ‚Wie stramm steht das kleine Ding den Hochgelahrten gegenüber, wie schlagfertig jede Antwort, als käme es eben von der Disputation mit Eck und Faber aus Baden; wie zutreffend ist das klösterliche Leben, wie trostlos wahr ein armer Ehestand, wie ergötzlich der Aerger der geistlichen Rotte geschildert.‘

[3] Vergl. zum Beispiel, was der Pfarrer ‚Stulgang‘ sagt S. 156. 166. 178.

Zu der Mette sing ich ‚Drute Ninne‘,
Ist's Gots Will, daß ich Kind gewinne,
Und so si am Morgen nit wellend schwigen,
Sing ich: ‚Hensli uf der Schiterbigen‘[1].

Barbali bekehrt mit ihren Lehren einen Geistlichen, und die Mutter ruft ‚Wunder‘,

Daß die großen glerten Gsellen
Sich so frömbd und seltsam darob stellen,
Und aber du, Kind, so vil drumb weist,
Es wirkt durch dich der heilig Geist.

Noch im Mai 1526 hatte der Berner Rath den katholischen Cantonen zugesagt, bei dem alten Glauben zu verharren, aber bereits im folgenden Jahre gewannen die Religionsneuerer in beiden Rathscollegien die Oberhand, und im Februar 1528 erschien ein Befehl des Rathes über die ‚Gemeine Reformation und Verbesserung‘. Es folgte ein wüthender Bildersturm, bei welchem die herrlichsten Kunstschätze des Mittelalters zerstört oder geraubt wurden. Die unbedingte Annahme der Lehre Zwingli's wurde männiglich auf das Strengste befohlen: jeder Priester, der nach erster Bestrafung noch eine heilige Messe las, wurde für vogelfrei erklärt[2].

Manuel hatte an der Einführung des Zwinglianismus hervorragenden Antheil genommen und schrieb jetzt einen Spottdialog: ‚Krankheit und Testament der Messe‘, der seine früheren Leistungen noch weit überbot. Der Papst empfängt von einem Cardinal die Nachricht, daß die Messe als eine Gotteslästerung und die größte Abgötterei in Anklagezustand versetzt und in Folge dessen krank geworden sei. Vergebens habe man versucht, die Sterbende mit starkem römischem Geschrei und mit kräftiger Stimme der Väter und der Concilien wieder in's Leben zu rufen. Die Messe röchelt. Ihre Füße werden kalt. Das Fegfeuer, an welchem man sie erwärmen will, ist von den Bauern mit Weihwasser ausgelöscht worden, und ‚etliche sind so frefel gesin, daß sie in Kessel gesch . . . . . hand‘; man will sie zu einem Bilde unserer lieben Frau bringen, aber die Bauern haben die Capelle, Haus und Hof zerstört; die heilige Oelung kann sie nicht empfangen; denn der Küster hat mit dem heiligen Oele seine Schuhe ‚gesalbt‘![3]

---

[1] Baechtold S. 137. 171. [2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 89.

[3] Bei Baechtold 216—236. Schon Gervinus 2, 404 fand in diesem Spiel Manuel's ‚satirischen Geist‘ ‚am sinnreichsten‘. Grüneisen 221 belobt darin ‚nicht bloß die reiche dichterische Gabe des Humors, sondern auch das feine künstlerische Talent des Geschmackes‘, was Alles ‚nur ein ausgezeichneter Geist in glücklichster Stunde so hervorbringen konnte‘. Baechtold sagt CLXXV: ‚Ich stehe nicht an, Manuels Krankheit der Messe für die großartigste und durchschlagendste Satire der Reformationszeit zu halten.‘ Auch nach Schaffroth 38 ist sie ‚die glänzendste Satire der ganzen Reformationszeit‘, Manuel's ‚dichterisches Meisterwerk‘.

Auch dieses Pasquill fand den größten Beifall. Als Maler überkam den Dichter, wie es scheint, eine gewisse Wehmuth über die vandalische Verwüstung des Münsters zu Bern, an dessen Bau und Ausschmückung er einst mitgewirkt hatte. Er schrieb eine ‚Klagred der armen Götzen', worin diese sich in ihr Geschick ergeben, aber doch der Meinung sind, sie seien nicht so schlimm als viele andere Götzen, welchen man im Leben huldige. Hier schildert nun der Dichter die zunehmende Entsittlichung des Volkes mit lebendigen Farben. ‚Die Götzen', d. h. die Heiligenbilder, sprechen: Sie hätten doch noch Niemanden zu Tod geschlagen oder das Ihrige

Unnütz verbrasset im Wirtshus,
  Da man so vol wirt überus,
Es hat ouch keinr den andern truncken
  Das es syg undern Tisch gesuncken,
Kein Bubenläben hond wir gfürt,
  Ouch hat uns nie das Hertz berürt
Eebruch und ouch ander Hury,
  Des wüssend wir uns warlich fry,
Und yetz so wil uns mancher fressen,
  Der doch sin so gar hat vergessen,
Das er in allem sinem Läben
  Nie kein Ding umb Gott hat gäben,
Und wil an uns zu Ritter werden,
  Und ist doch er mit allen Berden,
Mit allen Wercken und aller Kunst
  Ein grösser Götz dann zehen sunst . .

Man solle gegen andere Götzen zu Felde ziehen:

Der Götzen sind so vil on Zal
  Schier alle Menschen überall,
Vil Gittigkeit und Hurery,
  Groß Schand und Laster, Bübery,
Fressen, Sufen und Gottslesterung
  Trybend jetzund Alt und Jung,
Vergiessend das unschuldig Blut,
  Man thut so frech umb zitlich Gut,
Eebruch ist jetzund so gemein,
  Niemants sins Wybs geläbt allein,
Schinden und schaben yederman . . .
  Da ist die Welt so mechtig gschwind,
Das sy nit anderst weist vom Glouben
  Dann es söll syn den Nächsten rouben.
Die Jugent ist so gar unzogen,
  Und was sy redt, das ist erlogen,
Ueppigkeit ist's was sy thut,
  Vatter und Muter honds für gut . . .
Das Hurenläben gadt empor
  Ja in der Statt und z'nächst darvor . .

Man nempt ouch jetz gar vil Junkfrowen,
Ja, wenn man's bi dem Licht tut schowen,
So sind es Huren überall
Und ist derselben darzu kein Zal . . .[1]

Wie außerordentlich beliebt Manuel's Schauspiele waren, zeigen die zahlreichen Auflagen und Ausgaben derselben. Von seinen ersten Fastnachtsspielen lassen sich noch elf, von dem Barbali acht Auflagen nachweisen, von der ‚Krankheit und Testament der Messe' sechzehn Auflagen und Bearbeitungen[2].

Ein Nachahmer Manuel's war der Berner Rathsherr Hans von Rüte, der am 19. März 1531 ‚durch die jungen Bürger' ein Fastnachtsspiel aufführen ließ von ‚Ursprung, Haltung und Ende beider, heidnischer und päpstlicher Abgöttereien'[3]. Der eigentliche Zweck des Stückes besteht in der Erregung des Hasses gegen die katholische Geistlichkeit, welche vertrieben werden sollte:

Ihr verfluchten Pfaffen, ihr nütsollenden Läcker,
Ihr Tüfelsüchtigen, lasterlichen Dellerschläcker,
Ihr Lüt Trieger, Gots Verkäufer, ihr fulen Kunden,
Mich lust, ich schlüg üch Koufmans Wunden,
Ich wond, ich hätt üch all verryben,
Der Tüfel hat üch umbher tryben; . . .
Vast uß ihr Buben mit üwerm Gyt,
Machent üch hinnen ferr und wyt,
Ihr gottesläſterlichen fulen Khot Büch,
Myn Zorn der gat sunst über üch[4].

Der Papst ‚hat Gott seiner Ehre beraubt',

Indem das er sich an syn Stat hat gesetzt,
Drum soll er werden ein läbendiger Tüfel gschetzt,
Er ist auch nit besser dann Lucifer was,
Do er sich näben Gott ze setzen vermaß[5].

Insbesondere sei durch den Heiligendienst alle Schande und Teufelstücke eingeführt worden. Die Verehrung der hl. Maria wird vom Verfasser mit

---

[1] Bei Baechtold 237—254; vergl. Grüneisen 441 fll.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 338—341. Ueber den Character seiner Schriften war sich Manuel selbst vollständig klar. In einem Briefe an Zwingli vom 12. August 1529 nennt er sie ‚etliche Schimpfschriften in Rimen verfaßt'. Er hatte Zwingli einige derselben: ‚ein Gougler vom Ablaß sprechend', ‚ein Ablaßkrämer' und andere ‚zu besehen gegeben' und wünschte sie zurück, um sie in Baden ‚gutwilliger christenlicher Gesellschaft etlicher von St. Gallen' mitzutheilen. Baechtold LI Note 2.

[3] Basel 1532. Vergl. Goedeke 2, 344 No. 52. Das Schmähspiel enthält nicht, wie Crecelius in Birlinger's Alemannia 3, 53 meint, ‚eine interessante Zusammenstellung über die Wirksamkeit der Heiligen', sondern eine pöbelhafte Verspottung der Heiligenverehrung.

[4] Bl. L 4. M. [5] Bl. L 1b.

der Anbetung der Göttinnen Juno und Venus, die der hl. Catharina mit der Anbetung der Minerva verglichen. Durch Heiligendienst haben sich ‚die Päpstler aller Laster vermessen‘,

Götter Eer und Heiligendienst lehrten liegen und triegen,
Ja Glouben versächen und den Eid biegen,
Zu Ueberzüchung der Nächsten ouch Blut zu vergießen
Hat Abgötter Eerung ouch mögen erschießen.
Ist es nit groß Sünd und Schand,
Daß sie Gött und Heilgen angrufft hand,
Zu buhlen, alle Ueppigkeit und Hury ze trieben . . [1]

Dazu sei vornehmlich die Verehrung der hl. Afra bestimmt [2]. Anders hatte noch Pamphilus Gengenbach über die Heiligenverehrung gesprochen. Die Christen, sagte er, sollen ‚allzeit Maria in Ehren haben‘,

Sie wird bitten für uns ihr Kind,
Daß er verzeih alle unsere Sünd,
Vertrib von uns all unser Find,
Am letzten End wird er von uns nit wichen,
Allein ist sie der Trost wol hie uff Erden,
Dem Sünder kann sie gar wohl Gnad erwerben . .
Hab ich Pamphilus wohl betracht,
Hab ihr das Lied zu Ehren gmacht [3].

Während die Schweizer in ihren dramatischen ‚Schimpfschriften‘ offen sagten, was sie wollten, nahm der ehemalige Mönch Burchard Waldis zu Riga das ‚Evangelium‘, das heißt eine Parabel desselben, zum Deckmantel seiner Polemik. Im Jahre 1527 wurde zu Riga sein in niederdeutscher Mundart abgefaßtes Fastnachtsspiel ‚Der verlorene Sohn‘ aufgeführt [4]. Dasselbe verdreht

---

[1] Bl. M 2—3. [2] Vergl. die schmählichen Reime Bl. H 3b.

[3] Goedeke, Pamphilus Gengenbach 53.

[4] Neudruck von G. Milchsack. Halle 1882. Dieses Fastnachtsspiel verdient nähere Berücksichtigung, weil es bei fast sämmtlichen Literarhistorikern in höchstem Ansehen steht. Goedeke spendete demselben zuerst in seiner Schrift über Waldis 22 fll. das reichste Lob. In seinem Grundriß 2, 449 sagt er: ‚Waldis begann seine litterarische Thätigkeit mit der Dramatisirung der biblischen Parabel vom verlorenen Sohn, die nicht nur sein bedeutendstes Werk ist, sondern eines der bedeutendsten der ganzen dramatischen Literatur Deutschlands im sechzehnten Jahrhundert. Von des Dichters persönlichem Entwicklungsgang aus betrachtet, führt das Spiel lebendig und tief in den Eifer, mit dem er das Reformationswerk in Riga förderte; es offenbart eine Tiefe der Auffassung, die kein anderes Spiel über denselben Stoff gezeigt hat. Von localem Standpunkte aus öffnet es einen ungeahnten Blick in eine ungeahnte Welt. Was mußte damals an Bildung, sittlicher und geistiger im Allgemeinen, in Riga leben, wenn man bei den Darstellern und Zuschauern ein nur halbwegs genügendes Verständniß dieses bis zur Gottheit emporsteigenden Mysteriums voraussetzen will. Es hatte keinen Vorgänger, es hat keinen ebenbürtigen Nachfolger mit demselben

die katholische Lehre von der Verdienstlichkeit der im Glauben gewirkten Werke zur Erlangung der Seligkeit in gewohnter Weise als heuchlerische und verdammliche Werkheiligkeit und stellt die lutherische Lehre vom Alleinglauben als die alleinseligmachende hin. Im Eingange des Stückes sagt ‚der Actor', der Leiter desselben, Christus habe uns erlöst ‚aus rechter Gnade und eitel Gunst, ohne all unser zuthuend Werk und Kunst'. Darüber erzürnt, habe der Teufel den Papst, ‚den Antichrist', geschickt, welcher mit großen Worten hervorgebrochen sei: ‚Eines solchen Glaubens sei nicht Noth', er wisse einen bessern Weg, man müsse sich der Werke ‚preisen' und durch sie den Himmel stürmen. Gott ‚zum Laster und zum Spott' sei der Papst mit Cardinälen und römischen Dieben und Ablaßbriefen nach Deutschland gekommen,

Hat uns von dir, o Gott, getrennt,
Mit seiner Sophisterei verblendt,
Hat uns in Schande und Laster gebracht,
Unsere Weiber und Kinder zu Huren gemacht,
Hat uns gebracht von Gut und Ehr
Und an der Seel verwundet sehr,
Hat uns mit seinem Bann gezwungen,
Und mit Macht in die Hölle gedrungen,
Hat uns gebracht zum Tode vom Leben,
Mit Leib und Seel dem Teufel gegeben.

Aber, nachdem Gott jetzt sein Wort erweckt habe, sei das Reich des Papstes, des Antichristes, zerstört worden, die große Stadt sei gefallen, in der die rothe Hure gesessen,

Mit ihrem Kelch der Gräulichkeit
Hat sie gestiftet Mord und Leid,
Mit ihrer ganzen beschornen Rott,
Ließ sich anbeten als wer sie Gott [1].

Der ganze Aufbau und die innere Gliederung des Stückes verrathen wenig Kunstsinn. Zuerst hält der Actor seine besagte polemische ‚Vorrede' in 196 Versen, dann wird die evangelische Parabel aus der heiligen Schrift

---

Gegenstande gehabt.' Nach Holstein 150. 153 steht das Stück ‚an der Spitze des deutschen Dramas des sechzehnten Jahrhunderts nicht nur der Zeit nach, sondern auch dem innern Werte nach'; es sei ‚ausgezeichnet durch großartige Auffassung eines gewaltigen Stoffes'. Auch Milchsack äußert sich S. VI: ‚Das Spiel zeigt sich nach den verschiedensten Seiten als ein Werk von hervorragendster Bedeutung.'

[1] Holstein 150—151 schwächt die Ansprache des ‚Actors' dahin ab: ‚Der Teufel sandte den Antichrist, der einen bessern Weg zu zeigen versprach; er veranlaßte den Papst mit seinen Rotten zur Verbreitung der Lehre, daß die Werke zur Seligkeit helfen könnten. Damit wurde viel Unheil erzeugt. Aber Gott weckte sein Wort auf, das lange Zeit bedeckt lag.'

verlesen; darauf tritt wiederum der Actor auf und declamirt zweiundzwanzig Verse: man halte kein weltliches Fastnachtsspiel wie zu Rom, und der Hörer möge es nicht zum Argen kehren, daß der Stil nicht mit Terenz und Plautus stimme; denn man verkünde keine Fabel, sondern die rechte Wahrheit. Nachdem dann der Lobgesang ‚Nun bitten wir den heiligen Geist' gesungen, beginnt der erste Act mit dem Auftreten des ‚verlorenen Sohnes'. In platter Weise wendet sich dieser an das Publicum und an seinen ältern Bruder, und theilt denselben mit, daß er Lust habe, sich aus dem Vaterhause zu entfernen. Der Vater kommt, und nun verlangt der Sohn von ihm sein Erbe. Vergebens warnt der Vater den Verblendeten, nicht gerade in höherm Stile:

Der Esel hat sich satt gefressen
Und thut sich großer Ding vermessen,
Dann geht er tanzen auf das Eis
Und bricht ein Bein, so wird er weis.

Schon der heidnische Dichter Horatius habe sich über ungehorsame junge Gesellen beklagt. Da aber der Sohn auf seinem Vorhaben besteht, befiehlt der Vater dem Knechte, den Geldkasten aufzuschließen, worin sich allerlei Geldsorten und 500 000 rheinische Gulden befinden. Die Hälfte davon wird dem Sohne ausgezahlt, und der Vater entläßt ihn mit den Worten: ‚Dar machst du dich mit frölich machen.' Der Sohn dankt und entfernt sich. Das ist die erste Scene.

Die zweite spielt im Hurenhaus: die Personen sind ‚der Hurenwirth', ‚der Spitzbube', ‚der verlorene Sohn' und ‚die Huren Elße und Grethe'. Der Spitzbube findet den Wirth sehr niedergeschlagen wegen der schlechten Zeiten, welche Luther herbeigeführt habe durch seine Lehre von der Ehe und sein Verbot der Unkeuschheit. Der Spitzbube tröstet ihn und bringt den ‚verlorenen Sohn' in die Wirthschaft. Es entspinnt sich nun eine dem Schauplatz entsprechende Unterhaltung, in der die beiden Dirnen in der Sprache ihres Gewerbes sich dem verlorenen Sohne zur uneingeschränkten Verfügung stellen. Von Vers 703—750 wird das Schlemmerlied gesungen: ‚Wo soll ich mich ernähren, ich armes Brüderlein':

Hätt ich das Kaiserthum,
Darzu den Zoll am Rhein,
Und wär Venedig mein,
So wär es doch verloren,
Es müßt verschlemmet sein.
Drei Würfel und ein Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübsche Fräulein zarte,
Auf jeglicher Seite drei,
Ruck her du schönes Weib . . .

Nachdem der verlorene Sohn einen Theil seines Geldes an Elße gegeben, verliert er den übrigen im Kartenspiel, wird vom Wirth erst bis auf Wamms und Hosen gepfändet, dann mit Hülfe des Spitzbuben auf der Bühne bis auf's Hemd ausgezogen, und wendet sich in dieser kläglichen Lage:

Nun stehe ich vor den Leuten nackt . .

an die beiden Dirnen:

Seht doch Elße, wie ist mir geschehen!
Beweist mir doch Barmherzigkeit,
Und gebet mir ein altes Kleid,

aber von beiden wie vom Wirthe wird er mit wüstem Geschimpfe abgewiesen und ‚in Teufels Namen' fortgejagt.

Der Vorgang im Bordell füllt über 500 Verse, beinahe den vierten Theil des gesammten Stückes. Wie die auftretenden Personen Nichts als die gemeinsten Typen der Gemeinheit, so sind auch die Scenen ohne irgend eine innere psychologische Entwicklung an einander gereiht. Ohne jeglichen innern Kampf ergibt sich der Jüngling sofort, während die Dirnen es nüchtern sagen, daß es ihnen nur um Geld zu thun ist, und deßhalb sich von dem Betrogenen spottend abwenden, sobald er ausgesogen worden [1].

Nicht weniger oberflächlich und niedrig realistisch ist das weitere Elend des verlorenen Sohnes behandelt. Er wendet sich an einen ‚Bürger', aber

[1] Holstein 152 sagt seinen Lesern von den Bordellscenen nur: ‚Nachdem der verlorene Sohn sein Geld verpraßt hat, fängt er an sein wüstes Leben zu bereuen'; dagegen führt er vierzehn Verse an aus dem Munde ‚des Wirthes' (im Texte steht ‚Hurenwirth'), der sich über Luther beklagt, weil dieser die Unkeuschheit verbiete und verdamme'. — In der Vorrede sagt Waldis, daß er mit seinem Stück ‚die Abgötterei des Fastelabends', die ‚von den Heiden angefangen und durch die Larventräger zu Rom jährlich celebrirt werde', in einen ‚geistlichen Fastelabend verwandeln' wolle. Holstein hat offenbar die Bordellscenen für diesen ‚geistlichen' Fastelabend nicht als geeignet erachtet und hat sie deßhalb verschwiegen. Ungleich würdiger als Waldis behandelte Hans Ackermann, Bürger zu Zwickau, in seinem Spiel ‚Vom verlorenen Sohn' (1536 und 1540) den biblischen Stoff, ohne Einmischung von Polemik und ohne das Schamgefühl der Zuhörer zu verletzen. Ackermann's Dramen 6—139; sehr schön ist der ‚Beschluß' 135—139. So weit wie Waldis gingen nicht einmal die ‚Englischen Comödianten' in ihrem Stück ‚Von dem verlorenen Sohn', über welches Goedeke, Grundriß 2, 544 No. 1 sagt, ‚der biblische Stoff' sei darin ‚in's Rohe und Gemeine gezogen'. In diesem Stück wird der verlorene Sohn auch seiner Kleider beraubt, aber der Wirth wirft ihm doch noch ‚alte Hosen und Wamms' zu, um sich zu bekleiden (vergl. Tittmann, Die Schauspiele der englischen Komödianten 66). Auch der Schluß des Stückes ist würdiger als der bei Waldis. ‚Mit zerknirschtem und zermalmtem bußfertigem, gläubigem Herzen' bekehrt sich der verlorene Sohn, und der ältere Bruder wird versöhnt: ‚Herzlieber Vater, ihr habt mich nun erst recht berichtet; ich bin von Herzen fröhlich, daß sich mein Bruder bekehret hat, damit er mit uns ererbe das Reich Gottes. Ich gehe nun mit hinein und wollen darüber fröhlich sein.' Tittmann 70—73.

dieser weist den ‚nackten Buben', der ‚keine Hosen und Schuhe' hat, ab; darauf an einen ‚Meyer', der aber spricht:

Ich will dir hier den Balg nicht speisen,
Du machst dich an ein andern preisen.

Nun stockt der Dialog, und der ‚Actor' wendet in 225 Reimen, unter Berufung auf viele Bibelstellen und unter Ausfällen gegen das Papstthum, den ersten Theil der Parabel auf den Gegensatz zwischen Glauben und Werken an. Dann wird ein Psalm gesungen, und der ‚ander Actus' beginnt.

Derselbe hat eigentlich nur zwei Scenen, die Aufnahme des reuigen Sohnes von Seiten des Vaters und die Klage des neidischen ältern Bruders. Nach einem Dialoge von 263 Versen erscheint wieder der Actor und legt in einer Predigt von 271 Versen den zweiten Theil der Parabel im Sinne der Lehre vom Alleinglauben aus.

Diese Predigt hat einen so durchschlagenden Erfolg, daß ohne jedwede scenische Begründung ‚der Hurenwirth' erscheint und sich zur Bekehrung meldet, und nach einer neuen Predigt des ‚Actors' sich für bekehrt erklärt, aber ohne an Rückgabe des gestohlenen Geldes zu denken. Darauf wird fünfstimmig der 129. Psalm gesungen, und das Stück könnte nun sich schließen. Aber der polemische Geist des Dichters ist noch nicht befriedigt. Es erscheint der ältere Sohn als Einsiedler mit einem Crucifix-Stabe ‚in der vordern Hand' und in der andern ein langes Paternoster, den Saum des Kleides mit Denkzetteln überdeckt; er streckt die Arme aus und hält mit lauter Stimme die Rede des selbstgerechten Pharisäers, unter platter Anspielung auf den katholischen Ordensstand. Ihm gegenüber spielt der bekehrte Hurenwirth die Rolle des Zöllners, der sich vor Gott ‚nicht rühmen kann als dieser heilige fromme Mann'. Der Actor vergleicht dann in einer Schlußrede von achtunddreißig Versen den Einsiedler mit dem Wirth:

Dieser Heuchler ein gottloser Bube bleibt,
Dieweil er solch Spiel vor Gott treibt,
Der ander geht fröhlich zum Tempel aus,
Von allen Sünden frei in sein Haus [1].

---

[1] Ludwig Geiger urtheilt in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1882 No. 204 über das von anderen Literarhistorikern (vergl. oben S. 287 Note 4) so gepriesene Stück unbefangen und richtig: ‚Die Uebertragung der Parabel auf die religiösen Kämpfe der damaligen Zeit ist gänzlich verfehlt. Was konnte den Katholiken erwünschter sein, als ein derartiges Selbstbekenntniß der Protestanten zu hören, daß sie aus dem väterlichen Haus unter Mitnahme ihrer Schätze entwichen seien, in liederlicher Gesellschaft sich herumgetrieben hätten, nur um ihres Bauches willen zum Vater zurückgekehrt seien. Und dann, wo ist hier dramatische Schilderung, Charakteristik der Personen, Vertiefung des Gegenstandes? Die

Zehn Jahre später, im Jahre 1537, veröffentlichte der auch als Dramatiker entschieden begabte Luzerner Gerichtsschreiber Hans Salat seine ‚Parabel oder Gleichnus von dem verlorenen Sohn‘, um den Zeitgenossen ‚einen Spiegel der herrschenden Sittenlosigkeit vorzuhalten[1]. Der im Spiel auftretende Teufel ‚Temptator‘ freut sich, daß

mit so vil Laster, Sünd und Schand
Erfüllt, überschütt jetz sind all Land . . .
All Welt so sündlich leben thut,
Und hat Bosheit dermaß Ueberhand,
Daß wir wol sind in rüewigem Stand.
Man louft uns doch zu mit allen Vieren
Als wenn man ußent der Hell erfrieren.

Die Leute hätten nämlich

Ganz ihren Sünden ein Bollwerk funden,
All Ding uf das Liden Jesu bunden,
Daß si allein ihr Sünden Sun[2],
Kein Werk noch Guts dörf Nieman thun,
Kein Rüw, Buß noch Absolution . .
Mir gfiel nie bas kein Leer noch Orden:
Wir Tüfel sind vor lang Zit Junker worden[3].

Leute kommen und gehen, wie der Dichter will, ohne jede Andeutung wechselt die väterliche Wohnung mit der Straße, dem Wirthshaus, dem freien Platz, dem väterlichen Feld. Die Charaktere sind ohne jede Individualität: . . . . nimmt aber der Dichter einen Anlauf zu einer Charakteristik, indem er den Wirth aus einem Niedrigdenkenden und Gemeinhandelnden zu einem auf die Gnade Gottes Vertrauenden macht, so thut er dieß so ganz ohne Uebergang, daß er dem Leser höchstens ein Lächeln abnöthigt, nicht aber die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Darstellung beibringt. Endlich wie äußerlich ist die Umwandlung des Sohnes behandelt. Gier treibt ihn aus dem Haus und Hunger treibt ihn in das Haus zurück; von einer allmählichen Umwandlung seines Inneren erfahren wir nichts; nicht das Bild des häuslichen Friedens und des von ihm verscherzten väterlichen Segens erscheint ihm als Mahnung, sondern der Ueberfluß lockt ihn; nicht die Erkenntniß, daß er übel gehandelt und nun durch eine wahre innere Umkehr sich als ein neuer Mensch zu bezeigen habe, sondern das bequeme Wort, das der Autor, um seine Meinung ja recht deutlich zu bekunden, mehrmals fett drucken ließ: „man könne vor Gott nur bestehen vermöge Gottes Gnade und Gunst, ohne alles menschliche Zuthun, ohne Werk und Kunst“.‘ — Wie auf der Bühne, so wurde auch auf der Kanzel dieselbe Parabel dazu benutzt, um ‚den Papisten‘ und der katholischen Geistlichkeit allerlei Schändliches nachzusagen. Man vergl. zum Beispiel die vier Predigten ‚Acolastus‘ von D. Hänichen (Leipzig 1604) und die fünf Predigten über den verlorenen Sohn von N. Cornopäus (Hamburg 1616).

[1] Neu herausgegeben von J. Baechtold im Geschichtsfreund (Einsiedeln 1881) Bd. 36, 1—80. Dazu 81—90 sprachliche Erläuterungen und ein Urtheil über das Spiel und dessen Benutzung durch protestantische Dichter.

[2] Sühne. [3] Vers 835 fll.

Die Bekehrung des verlorenen Sohnes erfolgt nicht etwa durch ‚Werkheiligkeit', sondern nach alter katholischer Lehre: der Sünder muß ‚Abscheu haben vor seinen Lastern' und wie der Schächer am Kreuze ‚recht glauben an Christo von Herzen Grund':

So ist dann hie die göttlich Gnad,
Da mit er in sich selber gat,
Denkt, wie unser Vater in sinem Hus
Das Brot seiner Gnaden so richlich teilt us
Sinen Taglönern hie uf Erden, verstand,
Die das von Gott erlanget hand,
Nimpt für sich die göttlich Barmherzigkeit,
Die zu erlangen er sich bereit;
Kert sich umb zu Rüwen, Bicht und Buß,
Daß er die Sünd nit me thon muß;
Zum ersten im Herzen sich richten, zu gan
Unsern milten barmherzigen Vater an
Zu ruefen mit großem Rüw und Leid;
Zum andern, daß man sei bereit,
Die Sünd zu verjehen mit dem Mund,
Mit rechtem Glouben die machen kund;
Dann unser güdiger[1] Sun gar klar
Sin Müßthat mundlich offenbar
Sim Vater mit ganzer Innigkeit
Und heiteren Worten ushar seit.
Demnach Buß thun soll sin das dritt,
Dann unser Sun erbot sich hiemit,
Er wöllt sins Vaters Taglöner werden,
Sin Mißthat versünen mit Arbeit uf Erden,
Uns wird auch klarlich zeiget an,
Was Bußvertigkeit sol die Eigenschaft han:
Im Herzen die Rüw, die Bicht im Mund,
Wer gloubt, thut gnug zu aller Stund[2].

Mit Bezug auf die vom katholischen Glauben Abgefallenen läßt der Dichter einen Eremiten sprechen:

O Herr Gott, thu dich erbarmen
Ueber uns Betrübten, Elenden, Armen,
Gib uns zu erkennen unser Sünd,
Dadurch wir werdent dine Fründ!
Verderb uns nit in dem elenden Stat,
Wie es dann jetz auf Erden gat,
Wiederfüer alle Irrenden von irm Fal,
Gib uns ein Hirten und ein Stal[3].

---

[1] verschwenderischer. [2] Vers 2323 fll.
[3] Vers 1670 fll.

Gleich im Eingange des Spiels wird die heilige Dreifaltigkeit angerufen: Verleihe

Alles, des wir armen Sünder uf Erden
Jetz notürftig sind und immer werden,
Fried, Ruw, Hilf, Trost und Einigkeit
Uns und einer ganzen Christenheit!
Wiederfüer ouch all zu warem Stand,
So an dim Glouben Irrung hand [1].

Eine solche Sprache sticht wohlthuend ab gegen die Schmähungen, mit welchen Burchard Waldis und so viele andere Verfasser ‚geistlicher Schauspiel‘ die Andersgläubigen überschütteten. Jener selbe Geist christlicher Duldung und Liebe waltet auch in der Erklärung der Parabel: Gott der Herr sei ‚ein Vater aller Menschen auf Erden‘,

Davon ist niemand usgescheiden,
Es sige Türk, Tadt [2], Jud odr Heiden [3].

Unter den in Comödienform abgefaßten persönlichen Satiren, welche das Auftreten Luther's hervorrief, verdient die um das Jahr 1524 oder 1525 erschienene ‚Lutherische Strebkatz‘ besonderer Erwähnung. Sie ist von einem Spiele hergenommen, in welchem zwei Parteien an einem Gegenstande, einem Stricke oder Taue, nach entgegengesetzten Seiten ziehen. Von den darin auftretenden Personen, mit welchen Luther ‚die Strebkatz ziehen muß‘, Eck, Emser, Lemp, Murner, Cochläus und anderen, heißt es in dem Vorbericht: sie seien die Hauptfeinde des Kreuzes Christi und gemeinen christlichen Nutzens, viel eher Teufel als Menschen, Gesinde des Antichristes, in Hurerei, Ehebruch und Sodomiterei und alle Laster versunken, blutgierige gottlose Bestien. Luther fleht den Heiland um Hülfe an; er habe in der heiligen Schrift gefunden, daß der Papst der schändliche grausame Antichrist sei:

Die Wahrheit hat mich bracht in Hatz,
Muß mit ihm ziehen die Strebkatz.
Auf meiner Seiten nit mehr hab,
Dann, Herr, dein Leiden für ein Stab;
So hat er gar ein teuflisch Heer:
Sol ich's hinziehen, wird mir schwer.

Aber Christus spricht ihm Muth ein: er wolle ihm beistehen im Kampfe gegen den Papst, der sich über Gott gesetzt habe und das christliche Volk zum Teufel führe. Luther beginnt dann mit dem Papste das Spiel und sieht ihn schon das Haupt zur Erde neigen, dessen dreifache Krone fallen. Der Papst wendet sich an seine Rotte, zunächst an Emser, den Bock: ‚Helft, helft‘,

---

[1] Vers 97 fll. [2] Tatar. [3] Vers 457 fll.

Ich zeuch daß mir mein A . . . . loch stinkt,
Doch facht das Haupt mir an und sinkt.
Ach, lieber Bock, thu mir hofiern,
Gib ihm ein guten Buff in Stirn.

Die Helfer treten nun einzeln nach einander auf, aber sie können Nichts ausrichten, sie werden durch den ‚Genius', ‚das ist', sagt der Vorbericht, ‚ihr eigen Conscienz, Gewissen, Natura, in Summa, sie selbst, mit Worten und Werken beschuldigt, wer sie seien'. So muß zum Beispiel Murner, der den Papst als ‚mein Gott und Herr' anredet, vom ‚Genius' hören: er schände Gott und beschirme Schand und Laster durch seine Schriften:

Man weiß wol, wer der Murnar ist:
Sobald seim Seckel Gelts gebrist,
Gar schnell er sich besunnen het,
Verriet dich, Herr, wie Judas thet [1].

Das Spiel schließt mit den Worten:

Gelobet sei der Herr mein,
Durch den wir nun erlöset sein
Vons siebenkopfichts Drachen-Gift,
Also ihn nennet die heilg Gschrift [2].

In Bezugnahme auf ein gebräuchliches Kartenspiel, ‚Bock' genannt, verfaßte ein katholischer Satiriker ein ‚Bockspiel Martini Luthers, darinnen fast alle Stände der Menschen begriffen, und wie sich ein jeder beklaget der jetzt laufigen schweren Zeit, ganz kurzweilig und lustig zu lesen'. Es wurde am 25. Juni 1531 auf dem Schlosse zu Rämbach aufgeführt und in demselben Jahre zu Mainz gedruckt. Es soll darthun, wie das von Luther begonnene Spiel ‚alle Stände verkehre' und ‚christliche Lieb und Frieden zertrenne':

Groß Untreu, Tück und arge List,
Kein Treu noch Glaub auf Erd mehr ist:
Das macht alles die flaischlich Lehr,
Damit man nun viel Jahr bisher
Vil frommer Herzen hat verkert,
Dadurch die Gewissen seind beschwert.

Jede der redenden Personen tritt nur einmal auf. Zuerst erscheint Luther und sagt:

Das Spiel hab ich gefangen an,
Darumb will ich den Auswurf han
Und will auch selbs Karten geben
Nach meinem Sinn und Gefallen eben.

Wer mit ihm halte und in keinem Ding ihm widerspreche, bleibe nicht unbelohnt: er habe Gewalt, alle Pfarreien und Predigtstühle in Deutsch-

---

[1] Vergl. über derartige Anschuldigungen gegen Murner oben S. 220 Note 3.
[2] Bei Schade 3, 112—135; vergl. 2, 364 ‚die Strebkatz ziehen'.

land zu besetzen. Die Reichsstädte und viele Fürsten und Herren seien ihm willfährig:

Ihr Gunst und Huld hab ich erlangt
Und bin ein Papst im deutschen Land.

Er fürchte Niemanden mehr und seine eigentliche Absicht sei, daß der geistliche Stand in Deutschland durchaus vertilgt werde:

Dahin ist all mein Lehr gericht,
Wer das nicht glaubt, der kennt mich nicht.

Johann Cochläus fährt fort: ‚Ja Luther, du sagest recht‘; Jeder solle mit Fleiß auf Luther's Schanz sehen, so werde er erkennen, ob derselbe den Geist Gottes habe: er feinde alle guten Werke an, lästere und schelte Alle, die sich ihm widersetzen, den Herzog Georg von Sachsen, den König Heinrich VIII. von England, auch den frommen Kaiser Carl V., der mit aller Sanftmuth Einigkeit suche. Auch Johann Eck verweist auf Luther's Lästerbücher, worin er Nichts thue als schänden; im Bauernkrieg habe er befohlen, alle Bauern zu erwürgen, da doch manch Biedermann unter diesen gewesen sei, der nur aus Noth zum Aufstand gedrungen worden [1]. Eck's letzter treuer Rath ist,

daß kaiserliche Majestat
Mit Hülf göttlicher Miltikeit
Die Sache stell zu Eynikeit.
Hiemit laß ich von diesem Spil,
Herr Faber, was ist euer Will?

Johann Faber erinnert daran, daß Luther in seinen Schriften sich so oft widerspreche, was er ihm zu seiner Zeit schon zeigen wolle.

Dann treten, über ihre dermalige Lage und die allgemeine Verwirrung der Zustände sich beklagend, nach einander auf: ein verlaufener Mönch, eine verlaufene Nonne, ein verlaufener Pfaff, ein Edelmann, ein Kaufmann, die Reichsstädte, ein Bürger, ein Handwerksmann, ein Handwerksgesell, ein Kriegsmann, ein Bauersmann, ein alter Mann, bis zuletzt Thomas Murner erscheint mit der Erklärung: er habe gleich von Anfang an, als Luther sein Spiel begonnen, vor dessen Trug gewarnt; hätte man ihm Gehör geschenkt, so bedürfte man jetzt nicht aller dieser Klagen.

An den ‚gnädigen Herrn‘, auf dessen Schloß die Aufführung stattfand, ist das Schlußwort gerichtet:

Genediger Herr, das ist die Sach,
Darumb wir leiden Ungemach
Mit Theuerung, Pestilenz und Streit,
Das han wir all von Luthers Neid,

[1] Es ist wohl nur ein Druckfehler, daß Holstein 191 Eck sagen läßt: ‚Luther habe im Bauernkriege befohlen, alle Bürger zu erwürgen‘.

Wie euer Gnad jetz hat gehört,
Daß er die Ständ der Welt verkehrt
Und reizt sie zu Leichtfertigkeit,
Zuletzt veracht wird Obrigkeit,
Die Lieb des Nächsten gar verschwindt,
Noch ist die tolle Welt so blind
Und hält es für die christlich Lehr,
Darum ihr das wird werden schwer.
Wir haben's je umb Gott verschuldt,
Wann wir nur möchten mit Geduld
Die Straf des Vaters nehmen an,
So würd das Wetter übergan,
Dann würd der christlich Glaub sich mehren,
Das wir von Herzen thun begehren [1].

Mit Beziehung auf eine von Agricola von Eisleben veröffentlichte Tragödie über Johannes Hus erschien im Jahre 1538 ‚Ein heimlich Gespräch zwischen Dr. Martin Luther und seinen guten Freunden auf die Weise einer Comödie, durch Johann Vogelgesang' [2]. Der Verfasser ist höchst wahrscheinlich der von Melanchthon begünstigte, mit Luther verfeindete Simon Lemnius, welcher in seinem lateinischen Drama ‚Monachopornomachia', ‚Mönchsmetzenkrieg', das Aergste zu Tage förderte, was jemals gegen Luther, seine Frau, mehrere seiner nächsten Freunde und deren Frauen geschrieben worden [3]. Das

[1] Auszüge bei Riederer, Nachrichten 2, 226—239. In einer Zueignungsschrift, ‚geben zu Rämbach am 26. Juni 1531' an ‚Herrn Geörgen von N., Hauptmann zu N.', unterzeichnet sich der Dichter ‚Hanns will Keller' ꝛc. Goedeke, Grundriß 2, 227 No. 58, deutet diesen Namen auf Johann Cochläus. Ein vollständiges Exemplar des Spiels habe ich trotz vielfacher Bemühungen auf keiner Bibliothek auftreiben können. — In lateinischer Sprache ließ der Leipziger Magister Johann Hasenberg im Jahre 1530 ein in vier Acte zerlegtes ‚Spiel' erscheinen, worin der spielende Luther gespielt wurde: Ludus ludentem Luderum ludens. Im ersten Acte treten Luderus und seine Frau Catharina auf. In einem Festgesange verherrlicht ersterer das Spielen, Lachen, Possentreiben und Schwelgen; Catharina aber wird durch einen guten Geist angehaucht, entzieht sich seinen Liebkosungen und streitet lebhaft zu Gunsten der Gelübde und der Jungfrauschaft. Im zweiten Acte klagt die christliche Religion, einst Europa's Königin, über ihre Verbannung und ihr Elend und wird von einem römischen Gesandten, einem ‚christlichen Orator', getröstet. Im dritten Acte erscheint die ‚Häresie' als neue Kaiserin Europa's mit ihren Begleiterinnen ‚Aufruhr' und ‚Verderbniß der Schrift', stolz auf ihre Erfolge. Im vierten Acte streiten sich Luderus und der christliche Orator über die herrschenden Zustände und ernennen, da sie sich nicht verständigen können, einen Schiedsrichter in der Person des ‚Philochristus', welcher beide Parteien verhört und den zahlreicher Verbrechen angeklagten und überführten Luderus zu der üblichen Strafe der Häresie, dem Feuertode, verurtheilt. Vergl. Holstein 189—190.

[2] Ein heimlich Gespräch ꝛc. Ein Exemplar auf der Bibliothek zu Freiburg im Breisgau hat die Jahreszahl MDXXXVIII. Goedeke, Grundriß 2, 360 No. 139 [aa], führt eine Ausgabe von 1539 an. [3] Vergl. Holstein 220—221.

‚Heimlich Gespräch‘, in demselben Geiste abgefaßt, enthält eine schneidende Satire auf die Art des Vorgehens und das eheliche Leben der Wittenberger Berühmtheiten. Es zerfällt in fünf Acte und verschiedene Scenen, ist aber eigentlich nur eine Unterredung zwischen Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Spalatin, Agricola und deren Frauen Käthe, Prisca, Elsa, Gutta, Martha und Agricola's Tochter Ortha. Melanchthon's Frau Prisca sagt von Käthe: ‚Es ist ein üppiges Thier, darumb daß sie ein wenig edel ist‘, und in Bezug auf sie und die anderen auftretenden Frauen: ‚O der omechtigen Pälge, der stinkenden Münch- und Pfaffenhuren, wie halten sie so hoch und viel von ihnen selbst; ich allein hab mit Gott und Ehren einen rechten Ehemann unter ihnen allen und die hoffertigen Schlepseck halten mich für die allergeringste unter ihnen.‘ [1] Agricola's Frau klagt ihrer Tochter: ‚Dein Vater ist ein Prasser, dazu ein Spieler und noch mehr, das ich nit sagen will; hat mir ganze Wochen nit zween Groschen in die Küche gegeben, hat nur seinen Hals gefüllt in Saus bei guten Schlemmern Tag und Nacht‘ und so weiter. An einer Stelle ist die Rede davon: wenn der Mann ‚nit mag, sollte er heimlich einen Proletarium halten, wie Dr. Martinus von der Ehe gelehrt hat‘. Am meisten verletzend ist ein Gespräch zwischen Luther und Käthe: ‚Ihr wisset, daß Sanct Paulus sagt, der Mann hat nit Gewalt seines Leibes . . .‘ [2]

In späterer Zeit scheint es wiederholt vorgekommen zu sein, daß die wider einander streitenden protestantischen Theologen durch Aufführungen von Comödien sich öffentlich verspotteten [3].

---

[1] Es ist ‚bemerkenswerth‘, sagt Holstein 224, ‚daß Melanchthon's Frau im scharfen Gegensatz zu den anderen Frauen als diejenige bezeichnet wird, „die mit Gott und Ehren einen rechten Ehemann hat“, da ihr Mann niemals das Cölibatsgelübde abgelegt hatte; sie wird daher auch von den anderen Frauen, „den Mönch- und Pfaffenhuren“, mit einer gewissen Geringschätzung behandelt und fühlt sich überall zurückgesetzt, tröstet sich aber in dem stolzen Bewußtsein, daß sie die einzige sei, deren Mann betreffs der Treue seines Weibes nicht argwöhnisch sei‘.

[2] Ein heimlich Gesprech, Bl. B 8 b. C 2 und 7. A 4 b und C 5—6. Vergl. Holstein 221—224 und Holstein in der Zeitschr. für deutsche Philologie 460. 463.

[3] Ich besitze einige kurze noch ungedruckte Aufzeichnungen des Hanauer Diaconus Heinrich Steinhart vom Jahre 1594, worin es heißt: ‚Die Rachsucht unter vielen Theologis ist so groß, daß etliche durch ihre Schüler ihren Widerpart auch in öffentlichen Comödien heftig verspotten und gleichwie Unflat und Teufel tractiren lassen, als denn solches in Wittenberg zu mehreren Malen vorgekommen.‘ Später beklagte sich Calixtus der Jüngere über die Wittenberger Theologen, ‚daß sie eine ärgerliche und lästerliche Comödie durch ihre Schüler spielen lassen, und Calixtum als ein greuliches Ungeheuer aufs Theatrum geführt, auch sonst die schändlichsten Possen dabei getrieben, wovon auch die Schriften noch am Tage liegen. Sie haben darinnen den Rhadamantum vorgestellet, wie auch einen feurigen Drachen mit Hörnern und Klauen, auf dessen Brust Calixti Namen geschrieben gewesen‘. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie 2, 147—148.

Eine überaus beißende, mit viel dichterischer Begabung in Comödienform abgefaßte Satire ist die niederdeutsche ‚Gemeine Beicht oder Bekennung der Prädikanten zu Soest', welche unter dem Versteckname Daniel von Soest bereits im Jahre 1534 geschrieben, aber erst fünf Jahre später gedruckt wurde[1]. Sie hat vor fast sämmtlichen satirischen Schriften des Jahrhunderts den Vorzug, daß sie bezüglich der geschilderten Persönlichkeiten und Vorgänge der geschichtlichen Wahrheit sehr nahe kommt[2]. In wildem Aufruhr, unter Leitung des dem Kloster entsprungenen niederländischen Mönchs Johann van Campen, eines gänzlich verkommenen Abenteurers und Betrügers, und anderer sittlich anrüchiger Prädikanten, war in Soest eine social-religiöse Umwälzung in's Werk gesetzt worden. Der katholische Gottesdienst wurde unterdrückt, gegen die Kirchen und Klöster wurden förmliche Raubzüge unternommen, die heiligen Geräthe entweiht. Eine neue Kirchenordnung, welche die ausschließliche und unbeschränkte Herrschaft der neuen Lehre begründen sollte, bezeichnete den Papst als dreigekrönten Abgott, leidigen Teufel und des Teufels getreuen Vicarius, die Klöster als Synagogen des Teufels, die Geistlichen als Mastschweine, ungelehrte Bestien und Teufelshuren. In gleichem Tone wurde darin über die katholischen gottesdienstlichen Uebungen geschmäht[3]. Alle diese Thatsachen behandelte Daniel's ‚Gemeine Beicht', und deßhalb trägt das von ihm entworfene Bild so überaus düstere Farben. Sahen die Protestanten den Papst als leidigen Teufel an, so ist in Daniel's Augen Luther ‚des Teufels Knecht'; der Dichter läßt den Teufel aus Wittenberg nach Soest kommen, um den Prädikanten, seinen ‚lieben Kindern', beizustehen. Der Teufel gibt denselben die Anweisung, sie sollten unter dem heuchlerischen Scheine göttlichen Wortes die Leute taub und blind predigen, Gottes Sacrament verachten,

Dar to Klusen und Kerken,
Versmaet alle gude Werken,
Schendet up Papen und Moneke,

---

[1] Neuer sorgfältiger Abdruck bei Jostes 111—230. Gerwin Haverland, Guardian des Grauen Klosters zu Soest, welcher gewöhnlich als Verfasser des Stückes angenommen wird (vergl. Goedeke, Grundriß 2, 336 No. 36), kann als solcher nicht in Betracht kommen; vergl. Jostes 57. Jostes bringt 58 fll. gewichtige Gründe bei für die Vermuthung, daß ‚Daniel von Soest' kein Geringerer war als der berühmte Cölner Scholasticus und spätere Cardinal Johannes Gropper.

[2] Vergl. Jostes 60. 67 fll. Wo die Protokollbücher des Soester Rathes ‚Auskunft geben, da läßt sich stets die vollständige Wahrheit von Daniel's Behauptungen nachweisen; nicht an einer einzigen Stelle läßt er sich einer Lüge überführen'. ‚Manche Vorfälle, ich erinnere nur an des (Prädikanten) Campen's Vorleben, hätte er viel stärker ausnutzen können, als er thut; er deutet oft mehr an, als er ausführt: er hatte zunächst gut orientirte Leser vor Augen.'

[3] Näheres bei Cornelius, Gesch. des Münsterischen Aufruhrs 1, 99—114 und 2, 122—140. Jostes 10—53.

Lastert Heren und Knoneke,
Preket, se sollen wesen fri,
Leret en al Quat dar bi.
Tom Deinste, Schult, Zinse sin se nicht verpflicht,
Dorven nicht mer tom Papen gan tor Bicht,
Wente se sint alle Presters und Papen,
Se sin Menne, Frowen oder Knapen.
Schand und Sunde moet ghi prisen,
Segt, ghi wilt it mit der Schrift bewisen [1].

Mit diesen Anweisungen stimmen die Predigten, welche Johann van Campen,

Ein utgelesen Bove mank allen Predicanten,

vor dem Volke hält. Daniel's Sprache ist derb, aber sie verfällt nirgends in die Roheiten und Gemeinheiten der weitaus meisten zeitgenössischen Spottschriften. Den dichterischen Glanzpunkt des Stückes bildet die in ihrer Art unübertreffliche Schilderung der Hochzeit des Soester Superintendenten: Witz und Bitterkeit des Verfassers erreichen hier ihren höchsten Grad [2]. Am Schluß ermahnt Daniel eindringlichst die Soester, für welche seine Arbeit bestimmt war, sie sollten sich von allen Ketzereien abwenden:

O Soest, in Vortiden ein edel Stat,
Wue hefftu so gering umbkert dat Blat!
So man secht, VII Landesheren
Konden di nicht umbkeren [3]:
Nu hebt VII Papen mit eren Nunnen
Di ganz und al overwunnen!
Sus werstu veracht und versmaet
Von den Fromen umb diner Misdat [4].

Eine polemische Richtung gegen die lutherische Rechtfertigungslehre und die Wirkungen der religiösen Umwälzung findet sich an mehreren Stellen eines allegorischen Dramas ‚Der Sünden Loin ist der Toid‘, welches der Cölner Buchdrucker Jasper von Gennep im Jahre 1540 nach einem lateinischen Drama ‚Homulus‘ und unter Benützung anderer Vorlagen deutsch bearbeitete und wiederholt herausgab. Der liederliche ‚Homulus‘ läßt sich darin vernehmen:

Kan uns der Glaub allein selig machen,
So sins Narren, die Gots Zorn groß achten.
Drumb wil ich nu nach mim Willen leben
Und glauben, daß mirs Gott werd vergeben.

---

[1] Jostes 123 fll. 224.

[2] Schon hervorgehoben von Jostes, der S. 73—77 das ganze Stück trefflich characterisirt.

[3] Bezieht sich auf die große Soester Fehde von 1445—1450, in welcher sieben geistliche und weltliche Fürsten der Stadt gegenüberstanden.

[4] Jostes 227.

Im Prolog einer Ausgabe vom Jahre 1548 sagt Jasper:

Dreierlei Glaub ist in eim Haus,
Ach Got, was wil noch werden draus!
St. Paulus hats lang zuvor gesagt:
Wann sich nähet der jüngste Tag,
Dann werden vil von Christo weichen
Und teuflischen Lehren sich vergleichen.
Gerechtigkeit wird unterdrückt,
Wollust des Fleisches sich herfür schmückt;
Der geistlich Stand ist gar veracht,
Wer Got dient, wird bespot und belacht;
Ein jeder betracht auf dieser Erd,
Wie er mag, daß sein Sack vol werd [1].

Der fruchtbarste protestantische Streitdramatiker war Thomas Kirchmair, genannt Naogeorgus, Prediger zu Sulza in Thüringen [2].

Im Jahre 1538 verfaßte derselbe ein lateinisches Drama ‚Pammachius', welches von Justus Menius, Superintendenten zu Eisenach, übersetzt und unter dem Titel: ‚Vom Bapstum, eine neue sehr schöne Tragödia', im Jahre 1539 herausgegeben wurde. In einer längern Vorrede führte Menius ‚allen frommen Christen' zu Gemüthe: es sei ‚eine große Sünde und Schande und Schade', daß ‚wir der schweren, grausamen, harten und langwierigen Gefängniß, darinnen wir unter dem leidigen, verfluchten, widerchristlichen Bapstthum so lange Zeit so greulich und jämmerlich zermartert und zerplaget, ja beide an Leib und Seele durchedbert, durchschunden und durchmordet sind, so leichtlich und balde sollen vergessen können, und kann auch nimmermehr fehlen, es muß solches niemand anders, denn der leidige Teufel selbst zuwege bringen und

---

[1] Goedeke, Everyman 46—54.

[2] Kirchmair's Schauspiele verdienen um so mehr eine eingehende Berücksichtigung, weil sie noch gegenwärtig von angesehenen Literarhistorikern bewundert und angepriesen werden. Holstein 198 fll. sagt, Naogeorg sei ‚einer der tüchtigsten und wuchtigsten Streiter, der bedeutendste Tendenzdramatiker der Reformationszeit'. In seinen lateinisch geschriebenen Dramen zeige sich ‚ein aristophanischer Spott, der das Papstthum mit seinen vielen Irrthümern geißelt'. Sein Schauspiel ‚Pammachius ist nicht der Papst, sondern das Papstthum', schreibt Cholevius 1, 277, ‚Werth und Wirkung beruhen auf der getreuen Zeichnung des Papstthums.' Genée 170 nennt den Pammachius ein ‚epochemachendes Schauspiel'. Auch Gervinus 3, 80 rechnet Kirchmair's Dramen zu den ‚zeitgemäßen und deutsch-patriotischen Werken'. Der ‚Pammachius' sei ein ganz zeitgemäßes, gegen das Papstthum feindlich gerichtetes Stück, in der ehrenwerthesten Gesinnung geschrieben'. Dagegen nennt Erich Schmidt in einem Artikel über Kirchmair in der Allgem. deutschen Biographie 23, 245—250 den Dichter einen ‚protestantischen Pamphletisten vorzüglich im Drama', einen ‚fahrigen Heißsporn'.

machen'[1]. Der Papst sei ein ,Rattenkönig und Teufelskopf', seine Lehre ,eitel gotteslästerlicher, höllischer und teuflischer Greuel' und könne zu ewigen Zeiten nimmermehr anders werden, ,damit der Teufel die allerhöchste Majestät Gottes aufs allergreulichste schändet und lästert'. Darum dürfen ,wir sein nimmermehr vergessen, müssen ihm vielmehr unser Leben lang und zu ewigen Gezeiten todfeind sein und aufs greulichste, so wir nur könnten und möchten — aber ach Gott, wer kann's genug? — schelten und in untersten allertiefsten Abgrund der Hölle verdammen und verfluchen, wenn wir nur halb bei uns selbst und vom Teufel nicht gar allerding stockblind gemacht, bezaubert und auch unser gemeinen natürlichen Sinn beraubt wären'. Der Teufelskopf zu Rom sei ein Räuber über alle Räuber, habe durch unermeßliche Schinderei mit Messen, Opfern und so weiter alle Welt beraubt und ausgesogen, ,aus den Stiften und Klöstern nichts anderes, denn des Teufels, seines Vaters, Götzentempel, Hurhäuser und Bubenschulen gemacht', und ausgegeben, daß er ,der wahre Erb- und Oberherr' aller kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Gewalt sei und Kaiser, Könige und Fürsten nur als seine Diener und Stallbuben ansehe. Kurz, die Greuel seien derart, daß dem Papste ,billig alles menschliche Geschlecht, ja alle Creaturen, in Ewigkeit als dem leidigen Teufel selbst todfeind sein sollen'. ,Das größte Greuel' aber sei, daß er, ,der verfluchte und verdammte Widerchrist, in dem alle Fülle der teuflischen höllischen Bosheit leibhaftig wohnt, sich selbst über Gott erhoben, für Gott anbeten lassen, alle rechtschaffene Gotteserkenntniß vertilgt, die heiligen Sacramente aufs äußerste und allergreulichste geschändet, und dagegen seine Abgötterei und teuflischen Greuel aufgerichtet und geboten' habe. ,Und daß ich eben frei bekenne, so hätte ich längst das mein gethan, das Bapstum zu malen, so hab ich wohl das am meisten besorget, daß mein Bensel möcht allzugar weich und die Farb zu gut sein, daß ich das teuflische Raupennest nicht häslich und greulich genug malen könne, denn wenn man ein einigen Teufel mit seinen Tücken und Bosheit nicht wol genugsam anstreichen kann, wie viel mehr und größer Kunst gehört dazu, alle Teufel zugleich mit aller Bosheit in Einem Ei oder Raupennest recht und eigentlich zu malen?' Darum danke er Gott, daß sein ,lieber Herr und Bruder Thomas Naogeorgus in diesem Stück sich neben anderen meisterlich und redlich bewiesen und diese Tragediam, darinnen das Bapstum zum besten abgemalet, beschrieben' habe[2].

Schon im Prolog wird den Zuhörern als Inhalt des Stücks kundgethan: Kaiser Julian habe das Christenthum angenommen, Papst Pammachius aber

[1] Holstein 206—208 führt diese und andere dergleichen Aussprüche der Vorrede an als ,ein echt reformatorisches Denkmal, das wie eine evangelische Predigt die lautere, aus der Finsterniß an's Licht gezogene Wahrheit preist'.

[2] Vom Bapstum 2c., Vorrede.

sei der christlichen Lehre müde geworden und habe, um zu großer Herrlichkeit aufzusteigen, mit seinem Rathe Porphyrius den Plan gefaßt, ‚von Christus abzufallen und dem Satan sich zu Dienst zu ergeben‘ [1]. In seinen Unterredungen mit Porphyrius sagt der Papst, Christus habe mit seiner Lehre ‚sich selbst und manchen albernen Mann sehr böslich angeführt‘, die Lehre sei ‚wider Vernunft und Menschensinn‘:

Wer thöricht ist und sinnelos
Vom gemeinen Pöbel, folg ihm nach,
Wem ist nach Schand und Unglück jach.
Weil aber mir Vernunft ist geben,
Wil ich ihr folg zum bessern Leben.

Wie der Papst, so will auch Porphyrius das Leben genießen und sich auf keinen Lohn im Himmel anweisen lassen; denn es sei ungewiß, ob die Todten wieder auferstehen, oder ‚wie andere Thiere, Pferde, Kühe und Schweine, gar verloren sein‘ würden. Sie suchen die Hülfe Satans nach, und Satan tritt auf:

Hat gros Hörner und ist straubicht,
Von Angesicht gar ungeheur,
Hat runde Augen, sind eitel Feur,
Ein lang, krum, höckerichte Naß,
Ein Maul sehr weit, über all Maß,
An all seim Leib schwarz ganz und gar.

Satan willfährt den Bitten des Papstes, läßt eine dreifache Krone holen und empfängt vom Papste den Eid:

Ich rede, glob und schwere das
Beim Häupt des Fürsten Satanas,
Bei all seins Königreichs gröster Macht,
Daß ich mein Lebtag, Tag und Nacht,
Nichts Erlichs, Züchtigs, Redlichs, Rechts,
Nichts Heiliges, Gottliches oder Schlechts,
Dadurch sein Reich mocht geschwächt werd,
Wil denken, reden, thun auf Erd.
So viel ich aber kan und mag,
Wil ich Fleiß haben Tag und Nacht,
Daß ich seim Feind ohn alles Leid,
Nämlich Christ und der Christenheit,
Ihn zufug Schaden, Schand und Fahr,
Ob ich sie mocht vertilgen gar.

---

[1] Eine anonyme, bei Goedeke, Grundriß 2, 334 No. 13 verzeichnete Uebersetzung enthält die Erklärung: ‚Durch Pammachium verstehe alle Päpste, so mit ihrer Geschwindigkeit Alles überwunden, durch Porphyrium seine gelehrten Suppenfresser, Juristen und Sophisten, durch Julianum die älteren Kaiser‘ . .

Und was ich hie in Gegenwertigkeit
Geschworen hab itzt mit dem Eid,
Das wil ich mit der That beweis,
Und nimmer sparen keinen Fleiß.

Darauf setzt Satan dem Papste die dreifache Krone auf und spricht:

Der Nächst im Reich nach mir seistu,
Schreit all mit Freud: Glück zu, Glück zu!

Eine solche Scene konnte nicht verfehlen, auf die Zuschauer einen tiefen Eindruck zu machen.

Als päpstliche Lehre setzt Porphyrius dem Kaiser auseinander: durch die bloße Wirkung der sieben Sacramente empfange man Vergebung der Sünden, auch wenn man ‚gar nichts glaube'; auch die Messe ‚bezahle und tilge alle Schuld ohne Glauben', jeder Heilige könne helfen, als wäre er Gott, und derartig Schmachvolles mehr. ‚Auch hilft kaum was so sehr auf Erden, wer sündlos und gerecht will werden, als Geld':

Wo Geld ist, löschts der Hölle Glut,
Wo Geld ist, Fegfeur gar nichts thut,
Wo Geld ist, scheid man die von einander,
Wo Geld ist, gibt man Geschwister einander,
Wo Geld ist, mag man die Eltern morden . . .

Wer ‚vier Pferde stehle oder einen Menschen todt schlage', begehe keine so große Sünde, als wer an den gebotenen Fasttagen Fleisch, Eier, Käse oder Butter esse:

Ob jemand auch bei Teufels Macht
Getrieben würd bei Tag und Nacht
Zu Diebstahl, Raub oder Ehebruch,
Der sol in Eil die Kirchen bsuch,
Sich flugs mit gweychtem Wasser bespring,
Oder gweihet Salz einschling,
Das ist wider Sünd allerlei
Ein sehr gewisse Arzenei,
Dafür der Teufel fliehen muß,
Und ist ein schlechte leichte Buß.

Um als ‚ein neuer Schöpfer wie Gott' aufzutreten, setzt der Papst die Cardinäle, Mönche, Dompfaffen, den Heiligendienst und so weiter ein, und verordnet,

Daß auch umgehn Ungeheuer
Der Todten aus dem Fegefeuer,
Daß man in aller Welt mag sehn,
Wie groß Wunder und Zeichen gschehn.

Mit all' diesen Schöpfungen ist Satan sehr zufrieden und er läßt sich vom Papste die Verpflichtungen der Cardinäle, Mönche und anderer Kirchendiener erklären, zum Beispiel:

Großmechtigster Fürst der Welt und Hell,
Dis sind des Reichs Cardinel,
Die sind dazu gemacht durch mich,
Daß sie dir dienen sowohl als ich,
Mit Rath und That dir sein zur Hand,
Gar auszusaugen alle Land,
Die solln das Reich, durch mich bereit,
Erhalten dir in Ewigkeit.
Und ob ein Bapst nach meinem Tod
Sich bkeren wolt von dir zu Gott,
Das sollen sie nicht laß geschehn,
Jhn strafen, wehren, widerstehn,
Und wil er dir nicht z'Gfallen leben,
So solln sie ihm mit Gift vergeben.

Ueberhaupt hat der Papst Alles so herrlich eingerichtet, daß Satanas ausruft:

Haha, des muß ich wahrlich lachn,
Jch selbst het's nicht kund besser machn.

‚Nachdem wir nun', spricht er, ‚unsern Feind, den Christ, mit Macht glücklich überwunden und alle Welt uns unterthan gemacht haben, so wollen wir gutes Muths und fröhlich sein.' Er ruft seine Gesellen auf:

Laßt spielen, tanzen, saufen nur,
Kommt eim ein Kandel oder Becher fur,
Der setz nicht fort, halt gute Pauß
Und sauf sie zwei oder dreimal aus.
Welcher sich aber so lustig macht
Und speit flugs, daß ihm der Hals kracht,
Säuft wieder drauf, dem sol zu Lohn
Gegeben werden ein Rebenkron.
Und ob der Tag zu kurz woll sein,
So sitzn wir in die Nacht hinein . . .
Denn an meim Tisch euer jeder soll
Vom Fressen, Saufen werden voll.
Drum Lieber schickt euch in die Sach,
Hieher sol sitz der Papst Pammach . . .

Dromo, Satans Knecht, muß noch andere Gäste einladen: Cardinäle, Bischöfe, Mönche, Dompfaffen, sammt denjenigen Fürsten, welche sich dem Satan unterthänig erweisen. Die Mönche schlagen sich um den besten Platz.

Dromo:

Bapsts Haut, das ist ein guter Boß,
Die Münche teilen aus das Loß
Mit Streichen, wo jeder sitzen soll.
Jch halt, sie seien rasend toll.

Satanas:

Ha, ha, ha, ha, so faret her,
Dromo, bring eynche Prügel her,
Wo man Fest hält dem Satanas,
Da teilt man aus solchen Ablas.
Schmeißt drein mit Macht, schont keines nicht,
Sauft, schreit, zankt, Unlusts gnug anricht . . .

Weil aber ohne Frauen keine Fröhlichkeit, so läßt Satanas Huren herbeibringen.

Dromo:

Seht da, da habt ihr Hurn mit Macht,
Bapsts Haut, da hebt sich ein neu Schlacht.

Aber Christus tritt auf und sendet Paulus und die Wahrheit nach Wittenberg:

Zeuch hin Paule mit der Warheit,
Hilf ihr und gib ihr sicher Gleit,
Auf das die Ehr meins Namens werd
Von neu bekannt auf aller Erd,
Obgleich dem Satan und Pammach
Darüber sol der Wanst aufkrach.

Dromo, der vom Satan ausgeschickt worden, um auszuforschen, ob auch alle Sachen in Frieden stehen, erscheint wieder und findet alle Theilnehmer des Teufelsfestes im Schlafe:

Hoscha? ich mein ihr all voll seid,
Bapsts Haut, da ists alls voll gespeit,
Tisch, Benk die schwemmen allzumal,
Es weckt sie kaum der Posaun Hall.
Hoy, Satan hör, wie schläffst so stark,
Kanstu nu auch wie andre schnark?

Die Aufgeweckten empfangen nun die Botschaft, daß viele Feinde sich wider sie erhoben: Paulus und die Wahrheit hätten in Sachsen einen gelehrten Doctor erweckt, der sie alle für Bösewichter ausgebe und all ihr Wesen für lauter Büberei; ganz Deutschland neige sich zum Abfall. Unter dem Vorsitze Satans wird nun ‚ein päpstliches Concil‘ abgehalten, um die Mittel zu berathen, wie die Ketzer vernichtet werden sollen, und Satan entläßt die Genossen:

Erzeigt euch all, daß man sag, das
Sind rechte Geselln des Satanas.
Flugs auf, gehts an mit Ungestum,
Kert alls zumal zu Boden um . . .
Euer Augen, Zähn, Zung, Hand und Mund
Laßt alles sein zu aller Stund
Mit tödtlichem Gift gar verletzt,

Wie ein zweischneidig Schwert gewetzt.
Der Lehrer solt ihr ja keins schon,
Seht laßt mir keinen kom davon.
Schlagts immer todt, wo ihr nur kund,
Als wärens Wolf und thöricht Hund,
Der erst der mir wird stoßen auf,
Des Bluts wil ich mich trunken sauf[1].

Ein anderer Uebersetzer dieses ‚christlichen und ganz lustigen Spieles, darinnen des antichristlichen Bapstthums teuflische Lehr und Wesen wunder meisterlich' dargeboten werde, Johann Tyrolf zu Cala an der Saale, verfaßte seine Arbeit ‚der christlichen Jugend in deutscher Nation zum Besten'[2]. ‚Die christliche Jugend, welche von dem verderblichen, schändlichen, abgöttischen Greuel des Bapstthums nichts oder gar wenig wisse', sollte dadurch belehrt werden, sich vor diesen Greueln desto besser zu hüten. ‚Denn fürnehmlich um der zarten ohnwitzigen Jugend willen ist solch Spiel von dem Herrn Naogeorgo ohne Zweifel anfänglich gestellt und fürgenommen worden.'[3] Eine anonym und ohne Angabe des Druckortes erschienene Uebersetzung[4] enthält auf dem Titelblatte einen Holzschnitt, auf welchem der Papst in Gegenwart vieler Personen dem Kaiser den Fuß auf den Nacken setzt, über dem Haupte des Papstes schwebt der Teufel in abschreckender Gestalt. Zur Erklärung wird in der Vorrede gesagt, Papst Alexander III. habe den Kaiser Friedrich I. ‚in grausame Krieg getrieben und mit viel unbilligem Frevel beschwert, denn als dieser herrliche Kaiser dem Bapst um Friedens und gemeiner Ruhe willen zu Fuß gefallen und von ihm eine Absolution begehrte, da hat der Bapst ihm, dem Kaiser, ein Fuß auf den Hals gesetzt, und auf daß er ihn höher schmähet, hat er befohlen, daß man diesen Vers aus dem Psalmen ausrufet: „Auf den Schlangen und Ottern wirst du gehen und treten auf den Löwen und Drachen"'[5]. Die Tragödie sei geschrieben worden, ‚auf daß die Jugend für solcher Tyrannei und Seelenmord bei Zeiten verwarnt würde'[6].

Als Justus Menius am 8. Februar 1539 seine Uebersetzung einem Prediger zu Wittenberg übersandte, schickte man sich in Eisenach an, das Spiel

[1] Vom Bapstum C 4 fll.

[2] Zwickau (1540). Vergl. Goedeke 2, 334 No. 16. Tyrolf's ‚Reime' sind unter aller Kunst. Der Dramatiker Paul Rebhun aber meinte in der Vorrede zu der Uebersetzung: die Deutschen sollten sich ‚solcherlei Gedicht' auch deßhalb gefallen lassen, weil sie ‚neben anderm Nutzen' darauf gerichtet seien, die deutsche Sprache zu schmücken und reich zu machen. Vergl. Rebhun's Dramen 176.

[3] Dedication A 5.

[4] Pammachius. Ein lustig Tragedi ꝛc. Vollständiger Titel bei Goedeke 334 No. 13. Ueber die vier Pammachius-Uebersetzungen vergl. W. Scherer in der Zeitschr. für deutsches Alterthum 23, 190 fll.

[5] Ueber diese und dergleichen Papstfabeln vergl. unsere Angaben Bd. 5, 316—324.

[6] Pammachius, Vorrede jjj.

vor dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich aufzuführen, der dort auf seiner Reise zu einem nach Frankfurt am Main anberaumten Bundestage der Schmalkaldener eintreffen wollte. Es war zu einer Zeit, in welcher man jeden Augenblick den Ausbruch eines Religionskrieges in Deutschland erwarten konnte [1].

Zwei Jahre später, als die Schmalkaldener ihren Einbruch in das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel planten und Luther gegen den Herzog Heinrich seine Schmähschrift ‚Wider Hans Worst' veröffentlicht hatte [2], ließ Kirchmair ein anderes Drama folgen, ‚Incendia', welches ebenfalls sofort in's Deutsche übersetzt wurde unter dem Titel ‚Der Mordbrandt, ein neuwe Tragedi, in welcher des Bapsts und seiner Papisten erschreckliche Anschläge und darauf mit der That vollstreckte Handel vermerkt und entdeckt werden' [3]. Der Papst Pammachius und der Satan treten auf, und ersterer klagt diesem: Niemand auf Erden nehme sich noch des Papstthums an:

Brechstu nit Heil, es wer mit mir
Ganz aus, und ist meins Herzens Wunsch,
Daß zu mir kumbst, dann all mein Kunst
Und Ratschlag ist verschwunden schier.

Satan aber äußert seine Unzufriedenheit über den Papst: er sei nicht mehr, wie früher, werth der dreifachen Krone. Pammachius erwidert:

Ich bin eben derselb als vor
Und nit gebessert um ein Hor,
Und halt dir treulich meine Pflicht.

Als er darüber trauert, er habe durch den Tod des Herzogs Georg von Sachsen, ‚des Holophernes', in Deutschland seinen besten Helfer verloren, erklärt Satan:

Ich kenn den Mann, mein lieber Gesell,
Er ist hinunter in die Hell
Gefaren, da er wonet jetz.

Georg habe aber, berichtet Satan den Zuhörern, in der Hölle ‚einen Bundschuh' anrichten wollen, ‚fromme Mönche', die er dort kennen gelernt habe, unterwiesen, wie sie ihre Ketten zernagen sollten, um dann flüchtig zu werden:

Das Rauchloch hätt der Fürst schon in,
Den ich erwüscht bei einer Schin
Und warf ihn hinter sich perfort,
Mit dreien Ketten ich ihn gort.

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 390 fll.
[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 500 fll. [3] Ohne Ort 1541.

In Gegenwart Satans beräth der Papst mit seinem Rathe Porphyrius, dem Erzbischof Oncogenes — Albrecht von Mainz —, dem Herzog Pyrgopolinices — Heinrich von Braunschweig — und anderen Getreuen, was in Deutschland zur Ausrottung der Ketzer zu thun sei, bittet jedoch zunächst:

Hör, Satan, bleib ein Weil heraus
Bis daß wir gsungen han durchaus:
Komm Gott Satan, böser Geist.

Satan entfernt sich und die Verschworenen singen:

Kom, hellischer Geist, unser Gott,
Erfüll uns, deiner Gnaden Rott,
Mit deinem Ratschlag, schaf Gewinn,
Daß uns und dir zur Sachen dien,
Und mach uns Brunst und Gier dazu,
Daß unser Leib han Gemach und Ruh;
Des Herrn Christi Ehre schend,
Des Evangeli Schein verblend
Mit deiner Finsternissen Kraft,
Wie du bisher bist sigenthaft
In aller Welt durchgedrungen,
Das sei dir jetz zu Lob gesungen.

Satan:

Da bin ich schon, was wollt ihr mein?

Pammachius:

Sitz her zu meiner Rechten fein.

Herzog Heinrich macht den Vorschlag, die protestantischen Länder, Sachsen, Thüringen, Meißen, durch gedungene Mordbrenner heimzusuchen. Alles soll auf einen Haufen verbrannt werden,

Städt, Dörfer, Fuhrwerk, Wäld, Getreid,
Geschütz, Geld, gut Vieh, Land und Leut,
Und ob schon etlich durch die Flucht
Entrinnen, hand sie doch nicht Luft
Sich zu ernähren oder mehren . .
Dann mag gar leicht ein Haufen sein,
Der die verbrennte Land nehm ein
Und werd ein Herr derselben Stumpf,
Oder ebne vollends die Rumpf.
Dabei mög wir wol schnarken, und
Gehn hie die Ketzer all zu Grund.

Pammachius:

Gebenedeiter lieber Sun,
Deim Gott, der du fürs Bapstumb nun,
Die heilge römsche Kirch, desgleich
Vor uns zum Rächer beutst an dich,

Hab Dank dein Herz, das solchen Rath
Für uns und widern Feind da hat
Erfunden . . .
Ich kan nicht unterlassen hie
Zu küssen dich und meine Händ
Zu legen auf dein Haupt behendt . . .
Jetz neig dein Haupt zum Segen dar . . .

Satan:

Mein Fleiß ich auch hiebei nicht spar,
Sieh, daß die Brenner emsig sein
Mit zünden an, so wil ich drein
Die Wind lan gehn im Luft hinan,
Das Feuer weit umb sich fressen kan.

Pammachius:

Das ist ja eben deines Amts.
Fürwar ich freu mich dieses Mans,
Als ob er kem vom Himmel hrab
Und helf der Kirchen Bschwerden ab.

Der Papst gibt 80000 Gulden für die Besoldung der Mordbrenner; auch die Bischöfe und Mönche sollen beisteuern. Heinrich von Braunschweig wirbt die Mordbrenner an, und das Werk der Zerstörung beginnt. Drei Mordbrenner werden auf frischer That ertappt, vor Philalethes — den Kurfürsten von Sachsen — geführt und bekennen auf der Folter, von wem sie gedungen worden; auch ist

das die gemeine Sag,
Es sei etlicher Bischöfe Rattschlag
Und bepstlicher Heiligkeit,
Die habn ihr Hülf dazu geleiht.

Am Schluß findet eine vom Kurfürsten berufene Fürstenversammlung statt, und Probus — der kursächsische Kanzler — verkündet das Urtheil über Herzog Heinrich; man

las ihm 's Blut und thu ihn ab
Der Zahl der Fürsten gan schabab,
Und richt ihn darnach mit dem Schwert
Oder dem Feur, wie er's ist werth,
Und wenn das Leben ist darvon,
Dann ist allererst sein Lohn,
Daß man ihn werf in hellisch Flamm
Für Cerberon in's Teufels Nam,
Daß er ihn ewiglich zerreiß.

Philalethes:

Sprecht Amen alle gar mit Fleiß [1].

---

[1] Holstein 123 urtheilt über das Stück: ‚Diese Tragödie ist an großartiger Auffassung nicht erreicht worden.' — ‚Der Mordbrandt' steht in Beziehung zu

Zwischen ‚Pammachius' und den ‚Mordbrandt' fällt Kirchmair's Drama ‚Mercator' (1540), von welchem schon im folgenden Jahre drei verschiedene Ausgaben einer deutschen Uebersetzung vorhanden waren [1]. In dieser ‚schönen nützlichen Tragödie' ‚sollte die apostolische und bäpstische Lehre' vor Augen gestellt werden, ‚wie viel beide im Streit des Gewissens vermöge und ausrichte und was es für ein Ende beider halben haben werde'. Ein Kaufmann, tödtlich erkrankt, läßt einen Pfarrer kommen und beichtet ihm unter Anderm:

Ich stal, ich raubt, ich hurt, brach d' Eh,
Ich mordt, ich wuchert und das meh,
Ich braucht Gift, Lügen und Meineid,
Auf Kirchenraub hätt ich mein Bscheid,
Vater und Mutter ich veracht,
Das hat mich auch oft treulos gmacht.
Den gmeinen Nutz beraubt ich auch,
Mein eigen Gut schlug ich in Rauch . .
Mein Gwissen kreuzigt mich darumb,
Satan sagt, daß ich in d' Hell kumm,
Drumb drucken mich die Sünd auch schier
Als hätt ich einen Berg auf mir . . .

Der Pfarrer ist bereit, ihn zu absolviren, er solle aber erst seine guten Werke aufzählen. Als solche bezeichnet der Kaufmann: Almosen, Kasteiungen, Opfer und Predigthören.

Pfarrer:

Damit man viel verdienen kan,
Ist etwas mehr, so zeigt's auch an,
Was hast du Guts den Kirchen thon?

Kaufmann:

Altar gebaut und ziert schon,
So hab ich auch zween Kelch geschenkt,
Viel Lichter an die Wand gehenkt.

Pfarrer:

Das bringt dich in den Himmel hoch.

Nur müsse er noch eine Wallfahrt machen lassen, dann komme er desto eher zu Gott. Aber der Kranke erklärt, sein Gewissen wolle ‚das nit geston', worauf der Pfarrer:

Luther's Schmähschrift ‚Hans Worst'. Der Dichter läßt den Philalethes, den Kurfürsten von Sachsen, von Herzog Heinrich sagen (Bl. D 8):

Wil er nicht kommen als ein Fürst,
So kum er hieher wie Hans Wurst.

[1] Goedeke, Grundriß 2, 334 No. 19—21. In dem Vorberichte des Dichters an die Leser lautet der Schluß, daß ‚die Bäpstler alle in die Hölle gehen'.

Hörst du dann noch das schandlich Weib?
Glaub mir, sag ich, bei deinem Leib,
Dann dein Seel ist befohlen mir,
Doch muß ich auch hon Geld von dir.

Geld geben, hundert Psalter singen, zweihundert Messen lesen lassen, bringe Erlösung und Heil:

Durch solche Ding käm wol zu Gott
Judas, der ihn verrothen hot,
Auch Nero, und ein jeder Bub,
Sein Seel also gen Himmel hub . . .
Das Himmelreich dir gwißlich würt,
So man viel Gulden bei dir spürt . . .

Das Gewissen, welches dem Kranken noch immer keine Ruhe läßt, wird vom Pfarrer als eine Hexe gescholten, und als eine Ketzerin, welche man verbrennen müsse.

Als der Pfarrer von dem Sacramente der Oelung spricht, sagt der Kranke:

So ich beruft auf ein Fechtschul,
Daß mich seh fechten da mein Bul,
So ist das Oel von Nöthen mir,
Daß ich die Glieder damit schmier,

jetzt aber habe er einen Seelenkampf zu bestehen,

Und nit des Leibs, drum acht ich klein,
Ob du din Schmir behaltst allein.

Während all dieser und anderer Wechselreden treibt der Satan, der auf der Bühne anwesend, unflätiges Spiel, und will sich vom Pfarrer nicht bannen lassen. Letzterer entfernt sich, während der Kranke ihm nachruft:

Geh hin, daß du ein Schienbein brechst
Und morn auch in der Hölle zechst [1].

Der Kranke verzweifelt, aber Christus schickt den hl. Paulus zur Erde und dieser gibt in Begleitung des Cosmas dem Kranken einen Purgirungstrank ein:

Paulus:

Cosma, greif du das Becken an,
Ich will ihm 's Haupt in Händen han.

Kaufmann:

Moor.

---

[1] Die schnöden Reden, die Kirchmair dem Pfarrer in den Mund legt, sind nach Holstein 210 ‚das papistische Gesetz, das fromm mache und in den Himmel führe‘.

Paulus:
Kotz nur frischlichen her . .
Ich sieh, er kotzt in einem Schwank
Wallfart, Allmußen, Fasten, langk
Gebet und viel viel Abloßbrief,
Wer solt meyn, daß ein Tranck solch schüf?

Kaufmann:
O wer mein Hals doch weiter als . . .

Paulus:
Zween Finger im Hals.

Cosmas:
Laß sehen was ist doch das?
Da seind viel groß Kerzen on Maß,
Bullen, Meßgewand, ganze Kelch,
Ganz Altar, zween Doppelschuch, welch
Er ihm auch vor hat machen lon,
Darin er sein Wallfart hat thon.

Paulus:
Mich wundert was du doch sein kannst
Für ein Mensch, wollstu mit dem Wanst
In Himmel kummen?

Paulus belehrt den Kranken, er solle nur an Christus glauben, so sei er ‚schon von Sünden rein'. In einer Scene des fünften Actes erscheint Christus selbst und spricht:

Der Satan hat was groß herdacht,
Da er das Bapstthumb hat gemacht,
Und das sein Geschäften fürgesetzt,
Dann sunst nichts meh mein Reich verletzt . . .
Wenig seind der, die mein Tod tröst,
Jeder will sein vom Bapst herlöst,
Der ist des Teufels treuer Knecht,
Lugt, wie er ihm vil Seeln zubrecht.

Nach dem Vorbilde Kirchmair's ließ Johannes Chryseus aus Allendorf in Hessen im Jahre 1545 zu Wittenberg seinen ‚Hofteufel' erscheinen: ‚das sechste Capitel Danielis, den Gottesfürchtigen zu Trost, den Gottlosen zur Warnung, spielweis gestellt und in Reime verfaßt' [1].

Und ist der Titl darumb worden genannt
Hofteufel, dieweil hie wird erkannt
Auß Daniel, was Macht und Kraft
Der Teufel zuweilen zu Hof auch hat.

---

[1] Ueber die verschiedenen Ausgaben vergl. Goedeke, Grundriß 2, 361 No. 149. Der Hofteufel, sagt Holstein 100, ‚gehört zu den bedeutendsten Dramen der Reformationszeit: er wurde der Begründer der gesammten Teufelsliteratur des sechzehnten Jahrhunderts'. Vergl. Holstein in der Zeitschr. für deutsche Philologie 18, 437.

In der Widmung des Stückes an die Herzoge Johann Friedrich und Johann Wilhelm zu Sachsen, die Söhne des Kurfürsten Johann Friedrich, eifert der Verfasser gegen ‚die boshaften, grimmigen und wüthenden Papisten‘, durch deren ‚verzweifelte, blutdürstige Anschläge, Finanz und heimliche böse tückische Praktiken‘ der Teufel es zuwege gebracht habe, daß der Kurfürst Johann Friedrich mit seinen Bundesgenossen ‚gleichsam schon vor der Löwen Rachen geworfen‘ war. Wie Kirchmair's ‚Mordbrandt‘, so ist auch dieses Stück vorzugsweise gegen Albrecht von Mainz und Heinrich von Braunschweig gerichtet, die ‚feinen, ganz willigen Leute‘ des ‚Hofteufels‘. Dieser, in Gestalt eines Mönchs auftretend, sagt von ihnen:

Und hab an ihn ein recht Gesind,
Mit Boßhait seinds schier über mich,
Alln Fleiß will auch ankeren ich,
Daß sie mir ja nicht solln entgan,
Sonder immer bleibn auf meiner Pan,
Beelzebub wirds hören gern,
Daß ich ihm solch gewaltig Herrn
Behalt in seinem Willn und Reich,
Dadurch auch wiederum zugleich
Pamachium restituir,
Mit ihm was es geschehen schier,
Sein Boßhait war zu offenbar,
Darum ich mich vertröst fürwar,
Dieweil Beelzebub zu Lohn
Pamachio hat gebn drey Kron,
Er werd mein Fleiß noch auch bedenken,
Wo nicht zwo, drei, doch eine schenken [1].

‚Den lieben Kindern zu Gefallen, welche von des Papstes Sachen und Lehren nichts wissen‘, veröffentlichte in demselben Jahre 1545 ‚ein frommer Teutscher‘ einen ‚Radtschlag des allerheiligsten Vaters Bapsts Pauli des Dritten, mit dem Collegio Cardinalium gehalten, wie das angesetzte Concilium zu Trient fürzunehmen sei‘. Es wurden darin ‚Gesänge und Collecten nach altem papistischen Gebrauch eingeführt‘ zum ‚Spiel und Gespötte auf den Papst und sein Gesinde, daß man seine Gauckelei für keinen Gottesdienst halte‘. Ein dem Titel beigegebener Holzschnitt stellt den Papst und die Cardinäle in feierlicher Versammlung dar, über ihren Häuptern schweben drei gräßliche Teufelsgestalten. Der erste Act beginnt mit einem ‚Amt in lateinischer Sprache, wobei die Noten zum Theil auch befindlich sind, und das Amt eingerichtet ist wie im Ceremoniali Romano‘. Dann begeben sich Papst und Cardinäle

[1] Ueber das in den Schauspielen häufige Auftreten des Teufels im Mönchsgewand vergl. G. Ellinger in der Zeitschr. für vergleichende Literaturgeschichte 2c. Neue Folge 1, 174 fll.

in’s Consistorium; ersterer ertheilt den Segen, und der Senior der letzteren verspricht ‚dem irdischen Gotte‘, man wolle nicht um ein Härlein breit Seiner Heiligkeit widerstehen. Der Kanzler erzählt dann, daß zum Schaden der ganzen Christenheit seit zwanzig Jahren eine wüste seltsame Lehre eingeführt worden sei durch den verlaufenen Bösewicht und Apostaten Luther, den der Teufel, wenn er wolle, bald holen müsse. Noch neuerdings wieder habe dieser verzweifelte Bube und Bösewicht zum Hohn und Spott auf das vom Papste angesetzte Concil eine ungeheuere Lasterschrift (nämlich ‚Das Papstthum vom Teufel gestiftet‘) ausgehen lassen. Der Papst trägt vor, man müsse noch, bevor das Concil angehe, darüber rathschlagen:

Wie wir doch angreifen die Sach,
Daß wir seiner los würden, Ach, Ach.

Es wird dann darüber verhandelt, ob man dem Luther die Schmähschrift unverantwortet lassen oder sie widerlegen, oder ob man bis zum Concil stillschweigen und dann flugs procediren solle. Einer der Cardinäle meint, man solle stille schweigen, sonst werde man ihn noch in seiner Bosheit stärken:

Er bleib dort in der Ketzergruben,
Er ist im Seuland Germani,
Wir im gelobten Itali,
Wir gewinnen doch nichts an ihm.

Ein zweiter will mit Gewalt an die Häretiker und sie in’s Feuer schicken:

Mer weiß ich zu reden nicht,
Nur todtgeschlagen die Bösewicht.

Ein anderer dagegen sagt:

Wir Pfaffen sind nie gut gewest,
Ein Reformaz wer uns wols best.

Die Cardinäle gerathen in heftigen Streit wider einander, bis der Papst befiehlt, daß vier Cardinäle mit dem Kanzler sich beim hl. Petrus Raths erholen sollen. Er will die Gesandten aber vorher ‚aussegnen wie die Pilgrime‘, zieht mit ihnen in die Peterskirche, und ‚die Formel der Aussegnung wird mit lateinischen Versiculn, Gebeten und Collecten, auch beigefügten Singnoten ordentlich beigebracht‘.

So wurde in demselben Stücke zweimal der katholische Cultus auf öffentlicher Bühne verhöhnt.

Der folgende Act behandelt die Reise der Gesandten zum hl. Petrus. Vor der Himmelsthür treffen sie Papst Julius II., der mit seinen drei Nachfolgern dort vergebens auf Einlaß wartet, und sich über den stolzen Thorwärter, den ‚Peterskopf‘, beklagt. Der Kanzler klopft an, und als Petrus ihm nicht öffnet, sagt er:

Wolan ich klopf noch einmal an,
Er mag vielleicht Nächten gezecht han.
Leit itzt und schlefet auf der Bank,
Dieweil er ausbleibt so lang.

Erst nachdem er zum drittenmal angeklopft, antwortet Petrus:

Christus wollt nicht,
Daß ich euch sollt
Antworten oder aufmachen
Sobald um euer Sch . . . sachen.
Pfui, das ganze himmlische Heer
Lobte und preisete Gott sehr
Mit schöner Musica und Gesang,
So kommt ihr her mit euerm Stank,
Mit euerm Greuel und Unflat,
Der solches alles verhindert hat . . .

In einer langen Rede bedient sich Petrus einer Fülle der gröbsten Schimpfworte: Alle in Rom seien ‚Schelme und Bösewicht, Diebe, Mörder und Verräther, Tockenspieler, Glockenschmierer‘, kurz mit allen Lastern und Verbrechen behaftet.

Auch der Erzengel Gabriel erscheint und gibt den Bescheid:

So sagt der Herre Sebaoth,
Ich kenn dich nicht, du gotlos Rott . . .
Euer Concilium ist Kot
Und anders nichts denn nur Unflat . .

Das sollten sie ihrem ‚Antichrist‘ sagen, für den er ihnen auch einen Brief mitgab.

Im dritten Acte statten die Gesandten vor dem Papst und den Cardinälen einen Bericht von ihrer Reise ab und überreichen den Brief dem Papste, der ihn liest, voll Zorns zerreißt und nach dem Teufel ruft. Derselbe kommt und hält eine lange Rede, deren Schluß lautet:

Wolan, halt euch min treue Knecht,
Es kommt die Zeit, ich lohn euch recht.
Damit Ade alle zugleich,
Meinen Gestank den las ich euch,

worauf der Papst ausruft:

Pfui, pfui, o sancta Maria,
O heilige Genovefa,
Alle Heiligen bitt Gott für uns,
Pfui, pfui, wie gar ein böser Dunst,
Pfui tausend Teufel wie stinkt das.

‚Darauf sind die Cardinel und Bapst einer hie, der andere dort hinausgelaufen.‘

Mit der Absingung des Lutherliedes:

> Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
> Und steur des Papsts und Türken Mord . .

endete dieses ‚den lieben Kindern zu Gefallen' verfaßte Spiel[1].

Dasselbe gab dem eifrigen protestantischen Tendenzdramatiker Joachim Greff im Jahre 1546 Veranlassung, auch seinerseits ‚den Götzendienst' der ‚Bepstler' auf die Bühne zu bringen[2]. Greff, dem Wittenberger Kreise angehörig, seit dem Jahre 1541 Schulmeister in Dessau, verfaßte eine ganze Anzahl biblischer Stücke mit polemischer Richtung gegen das Papstthum[3]. Er war mit der Welt sehr unzufrieden, wie die Gemeinde zu Dessau mit ihm unzufrieden war. ‚Ich will Euer Gnaden nicht bergen', schrieb über ihn einer der Dessauer Prediger an den Fürsten Georg von Anhalt, ‚daß fast die ganze Gemeinde auf den Schulmeister klaget, wie er ihre Kinder, so ihm zu treuer Unterweisung befohlen, so jämmerlichen versäumt; und wie ich höre, sie müssen ihre Kinder von Dessau anderswohin schicken mit ihrem großen Schaden, die armen Leute; sie gedenken auch Ew. Gnaden einträchtig bittlich anzufallen, um einen andern Schulmeister zu verschaffen, weil dieser so hartsinnig und eigenköpfig ist.'[4] Greff dagegen klagte schon früher: Alles gute Regiment liege danieder; man achte keiner Kunst mehr, keiner Zucht, Ehre und Gottesfurcht; die Kinder würden zur Büberei angehalten:

> Saufen und fressen ist unser Kunst,
> Fluchen, schelten und dergleich,
> Das lernet itzt beid arm und reich,

---

[1] Auszüge bei Riederer, Nachrichten 2, 239—248. 353—372. ‚Ich würde Wittenberg', sagt Riederer 240, für den Druckort dieser Comödie halten, ‚wenn auch die Aehnlichkeit mit den bei Georg Rhau daselbst gedruckten Schriften nicht so groß wäre, als sie wirklich ist. Ohne Vorwissen Lutheri ist sie wol auch nicht zum Vorschein gekommen.' Goedeke, Grundriß 2, 333 No. 12, verzeichnet zwei Ausgaben des Spiels.

[2] Holstein 144; vergl. 228.

[3] Wilhelm Scherer, Deutsche Studien 241, urtheilt über ihn: ‚Sein dichterisches Vermögen ist gering. Die Motive, die er beachtet und ausführt, sind nebensächlicher Natur. Die protestantische Begeisterung, die ihn beseelt, wird nicht erfinderisch (in seinem ‚Abraham' und in seiner ‚Judith' wird seine ‚Phantasie am meisten angeregt, wo es sich um Bewirthung, um Essen und Trinken handelt', S. 233). Seine breite Redseligkeit macht ihn oft unerträglich. Kurz, er ist für die Litteraturgeschichte eher eine Unbequemlichkeit als eine Freude.' Zu Scherer's Aufsatz vergl. H. Holstein im Archiv für Litteraturgesch. 10, 154—168. ‚Wenn auch alle', sagt der Verfasser, ‚Scherer darin beistimmen werden, daß Greff für die Litteraturgeschichte eher eine Unbequemlichkeit als eine Freude ist, so gehört er doch zu den hervorragendsten Vertretern des Dramas des sechzehnten Jahrhunderts und verdient um so mehr Beachtung, als er demjenigen Kreise angehört, welcher sich um die großen Männer der deutschen Reformation bildete.'

[4] Holstein 144—145.

Das lern wir unser Kinder eben,
Nu wi denn so bei solchem Leben
Forthin gut Regiment besteh,
Das will ich mechtig gerne seh [1].

Bemerkenswerth ist, mit welcher Anerkennung er über die geistlichen Spiele des Mittelalters und deren Zweck sich äußert: ‚Mit den Passionsspielen haben unsere Vorfahren uns zur Andacht und Frömmigkeit reizen wollen, und mit dem St. Dorotheenspiel haben sie uns angezeigt, wie wir uns durch keinerlei Weise von Gott oder von seinem Wort und seiner Liebe weder durch Verfolgung noch durch Trübsal sollten abwenden lassen, gleichwie die heilige Dorothea gethan, die ihren Leib und Leben lieber um Christi und seines Wortes willen hat verlieren wollen, als der Abgötterei dienen und von Gott abfallen. Solches Spiel ist auch von des hl. Johannis Enthauptung und viele andern mehr gewesen, wie jedermann das weiß, denn ich sagen kann.‘ ‚Bei der gänzlichen Verachtung‘, welche in seiner Zeit den Künsten zu Theile werde, ‚liege doch noch ein kleines Fünklein davon in der Schule glimmend unter der Asche mit großer Mühe und Arbeit verscharrt und werde behalten‘. Durch die Aufführung guter Comödien solle man die Jugend zu größerer Beredsamkeit, zu Tapferkeit und Geschicklichkeit anleiten; ‚insonderheit sollten solche Spiele, die rechtschaffen, züchtig, ehrlich und christlich sind, öfter als es geschieht, aufgeführt werden, dann würde manche Gotteslästerung, mancher Todschlag, Saufen, Fressen und viel Uebles unterbleiben‘ [2]. Zu solchen ‚rechtschaffenen, züchtigen, ehrlichen und christlichen Spielen‘ rechnete er offenbar auch Kirchmair's von ihm belobtes ‚Schönes Spiel vom Papstthum‘ [3] und den ‚Radtschlag‘ des Papstes Paul III., sowie seine eigenen Dramen, die Judith‘, in welcher er der ‚papistischen Tyrannei‘ denselben Untergang wünschte, den der gottlose Holofernes durch Judith gefunden habe [4], und die ‚Schöne neue Action auf das achtzehnte und neunzehnte Capitel des Evangelisten Lucä‘. Hier gab er die Anweisung: Die Wechsler, welche Christus aus dem Tempel treibt, seien das Papstthum, und seien demnach als ‚Curtisanen, Antoni Pfaffen, St. Valtin's Boten, Münch und Nonnen darzustellen; oder man könne auch das ganze geistliche Geschwirre, Papst, Cardinäle, Bischöfe mit allem beschornem Hofgesinde an die Stelle der Verkäufer und Wechsler setzen, da dann der eine einen Sprengkessel, der andere ein Rauchfaß, der dritte etwas anderes in Händen haben soll, alles solch Instrument, wie es zu ihrem Handwerk, zu ihrem Papstthum und Götzendienst dient und gehört‘ [5].

Alle möglichen biblischen Stoffe wurden zu polemischen Angriffen benutzt. Der Hamburger Heinrich Knaust sagte in der Widmung seiner im Jahre 1539

---

[1] Holstein 46. [2] Holstein 49—50. [3] Holstein 139.
[4] Holstein 104. [5] Scherer, Studien 239. Holstein 143—144; vergl. 228.

zu Wittenberg erschienenen ‚Tragödi von Verordnung der Stände oder Regiment, und wie Cain Abel seinen Bruder, göttlicher Ordnung halben, erschlagen und ermord hat‘, er beabsichtige, die Lehre von der Ordnung der beiden vornehmsten Stände auf Erden, so Gott gestiftet habe, vor die Augen zu malen: Cain gebe das Bild der wüsten und greulichen Leute, wie im Papstthum und neulich bei den Bauern und Wiedertäufern gesehen worden [1]. In Johann Baumgart's Comödie ‚Das Gericht Salomonis‘ macht der Teufel sich lustig über Weihwasser und geweihtes Salz, das er mit ‚Flegelsmark, Muckenschmer und Wagentheer‘ vergleicht, und über ‚des Papstes Segen und Kirche‘ [2]. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig konnte nicht umhin, in seiner ‚Tragica Comödia von der Susanna‘ vor den an seinem Hofe versammelten hohen Herrschaften die päpstliche ‚Abgötterei‘ zu brandmarken. Der Clown des Stücks erzählt dem Vater Susanna's, Helkia, er habe aus einer Kirche einen ‚hölzernen Gott‘ gestohlen und wolle denselben ‚anbeten‘; denn ‚der heilige Mann zu Rom, der Papst‘, habe ‚befohlen‘, daß man nicht allein Gott, sondern auch Menschen, die Mutter Gottes, den hl. Paulus und andere Heiligen ‚anbeten‘ solle. Helkia ermahnt, man müsse Gott allein anbeten; ‚hältst du den Papst nun höher als Gott selber? bleibe du bei dem, was ich dir gesagt, und laß des Papstes Lehre, welche des Teufels Lehre ist, fahren.‘ [3] In einem Spiel des Rostocker Studenten Christoph Brockhagen ‚Von den klugen und thörichten Jungfrauen‘ ist ‚die Heldin des Stückes, das Haupt der thörichten Jungfrauen, Babylonia, die römische Kirche, das Papstthum; ihr Liebhaber, der allerchristlichste König, sendet ihr das Haupt eines ermordeten feindlichen Fürsten; Deutschland schwimmt in Blut, Frankreich liegt ertränkt und alle diese Opfer fallen nur für Babylonia‘ [4]. Der Prediger Christoph Lasius eiferte sogar in einem Weihnachtsspiel gegen ‚des Papstes Geplemper‘:

> Papst sei der Antichrist auf Erd,
> Das sagen wir ohn alle Schew,
> Hoffen nicht, daß es uns gerew,
> Wen's schon der Teufel selber wer,
> Es lebet ja der rechte Herr [5].

Heftiger ging es gegen die Katholiken los in der ‚Schönen und neuen lustigen Action‘, welche Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber und Organist

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 392. Holstein 80—81.

[2] Baumgart, Act 5 Scene 7.

[3] Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius 21—22. Hans Ackermann wollte in seinem ‚Geistlichen Spiel von Tobias‘ (1539) den Ehestand als von Gott geordnet preisen gegenüber dem Papstthum, das ‚dem Teufel zu Ehren und ihm zu Nutz bisher mit mancherley Lügenden den unehlichen geistlichen Stand gepreiset und bis an den Himmel hat erhoben‘. Ackermann's Dramen, Einleitung 2.

[4] Holstein 142. [5] Holstein 128—129.

zu Trebbin, ‚von dem Anfang und Ende der Welt, darin die ganze Historia unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi begriffen‘, im Jahre 1580 herausgab [1].

Die ersten drei Acte behandeln in stark 1900 Versen den Sündenfall der Engel und der Menschen, die Geburt, das Lehramt, den Tod und die Auferstehung Christi. Dann folgen in beiläufig 1140 Versen die zwei letzten Acte, deren Inhalt der Prolog mit den Worten ankündigte: Christus habe seinen Jüngern befohlen, das göttliche Wort zu predigen, aber ‚der Antichrist‘ habe durch Lügen und Trug des Teufels dieses Wort verkehrt, bis Luther, vom heiligen Geiste getrieben, die reine Lehre wieder an den Tag gebracht habe. Der Papst tobe dawider, aber sein Morden, Brennen und Hängen sei umsonst, Gott erhalte sein Wort, der fromme Christ erwerbe die ewige Krone,

Wie euch hierin wird fürgetragen.
Seid still! ich hab noch mer zu sagen,
Hie werdet ihr aufs kürzste sehen,
Wie Gottes Gerichte soll angen.

Lucifer sendet seine Jünger aus, um alle Welt zu verführen. Zwei Stiftsherren besprechen sich über den neu erstandenen Ketzer Martin Luther, den aber der Papst wohl bezwingen werde. Der Teufel Rapax ‚macht den Sack auf‘ und fängt an zu schreien, ein anderer Teufel verweist ihn zur Ruhe: er könne seinen ‚Kram sparen‘:

Bei diesen Leuten darffstus nicht,
Ihr Thun ist all dahin gericht,
Daß sie nur in die Helle laufen,
Gehören schon zu unserm Haufen.

Zu den Stiftsherren gesellt sich Christophorus, ein Anhänger der neuen Lehre; er freut sich, daß er das wahre göttliche Wort gefunden habe, und läßt seine zwei Kinder das Lutherlied singen:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord.

Die Stiftsherren suchen ihn auf ihre Seite zu ziehen, der Mönch Franziskus verspricht ihm eine einträgliche Küsterei, aber er weist sie ab, nennt sie Schelme und Bösewichter, und wünscht ihnen in Teufels Namen die Hölle und läßt dann die Kinder,

Dem leidigen Bapst zu Hohn und Spott,
Der sich hat selbst gemacht zum Gott,

von Neuem das ganze Lutherlied mit den späteren Zusätzen: ‚Ihr Anschläg, Herr, zu nichte mach‘, anstimmen. Auch die Teufel machen sich, nachdem ihre

---

[1] Goedeke, Grundriß 2, 368. Neudruck bei Tittmann, Schauspiele 2, 1—120.

‚drei Knechte‘ Nichts ausgerichtet haben, vergebens an Christophorus heran; die Erzengel Raphael und Gabriel setzen diesem die Krone auf und mit dem Chorgesang: ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ schließt der Act. Im fünften Acte erscheint Christus mit seinen himmlischen Heerschaaren zum Gerichte. Die Apostel Paulus und Petrus klagen den Papst an, der mit seiner ganzen Rotte den Heiland verachtet und wider besseres Wissen alle Welt betrogen, die Sacramente verfälscht, die Ehe verboten und allerlei Schande getrieben habe. Christophorus weiß noch weitere Laster zu melden:

.. Um Geld man Sünd vergeben tet,
So einer noch im Willen het.
Das klage ich nun, Herr Christe, dir
Ueber des Bapsts Gesellen hier.

Christus spricht dann das Urtheil über die Anhänger des Papstes, die Stiftsherren und den Mönch:

Ins Teufels Reich gehöret ihr,
Da hilft nun gar kein Bitten für ..
Schweigt still, ich hab euch nie erkant,
Ihr habt geleret Menschentand
Und viel Abgötterei auf Erden
Getrieben und wolt dadurch werden
Selig, und nie geglaubt an mich,
Ihr seid verdammet ewiglich ...
Ihr Teufel, nemt sie alle hin,
Seind euer Beut und ganz Gewin.

‚Da schleppen die Teufel einen nach dem andern hin zur Hellen, die immer ach und weh schreien, heulen und weinen.‘ Christophorus und die Gebenedeiten gehen in's ewige Leben ein [1].

Sieben Jahre früher hatte Philipp Agricola von Eisleben ‚zu Ehren des regierenden Bürgermeisters der Stadt Berlin‘ eine ‚gar schöne christliche und liebliche Comödie von dem letzten Tag des jüngsten Gerichtes‘ herausgegeben, in welcher es dem Papste nicht besser erging. Sobald der Engel in die Posaune stößt, ‚fallen‘, schrieb der Dichter vor, ‚alle Menschen in der Comödie nieder, als ob sie todt wären, und die hinter dem Tische sterben; die Teufel aus der Hölle kommen mit großem Geschrei und holen sie in die Hölle und setzen sich dann selbst zu Tische‘. Nachdem darauf die Gerechten erweckt worden, folgt als Hauptscene die Verdammung des Papstes zur Hölle [2].

---

[1] Holstein 78—79 rühmt diese ‚Schöne, lustige neue Action‘ als ‚eines der ausgezeichnetsten Spiele des ganzen Jahrhunderts‘; ‚es ist ein echt protestantisches Spiel, das gewiß zur Erbauung einer großen Menge beitrug‘.

[2] Genée 194—195. ‚Es ist ein fantastisches und kunstloses Gemisch von Engels- und Teufelsscenen.‘ ‚Einmal erscheint sogar das türkische Heer und wird von den

Als besondere Gelegenheit, die protestantische Jugend gegen das Papstthum aufzubringen, wurde im Jahre 1617 die Säcularfeier des Lutherthums benutzt. Heinrich Kielmann, Conrector am Gymnasium zu Stettin, verfaßte damals ‚Gott zu Ehren und männiglich zum Nutz‘ eine ‚lustige Comödie: Tetzelocramia, von Johann Tetzel's Ablaßkram‘, welche von der Schuljugend aufgeführt wurde und mehrere Auflagen erlebte [1]. Im ersten Acte klagt die Religion, daß ihre Ehre in allen Landen untergehe: von ihren drei Kindern sei Gnathaster ein Hofmeister am päpstlichen Hofe geworden, ihre Tochter Hypocrisis sei in die Klöster unter Mönche und Nonnen gerathen und gehe mit Huren und Buben um, ihre Tochter Veritas, der sie die Bibel geschenkt habe, werde allenthalben verspottet und verlacht. Veritas aber tröstet die Mutter: ihr sei ein Mann in Engelsgestalt erschienen, habe ihr einen Schild und ein Schwert überreicht und sie zur fleißigen Lesung der heiligen Schrift ermahnt. Die Mutter fordert die Tochter auf, in die Wüste zu gehen, da die Welt des Teufels Lohn sei:

Sich da ein Münch, ein seltsam Thier,
Stehn mir die Haar gen Berg doch schier,
Kom laß uns gehn, kom laß uns laufen,
Oder er wirft uns gar über'n Haufen.

Ein ‚Hof- oder Kirchenteufel‘ in Mönchsgestalt berichtet, wie er durch seinen Sohn, den Papst, alle Laster und Verbrechen in Schwang bringe:

Wil jemand dem entgegen sein,
Nicht leben nach dem Willen mein,
In Hurerei und Sodomey,
In Schinderei, in Simonei,
In altem Wahn und Triegerei,
Thu ich ihm an alle Herzen-Plag.

Auf Betreiben des Hofteufels wird Tetzel nach Deutschland geschickt; zunächst aber werden die Zuschauer nach Rom geführt, wo der Papst, auf einem Stuhl getragen, ‚mit seinen Cardinälen, Bischöfen, Mönchen, Sacraments-

---

Christen mit Hülfe des Engels Gabriel vernichtet‘ u. s. w. Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 393 No. 329.

[1] Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 395 No. 347. In einem lateinischen Vorspruch an den Leser betheuert der Verfasser:

Nec fictis tamen hic notare Papam,
Sed veris, velut acta sunt, libebat.

G. Ellinger macht in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgesch. von Koch und Geiger, Neue Folge 1, 176—177, darauf aufmerksam, daß Kielmann in den Partien, wo er den ‚Hofteufel‘ auftreten läßt, das gleichnamige Stück von Chryseus (vergl. oben S. 313) wörtlich ausgeschrieben habe.

Häuslein, Weihwasser' erscheint und eine Motette anstimmt. Tetzel erhält auf seine Bitte den Auftrag, in Deutschland Ablaßbriefe zu verkaufen, und der Hofteufel ladet ihn ein:

Mein Tetzel, mein getreuer Bruder,
Wolln wir nicht jetzo gehn zum Luder?
Auf solchen Bissen gehört ein Trunk gut,
Hab auch die Curtisan in Hut,

worauf Tetzel erwidert:

Ja wol, wir wolln uns beid erquicken,
Weil es uns thut so wol gelücken.

Der Papst ertheilt dann einem Fürsten, der ihn als ‚allerheiligsten Vater und Gott' begrüßt, gegen Erlegung von 2000 Kronen die Erlaubniß, seine leibliche Schwester zur Frau zu nehmen, und bricht gegen die Träger, welche ihn vom Stuhle fallen lassen, in die Worte aus:

Ihr erzverzweifelten Bösewicht,
Potz Wunder, Potz was hie geschicht,
Seid ihr denn toll oder seid ihr trunken,
Ihr gottlos verzweifelt Hallunken . . .

‚Darauf kommen die Kinder in weißen Hemden auf den Platz gelaufen und fangen mit laut an zu lachen'; dann tanzen sie und singen das bekannte protestantische Spottlied:

Der Papst hat sich zu Tod gefalln
Von einem hohen Stuhle . . .

und feiern dagegen Luther, welcher den rechten Schlüssel gefunden und ‚dem Teufel und dem Papste sein Reich zerstört' habe.

Nach solchen Vorgängen tritt Veritas auf und wundert sich,

daß die Erd und Felsenklüften
Nicht sein zersprungn, auch in den Lüften
Die Vögel nicht vergiftet sein
Von solcher Lehr und Teufels Venin,
Welch das verblendt, verderbtes Kind,
Das man jetzo zu Rome find,
Ließ ausgießen: weit übertrifft
Solch Lästerung die Hellengift,
Der Teufel konnt es nicht ärger spinn
Und es mit aller Witz aussinn . . .
Nun kommt das Gschrei in Teutschland an,
Daß kommen soll ein verlogner Mann,
Tetzel mit seinen Bullen und Lügn
Die Leut umb das Geld zu betriegn.

Der Verfasser läßt dann eine von ihm verfälschte Bulle Leo's X. durch Tetzel verlesen, worin diesem der Papst unter Anderm die Vollmacht ertheilt,

nicht allein von den bereuten und gebeichteten, sondern sogar auch ‚von den nicht bereuten und nicht gebeichteten Sünden‘ loszusprechen und die Pforten der Hölle zu schließen [1]. Man müsse, sagt Tetzel, nur Geld geben:

Ja, lieben Leut, das sag ich frei,
Daß nirgend so groß Sünde sei,
Die ich nicht könnt vergeben geschwind,
Wenn sich einer nur zum Kasten find . . .
Wenn einen auch die größte Sünd thet kränken,
Die man nur immer könnt erdenken,
So könnt er sie loskaufen bald,
Also auch fern und der Gestalt,
Wenn er die Mutter Gotts gleich hett
Böslich geschwängert in dem Bett . . .
Du kannst die ewig Gnad ererben,
Wenn du nur solchn Brief thust erwerben,
Ohn einige Buß, ohn Leid, ohn Reu,
Das sag ich dir bei meiner Treu.

In Wahrheit lehrte Tetzel anders. Gott ‚macht uns nicht selig‘, sagte er, ‚durch die Werke der Gerechtigkeit, die wir vollbracht haben, sondern durch seine heilige Barmherzigkeit‘. ‚Im heiligen Concilium zu Costnitz ist auf's Neue beschlossen worden: wer Ablaß verdienen will, der muß außer der Reue nach Ordnung der heiligen Kirche gebeichtet haben, oder sich vorsetzen, es noch zu thun. Solches bringen auch mit alle päpstlichen Ablaßbullen und Briefe.‘ ‚Denn die Ablaß verdienen, sind in wahrhaftiger Reue und Gottesliebe, die sie nicht faul und träge lassen bleiben, sondern sie entzünden, Gott zu dienen und zu thun große Werke ihm zu Ehren. Denn es ist am Tage, daß christliche, gottesfürchtige und fromme Leute und nicht lose faule Menschen mit großer Begier Ablaß verdienen.‘ Und wiederum: ‚Denn aller Ablaß wird erstlich gegeben von wegen der Ehre Gottes. Derhalben, wer ein Almosen gibt um Ablaß willen, der gibt es vornehmlich um Gottes willen, angesehen, daß keiner Ablaß verdient, er sei denn in wahrhaftiger Reue und in der Liebe Gottes, und wer aus Liebe Gottes gute Werke thut, der ordnet sie zu Gott in seinem Leben.‘ [2]

So Tetzel, den Kielmann als ‚verzweifelten Bösewicht‘ und ‚verlaufenen Buben‘ behandelt. Als Veritas ihn mit der Bibel zurecht weisen will, fährt Tetzel sie an:

Was sagst du monstrum hominis,
Halts Maul, oder ich treff dich gewiß . .
Was mit der Babel, Bubel, Bibel,
Daß dich besteh das fallend Uebel.

[1] ‚a peccatis contritis, confessis et oblitis, ut etiam a non contritis et non confessis . . item claudere portas Inferni et aperire januas Paradisi‘. Act 3 Scene 4.

[2] Vergl. meine Schrift: An meine Kritiker 70—73.

Er läßt Veritas wie eine vom Teufel Besessene verstricken und zu Boden werfen; ein herbeigeholter Exorcist soll ihr den Teufel austreiben[1]. Dann wird sie zur Inquisition geschleppt und Tetzel versichert:

Ich will sie wol zu Rechte bringen,
Will sie lassen über die Klinge springen,
Oder will sie lassen zu Aschen brenn,
Sie soll mich dann erst lernen kenn,
Daß ich ein Inquisitor bin,
Ich bin so toll in meinem Sinn.

Zur Abkühlung geht er zu einem ‚freien Schmauß' in ein Kloster, auf Einladung des Exorcisten:

Frölich wolln wir uns da machen,
Und lachen über diesen Sachen,
Hernach ihr weiter Markt sollt halten,
Seid nur zufrieden und laßt Gott walten.

In einer der folgenden Scenen wird Tetzel, der einem Junker und dessen Leuten um zehn Kronen einen Ablaß für künftig zu begehende Sünden verkauft hat, von diesen im Voraus Losgesprochenen durchgeprügelt.

Junker:

Schlagt tapfer zu, thut ihn wol zausen,
Wir wolln ihm tapfer die Kolbe lausen,
Die Sünd ist euch vergeben gar,
Wenn ihr ihm schon laßt nicht ein Haar.

Tetzel:

O Bann, o Ceter, o Mordio,
Ihr Schelm, warum schlagt ihr mich so?

Die Leute des Junkers wollen ihm noch das Geld abnehmen, ‚den Hudeler noch besser abschmieren' und ‚beide Backen noch voll hofiren', aber der Junker mahnt ab:

Laßt sein, der zarte Man möcht sterben,
Wir habn gnug sein Fell thun gerben.

Im letzten Acte erscheinen die Erzengel Michael und Gabriel. Veritas wird befreit, und Beelzebub herbeigerufen, um Tetzel mit zwei seiner Gesellen vor Gericht zu stellen. Beelzebub verspricht denselben, er wolle sie schonen, wenn sie niederfallen, um ihn anzubeten. Sie fallen nieder und beten den Teufel an[2]. Nichtsdestoweniger aber werden sie zur Hölle abgeführt. Da=

[1] Unter Anderm mit folgendem Latein: . . adhuc exorciso te in nomine Patria Filia et Spiritua Sancta, sancta Maria. Act 3 Scene 7.

[2] Tetzel betet: O sancte Beelzebub parce mihi misero peccatori. Die zwei Genossen beten: Esto propitius sanctissime Pater Beelzebub. O pater Beelzebub miserere mei. Act 5 Scene 4.

gegen werden Luther und Bugenhagen von Michael feierlich ausgerüstet zu ihrem Unternehmen gegen den römischen Antichrist[1].

Andere confessionell-polemische Schauspiele waren nicht allein gegen das Papstthum, sondern zugleich gegen alle nicht lutherischen Religionsgenossen gerichtet. Zu diesen gehört Nicodemus Frischlin's lateinische Comödie ‚Phasma', welche im Jahre 1580 vor Fürsten und Herren in Tübingen aufgeführt und zweimal in's Deutsche übersetzt wurde[2]. Es wird darin unendlich viel disputirt; die lutherische Lehre als die allein wahre und berechtigte vertheidigt, jede andere als Teufelswerk zur Hölle verwiesen. Unter Anderm sind Zuhörer und Leser Zeugen eines langen Gesprächs, in welchem Luther und Brenz, Zwingli und Carlstadt einander gegenübertreten. Erstere beweisen,

Daß in dem Nachmal nicht nur sei
Wein und Brod wie ein Bauernbrei,

sondern daß Christi Leib und Blut darin dargereicht werde. Sie fahren übel an:

Carolstadius:

Pfui, was seid ihr heßlich Thyesten,
Die ihr mit Menschenfleisch euch thut mesten.

Cinglius:

Wie zerreißt ihr gleichsam mit Messer
Das Fleisch mit Zähn, ihr Menschenfresser.

---

[1] Auch diesem Schauspiel wird von Holstein 240—243 reicher Beifall gezollt. Es ‚zeichnet sich nicht nur durch eine formgewandte Sprache, sondern auch durch einen correcten dramatischen Aufbau aus. Dabei werden die historischen Vorgänge des Ablaßkrames dargestellt und fesselnde Bilder der kirchlichen Zustände jener Zeit entrollt. Auch an humoristischen Zügen fehlt es nicht, doch sind sie nicht in dem Maße vorhanden, daß etwa der religiöse Character des Ganzen darunter litte'. ‚Kielmann's treffliches, mit liebevollem Verständniß verfaßtes Reformationsspiel' wurde vom Pfarrer Martin Rinckhart zu einer in gleichem Geiste geschriebenen und von Gymnasiasten zu Eisleben aufgeführten ‚Jubel-Komödie' benutzt. — Auch für Genée 174. 178—179 sind die polemischen Schauspiele von ‚tief religiösem Ernste durchdrungen'. ‚Welche Kraft der Ueberzeugung lag selbst in den Ausbrüchen des Zornes, die aus der Tiefe religiöser Empfindung kamen!' Außer ‚der Sehnsucht nach Erkenntniß der Wahrheit' war ‚der herzinnigste, man kann sagen frömmste Haß gegen die Fälscher der Wahrheit und der Religion der Liebe der Gedanke, der in dieser erhabenen Bewegung des Zeitalters nach Ausdruck rang'. Und doch hat Genée, wie er in der Vorrede versichert, ‚die Stücke selbst' gelesen.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 386 No. 6 a und b. Besprechung des Drama's bei Strauß, Frischlin 125—129. Ich benutze die Uebersetzung von Arnold Glaser, Greifswald 1603.

Carolstadius:
Welch gotteslesterliche Centauren.

Cinglius:
Welch wilde und barbarisch Bauern.

Carolstadius:
Welch ketzerische Götzenfresser.

Cinglius:
Welch Blutsäufer und Teufels Gefesser.

Weitere Schmähungen reihen sich an. ‚Die Lehre von der Majestät des Menschen Christi' sei ‚Unflat', erklärt Carlstadt,

Und Teufelsdreck, nicht anzunehmen,
Dessen sich der Satan selbst thut schämen.

Cinglius:
Und ich acht sie so nichtig ganz
Als zwei Härlein im Pferdesschwanz.

Carolstadius:
Ja, ich sag ebn dasselb hievon
Was Beza mein geistlicher Sohn,
Der viert nach mir geschrieben hat:
Wie daß gebe von sich gerad
Seiner schönen Kellnerinnen Hinter
Viel bessern Geruch, als derer Münder,
So da sagen, daß ihnen auf Erd
Christi Leib und Blut gereicht werd [1].

Der Teufel, auch hier in Mönchsgestalt, thut kund, daß er Carlstadt und Zwingli weggerafft habe, und freut sich besonders über die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Trient. Diese Versammlung, in welcher Papst Pius IV., Cardinal Campegius und Bischof Hosius das Wort führen, wird durch die Ankunft Christi und der Apostel Petrus und Paulus unterbrochen. Aus deren Mund vernimmt der Papst, daß er ein Erzbube und der Widerchrist sei und zum Gesinde des Teufels gehöre. Auch die heilige Jungfrau Maria tritt auf und beklagt sich bei ihrem Sohn, wie sie vom ‚Papste und seinem Geschwarm so häßlich geschändet' werde. Man lege ihr im Papstthum bei, daß sie ‚Hurerei vertreten' habe und die Hebamme einer Nonne geworden sei . . .

Sie schreiben, ich hab mich gelegt
Auch zu eim Münch unter die Deck,
Und Unzucht mit ihm getrieben,
Solchs wird von mir für gwiß geschrieben.

---

[1] Act 3 Scene 3.

Auch hat der Papst, der ehrlich Mann,
Solch Buch canonisiren lan.
Ach lieber Sohn, auch lieber Herr,
Errette du mein Zucht und Ehr,
Den Heilgenschänder, der mich zeucht,
Ich sei ein Hur, und sich nicht scheucht,
Straf, lieber Sohn, gib ihm den Lohn.

Als der Papst darauf kleinlaut erwidert:

Fürwahr, das muß ich so bestohn,
O Jesu Christ, ein wenig schon,

spricht Christus:

Du Ottergezücht an Herz und Sinnen,
Wie wölstu der Hellen Rach entrinnen? . .

Er ruft die Teufel herbei:

Ihr Schergen Asmod, Belial,
Und was mehr sind Teufel ohn Zahl,
Kommt alle sämmtlich flugs heran . .
Kommt her, sag ich, geht nicht lang rum,
Werft diesen gottlosen Pium
In den Schuldthurm der tiefen Hellen
Sammt alle seine Mitgesellen.

Nachdem dann der Papst, Hosius und Campegius ihre Eltern verflucht haben, werden sie von den Teufeln weggeführt. Ein gleiches Geschick trifft Zwingli und Carlstadt, Schwenkfeld, einen Mönch, eine Nonne und einen Wiedertäufer. Als die Teufel zaudern, ermuntert sie Christus:

Was steht ihr Teufel! laßt ihn nur grauen,
Reißt sie weg mit euern Klauen:
Geht hin in's ewig Feur der Hell,
Der Teufel ist euer Gesell,
Von Anbeginn ist da ein Ort
Für euch bereit, geht immer fort.

Luther und Brenz sollen auf Christus warten: bei seiner baldigen Wiederkunft wolle er sie in den Himmel aufnehmen.

Zum Schluß lassen sich wechselnde Halbchöre vernehmen: Christus mit den Seinigen singt Luther's Lied:

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord;

dagegen ‚Satanas mit den Seinigen':

Erhalt die römisch Kirch, o Gott,
Und wehr des Luther's Hohn und Spott,

Der Papam Pium meinen Sohn
Begehrt zu stürzen von seim Thron.
Beweiß dein Macht, du reine Maid
Maria, bhüt mir Rom für Leid,
Beschirm dein ganze Christenheit,
Daß sie dich lob in Ewigkeit.

In diesem Tone singen die Teufel weiter.

Ganz aus der Zeit gegriffen ist die Klage eines Bauern: in Sachen der Religion gebe es jetzt so viel Sinne als Köpfe, man wisse gar nicht mehr, was man glauben solle:

Denn dieser sich dem Papst ergibt,
Der ander Doctor Luther liebt,
Der dritte folgt Huldrich Zwingels Steigen,
Viel zu Schwenkfeld Lehr ihr Herz neigen.
Es finden sich gleich Majoristen,
Darzu ein Rott der Calvinisten,
Etlich sind Flacianer worden,
Etlich der Wiedertäufer Orden,
Endlich die Secten allzumahl,
Wer kann sie sagen nach der Zahl?
Da nicht der Wasserschlangen sind,
Von Hercule erwürgt geschwind
Zu Lern im See, gewest so viel
Der Köpf wie jetzt in diesem Spiel
Der Rotten und der Schwärmerei,
Da jedr wil han sein Urtheil frei.

Wenn eine Secte abgeschafft sei, treten alsbald zehn neue auf den Platz:

Ach, es ist mehr dann allzu wahr,
Denn, lieber Corydon, was ists gar
Ein ungewiß Weg bei den Leuten
Zur Seligkeit zu diesen Zeiten,
Da mans doch sicht für Augen klar,
Wie seltsam und in was Gefahr
Durch Hader, Zank, Neid und Zweitracht
Gotts Wort verwürrt sei und gebracht [1].

In wie hohem Grade dieses der Fall war, zeigt auch der von Zacharias Rivander, Superintendenten in Bischofswerda, im Jahre 1593 veröffentlichte ‚Lutherus redivivus, eine neue Comödie von der langen und ergerlichen Dis-

---

[1] Act 1 Scene 1. Strauß, Frischlin 125, hält das Drama für eine ‚wunderliche, formlose Composition'. Genée 205 meint, es sei ‚als Comödie betrachtet ein Muster von Langweiligkeit'. Dagegen bezeichnet es Holstein 62 als ‚ein großes Reformationsdrama'; nur ‚mitunter' zeige es ‚zelotischen Character'. S. 229.

putation bei der Lehre vom Abendmahl'. Das Stück behandelte die Abendmahlsstreitigkeiten von 1524 bis 1592 unter Benützung von mehr als 300 darüber erschienenen Streitschriften und ließ Luther als Sieger aus denselben hervorgehen[1]. Im folgenden Jahre wurde Rivander sammt seiner Frau auf Veranstaltung seines cryptocalvinischen Gegners Peter Streuber, Superintendenten zu Sorau, durch einen vergifteten Karpfen umgebracht[2].

Solcher Streitdramen gab es noch viele[3]. Besonderer Erwähnung als eigenartig polemisch verdient noch ‚der Eißlebische christliche Ritter, eine neue und schöne geistliche Comödia, darinnen nicht allein die Lehr, Leben und Wandel des letzten deutschen Wundermannes Lutheri, sondern auch seiner, und zuvörderst des Herrn Christi zweier vornemsten Hauptfeinden, Papsts und Calvinisten, sowol als anderer vielfeltige Rath- und Fehlschlege, auch endlicher in Gottes Wort offenbarter und gewisser Ausgang bis an den nunmehr bald zukünftigen jüngsten Tag: beides nach schöner poetischer und verblühmter Art, und dann auch historischer richtiger Wahrheit in drei Brüdern, Pseudopetro, Martino und Johanne, als die umb ein Erbschaft und Testament streiten, abgemahlet und aufgeführet durch Martinum Rinckhart, Diaconus zu Eißleben in der Neustadt, agiret aber vom Gymnasium daselbst post ferias caniculares 1613.'[4]

In der Vorrede wird Luther als ein zweiter Sanct Georg und ‚Ritter Gottes' wider die Feinde seines Reiches hingestellt. ‚Besonders seine eigenen falschen Brüder Papst und Sacramentirer, so das Land der Lebendigen, das heilige Volk Gottes, das ihnen unser himmlischer Sieges- und Kriegsfürst als sein Eigenthum auf ihre Seelen vertrauet, sie aber untreulich regieret und entweder den höllischen babylonischen siebenköpfigen Drachen mit seinen sieben Sacramenten, den Antichrist (so auch gleichermaßen als Ritter Georgen vornehmster Feind Diocletianus deren Zeiten) zu Rom gesessen, darinnen foviret, gemehret und geehret, oder aber das giftige Ottergezüchte der Sacramentsschänder und Zwinglio-Calvinianer, so einen Strom voll höllischen Schwefel-

---

[1] Holstein 231—233. Gottsched 2, 237—240. ‚Man kann leicht denken, daß hier ein ganzes theologisches Zanksystem in den elendesten Knittelversen zu lesen ist.'

[2] Goedeke, Grundriß 2, 370.

[3] Alle dramatischen Erzeugnisse, welche der trostlose, künstlerisch unfruchtbare Haß hervortrieb, zu zergliedern, ist weder möglich noch nothwendig.

[4] Neudruck von C. Müller. Halle 1884. Müller IV meint, ‚Diese Comödie zeichnet sich sehr vortheilhaft aus durch ihren Aufbau, ihre Sprache, ihren warmen für Luther's Wesen und Lehre begeisterten Ton und durch die in ihr sich aussprechende Kindlichkeit und Reinheit des Gemüthes, wie den hie und da sich zeigenden Humor.' W. Wackernagel dagegen findet an einer von Müller angeführten Stelle ‚in dieser gehässigen Dichtung den ingrimmigen Haß von Bekenntnißform gegen Bekenntnißform, . . . die Verknöcherung des Geistes und die Ertödtung der Liebe durch den Buchstabendienst', von welchem das 16. und 17. Jahrhundert beherrscht wurden.

gifts über den andern wider die majestetische Person des Sohnes Gottes und Mariä dürftiglich ausgespeiet: die hat er, der streitbare Manßfeldische Held Lutherus allesampt als einen einzeln Mann in der Kraft des Herrn erleget . . .'

Zum Stützpunkte seines Lutherspieles wählte Rinckhart die zu dramatischer Entwicklung nahezu unbrauchbare alte Erzählung von drei Söhnen eines Königs, welche bei einem Erbstreite nach der Leiche des Vaters zu schießen beabsichtigen. Der König ist beim Dichter Christus-Immanuel, seine drei Söhne sind Pseudo-Petrus der Papst, Martin Luther und Johannes Calvin. Als Christus stirbt, sind zufällig die drei Söhne abwesend: Pseudo-Petrus in Welschland, Martin in Eisleben und Johannes in der Schweiz. Wider die ausdrückliche Testamentsbestimmung des Vaters reißt Pseudo-Petrus Krone und Scepter an sich und vergewaltigt die Unterthanen in der abscheulichsten Weise:

Helt mit dem Teufel heimlich zu,
Keuft der Sarcophil Hurenschuh,
Und macht es, das es besser döcht,
Und darf doch niemand muxen nicht.

Martinus stellt ihn ‚mit Bescheidenheit' zu Rede, wird aber abgewiesen. Während sie noch streiten, kommt Johannes aus der Schweiz,

Wil vom Testment wedr sehn noch hörn
Oder es jo in allm verkehrn,
Begibt sich in der Frauenzunft
Und löffelt mit Jungfrau Vernunft,
Vater, Brüder schmecht, schlegt und schilt,
Und ihm ein groß Unrecht einbild[1].

Er macht den Vorschlag, nach dem Herzen des Vaters zu schießen. Pseudo-Petrus ist damit einverstanden, Martin dagegen erhebt Widerspruch und wird deßhalb hart geschmäht; seine Anhänger, darunter Ohm Frühuff und Sixt, welche nach dem Theaterzettel ‚alle lutherischen beständigen Christen' bedeuten, werden gefangen genommen, und Johannes verlangt, daß ‚die Buben hingemetzelt werden' sollen.

Pseudo-Petrus:

So schafft, daß sie werden aufgeführt,
Fort, fort, fort, nur fort, exequirt.

Sixt:

O du Bluthund du werfts verseumn,
Mer woln dir jo die Welt noch reumn,
Daß du dich drinne kanst satt fressen:

[1] Prolog S. 16—18.

Unsr Herrn müssn Saufbärdsche heissen,
Und du seufst unsr Blut hinein
Gleich als eine Kuh odr en Schwein . .

In dem Augenblick als der Henker zum Schwerte greift, kommt Christus-Immanuel ‚ganz unversehens ex Abrupto darzwischen mit etlichen Engeln, so in die Posaune stoßen', und spricht:

Ihr verfluchten Leut,
Was habt ihr für? nicht ey Meit.

‚Da fallen die Feinde Martini alle als todt nieder und werden weggeschleppt vom Cacangelo, der sich jetzt schwarz in Teufelsgestalt sehen lässet, mit etwa noch einem stummen Teufel.' Die Gefangenen werden von Engeln losgebunden, Martin im Sterbekittel wird von Immanuel als sein liebes Kind begrüßt.

Immanuel:

Seht da, ich hab euch Fried gemacht,
Und all ewr Feinde umgebracht:
Geht ein mit mir, sie solln fortan
Euch all wol ungeplaget lahn.

Ritter Martin:

Amen, nun hat der Krieg ein End,
Wol dem, dem es Gott also wend [1].

Der Friede ist da, aber erst nachdem Katholiken und Calvinisten vom Teufel geholt worden.

Auf seine allegorische Deutung der alten Erzählung von den drei Brüdern pfropfte Rinckhart fast die gesammte Geschichte der religiösen Umwälzung. Im ersten Acte treten auf: Pseudo-Petrus (der Papst), Thrasistomus (Cajetan), Polylogus (Tetzel) und Sarcophila, ‚die babylonische Hure, mit ihrem Drachen, des Papstes als Antichrists Braut', wie dieses Alles der Theaterzettel erklärt. Pseudo-Petrus ist fröhlich über den Tod des Vaters:

Holla, wolan, der Vatr ist weg,
In unsre Küch gehört der Speck . . .
Wie steht's, ihr Kerl? wir habn befohln,
Man soll den Zehnten bein Bauern holn [2].

Polylogus soll ein Edict ausschreiben, daß die Bauern den Zehnten selbst bringen sollen, macht aber den Papst auf die babylonische Hure aufmerksam:

Herr König seht Ewr Gnaden Buel.

Pseudo-Petrus:

Sih da:

---

[1] S. 103 fll. [2] S. 20 fll.

Ad Polylogum:
Du Bube haltuß Mauel.

Sarcophila auffm Drachen:
Wil mein schöns Lieb ein Ehrentrunk?
Ihr andern auch? trinkt all genung,
Trinkt, trinkt, man trink so viel man woll,
Der Becher bleibt doch immer voll.

Der Papst fällt vor ihr auf die Kniee und spricht:

Du große Göttin aller Welt,
Ich bitt, so es dir nicht mißfellt,
Wirdige uns und geh mit ein,
Des Trunks muß ich gesättigt sein.

Der Papst winkt ihr zu und folgt ihr. Bauern kommen nun und klagen über den Tod des guten Königs. ‚Etwas trunken' gesellt sich Tetzel zu ihnen und fordert Geld. Die Bauern weigern sich, aber da Pseudo-Petrus selbst erscheint und mit dem Häscher droht, ergeben sie sich in ihr Schicksal. In der folgenden Scene hört Pseudo-Petrus vom Auftreten Ritter Martin's und es ist schon die Rede davon, wie man ihn mit Dolch oder ‚welschen Süpplein' unschädlich machen soll. Dann tritt Martin selbst auf (die Randnote sagt: 1516) und klagt schwer über seinen Bruder:

Mein selger Vater, Ehrn gedacht,
Hat uns ein Testament gemacht,
Und auch das Landvolk guter Massn
Freiheiten drin genießen lassn.
Aber, was thut mein Peterskopf,
Pseudo-Petrus, der lose Tropf?
Er drückt das Volk mit Plagn so schwer,
Als ob er alter Pharao wer.
Frist, seuft, hurt und lebt wie ein Schwein,
Und wil noch heilger Engel sein.

In ähnlichem Stile schildert der zweite Act Luther's Unterredung mit Cajetan, der dritte Luther's Auftreten zu Worms und seine Streitigkeiten mit Thomas Münzer, Carlstadt und anderen, der vierte das Beginnen Calvin's und das angebliche Bündniß des Papstthums mit dem Calvinismus zur Ausrottung des Lutherthums und endlich der fünfte den erwähnten Sieg des letztern durch die Dazwischenkunft Christi, Alles ohne künstlerische Anordnung und Entwicklung. Der Hauptzorn des Dichters trifft immer den Papst, aber auch Zwingli und Calvin kommen häufig übel weg. An einer Stelle wird auch die Verwerfung der kirchlichen Musik durch die Calvinisten zur Sprache gebracht. Auf die Frage des Chorführers der mansfeldischen Bergleute:

Hörn die Herrn gern was von Music?

antwortet Ritter Johannes (Calvin):

Back dich du Lapp, daß dich die Siec,
Und ihr kahlen Vocativi, weg
Mit dem Gescharr und Saugebleck.

Dazu die Erläuterung: „Zwinglii Urtheil von der Musica‘ [1].

Eine polemische ‚feine Comödie‘ anderer Art, zugleich die damalige Sittenverwilderung mit aller Derbheit schildernd, ist Bartholomäus Ringwalt's im Jahre 1590 erschienenes: ‚Speculum Mundi, Der Welt Spiegel‘ [2]. Nachdem seine ‚Lautere Wahrheit‘ bereits wenigstens fünf Ausgaben erlebt hatte [3], wollte der Dichter auch in dieser ‚feinen Comödie‘ die ‚lautere Wahrheit‘ verkünden, wenn auch ‚der Teufel mit all seinen Gliedmaßen darüber bersten sollte‘.

Zuerst tritt der Landjunker Hypocratz auf, klagt, daß er vom nächtlichen Saufen unlustig sei, und wünscht, daß ein Bauer ihn ‚etwas mit Füßen trete‘ und ihm ‚die Knochen wieder richten‘ möge. Der Knecht Reumaus versieht ihm diesen Dienst, und muß dann auf Befehl des Herrn die drei Junker, mit welchen dieser die Nacht durch gezecht hatte, wieder einladen. Inzwischen geht Hypocratz zur Kirche und hört dort in der Predigt, daß ‚alle versoffenen Herren mit Leib und Seel des Teufels wären‘. Darüber ergrimmt, droht er, er wolle den Pfaffen mit dem Spieße schlagen oder stracks zum Dorf hinausjagen.

Darauf folgt die Beschreibung eines Saufgelages der vier Junker. Ein Tuchmacher, der für gekaufte Wolle dem Hypocratz Geld bringen will, wird eingeladen, mitzusaufen, während Reumaus ein Trinklied ‚Vom Schlemmer aus dem Joachimsthal‘ singen muß. Darin die Verse:

Mein Herz das thut mir springen,
Wenn ich nur saufen soll,
Ich kann zum besten singen,
Wenn ich bin rechte voll . .
Ich kann auch tapfer schreien
Und treiben Gaukelspiel,
Darzu bei Abends freien
Nach aller Narren Ziel . .
Doch geht mir's auch wol übel,
Daß ich spei an dem Tisch
Und oftmals meine Knubel,
Und auch das Wammes wisch,
Riech lieblich als ein Schwein,
Solt das nicht lustig sein?

---

[1] S. 98—99.

[2] Frankfurt an der Oder. Goedeke, Grundriß 2, 517 No. 17, führt drei Ausgaben des Stückes an.

[3] Vergl. Goedeke 2, 215 No. 12.

Der Tuchmacher, der alle Saufgebräuche nicht mitmachen kann, wird von den Junkern durchgebläut, hält an diese eine Anrede, nennt sie Schweine und fragt:

Und weil denn heut den vollen Flaschen
Hat euer Pfarr den Pelz gewaschen,
Und ihnen geben ihr Bescheid,
Wie kömmts denn, daß ihr seufrig seid?

Darauf Hypocratz: ‚Schlagt todt den treu-ehrlosen Mann'; ‚zieht vom Leder und die anderen drei Junker schlagen auch mit Spießen auf den Tuchmacher zu, welcher entläuft'.

Der Pfarrer wird herbeigeholt, vertheidigt die Strafpredigt, welche er gehalten, erhält aber dafür ‚vom Junker ein starkes Urlaub':

. . daß dich potz Pirlament
Und aller Plinder Plunder schend,
Darzu der Blitz und alle Gicht.

Der Pfarrer nimmt Abschied von der Gemeinde, ermahnt zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und zieht mit Weib und Kindern von dannen.

Inzwischen heben die Junker ‚wieder ein Gesöffe an'; ein Hase, den die Gäste mitgebracht haben, verwandelt sich in eine Katze . . . ‚Nein schau', sagt einer der Junker,

. . wie sie so greulich sicht,
Hat glanze Augen als ein Licht,
Ist auch von Farben mancherlei,
Ich halt, daß es der Teufel sei.

Aber Hypocratz will sich nicht stören lassen, spottet des Teufels, läßt von Neuem einschenken, hält mit den Gästen einen Tanz auf dem Tisch, fällt herunter und wird von drei auftretenden Teufeln, Malus, Peior, Pessimus, weggeschleppt:

Brüllt wie ein Kuh, quickt als ein Schwein,
Und ward geschapt zur Höllenpein.

Pessimus singt:

Hie leit Scharnhans der teure Man
In Beelzebup gestorben,
Der selten hat was guts gethan,
An Leib und Seel verdorben . .
Er hielt nicht viel von Ehr und Zucht,
Bracht gute Leut zu Falle,
Und manche dicke Magd besucht
Im Gras und auch im Stalle . .
Er war ein rechter schlimmer Fux,
Qui contra Deum vixit,
Sepultus sine lux et crux
Et subito morixit.

Nu kom, nu kom du fromer Schalck,
Empfang nach deinen Thaten,
Wir wollen deinen fetten Balck
Im hellschen Feuer braten.

Ein Gevatter des entlassenen Pfarrers ermahnt die Zuhörer zur Buße und theilt ihnen den Inhalt des zweiten Theiles der Comödie mit.

Darin erscheint zuerst ein Baron, welcher den entlassenen frommen Pfarrer in seine Dienste nimmt. Jedoch der Bischof der Diöcese will keinen lutherischen Prediger leiden und berathschlagt sich mit einem Cardinal und den zwei Domherren Porcus und Ruprecht, wie der neu Angestellte aus dem Wege zu räumen sei. Wir haben, sagt der Cardinal, den frühern Prediger vergiftet und wollen nun auch den neuen mit Wasser, Strick oder Feuer beseitigen. Wenn wir nicht, versichert einer der Domherren, ‚Brand, Lügen, Mord und Gift‘ hätten, so läge das Papstthum längst im Grund und Luther wäre in die Engelsburg eingezogen. Es werden nun Knechte ausgeschickt, um den Prediger unversehens gefangen zu nehmen und ihn dann verhungern zu lassen oder zu ersäufen. Bevor diese ausziehen, ertheilt ihnen der Bischof seinen Segen:

Der Rock Burchardi euch bewar,
Beatrix, Appollonia,
Das Ablas zu Bononia,
Darzu der Stul des Bapstes rein,
Geleit euch sicher aus und ein
In Kraft und Macht der Kreuzelein.

Jedoch der Anschlag mißlingt und die geistlichen Herren müssen warten, bis der Baron gestorben. Nach dessen Tod geht der Bischof an's Werk, unterstützt von dem Bürgermeister, welcher ihm das Städtchen lehnspflichtig übergeben will. Nach erfolgter Uebergabe befiehlt der Bischof, den Baron in die Schindgrube zu tragen und den Prediger gefangen zu nehmen, um ‚aus ihm ein Pulver zu machen‘. Die Knechte reißen den Prediger zu Boden und führen ihn gebunden fort, während dessen hochschwangere Frau, weidlich beschimpft, in Ohnmacht fällt. ‚Das Ketzerthier‘, vor den Bischof geführt, disputirt über die wahre Lehre, wird aber geknebelt als ‚toller Hund‘:

Ihr Knecht, so nemmt ihn an von Stund,
Und bind ihm Händ und Füße wol
Als ein Schaf, das man schlachten sol,
Und steckt ihn fein mit hartem Zwang,
In einen Winkel an die Bank,
Bis wir ihn mit uns heimen nehmen
Und ihm den Rock mit Schmauch verbrennen.

Jedoch es entsteht ein Aufruhr der Bürger, der Bischof mit seinem Haufen entläuft, der Pfarrer wird befreit, der Baron feierlich zu Grabe getragen.

Darauf erscheint der Erzengel Gabriel mit bloßem Schwert und kündigt den Zuhörern an, welch ein furchtbarer Greuel dem Cardinal und dem Bischof im Sinne liege:

Als nemlich in's Baronis Stad,
Daraus man sie vertriben hat,
Die Bürgerschaft mit Haut und Har
In einer Nacht zu tilgen gar,
Darzu denn allbereit bestalt
Ein wohlgerüstet Hinterhalt,
Der sie im Finstern Schlafes vol
Befallen und erwürgen sol.

Berathen vom Teufel Malus, planen der Bischof und der Cardinal einen solchen Ueberfall, jedoch Gabriel schlägt mit seinem Schwerte den Cardinal, der den hl. Paulus für einen Spermologen ausgibt, als ein ‚unverschämtes Lästerthier' zu Boden, und spricht zum Teufel:

Nimm Male, führ ihn in die Luft
Und wirf ihn in ein Pfütz, das pufft,

und als Malus sich sträubt:

Ei Gabriel, das thu ich nicht,
Denn Luciper ungerne sicht,
Daß wir ihm seine Diener bringen,
Die wider Michaelem ringen . . .
Führ du ihn selber in die Pein,

erwidert Gabriel:

Ei, das ist nicht des Amtes mein,
Sondern mir ist allein befohlen,
Die Frommen in das Reich zu holen,
Du aber mußt auf deinem Wagen
Die Bösen in die Hölle tragen . . .
Derhalben nimm und trag ihn fort
An seinen wohlverdienten Ort,
Und laß dich sehn mit diesem Wurm
Hoch in der Luft am Kirchenthurm,
Auf daß ein Jeder, Mann und Frau,
Dieß schreckliche Spectakel schau,
Zu Scheu den andern, die da noch
Mutwillig ziehn an's Bapstes Joch,
Und wissent seine Lästerung doch.

Malus:

Wohlan, so komm in unser Loch,
Du solt darinnen tapfer schwitzen,
Und bei dem Bapst Johanni sitzen,
Der da der Acht des Namens war

Und als ein Weib ein Kind gebar,
Den will ich dir auf unserm Plan
Mit großer Freud vermehlen lan . .

(‚Sie laufen sie beide mit einem großen Geschrei an einen sondern Ort.‘)

Gabriel:

Schaut liebe Christen wolgethan,
Wie es demselben Menschen geht,
Der wissentlich beim Papste steht,
Und doch im Herzen sehr wohl weiß,
Daß sein Thun sei ein Höll Geschmeis . . .
Darumb ihr Christen stoßt euch dran,
Beharret auf der rechten Bahn,
Habt was euch Gott im Himmel gan
Und betet nicht den Teufel an . .
Da dieser hat sein End genommen,
Die andern sollens auch bekommen
Und plotz entfinden Gottes Macht
Ein viertel Stund nach Mitternacht.

Nach dieser Scene tritt ein Fleischer vom Lande auf und thut den Zuhörern ‚rechtschaffene gute Zeitung‘ kund:

Den Cardinal hat der Schlag gerührt,
Welchen der Teufel weggeführt
Und ihn, als man's gesehen fein,
Getragen in die Luft hinein.
Den Bischof hat man blutig roth
In seinem Bett gefunden todt,
Wer ihn erwürget, noch kein Mann
Im ganzen Schloß erfahren kann.
Herr Ruprecht ist fürm Bett gelegen,
Hat greulich umb das Hane kregn
Gebolcket und die Augen nicht
Gehabet mehr im Angesicht.
Herr Porcus aber voller List
Wie Judas hingefahren ist
Und hat als eine Sau besengt
Sich an ein Glockenstrang gehengt,
Welches ich mit Augen hab gesehn:
Und ist, als wahr ich leb, geschehn.

Nachdem so alle Feinde vertilgt worden, fordert der Prediger die Bürger auf, einen Lobgesang anzustimmen.

In der nächsten Scene erscheinen von Neuem die drei Teufel Pessimus, Peior und Malus. Peior weiß ersterm über ‚gar schöne Werk‘ zu berichten, die er ausgeführt oder befördert habe, zum Beispiel daß viele Lutheraner verbrannt worden, daß ein Weib ihren Mann erwürgt, ein Vater seinen Sohn

erstochen, eine Tochter ihre Mutter erschlagen habe, und dergleichen mehr, worauf Pessimus:

Ei, du hast es ja gut gemacht,
Für Freuden mir das Herze lacht.
Komm her, mein Sohn, und trink einmal
Aus meiner Flasch von Rencfal.

Dagegen ist er höchst unzufrieden mit Malus, der es nicht zu Stande gebracht, daß der Bischof die Stadt des Barons zerstört und das Blut aller dortigen Christen vergossen habe:

Denn du bist sonsten eben faul,
Hast ein versoffen neschrich Maul,
Magst wohl sein auf der Gart gewesen,
Eine alte Zauberin überlesen,
Mit ihr begangen Händel krum
Und geben einen Incubum.
In dieser Weil seind aufgeräumt
Viel fromme Herrn, von dir versäumt,
Die uns in unserm alten Spiel
Noch hätten können dienen viel.

Malus schwört ‚bei des Papstes Stuhl‘, daß er ‚den guten Herren nach bester Kraft alle Schwägerschaft erzeiget‘ habe; er verschulde es nicht, daß der Engel den Cardinal todt geschlagen,

Und über das mir hat gebot,
Daß ich den Cardinalen todt
Noch tragen must bei Sonnenschein
Für jederman zur Höll hinein
Mit einem Bock, auf unserm Wagen.

Pessimus:

Was? hast du ihn noch weggetragen?
Daß dich das Pech, nu mußt du dran,
Und wenn du hät's ein Panzer an,
Wolan nu mußt du durch die Kolen.

Er läßt sich von Peior eine Ruthe bringen und spricht:

Nu kom Gesell und leg dich her,
Laß sehn was hast du vor ein Schmer,
Bald, bald, da hilft kein Bitten mehr.

‚Hie legt sich Malus auf des Pessimi seinen niedergelegten Stul, Peior hält ihm die Füße, Pessimus stehet und schmeißt tapfer zu.‘ Nachdem Malus Besserung versprochen, säen die Teufel in der Stadt noch allerlei Teufelssamen aus, bis Gabriel ihnen das Handwerk legt:

Ihr Gotteslästerer alle drei,
Was übt ihr hier vor Schelmerei, . . .
Packt euch, hie habt ihr keinen Raum,
Fahrt auf des Papstes Feigenbaum,
Und laßt euch da mit vielem Klingen
Ein laut und stille Messe singen.
Das wird euch fein in euren Sachen
Vom Fegefeur ein Ansehn machen,
Daß es wird glauben Weib und Man,
Wie ihr vor Zeiten mehr gethan.
Packt euch, ihr Dieb und lose Schelm
Oder ich schlag euch auf den Helm,
Daß euch der Schädel sinken sol,
Wenn ihr nicht wolt, so müßt ihr wol.

Zum Schluß ermahnt Gabriel die Zuhörer, sich vor aller falschen teuflischen Lehre, auch vor dem lästerlichen und gottvergessenen Zwinglianismus zu hüten; der jüngste Tag stehe nahe bevor und Gottes Sohn werde seine Brüder aus dem Rachen des Teufels befreien [1].

‚Ich bin gewisser Zuversicht,' sagte Ringwalt in der Widmung seines Stückes an einen kurfürstlich brandenburgischen Rath und Hofmarschall, ‚daß über dieser meiner Comedien, sie werde gelesen oder agiret, mehr gute Seufzer zu Christo als wol harte Scheltwort wider mich gefallen werden, welches die Erfahrung bezeugen wird.'

Ob christliche Gesinnung durch solche Schauspiele gefördert werden konnte, darf man wohl bezweifeln.

Nicht weniger ‚teufelswild' als bei Ringwalt ging es her in einem Spiel des Trebbiner Stadtschreibers und Organisten Bartholomäus Krüger: ‚Wie die bäuerischen Richter einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen, und wie es ihnen so schrecklich hernach ergangen' [2]. Einer der Richter wird vom Blitz erschlagen, ein zweiter bei einem Gelage erstochen, ein dritter gehängt. Der Henker Fabian jubelt:

So hart wil ich ihn peinigen wol,
Daß er viel mehr bekennen sol,
Als er sein Lebtag nie begangen,
Nur daß er werde aufgehangen . . .
Huy Franze, mein getreuer Knecht,
Mach nur die Reckebank zurecht,
Bind ihm ein Knebel in das Maul,
Wie einem großen Ackergaul.

---

[1] Von dieser ‚feinen Comödie' gibt Holstein 267 nichts Weiteres an, als: ‚Bartholomäus Ringwalt bezog seine deutsche Komödie Speculum mundi auf die treuen Prediger, wie sie rechtschaffenen Christen angenehm sind und aus den Händen ihrer Widersacher gerettet werden.'

[2] 1580. Neu herausgegeben von J. Bolte. Leipzig 1884.

In gleich fröhlicher Stimmung sagt der Knecht:

Mein Meister Fabian nun seht,
Wie uns das Glück so wohl beisteht,
Wolln immer beide weidlich saufen,
Es fällt uns zu mit ganzem Haufen.
Seind doch der Schelmen so viel worden,
Daß wir genugsam han zu morden[1].

Nachdem die Hinrichtung auf der Bühne stattgefunden, erscheinen zwei Teufel, um den Gehängten zu holen.

Mordteufel:

Schau wie ist doch der Schelm so feist,
Des freu dich mit mir allermeist.
Er gibt wol eine Tunne Schmalz,
Das Fleisch wir legen in das Salz,
Die Haut dem Schuster wolln verkaufen
Zu Schuh, darauf wir müssen laufen,
Steig du hinauf und schneid ihn ab,
Und wirf ihn weidlich zu mir hrab.

Satan:

Was soll er henken in der Luft?
Ich wil ihn werfen, daß es pufft,
Fang du ihn auf, versieh es nicht,
Damit er nicht ein Bein zubricht . . .
Halt Mordteufel, halt auf, halt auf,
Ich bin nun auf dem Galgen hrauf.

Mordteufel:

Kom bald herab, ich hab den Schelm,
Und hilf ihn tragen in die Helln.

Ein anderer der bäuerischen Richter, der Schulze, und ein Mönch, der in einem protestantischen Spiele nie fehlen durfte, werden lebendig von den Teufeln weggeschleppt.

Satan:

Mordteufel und all mein Gesellen,
Welche seind in der ganzen Hellen,
Herbei, herbei und helfet tragen,
Ich hab wol schon geschmiert den Wagen.
Zween feiste Braten seind allhie,
Dergleichen wir gehabt noch nie.
Greift an, ihr lieben Brüder mein,
Und führt ihn in die Hell hinein.

Satan fordert dann zur Absingung einer Parodie des alten katholischen Weihnachtsliedes ‚In dulci Jubilo‘ auf:

[1] Bolte 94. 95. 98.

In duro Jubilo, nu singet und seid fro,
Wir han ein guten Braten, vorate gaudio,
Es ist uns wol gerathen, der Schulz ist feist und stark,
Den wir tragen im Sark.

In duro Jubilo, drei Gens im Haberstro,
Die Hühner, Eyr und Fladen vorate gaudio.
Für fett helsch Feu'r wir laden X. Z. F. G. et O.
Freßt, sauft und seid nur fro,
u. s. w.

Anfangs singen sie, schrieb Krüger vor, das Lied ‚nur Trium und lassen den Baß bleiben, fahens aber etliche mal an, und hören wieder auf, weil es nicht klingen will. Setzen auch dem Schulzen eine Larve auf, und wenn sie etlichemal vom Singen aufgehört, holen sie den Münch, daß er Quartam Vocem singen muß'. Der Mordteufel spricht zum Mönch:

Da nimm den Baß, hilf weidlich brommen,
Daß wir einmal zu tanzen kommen.
Huy Schulze, du must auch heran,
Kein ander Kurzweil wir nicht han,
Siehstu das Haus, da brennt es sehr,
Daraus ihr kommet nimmermehr.

‚Da singen sie und wenn der Trippel', der dreitheilige Tact, ‚kommt, springen und tanzen sie, und unter dem andern Gesang gehn sie mählig, allzeit eins um ander, und faren letzlich mit dem Schulzen und Münch in die Hellen.'

Zum Schluß des Spiels ‚kommen die Teufel mit den Schulzen und Münch wider gefaren, singen, springen, tanzen und frohlocken über der schönen Beut' [1].

Nach diesem Anblicke gingen die Zuschauer nach Hause. Es waren aber nicht die einzigen Teufelsgesänge und Teufelstänze, welchen sie beigewohnt hatten. Schon im dritten Acte hatte Krüger zu ihrer Ergötzlichkeit solche Gesänge und Tänze vorgeführt.

Nicht allein in den confessionell-polemischen oder mit polemischen Zuthaten versehenen Dramen, sondern auch in anderen spielten Teufel eine Hauptrolle

[1] Bolte 98 fll. Bolte X will ‚die protestantische Gesinnung' Krüger's darin erkennen, daß er ‚die Gewissenlosigkeit des Mönchs und die Verderblichkeit des Spiels' hervorhebt, und ‚die directen Einflüsterungen des Mordteufels ganz in der Weise vor Augen führe, die in der lutherischen Literatur und Kunst geläufig geworden' sei. Holstein 261 räumt dem Spiele ‚einen ehrenvollen Platz in der dramatischen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts' ein ‚wegen der treuen Beobachtung des Lebens, der volksthümlichen Sprache und der geschickten Darstellung'.

auf der Bühne. ‚Wenn jetzunder geistlich und moralisch Comödien dem Volk gefallen sollen, so müssen‘, klagte ein Zeitgenosse, ‚viel Teufel drin sich sehen lassen in scheußlichen Gestalten, viel schreien, brüllen, juchzen und schimpfiren und die Menschen unter viel wildem Gebrüll wegholen, auch insonsten viel Getös sein: das ist des gemeinen Volkes führnehmste Lust und Anreizung zu Comödien.‘ [1]

Der Nürnberger Rector Georg Mauritius ließ in seiner ‚Christlichen Comödia von dem jämmerlichen Fall und frölichen Wiederbringung des menschlichen Geschlechtes‘ fünf Teufel auftreten [2]. Die Schlange erhält vom Erzengel Michael den Befehl, mit Adam und Eva beim Gerichte zu erscheinen. Beelzebub bindet dem ‚Lecker und Bösewicht‘ Adam die Hände, Asmodi macht sich mit Eva zu schaffen: ‚Gib dich gefangen, du loser Balk‘; dann werden im Auftrage Beelzebub's die Stammeltern zusammengebunden, ‚gleich wie man pflegt die Jagdhunde zu koppeln‘. Beelzebub schildert das Loos, welches ihnen zu Theil werden soll:

Es ist ein Pful mitten im Wald,
Derselb ist Sommer und Winter kalt,
Da müssen sie sich baden in,
Bis ihnen das Herz im Leib zerrinn.
Darnach hab ich ein Stüblein klein,
Da läuft das Feuer aus und ein.
Wenn sie nun sind erfroren gar,
Zieh ich's herausser mit dem Haar.
Dann brat ich sie und tränk sie auch
Mit Schwefel und mit Hüttenrauch [3].

In einer andern Comödie desselben Verfassers ‚Von den Weisen aus dem Morgenlande‘ rühmt sich Hellebrand, ‚der dritte Teufel‘:

Ich meisterlich die Leut kann fatzen,
Mach mich bisweilen zur schwarzen Katzen,

---

[1] Ein Weihnachtspredig gehalten zu Meißen von M. C. Friedmann. Ohne Ort. 1561. Bl. B.

[2] Leipzig 1606. Eigenthümlich in dem Stücke ist, daß nach dem Sündenfalle der ersten Eltern Gott nicht recht weiß, was geschehen ist. Er spricht:

Ich muß einmal in Garten gehn,
Und sehen wie all Sachen stehn,
Der Himmel däucht mich dunkel sein,
Die Sonn verlorn hat ihren Schein,
All Creaturen sehr traurig sind,
Die Sach ich nicht rechtschaffen find.
Wo bistu Adam? komm herfür!
Wo bleibstu? Was fürchst dich für mir?
Steht die Sach nicht im alten Rechten?

[3] Bl. B 6 b. C 2—3. 7.

Zu Hund, Bärn, Wolf und dergleichen Sachen,
Kann mich auch gar wol unsichtbar machen.
Sitz manchem auf der Zung und in Ohren,
Noch ists derselb nie innen worden[1].

Die ‚Schöne Tragödie, wie Belial ein Recht mit Christo anfecht, darum daß er ihm sein höllisch Reich zerstört habe' (1570), brachte vier Teufel auf die Bühne[2]. Johannes Krüginger, Diaconus in Marienberg bei Zwickau, ließ in seinem Spiel ‚Vom reichen Mann und armen Lazaro' (1555) außer dem Satanas noch sechs scheußliche Teufel erscheinen und gab die Anweisung, man könne bei der Aufführung ‚auch wol mehr Teufel verordnen'[3]. Thomas Schmid aus Meißen, Steinmetz und Bürger in Heidelberg, veranstaltete im Jahre 1578 vor dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, den Hofdamen und der Ritterschaft wiederholt die Darstellung eines großen Spiels von ‚Tobias', worin vier Narren und fünf Teufel, darunter auch ein junger Teufel und seine Grete, ihre Künste zeigten[4]. In einer ‚Tragödia von einem ungerechten Richter' (1592) treiben sogar zehn Teufel ihr Wesen[5]. In Preußen erging im Jahre 1585 die Verordnung, es sollten unter Strafe in den Comödien ‚vor allen Dingen der Ueberfluß der Teufel und Narren, sonderlich aber die gar abscheulichen, häßlichen und erschrecklichen Larven, auch schandbare Possen' abgeschafft werden[6].

Derartiges war aber nicht allein ‚des gemeinen Volkes fürnehmste Lust und Anreizung zu Comödien', auch für die hohen Herren und Frauen mußten ‚viel Teufel sich sehen lassen', ‚schreien und brüllen und die Menschen wegholen'; ‚auch insonsten viel Getös sein'[7]. Dieses zeigen insbesondere die Schauspiele, welche Herzog Heinrich Julius von Braunschweig abfaßte und vor versammeltem Hofe darstellen ließ. So tritt zum Beispiel in seinem ‚Fleischawer' ein betrügerischer Marktmeister auf: ‚(brüllet wie ein Ochse) O wie ist mir so wehe, o wie ist mir so angst (brüllet), o wie ängstet es mir im Leibe (brüllet); ach, wo soll ich hin vor Angst (reißt die Kleider entzwei, brüllet) . . . O ihr Winde, führet mich in der Luft davon, damit ich dem Zorn Gottes entrinne (brüllet etzliche mal aufeinander gräulich, kratzet mit Händen und Füßen). Weil da kein Element helfen will, müssen mir helfen alle Teufel. O ihr Teufel kommt, helft mir der Qual abe (die beiden Teufel springen zu mit erschrecklichem Brüllen, nehmen ihn beim Leib und führen ihn hinweg).'

---

[1] Comödia von den Weisen aus dem Morgenlande (Leipzig 1606) Bl. E 7.

[2] Gottsched 2, 227. [3] Goedeke, Grundriß 2, 361 No. 147. Gottsched 2, 214.

[4] Gottsched 2, 233—234. Goedeke 2, 462 No. 8c.

[5] Goedeke 2, 521 III a. Vergl. Gottsched 1, 164. Ueber des Braunschweiger Predigers Johann Neukirch ‚Stephanus' (1592) sagt Gottsched 1, 138, der Verfasser hat in seinem Trauerspiel ‚den hohen Rath der ganzen Hölle aufgeboten'.

[6] Prölß 198. [7] Vergl. oben S. 343.

In der Tragödie ‚Von der Ehebrecherin' verfällt der betrogene Ehemann in Wahnsinn, treibt wilden Unfug auf der Bühne, wird in einem Narrenkasten weggeschafft, ‚schreit und brüllt heßlich'; die schuldige Frau hängt sich einen Strick, den ihr ein Teufel zugeworfen, um den Hals, und ‚die Teufel springen zu und ziehen ihr den Strick zu und sie fällt zu Boden, und die anderen Teufel kommen inmittelst auch dazu und jauchzen und brüllen und tragen die Todte ab'. Die Tragödie ‚Von einem Buhler und einer Buhlerin' zählte nur drei Teufel; der Buhler Pamphilus ‚reißt die Kleider auf und brüllet', ergibt sich dem Teufel, ersticht einen Wächter, wird erschlagen und nebst der Buhlerin, welche sich den Hals abschneidet, von den Teufeln weggetragen. ‚Hoho, das ist recht,' schreit der Teufel Satyrus, ‚das gefällt mir wol. Das Fleisch mögen die Raben fressen, ich habe die Seele davon. Weil ich aber keinen Beutel bei mir habe, darinnen ich die Seelen mit mir führen könne, so muß ich den Rumpf mitnehmen.' Er ruft die anderen Teufel herbei: ‚Holla Dämon, holla Lucifer, kommt her und helft mir.' ‚Die Teufel tragen die Todten abe und jauchzen und seind lustig auf ihre Art. Den Wächter nehmen sie auch mit, und sagt Satyrus weiter: O du bist auch ein alter Ehebrecher, du bist auf die Buhlschaft gangen, ich wil dich auch mitnehmen, denn aller guten Dinge müssen drei sein.' [1] Manchmal wurde den Teufeln das Wegschleppen gewaltig schwer, beispielsweise in der Comödie ‚Von den Gottvergessenen Doppelspielern', welche Thomas Birck, lutherischer Pfarrer zu Untertürkheim, im Jahre 1590 der Herzogin Ursula von Württemberg widmete und ‚auf Approbation eines Doctors der heiligen Schrift, vieler Kirchendiener und Kanzleiverwandten' von zweiundachtzig Personen aus seiner Gemeinde aufführen ließ [2]. Eine Spielerin, welche darin vom Teufel geholt werden sollte, leistete solchen Widerstand, daß der Höllenfürst anderen Teufeln zurief:

Helft Gesellen helft, der lose Sack
Wehrt sich gar stark und unverzagt;
Wann wir der Weiber hätten vier,
Wolten wir jagen alle Thier [3].

In den Comödien von Jacob Ayrer erscheinen die Teufel bald in Gestalt eines Drachen, bald ‚in einem schwarzen nacketen Kleid' mit einer Krone auf dem Haupte und einer ‚Gabel wie der Neptunus', bald ‚mit großem Feuerspeien' [4].

‚Daß aber all die vielen Teufel und Teufelsfratzen, so dem gaffenden Volke vor Augen geführt werden und was ihm von den Teufeln alles gesaget

---

[1] Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius No. 3. 7. 11.
[2] Titel bei Goedeke 2, 387. [3] Actus tertius, Scena secunda.
[4] Ayrer 1, 474. 517 und 2, 1233. 1234 u. s. w.

wird, selbigem auch nützlich und guten ehrbaren christlichen Sitten fördersam sein sollte, davon' wollten ‚Einsichtige aus Erfahrung wol das Widerspiel beweisen' [1].

Die abstoßendsten Darstellungen dieser Art, den Teufelsfratzen und Höllenbildern der holländischen Maler vergleichbar [2], finden sich in einer ‚Tragi-Comedia von einer hochnothwendigen Wallfahrt beides in die Höll und in den Himmel', welche Doctor Klein aus Eßlingen im Jahre 1570 verfaßte. Im Prolog erscheint Eva als Urahnfrau des menschlichen Geschlechtes mit einer goldenen Krone auf dem Haupte. Weil der jüngste Tag, verkündet sie den Zuhörern, ‚allernächst vor der Thüre' stehe, so sei sie aus dem Himmel herabgekommen, um dieser Tragödie beizuwohnen

Von einer Wallfahrt oder Reis
In den Abgrund der Höllen heiß,
Und was sich Schreckliches darin zutrag
Von Pein und grausamer Wehklag.

Dem ‚Weltmann' werden die Qualen der einzelnen Sünder und der verschiedenen Stände vorgeführt. Den Fluchern zum Beispiel

riß man ihre Zungen aus,
Das bracht mir groß Schrecken und Graus,
Denn sie plärrten so grausamlich
Gleichwie Ochsen und rasend Viech,
Welche dem Fleischhauer entloffen sein;

die Hoffärtigen werden ‚mit heißem Schwefel und Teufelsdreck' gepufft, die Kläffer umhergeschleift und mit heißem Pech begossen. Viel Tausende

rieb man mit grob Stein und Kath
Und anderm häßlichen Unflat,
Die grinsten sehr, das thät mich dauern:

diese seien, erklärte der Teufel, die Bauern, deren Neid, Haß und Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit man in dieser Weise allwege wegfegen müsse. Am abschreckendsten ist die Schilderung Lucifers: er ist ein Lindwurm mit mehr denn hunderttausend Händen, jede Hand ist hundert Ellen lang; er liegt an großen Ketten

Auf einem eisen Rost, in der Mitt
Zu Höll, darunter flamt ein groß Feur,
Welches über sich schlägt ungeheur,
Weil es von viel Teufeln wird
Aufblasen und stark zugeschürt . . .
. . und was er thut
Für Seelen erwischen in der Wuth,

---

[1] An der oben S. 343 Note 1 angeführten Stelle. [2] Vergl. oben S. 132 fll.

Die reißt er in viel Stück entzwei,
Hilf Gott, wie grausam ist dern Geschrei!
Die Stück er wieder z'samenklemmt
Mit sein Klauen heftig ergremmt . . .
Solchs treibt das Thier ohn Unterlaß,
Horcht, lieben Christen, und merkt das [1].

Wie die Hölle und die Teufel, so sollten, nach dem Wunsche des Predigers Thomas Birck, auch die ‚Teufelsbräute‘, die Hexen, auf der Bühne gebührlich abgemalt werden. Zu diesem Zwecke verfaßte Birck einen ‚Hexenspiegel‘, eine ‚überaus schöne und wolgegründte Tragedi‘, und gab dieselbe ‚allen lieben frommen Christen‘ zu gut im Jahre 1600 in Druck [2]. Damit das ganze Hexenwesen, heißt es im Prolog, genau ‚ans Licht komme‘, so sei hier

Alles wol bequem
Gefaßt in die Tragödien,
Zu beiden Theilen disputirt,
Mit viel Geschichten ausgeführt.

Es treten nicht weniger als vier Teufel und sechs Hexen auf. Daneben eine Anzahl ‚Redmänner‘, welch letztere über das Wettermachen, die Ausfahrten, die teuflischen Buhlschaften, die Zauberworte und Teufelszeichen der Hexen, über Teufelskinder, Kilkröpfe und Wechselbälge, über die Verwandlung der Hexen in unvernünftige Creaturen und Aehnliches mehr ihre Ansichten austauschen, und zwar unter Berufung auf die Aussprüche angesehener Theologen, namentlich Luther's, der über Hexenkünste Näheres berichtet und seine Krank-

---

[1] Der erste Act des Stückes im zweiten, vierten und fünften Band von Scheible's Schaltjahr; vergl. insbesondere 2, 67. 78. 80. 568; ferner 4, 173. 430—433 und 5, 107—108. 289—290.

[2] ‚Hexenspiegel, ein überaus schöne und wolgegründte Tragedi, darinnen augenscheinlich zu sehen, was von Unholden und Zauberern zu halten sei, ob sie können wittern, im Luft fahren, nächtliche Zusammenkunft, Gastungen und Täntz halten, mit dem Teufel der Bulschafft pflegen und Kinder zeugen‘ u. s. w. Zu Tübingen 1600. Auf dem Titel heißt es, das Buch erscheine ‚aus gnädiger Bewilligung‘ des Herzogs Friedrich von Württemberg. Aber ‚nachdem neun Bogen in tausend Exemplaren gedruckt waren, wurde der Druck auf Befehl des Landesfürsten (Friedrich) unterbrochen; auch wurde der Verfasser zur Zahlung von dreißig Gulden an den Drucker Georg Gruppenbach verurtheilt‘ (Holstein 271). Das Exemplar der königlichen Bibliothek zu Stuttgart schließt auf S. 72 mit der Inhaltsangabe der dritten Scene des zweiten Actes: vier Personen ‚besprechen sich auch von der Hexenfahrt und bringen zu beiden Theilen denkwürdige Geschichten. Beneben einer Unterredung von den Erscheinungen und eines jedes Menschen Engel. Es findt sich aber endlich, daß obwohl etliche Mannspersonen im Luft gefahren, daß die allgemeine Fahrt, derer sich jede Unhold rühmet, bevorab durch einen kleinen Raum, dann der menschlich Leib erfordert, nur des Teuffels Verblindung seye‘.

heiten von teuflischen Zaubereien hergeleitet habe[1]. Ferner treten auf vierundzwanzig Rathsherren, drei Advocaten, ein Pfarrer, zwei Henker, ein Henkersknecht, drei Schalksnarren, ein Zauberer und andere Personen mehr; auch ein Engel und der Tod erscheinen. ‚Mit vieler Punkten Abkürzung und nöthigster Sachen Erzählung‘ könne die Tragödie, sagt der Verfasser, ‚vor einer Gemein leichtlich in zwoen oder dreien Stunden verhandelt, das Uebrige aber mit großem Nutzen zu Hause abgelesen werden‘. Birck führt unter Anderm vor, wie zwei Hexen sich zur Ausfahrt rüsten und zwei Teufel mit ihnen ihr unflätiges Spiel treiben. Dann, verkündet der Prolog:

Erscheinet auch bald alsda
Die Unhold Ahalibana,
Und reit daher auf einm Camel
Mit Menschenstimm redt klar und hell,
Das Camelthier bewegt den Schopf,
Wendt hin und her den ganzen Kopf.
Die Hex darauf ein Kind fürzeigt,
Das wurd verwechselt allbereit
Gar sichtbarlich wol in ein Katz,
Sprengt rab und lauft umb auf dem Platz . . .

Mehrere Gerichtsverhandlungen folgen. Ein Zauberer bekennt auf der Folter ‚viel böse Stücke‘,

Und trutzt doch stark ohn Reu und Buß,
Da setzt der Teufel einen Fuß
Zu ihm in d' Fengnus, in den Thurm,
Den Hals ihm umbdreht wie eim Wurm . . .

Gleichwohl ergeht das Urtheil, daß er verbrannt werden soll. Darauf wird eine Hexe ‚an die Wage gehängt‘. Aber sie will auf der Folter kein Bekenntniß ablegen:

So hart war sie und so verrucht.
Als man sie aber gleich durchsucht,
Fand man bei ihr wol zugedeckt
Ein Teufelszedel, den sie steckt
Verborgen in ihren Leib hinein;
Sobald man ihn hinweg nahm fein,
Bekennt sie schnell an diesem Ort
Groß Hexenwerk, viel Kindermord,
Anzeiget auch gar dürr und rund,
Sie hab gemacht ein starken Bund
Wol mit dem Teufel, durch ihr Blut
Verschrieben sich zur Höllenglut.

---

[1] Hexenspiegel S. 26 fll. 67—68.

Als dann

auf Nachfrag sich klärlich fand,
Was an der Folter sie bekannt,
Ging ihr das Urtheil schnell, nicht faul,
Mit diesem Mann an Einer Saul
Soll sie verbrennt werden noch heut . . .

Ein Pfarrer ermahnt sie zur Buße und sie begehrt das Sacrament. Dann führt sie der Henker zum Henkermahl und läßt ‚die Walstatt bequem zurichten‘. Inzwischen treiben zwei Schalksnarren mit dem Henkersknecht allerlei ‚gute Schwenk‘

Von mancher großen hohen Sach,
Wer's hört, muß lachen, daß er kracht.

Auf der Brandstätte ist die Verurtheilte erst sehr verzagt, aber der Pfarrer spricht ihr tröstlich zu und beschwört durch sein Gebet den Teufel, daß er erscheinen und selbsteigen die Handschrift, ‚dardurch mit Blut der Bund gestiftet war‘, wieder bringen muß. Satan befürchtet eine scharfe Ruthe, und in der That

Ein Engel, Uriel genannt,
Vom Himmel wird herabgesandt,
Der diesen Teufel gleich abschafft,
Er reißt gschwind aus gleich wie ein Aff.

Darüber ist das Weib ‚aufs allerbeste erquickt‘ und geht reuig in den Tod [1].

Neben der ‚fürnehmsten Lust‘ an Teufeln und Teufelsscenen kam im deutschen Volke seit dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts noch ein anderer, viel verderblicherer Geschmack zur Geltung, welcher namentlich durch ausländische fahrende Schauspielerbanden, die sogenannten ‚Englischen Comödianten‘, geweckt und gefördert wurde. Diese englischen Comödianten standen zu den deutschen geistlichen Schauspielen in kaum beachtenswerther, zu den confessionell-polemischen in gar keiner Beziehung; sie lehnten sich im Wesentlichen nur an die rein weltlichen Stoffe an, welche unter den deutschen Dichtern manche Bearbeiter gefunden hatten.

---

[1] Bis zu welchem Umfang der Glaube an Hexen sich in der dramatischen Literatur Englands zur Zeit Elisabeth's und Jacob's I. abspiegelte, vergl. Wrigh, Sorcery 1, 286. 296; citirt bei Lecky 1, 82 Note 1.

3. Weltliche Schauspiele — Zeit- und Sittenbilder — Englische Comödianten — Mord- und Unzuchtsdramen.

Der fruchtbarste Bearbeiter weltlicher Stoffe war Hans Sachs. Wie er die halbe Bibel in Dramen umsetzte, so verfertigte er auch über hundert Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele antik=mythologischen, geschichtlichen, mittelalterlich=sagenhaften, novellistischen, allegorisch=lehrhaften und schwankartigen Inhalts. In der unabsehbaren Vielseitigkeit seiner Stoffe erinnert er an Lope und Calderon, in allem Uebrigen aber kann er mit diesen nirgends verglichen werden. Allenthalben verräth sich in der Ausführung der beschränkteste Gesichtskreis; ein biederer und hausbacken verständiger, aber kein dichterischer Geist. Er steht nicht viel höher als die Handwerker in Shakespeare's Sommernachtstraum; wie diese, warnt er gelegentlich die Zuschauer, nicht für das Leben der Schauspieler zu bangen, da alle Dinge so zugerichtet seien, daß keinem Menschen Schaden geschehen könne. In einer Comödie, in welcher Pallas die Tugend, Venus die Wollust verficht, prügelt sich der Herold mit dem Teufel, Epicur wird vom Satan übergelegt und Cacus als Handhaber poetischer Gerechtigkeit peitscht ihn tüchtig durch und singt dazu ein langes moralisirendes Lied [1]. Die antiken Götter, Helden und Heldinnen, wie die Horatier und die Curiatier, Jocaste, Circe, Ulysses, Aeneas, Cyrus, Alexander Magnus, Romulus und Remus, wurden unter den Händen von Hans Sachs zünftige Nürnberger und Nürnbergerinnen; ebenso erging es dem ‚Hornen Seifrit', der ‚geduldig und gehorsam Markgrefin Griselda', der ‚Königin aus Frankreich mit dem falschen Marschalk', der ‚vertrieben Kaiserin mit den zweien vertriebenen Söhnen', der ‚schönen Marina'. Wie ‚dichterisch' er dabei zu Werke ging, erkennt man beispielsweise aus dem Gesang, den er in seinem ‚Ulisses mit den Meerwundern' die Sirenen anstimmen ließ:

Ulisses stark, der Griechen Herr,
Dein Weg und Schiff her zu uns kehr,
Halt still und hör vorher unsern Sang,
Davon deine Heimfahrt Freud erlang.

---

[1] Vergl. Devrient 1, 101—106. Holstein 70—72.

Wahrlich kein Herr zu keiner Frist
Vorher so geschwind fürgefahren ist,
Der nicht vernähme unsern Gesang,
Damit wir keinen halten lang.
Dein große That ist uns bewußt,
Darzu der Griechen groß Verlust,
u. s. w.

Treue Braut- und Gattenliebe, Eltern- und Kindesliebe, Geduld, Gehorsam, Gottergebenheit, kurz alle einfachen Motive sind meist ansprechend, herzlich, aber selten ohne ernüchternde Plattheit ausgeführt. Alles Heldenhafte, wahrhaft Tragische, Erschütternde, Groß- und Tiefsinnige der Stoffe geht in der Regel verloren. Mit besonderer Vorliebe dramatisirte der Dichter das Volksleben nach seiner drolligen und komischen Seite, und in diesen seinen Schwänken und Fastnachtsspielen ist er ganz zu Hause. Wo er die Sitten der lebendigen Gegenwart malt und aus ihr schöpft, zeigt er scharfe Beobachtung und nicht selten echten Witz. Durchweg waltet auch hier, wie in seinen ernsten Stücken, eine schlichte Biedermannsmoral; er geißelt die Laster und Thorheiten aller Stände, aber er fällt oft in's Derbe und Ungeschlachte, Possenhafte und Niedrige.

Hans Sachs wurde weder in seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit noch in den Vorzügen seiner Spiele von irgend einem seiner Nachzügler erreicht. In der Schnellfertigkeit kam ihm am nächsten Jacob Ayrer, Gerichtsprocurator zu Nürnberg († 1605), der fast jedes seiner zahlreichen Singspiele in Einem Tage, die Tragödie ‚Lazarus' von mehr als 2000 Versen in neun Tagen verfertigte[1]. Ayrer moralisirt so gut wie Hans Sachs, aber in seinen Spielen ist dessen Einfalt und Ehrbarkeit verschwunden. Seine Fastnachtsspiele entbehren fast jeglichen Volkshumors und arten in gemeine Unverschämtheit aus. Die theatralische Schaulust suchte er in all' seinen Stücken durch niedrige Künste zu befriedigen, durch Erscheinungen von Riesen, Zwergen, wilden Männern, feuerspeienden Drachen, durch Zaubereien und Feuerwerke, ‚tobende Musik', Mordlärm, Galgen- und Prügelscenen[2].

Auch in manchen ernst lehrhaften Spielen ist diese Geschmacksrichtung der Zeit deutlich erkennbar. So erhält zum Beispiel in Thomas Birck's

---

[1] Gervinus 3, 116.

[2] Vergl. Devrient 1, 156—157. Gervinus 3, 117 sagt: ‚Wenn man Hans Sachsens Vorzug vor Ayrer unbefangen erkennen will, muß man die Fastnachtsspiele vergleichen. Viele sind wohl auch bei dem Schuster nur grobe Possen, wie viele aber auch so sinnige und gehaltvolle Gegenstände, die auf mehr ausgehen als bloße Pulcinellscenen. Aber hier beruhen alle fast nur auf derben Ehezoten, und der beste Witz steckt in den Kammertöpfen und Mistkauten.' ‚Ayrer's Sprache ist in allen Schauspielen ohne Kraft und Eigenthümlichkeit.' Tieck 1, XXI.

Comödie von den ‚Gottvergessenen Doppelspielern' [1] der Spieler Barrabas von seinen Genossen blutige Schläge, wird seiner Kleider beraubt und, nachdem er einen Rock gestohlen, gefänglich eingezogen und gefoltert. Der Amtmann Felix fordert den Büttel auf:

Lysia, geh du flugs hinaus
Zu Doeg, in des Henkers Haus,
Und sprich, daß er mit sich herbring
Die Schrauffen, Schnür und Folterring . .

Während der Folterung müssen die Pfeifer spielen und die Trommelschläger draufschlagen,

Da er ohn Zweifel jauchzen würdt,
Wo man ihn anders redlich schirt,
Und aber sein Geschrei, Weiß und Berd
Nicht jedermann von ihm gern hört.

Barrabas bekennt auf der Folter verschiedene Verbrechen und wird darauf zum Galgen verurtheilt, und der Richter läßt den Galgen aufrichten, aber der Henker versieht sein Geschäft so schlecht, daß der Verbrecher herunterfällt, worauf der Amtmann spricht:

Ey du verzweifelter Bösewicht,
Wie hast du diesen Dieb gericht,
Daß er vom Galgen fällt herab?
Hey schenkt mit Steinen ihm ein Trab,
Werft ihn zu Tod und facht den Dieb,
Es würd sonst Alles werden trüb.
Bhüt Gott, der Teufel greift selbs drein
Und schleift den Dieb in d' Hell hinein.
Wolan, das ist sein rechter Lohn,
Dann solchen Gsellen ghört die Kron . . [2]

In Thomas Birck's ‚Ehespiegel', einer ‚sehr lustigen und lehrhaften Comödie vom Ehestand', fehlt es an solch ‚packenden' Bühnenkünsten, dafür leidet aber das über 250 Druckseiten lange Stück an starker Langweiligkeit. Georg Miller, Professor der Theologie zu Jena, rühmte dasselbe als ‚eine holdselige und nützliche Dichtung', ein ‚schönes Blumenwerk' und eine ‚köstliche Arbeit'. Der Tübinger Professor Martin Kraus empfahl es dem Volke in Versen, welche der dichterischen Eigenart Birck's vollkommen entsprachen. Der ‚Ehespiegel', sagte er, solle Jedermann bekannt werden, denn

Was d' Eltern und die Kinder zirt,
Hier weißlich, lustig darthon wird.

---

[1] Vergl. oben S. 345. [2] Act 2 Scene 1 und 2.

Man muß die Kinder erziehen in
Erbaren Sitten und Künsten gut,
Das gibt fein's Gewissen, freyen Muth,
Zu werden nicht ein Hölzlin grob,
Drauß ein Säwtrog, sonder folg Lob.

Birck ertheilte in seiner Comödie unter Anderm auch einen ‚wahren Bericht von Marktbäuerinnen', einen ‚gründlichen Bericht von den Zigeunerinnen', von der Weinfreude, vom Tanzen, von Kaufleuten und Krämern, von Wirthen und Gastgebern, von dem ‚Nutzen des Hochzeitsbuches', gab gute Lehren, wie sich die Metzger verhalten sollen und die Weingärtner, und berichtete dazwischen eine ‚Historie, wie der Teufel zween Spilman hinführte' [1].

Culturgeschichtlich von hohem Werthe sind die Schauspiele, welche das Schulleben und das Studentenleben schildern. Die allgemeinen Klagen über die Gottentfremdung und die Zuchtlosigkeit der Jugend kommen darin zum besondern Ausdruck.

Zu diesen Schauspielen gehört der ‚Schulteufel' des Martin Hayneccius, ‚eine christliche, nützliche und schöne Comödie' vom Jahre 1603 [2]. Der Verfasser klagt ‚aus eigener Erfahrung' bitter über die ‚eitel fressenden Krebse und Pestilenzbeulen', mit welchen die Schulen behaftet seien. ‚Die Welt ist ein Stall voller Buben und stinkenden Böcke; wer da will Schäfin sein, wird bald zerzauset.' Das Amt eines Lehrers zu führen, ‚den Stall des Augias oder wie es Seneca nennt die Cloake zu reinigen, das will einen Hercules haben, der nicht allein mit Gedanken und Worten, sondern auch mit der Hand, Muth und Herzen, ganzem Leibe und Kopfe arbeite, da er wahrlich Stankes vollauf und Unsauberkeit, auch Verletzung seines Leibes Gesundheit oftmals empfindet. Davon die nichts wissen, die mit Gedanken wuchern. Aber die

[1] Tübingen 1598; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 387. — Was den fruchtbaren Lehrdramatiker Rudolf Bellinckhaus, Schuhmacher und Elfämterbote zu Osnabrück (geb. 1567), anbelangt, so ist derselbe von Goedeke 2, 398 No. 631 gegen Lichtenberg (im Deutschen Museum 1779 Bd. 2, 145—146) in Schutz genommen worden; aber was Lichtenberg 148 aus der von ihm besprochenen ‚Schönen Comödie' mittheilt, ist arg genug, und die Comödie ‚Donatus' fordert doch den Spott heraus. Von den sechsunddreißig geistlichen Comödien des Dichters sagt Gervinus 3, 100: ‚Wir selbst kennen deren zwanzig, alle so kahl, ungeschickt und roh, so trüb und düster, so überfüllt mit erfundenen Personen und ohne zusammenbindende Handlung, daß man wohl begreift, warum hiergegen die unterhaltende englische Komödie einen leichten Aufflug nehmen konnte.'

[2] ‚Hiebevor mit dem Tittel Almansor von der Kinder Schulspiegel . . in Druck gegeben und jetzo verbessert.' Leipzig 1603. Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 368 No. 195.

wissen es, die ihr Lebtag in solcher Cloake gearbeitet haben, die viel mehr als Tityus, Sisyphus, Tantalus, Danai Töchter und andere in ihrem poetischen Fegefeuer erlitten haben. Darum gehören Hercules hierzu. Das sind sonderliche Leute, die Gott geben muß und dabei erhalten. Wie dann ihrer viel dabei selten lange verharren. Und wo einer unter fünfzig und hundert sein Lebetag dabei bleibet, der muß bekennen, daß ihn Gott sonderlich ohne und über seinen Willen und Gedanken dabei erhalten habe'[1]. Christus selbst, ,in seiner menschlichen Natur der Schulen Patron und Pfleger', tritt in dem Spiele auf und spricht mit Entsetzen über den Verfall der Schulen und die allgemeine Gottlosigkeit:

Wie viel sind wol der Leut zu findn im ganzen Land,
Die mein Wort nicht thun halten vor ein Affentand?
Es ist vorwar kein Ernst nicht, niemant nirgent mehr,
Es macht ein Grauen jedermann und stinket sehr.
Was Wort? was Wort? Wort hin und her, so sagen sie,
Gewalt, Ehr und Reichthum hör ich preisen je und je.

Der hl. Paulus stimmt zu:

Es dünkt mich leider, Herr, wie ich seh vor mir,
Was du vor Zeiten hast gesaget eins und zwier,
Wie's in den letzten Tagen werd so wüste stan,
Das will sich jetzt ausweisen schier und gehen an[2].

Als wahrhaft bejammernswürdig schilderte Georg Mauritius, Rector zu Wittenberg, später Schulmeister zu Nürnberg, in einer Comödie ,Von dem Schulwesen' (1606) das Leben der Lehrer. Gleich in der ersten Scene ließ er den ,Schulmeister Christianus' sagen:

Bin ich nicht ein unseelig Mann,
Muß so viel Müh und Arbeit han,
Hab weder Tag noch Nacht mein Ruh,
Verdien noch gringen Dank darzu,
Glaub nicht, daß meins Geleichen leb,
Der in so großen Sorgen schweb,
Mit schwerer Arbeit so beladen,
Die allen Leibskräften bringen Schaden.

Sobald man nur einen Knaben in die Schule bringe, falle ,Kümmerniß mit Haufen' über den Lehrer:

Ach, daß an solchem jungen Gsind
All unser Sorg und Fleiß abrinnt . . .
Ich muß doch ein Märterer sein,
Abmatten so die Kräfte mein

---

[1] Vorrede Bl. B[3] fll. [2] Act 1 Scene 1.

Mit vielen Buben ungezogen,
Recht tückisch, diebisch und verlogen . . .
Drumb in der Welt auch sehr abnimmt,
Wie man fast leider spürt, die Zucht,
Die Jugend ist doch ganz verrucht.

Die Jugend sei ‚so erboßt, daß einer schier von Sinnen' komme,

Daß man wol ein unbendigs Thier
Mit geringer Müh kündt zähmen schier
Denn solch grob ungehobelt Gselln,
Die ihres Mütleins leben wölln.

Einer dieser ‚Gesellen' berichtet von seinen Heldenthaten gegen andere Buben:

Schlug ihn in's Angesicht mit Macht,
Rauft ihn, daß ihm die Schwarten kracht,
Und also gehling fiel vom Stuhl . . .
Hab darnach eim sein Wein ausgesoffen,
Ihn auch genommen bei dem Kragen,
Und meisterlich wol abgeschlagen . .

Der ‚Schulteufel' rühmt sich seines Wirkens:

Den Schulmeistern mach ich's so sauer,
Daß einer solt lieber sein ein Bauer,
Der Ochsen hüten oder Schwein,
Denn in die Läng Schulmeister sein [1].

Die höheren Studien, sagte Mauritius in einer andern Comödie, seien im Verfall, man schäme sich des Studirens:

So stehts mit höhern Künsten auch
Baufällig eben, nach der Welt Brauch,
Daß man's nur schändet und veracht,
Verhöhnet und spöttisch verlacht,
Ist schier verächtlicher nichts denn Kunst,
Da kann man bald einen blauen Dunst
Hermachen, und ein Farb anstreichen,
Daß sie wol über das Meer muß weichen.
Nicht müglich ist, daß so könne bestehn,
Wenns länger soll also zugehn,
Und wehrt man nicht, so sag ich frei,
Daß kommen werd ein Barbarei [2].

---

[1] Ein schöne Comoedia von dem Schulwesen (Leipzig 1606) Bl. A 7. B—B 3. C. Das schärfste Urtheil über die damalige Jugend wird dem großen Philologen Joseph Scaliger († 1609) in den Mund gelegt: ‚Wenn Einer etwas Großes verbrochen hätte, wäre es nicht nöthig, daß man ihn auf den Bau oder in's Zuchthaus setze: man solle ihm nur Knaben zu unterrichten geben; das wäre Strafe und Plage genug, die man ihm anthun könne.' Löschke 238.

[2] Comoedia von den Weysen aus dem Morgenlande (Leipzig 1606) Bl. A 3—4.

Die Entartung des Studentenlebens schilderte am lebendigsten und kräftigsten der Hamburger Albert Wichgrew in einem lateinischen Drama ‚Cornelius relegatus‘, welches im Jahre 1600 von Rostocker Studenten aufgeführt und im Jahre 1605 ‚auf Vieler Ansuchen und Begehr‘ von Johannes Sommer, Pastor zu Osterweddingen, in's Deutsche übersetzt wurde. Er habe, sagt Sommer in der Vorrede, eine Zeit lang Bedenken getragen, diese Arbeit vorzunehmen, aus Furcht, ‚den Studentenstand wegen des wilden Lebens Beschreibung‘ bei ‚etlichen mißgönstigen Ungelehrten durch die deutsche Version verdächtig zu machen‘. Aber andere Gründe hätten ihn zur Uebersetzung bewogen, ‚insonderheit die Auflösung der Schuldisciplin‘, durch welche ‚die ganze Welt mit Corneliis und Hasionibus [1] überschüttet wird, daß nunmehr, da die Cornelianische Seuche wie eine Wasserflut eingerissen, fast alles Steuern und Wehren verloren und umsonst ist: wie man nicht allein in Städten, sondern auch in den Academien davon saget und klaget. Denn wenn Jungfrau Indulgentia den Schülern beigesetzt wird, dürfen sie wol Hörner auffsetzen und aus Kälbern gar zu Ochsen werden‘. Deßhalb habe Wichgrew ‚nicht übel gethan, daß er solch bachantisch Cornelisch Sauleben beschrieben, ob noch etliche sich daran spiegeln, und was es für ein Final und Ausgang gewinne, Nachdenken haben möchten‘. Wie die Römer ihre Kinder jährlich einmal das Schauspiel toller und voller Knechte hätten anschauen lassen, um ihnen Abscheu davor beizubringen, so sei hier ‚dieser Cornelius mit seinem Saufen, Spielen, Stürmen, Leffeln und seinem jungen Corneliolo, den er erleffelt, auf freiem Schauplatz männiglich anzuschauen fürgestellt, nicht zu dem Ende, daß die jungen Scholares, wenn sie aus der Particularschul kommen und auf Universitäten ziehen, der Privilegien und Indulgenz zum Saufen, Spielen, Doppeln, Unzucht und Büberei mißbrauchen sollen, sondern sich vor dergleichen schwebenden Lastern höchsten Fleißes hüten‘. Auch die allzu nachsichtigen und närrischen Eltern bekamen böse Worte zu hören, ‚da nunmehr junge Leimstengler, wenn sie ehelich worden — ich will jetzt von den alten Lappenheusern und Narren, die ihren Kindern die Narrenkappen selber zuschneiden, nichts sagen — und Ehepflänzlein durch Gottes Segen gezeuget, ihr eigen Muster und Ebenbild an ihnen erziehen, gewöhnen sie flugs zu langen französischen Haarlocken, weiten Müllerhosen und neuer utopischer leimstenglerischer und cornelianischer Manier und Zier, und spiegeln sich darin wie die alten Affen an ihren Jungen: was nun künftig aus solcher Frucht und Zucht werde erwachsen, das wird die Posteritet, so anders Gott mit der bösen Welt nicht Feierabend machen wird, mit Schmerzen erfahren‘ [2]. Ein Holzschnitt auf dem

[1] Narren.

[2] Cornelius relegatus, eine newe lustige Comödia ꝛc. (Magdeburg 1605; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 372 No. 220b) Vorrede. Näheres über das Spiel und dessen

Titel versinnbildet das Studentenleben: Cornelius sitzt in seiner Stube am Tisch, das bekümmerte Haupt gestützt; auf dem Boden liegen Bierkannen, Karten, Würfel und Rappiere; in einer Wiege ruht ein Kind, ein zweites wird von einer Magd herbeigebracht; der Ofen ist zerbrochen; an der Wand hängt eine Laute; an die Thüre kreidet der Pedell die Vorladung ‚zum Rector‘ [1].

‚Ich habe es von vielen Leuten gehört‘, warnt der Vater seinen zur Wittenberger Universität abreisenden Sohn Cornelius, wie es dort zugeht,

da Universitäten sein;
Wie daselbst Laster sind gemein,
Wie die Studenten herumb vagiren,
Viel saufen und wenig studiren,
Sich balgen und zu Jungfraun gehn.

Cornelius beschreibt das Leben, welches er auf der Universität führen will und dann mit seinen Lottergenossen auch wirklich führt:

Sobald ich kom dahin
Und deponiret worden bin,
Wil ich meine Landsleut laden zu Gast
Und hauen weidlich auf den Quast,
Wil saufen, schlemmen, demmen, spieln,
Alls muß es gehn nach meinem Willn.

Inhalt in dem Vortrage von E. Schmidt, Komödien vom Studentenleben aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Leipzig 1880) S. 10—16. Das Spiel selbst gibt als ‚Argumentum oder Inhalt deß Spiels‘ an:

Cornelius der Schul wird gram,
Ob scharfer Zucht Eckel bekam,
Redt mit dem Vater, daß er ihn
Nach Wittenberg wollt lassen ziehn,
Erlangt solchs von den Eltern fein,
Lauft flugs zu seinem Jungfrewlein,
Ihr solchs zu sagen, daß er hat
Urlaub, wol werden Licentiat,
Schnupftuch, Ring, Gelt sie ihm mitgab,
Rollt weg, wirft dort die Hörner ab,
Ein stattlich Mahlzeit richtet zu,
Lernt nichts, säuft, frißt und schreit Juch Juh,
Endlich da er viel Schulden macht,
Gar heftiglich wurde verklagt,
Arrestiret, incarcerirt,
Trawrig ins Elend relegirt,
Vol Schmerzen kam wider anheim,
Sehnlich ihns rewt: und hielt sich fein.

Vergl. die am Schluß des Spieles beigefügte ‚Kurze Beschreibung des Cornelii von einem Cornelianer gedichtet‘.

[1] Vergl. E. Schmidt 27.

Werd ich gleich drüber Schulden machen,
Da ist gut Raht zu solchen Sachen,
Ich wil wol tausend Lügen tichten,
Mein Vater sol's merken mit nichten,
Er muß Geld schicken nach der Pauß,
Daß ich alle Tag lebe im Sauß.
Aber auf dißmal gnung darvon,
Ich muß zu meiner Jungfraw gohn.

Eine Schlemmerscene wird eingeleitet mit den Worten:

Die Freßglock hat langst im Magen
Mit vollm Stürmen angeschlagen,
Und unser Zähn Verlangen han,
Die Schnabelweid zu sprechen an . .
Und ich hab langst gewart mit Schnaufen
Kannen und Gläser auszusaufen.

Als einmal bei einer solchen Scene einer der Studenten ‚für zwölf Kannen verzagt', wundert sich Cornelius darüber:

Ich denke an die Zeit jetzund,
Daß du zwanzig Kannen hast kund
In dreien Stunden trinken auß,
Wie kömmt dir dann jetzt an ein Graus?

Aber auch dieser Student, der im Kriege gewesen, ist noch mannfest:

Ich kann noch spielen, fressen, saufen,
Fenster auswerfen, Thüren auflaufen
Und Herren und Frauen herausjagen,
Mit Dolchen stechen, hauen, schlagen.

Von einem Sturm, den Cornelius mit zwei Studenten gegen das Haus des Weinschenken Asmus unternommen, berichtet der Wachtmeister Hansius dem Rector:

Herr Rector, ihrer waren drei,
Die trieben aufm Markt groß Geschrei,
Do die Wächter bald dreie riefen
Und die Leute am besten schliefen,
Kamen vor Asmus Haus so spat,
Der ein jung Weib gefreiet hat.
Klopften und pochten heftig an,
Er solt sie kundrund einlan . . .
Do sie sahen, daß vergeblich wär,
Zogen sie aus die Dölch und Wehr,
Stachen und hieben die Thür entzwei
Und warfen in die Fenster frei.
Die Nachbarn liefen bald herzu,
Sahen was sich begeben thu,
Und schrieen all über Gewalt.
Da winkt ich meinen Wächtern bald,

Die mit der Hellepart und Spießen
Weidlich auf die Nachtraben schmiessen,
Den einen in die Flucht thun jagen,
Die andern zween zu Boden schlagen,
Welche wir bald, wie sichs gebührt,
Mit uns in's Gefängniß han geführt.

Vor dem Universitätsgericht läugnen die Gefangenen Cornelius und Grillus den Sturm auf das Haus und schimpfen in Gegenwart des Rector Magnificus weidlich auf Hansius:

Cornelius:

Daß dich der Teufel in Lüften hol,
Dein Maul stecket der Lügen voll,
Ich wollt mich bald an dir rächen
Und mit diesem Dolchen erstechen.

Grillus:

Und ich wär wol so 'n Wagehals
Und legt ein Strick an deinen Hals,
Wirf dich in ein stinkend Schmeißhaus,
Daß du nimmer kämest daraus.

Hansius:

Ho sacht, dein Dreuwort acht ich nicht,
So wenig als wenn mein Magd spricht,
Die mir das Nothhäuslein thut fegen,
Versuch es nur, wil dir's gesegnen,
Du kennst noch diese Fäuste nicht.

Der Rector weist die ‚losen Buben' zur Ruhe. Sie sollen zur Strafe für den Haussturm dreißig Gulden bezahlen, kommen aber schließlich mit fünfzehn Gulden, binnen vierzehn Tagen zu erlegen, davon. Bald aber steht Cornelius von Neuem vor Gericht und der Rector hat den Gerichtspersonen vorzutragen:

Jetzt kommt ein Handelsmann
Und klaget ihn aufs Neue an,
Welchen, weil er nicht zahlen kund,
Gräulich geschlagen und verwund
Auf offnem Markt, da ehrlich Leut
Dabei gestanden sind nicht weit,
Welche heftig geklaget han,
Der Rector laß alles hingan,
Sei zu gelind und strafe nicht
Die losen Buben und Bösewicht . .

Der Hauswirth des Cornelius klagt, daß er seiner Tochter den Ehrenkranz geraubt habe; viele Gläubiger verlangen Bezahlung; Cornelius aber sieht in allem diesem nichts Ungewöhnliches:

Ihr lieben Herrn, gänzlich ich mein,
Daß es kein Schelmstück könne sein,
Wenn ein jung Gsell auf d' Bulschaft geht,
Spielt, schlempt und demmet frü und spät,
Und bei den Leuten borget auf,
Das ist jetzt der gemeine Lauf.

Die Ausdrücke, in welchen die entehrte Lubentia über ihre Nothzüchtigung berichtet, lassen sich nicht wiedergeben [1].

Wahrhaft beschämende Bilder aus dem Volksleben im Allgemeinen entwarfen unter Anderen die Schweizer Dichter Niclaus Manuel und Hans Rudolf Manuel. Ersterer insbesondere in seinem Fastnachtsspiel ‚Von dem Elßlin trag den Knaben und von Uly Rechenzan mit ihrem ehelichen Gerichtshandel' vom Jahre 1530. ‚Da liegen sie, die Altäre und Götzen im Tempel,' hatte Zwingli während des Bildersturmes im Berner Münster gepredigt, ‚der Wust muß hinaus, damit die unsäglichen Kosten, die ihr an dieses Narrenwerk gehängt, fortan den lebendigen Bildern Gottes zu Gute kommen'. Manuel's ‚Elsli' zeigt, in welchen Schmutz ‚die lebendigen Bilder Gottes' im Jahre 1530 versunken waren. Da passen durchaus die Verse:

Daß Gott erbarm! worzu ist es kummen!
Wie hat Schand und Laster überhand gnummen!
Es ist des Tüfels Völkli und Gsind,
Gott geb, wie man's hasple oder wind [2].

Wenn man die greulichen Flüche und Lästerreden dieses ‚hübschen' Spieles liest, die breite ekelerregende Ausmalung des Gemeinen und Unzüchtigen, so sollte man es kaum für möglich halten, daß Derartiges nicht etwa wie die

---

[1] Act 1 Scene 3 bis Act 4 Scene 11. Ein halb Jahrhundert früher, im Jahre 1549, schilderte Christoph Stymmel aus Frankfurt an der Oder in einem lateinischen Lustspiel ‚Die Studenten' das wüste Treiben auf den Universitäten ähnlich wie Wichgrew. Ueber eine der gebräuchlichen Sauf- und Raufscenen berichtet dort ein Student: ‚Bis ein Uhr früh haben wir gestern Abend getrunken und waren so berauscht, daß wir kaum noch stehen konnten, ja zur Erde selbst wie taumelnd stürzten, Fallsüchtigen ähnlich. Als wir des Trinkens satt geworden, ging es auf den Markt. Zuerst kam uns entgegen ein ungeheurer Gnotenschwarm, der mit gezückten Schwertern auf uns sich stürzte. Die schlugen wir mit muthigem Sinn, daß sie besiegt uns endlich den Rücken zeigten, viele auch so schwer verwundet, daß kaum noch Lebenshoffnung übrig ist. Bald durch den Lärm gerufen, stürzt sich auf uns der Wache Schaar, in Waffen blitzend. Auch diese wurde in die Flucht gejagt. Traun, vor Lachen wäre ich fast gestorben, als die, denen doch das Heil der Stadt vertraut ist, so schändlich flohen.' Stymmel's lateinisches Lustspiel ‚Studentes' übersetzt von Meyer, Studentica, S. 77. Stymmel's Stück fand solchen Beifall, daß bis zum Jahre 1614 noch dreizehn Ausgaben desselben sich nachweisen lassen; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 138 No. 27.

[2] Baechtold, N. Manuel 296.

gemeinen Nürnberger Fastnachtsspiele des fünfzehnten Jahrhunderts von niedrigen, auf den Erwerb einiger Groschen ausgehenden Personen vor zechenden Gästen in den Schenkstuben der Wirthshäuser, sondern von Bürgern zu Bern öffentlich aufgeführt werden konnte, und daß das Stück nicht etwa einen ‚Balbirer' wie Hans Folz, sondern einen Künstler, Rathsherrn und Staatsmann zum Verfasser hat. In einer zweiten Auflage wurde es als ‚kurzweilig zu lesen' bezeichnet, in einer dritten und vierten als ‚gar lustig zu lesen und zu hören' [1].

Gleich abstoßend ist das von Niclaus Manuel's Sohn Hans Rudolf im Jahre 1548 verfaßte ‚Holdsäligs Fastnachtsspil, darin der edle Wyn von der trunkenen Rotte beklagt, von Räblüten geschirmt und von Richtern ledig gesprochen wird'. Es wurde hier in 4235 Versen das herrschende Laster der Trunkenheit behandelt und gegen dasselbe geeifert, aber von einem Dichter, welcher von sich selbst aussagt:

Das b'kenn ich an mir selber wol,
Daß ich ouch Tag und Nacht werd vol,
Ja eben ich, so das hab gmacht;
Darumb ich ganz niemand veracht.

Man darf deßhalb wohl annehmen, daß er aus eigener Erfahrung schreibt:

Die Hundsmett hebt sich dann erst an,
Sobald der Schlaftrunk wird getan;
Da ist dann kein Vernunft nit me,
Er macht den Menschen glich dem Ve,
Dann gat es an ein houwen, stechen,
Kübel und Gelten muß zerbrechen,
Der Ofen muß bi'n Fenstern stan,
Stüel und Benk an d' Gassen gan,
Da muß ein g'sottne Suppen sin
Und stoßt man Kerzenstümpli drin.
Den Win tut man mit Küblen messen,
Bringt einer dem andern ein Filzhut z'fressen . . . [2]

---

[1] Baechtold, N. Manuel CCV—CCVI. Goedeke, Grundriß 2, 341 No. 9.

[2] Bei Baechtold 305—374. Die citirten Verse S. 354. 359. Der Herausgeber hat nicht für gut gefunden, das ganze, vom Dichter für ‚holdselig' erachtete Stück mitzutheilen. So fehlen Vers 2584—3139 mit dem Bemerken S. 367: ‚Die übrigen Weiber der vollen Gesellen schelten die Wirkung des Weins auf's Unflätigste; auch der Landsknecht tritt gegen ihn auf und ruft seine Hure zur Zeugin an, die durch den Wein ihren Rosenkranz verloren.' Bei den fehlenden Versen 3530—3963 und 3996 bis 4157 heißt es S. 370 und 371: ‚Das Strafmaß für die Weinverläumder wird bestimmt; sie werden alle auf die Narrenbank gezogen; die Strafoperation, die sich weiterer Mittheilung entzieht, wird vollzogen und dazu das Britschenlied

Auch dieses Spiel sollte ‚ganz lieblich zu lesen' sein und wurde ‚von jungen Bürgern Zürichs gespielt'.

Ein äußerst lebendiges Zeitbild bietet ferner der im Jahre 1584 in niederdeutscher Sprache abgefaßte ‚Deutsche Schlemmer' von Johannes Stricerius, Prediger zu Grobe. Der Held des Stückes führt sich als einen allgemein gar wohlbekannten frischen Schlemmer ein, welcher Tag und Nacht gebuhlt und gesoffen und als Patron einer Kirche geistliches Gut an sich gebracht habe. Gott frage nicht, erklärt er, nach den Pfaffen, und wer derselben ledig sein wolle, der müsse sie leer ausgehen lassen. Mögen sie schreiben und schreien, daß geistliches Gut den Herren und Knechten, die davon essen, kein Gedeihen bringe, sondern für Arme und Schüler bestimmt sei: dieser Possen gelte nicht mehr, der Bann des Papstes wirke nicht mehr; jetzt gelte nur der Spruch: ‚So will ich's, so befehle ich's, uns gehören die geistlichen Güter.' Den guten Herren, welche die Klöster an sich gebracht haben, thut es gar sanft, Christi Brod schmeckt ihnen auch süß, was haben sie mit Schülern und Armen zu thun? Er sei nur dem Beispiele der Herren gefolgt, welche unter Beistimmung ihrer Theologen, Hofprediger und Superintendenten die Klöster in Besitz genommen hätten. Die Welt sei dermalen so geartet, daß Niemand mehr etwas zu kirchlichen Zwecken gebe, weder Geld oder Korn, Heu oder Stroh, wenn auch die Kirchen und Pfaffenhäuser darüber in Verfall geriethen. Er selbst wolle auch lieber beim Banket mit guten Leuten in frohem Muth hundert Thaler verschlemmen und verwürfeln, als den Pfaffen nur einen einzigen Thaler geben. In einer Scene wird das Treiben einer wüsten Nacht beschrieben. Der Schlemmer und sein Vetter berichten darüber, wie sie alle trunken auf den Bänken gelegen und Speisen, Wein und Bier von sich gegeben haben, recht wie Ritter und Helden, welche die Walstatt behaupten und sich dieses Treiben zu Ruhm und Ehre schätzen, auch gleich wieder damit fortfahren wollen. Dann beginnt die Schilderung eines neuen Zechgelages: die Genossen saufen sich einander zu, und wer den Becher nicht auf einen Zug leeren will, wird verhöhnt. Der Schlemmer trinkt tapfer darauf los ‚wie ein Egel' und macht sich mit seiner anwesenden Buhlin, einer verheiratheten Frau, zu schaffen. Auf deren Frage, wie sich seine Frau zu ihrem Liebesverhältniß stelle, antwortet er, die wisse wohl Nichts davon; sollte sie aber ein Wort dreinreden wollen, so würde er sie so behandeln, daß sie wie eine Maus sich ducken sollte. Sie verabreden eine Zusammenkunft im Hause der Buhlin; der Schlemmer soll den Mann trunken machen, daß er Nichts merke, und merke er dennoch etwas, so sei die Frau erfahren genug,

---

gesungen.' Goedeke, Grundriß 2, 348 No. 67 gibt an, wo vollständige Drucke zu finden. Genée 59—60 meint, es sei ‚ganz unbegreiflich', daß dieses Spiel ‚ein Publicum fesseln konnte'; aber dem Publicum behagten gerade solche Spiele.

um ihn zu bethören. Beim weitern Herumsaufen will einer den andern niedertrinken, und der Vetter vermißt sich endlich, den Schlemmer heute zu Tode zu saufen. Der Schlemmer dagegen schwört, der Teufel soll ihn holen, wenn er den Vetter dann nicht gleichfalls zu Tode saufe. Ein herzutretender Prediger, der nicht mitsaufen will, sondern der wilden Gesellschaft ernstliche Ermahnungen hält und mit dem Banne droht, wird ausgescholten und hinausgejagt. Schließlich erfolgt die Bestrafung und die Bekehrung des Schlemmers. In der Widmung des Stückes an den protestantischen Bischof zu Lübeck und Verden erklärt Stricerius, er habe dasselbe allen ,unbußfertigen und sicheren Menschen' zu einer christlichen Ermahnung und Warnung, den angefochtenen sterbenden Menschen aber zur Belehrung und Tröstung auf Anregung gottseliger Leute in Druck gegeben. Aber merkwürdig ist, daß er dieses Stück mit solchen Schlemmer- und Buhlscenen als ein ,kindliches Gedicht' bezeichnet und sogar ausdrücklich angibt, dasselbe sei ,für die Schüler verfaßt' [1].

Auch die Comödien von Nicodemus Frischlin enthalten in manchen Scenen lebendige Darstellungen damaliger Zustände. In seiner lateinischen, wiederholt in's Deutsche übersetzten Comödie ,Rebecca' (1576) entwirft der Dichter ein abschreckendes Bild des rohen Adels, der Scharrhansen und Bauernschinder, und des übermäßigen Trinkens, sonderlich an den Höfen. Seine deutsche Comödie ,Der Weingärtner' läßt die Bauern über ihr schweres Mißgeschick sich aussprechen und gegen die Obrigkeit harte Reden führen [2]. Die Comödie ,Frau Wendelgard' schildert (1597) das Bettler- und Gaunerwesen in Oberschwaben, dem Elsaß und der nördlichen Schweiz. Was wir den Tag über zusammengebracht haben, sagt einer der Bettler, verzehren wir bis Mitternacht,

Und kommen die Bettelweiber
Mit ihren graden starken Leiber,
Dann geht herum die lederin Fläsch
Bis daß wir leeren unser Täsch,
Und trinken werdn, mich wol vermerk,
Da solt einer sehen Wunderwerk:
Dann gsehn die Blinden, redn die Stummen,
Und werden gerad die Lahmen und Krummen,
Da wird das Spiel erst eben ganz,
Erhebt sich bald der Betteltanz.
Wie gfällt dir unser Bettelstand? [3]

---

[1] Goedeke, Everyman 111—131.

[2] Strauß, Leben Frischlin's 106—112.

[3] Strauß, Frischlin's Deutsche Dichtungen 30. 31; vergl. 44—45. 52—53. Auch Johann Schlayß malt in seinem ,Joseph' Theil 2 Act 5 Scene 3 die Annehmlichkeiten des Bettlerlebens aus. Die Scene ist der gleichnamigen lateinischen Comödie von Hunnius entnommen; vergl. v. Weilen 147.

In den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts treten die Volksschauspiele, welche von allen Ständen: Geistlichen, Adelichen, Bürgern und Bauern, Schulmeistern und Schülern aufgeführt worden, immer mehr zurück vor einer gewerbsmäßig, meist von fahrenden Engländern ausgeübten Schauspielkunst. Das Schauspiel selbst erhält fast ausschließlich einen weltlichen Character; geistliche Stoffe werden, so weit sie überhaupt noch zur Darstellung gelangen, größtentheils in's Rohe und Gemeine gezogen.

Schon bevor ‚die englischen Comödianten' über Dänemark und die Niederlande nach Deutschland kamen, zogen italienische und französische Schauspieler an deutschen Höfen und in Reichsstädten umher. An den Höfen zu Wien und zu München traten Italiener bereits seit dem Jahre 1568 auf; früher schon in Nördlingen, Nürnberg und Straßburg [1]. Eine besondere Rolle spielten sie am Hofe des bayerischen Kronprinzen Wilhelm zu Landshut [2]. Im Jahre 1583 ertheilte der Rath zu Frankfurt am Main einer französischen Wandertruppe die Erlaubniß, ‚eine französische Comödie zu agiren' [3]. Im Jahre 1586 ergingen sich dort französische Schauspieler in so starken Ausfällen gegen das Papstthum, daß der Rath aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Mainz und andere katholische Prälaten in Erwägung zog, ob es nicht gewiesen sei, denselben das Handwerk zu legen [4]. In hohem Ansehen beim Rathe standen die fahrenden Gesellen nicht: sowohl die ‚welschen', wie die bald sich einstellenden englischen Gesellschaften wurden mit den Seiltänzern und Luftspringern auf eine und dieselbe Stufe gestellt und mit dem Titel ‚Allerlei Gesind' bezeichnet; man gestattete ihre Aufführungen nur, um den zahlreichen Meßfremden eine Belustigung zu gewähren [5]. Der herzoglich bayerische Hofsecretär Aegidius

---

[1] K. Trautmann im Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 222 fll. ‚In dem letzten Jahrzehnt vor 1600 treffen wir mit den italienischen Comödianten rivalisirend französische und hauptsächlich englische Schauspieler in Deutschland. Die musikalischen Künste hatten die Engländer mit den Welschen gemein . . ein Umstand aber entschied zu Gunsten der Mimen, „die über's Meer herübergekommen", die Sprache. Die Engländer beeilten sich, Deutsch zu lernen, und in deutscher Zunge gehen ihre Comödien über die Bretter. Dazu haben sich die Welschen nicht herbeigelassen . . . deßhalb beschränken sie sich mehr auf die Fürstenhöfe, sonderlich auf jene Süddeutschlands, welche der italienischen Sprache und dem italienischen Wesen näher standen, und überlassen es den englischen Comödianten, die Masse des Volks in den Städten für sich zu gewinnen.' S. 235—236.

[2] Trautmann 238 fll. Am Hofe des Herzogs Ferdinand II. zu Innsbruck lassen sich italienische Comödianten zuerst im Jahre 1589 nachweisen, S. 232. In Ferdinand's ‚Schöner Comödie: Speculum vitae humanae' (vergl. oben S. 261) traten auch italienische Narren, Zanni, auf. S. 297 Note 168.

[3] Pallmann 114 No. 142. Mentzel, Gesch. der Schauspielkunst 17.

[4] Mentzel 19.

[5] Vergl. Mentzel 40—41. 49—50. 59—60.

Albertinus läßt seinen ‚Landstörtzer' mit den umziehenden ‚neuen Comödianten' zusammenkommen und von denselben berichten: ‚Die waren von allen Nationen, theils Franzosen, theils Engländer, theils Niederländer, theils Italiener. Ihre Musik und Comedien gefielen mir ausbündig und dermaßen wol, daß ich mich zu ihnen verfügte und mit ihnen accordirte, daß sie mich in ihre Gesellschaft aufnahmen; denn ich konnte gut Italienisch, Spanisch, Lateinisch und halb gebrochenes Teutsch reden, benebens schlug ich trefflich wol auf der Lauten und vertrat einen spanischen Schalksnarren mit seiner Kitarren, und konnte artlich drein singen, tanzen und springen.' Es waren solche Comödianten, welche ‚gute Historien agiren und benebens lächerliche Bossen und Gaukelspiel verrichten, bossierliche Schnacken reissen, und von einem Ort zum andern umziehen. Mit denselben zog ich durch ganz Teutschland und Niederland' [1].

An den fürstlichen Höfen waren englische Comödianten frühzeitig beliebt [2]. An dem kurfürstlich sächsischen Hofe zu Dresden spielten sie bereits im Jahre 1586. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und Landgraf Moritz von Hessen-Cassel waren die ersten deutschen Fürsten, welche eine ständige Bühne hatten, deren Hauptmitglieder Engländer waren; beide verfaßten für dieselben auch eigene Schauspiele [3]. Moritz errichtete im Jahre 1605 ein Theater in Gestalt eines Circus, mit bemalten Decken, welches er seinem Sohne Otto zu Ehren Ottonium nannte [4]. Neben den hessischen und den braunschweigischen Hofcomödianten traten die kurbrandenburgischen auf [5].

Alle fürstlichen Hauptgesellschaften machten auch Gastspielreisen durch deutsche Städte; die hessischen zum Beispiel waren wiederholt in Frankfurt am Main [6]. In einer Nürnberger Chronik heißt es: ‚Den 20., 21., 22.

---

[1] Albertinus Landstörtzer 284—285.

[2] Ueber die örtliche Verbreitung der englischen Comödianten in Deutschland, ihr Repertoire und ihre Darstellungsmittel vergl. Tittmann, Schauspiele 2, XI fll. und Englische Comödianten V fll. Goedeke, Grundriß 2, 524—542.

[3] In zwei Bestallungsbriefen für die englischen Comödianten Browne und Kingsman verlangte Moritz (um das Jahr 1598): sie sollen mit ihrer Gesellschaft ‚allerlei Art lustiger Comödien, Tragödien und Spiele, wie wir dieselben entweder selbst erfinden und ihnen angeben werden', oder sie selbst erfinden würden, anstellen und halten. Die Concepte der Briefe mitgetheilt von G. Könnecke in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgeschichte 2c. von Koch und Geiger, Neue Folge 1, 85—88.

[4] Rommel, Gesch. von Hessen 6, 399 fll. Vergl. Fürstenau 75—79.

[5] Näheres bei Meissner 30 fll. Archiv für Litteraturgesch. 14, 117 fll.

[6] worüber Näheres bei Mentzel 43 fll. Im Jahre 1605 wollten englische Comödianten, welche vier Jahre lang beim Landgrafen Moritz gespielt hatten, in Straßburg vierundzwanzig Comödien, Tragödien und ‚Pastoral' aufführen; vergl. Crüger im Archiv für Litteraturgesch. 15, 116—117. Ueber englische Comödianten in Stuttgart seit 1600 S. 211—216, mitgetheilt von K. Trautmann.

und 23. October 1612 haben etliche Engländer, des Landgrafen zu Cassel in Hessen bestallte Comödianten, auf Vergünstigung des Herrn Bürgermeisters im Hailßprunner Hofe allhier etliche schöne und zum Theil in Deutschland unbekannte Comödien und Tragödien, und dabei eine gute liebliche Musik gehalten, auch allerlei wälsche Tänze mit wunderlichem Verdrehen, Hüpfen, hinter und für sich Springen, Ueberwerfen und anderen seltsamen Geberden getrieben, welches lustig zu sehen. Dahin ein groß Zulaufen von Alten und Jungen, von Mann- und Weibspersonen, auch von Herren des Rathes und Doctoren gewesen. Denn sie mit zwei Trommeln und vier Trometen in der Stadt umgangen und das Volk aufgemahnt; und (hat) ein jede Person, solche schöne kurzweilige Sachen und Spiel zu sehen, einen halben Batzen geben müssen, davon sie, die Comödianten, ein groß Geld aufgehoben und mit ihnen aus dieser Stadt gebracht haben.'[1] Im folgenden Jahre ‚agirte' die brandenburgisch-englische Gesellschaft unter Leitung von John Spencer zu Nürnberg ‚schöne Comödien und Tragödien von Philole und Mariane, item von Celide und Sedea, auch von Zerstörung der Städte Troja und Constantinopel, vom Türken und anderen Historien mehr neben zierlichen Tänzen, lieblicher Musika und anderer Lustbarkeit im Heilsbrunner Hofe in guter teutscher Sprache, in köstlichen Maskerade und Kleidungen'[2]. Von Nürnberg begab sich Spencer nach Regensburg und spielte dort zur Zeit des Reichstages ‚unterschiedliche Male' vor Kaiser Matthias. Die Darstellung der ‚Einnahme von Constantinopel' trug ihm gleich am ersten Tage über 500 Gulden ein. Man mußte ihm, berichtet eine Chronik, mit einem Kostenaufwand von 135 Gulden ‚eine große Bühne bauen, auf die Bühne ein Theater, darinnen er mit allerlei musikalischen Instrumenten auf mehr denn zehnerlei Weise gespielet, und über der Theaterbühne noch eine Bühne dreißig Schuh hoch auf sechs große Säulen, über welche ein Dach gemacht worden, darunter ein viereckiger Spund, wodurch sie die schönen Actiones verrichtet haben'[3]. Matthias war in drückender Geldverlegenheit. ‚Leihen will uns Niemand,' meldete sein Minister Melchior Klesl aus Regensburg, ‚schuldig ist uns Niemand, wir selbst haben auch Nichts'; ‚das arme unbezahlte Pragische Hofgesind stirbt und verdirbt und kann des Ochsenblutes nicht genugsam bekommen': die kaiserlichen Hatschiere

---

[1] Nach dem Original der Stark'schen Chronik mitgetheilt von K. Trautmann im Archiv für Litteraturgesch. 14, 126—127. Vergl. Siebenkees, Materialien 3, 52. 53.

[2] Meissner 36.

[3] Mettenleiter, Musikgeschichte Regensburgs 1, 256. ‚Dieser Spund war wahrscheinlich eine viereckige Oeffnung, in der sich Transparente oder mimische Darstellungen, vielleicht auch Phantasmagorien nach heutiger Art zeigten.' Meissner 54 sagt: ‚Uns will bedünken, daß der „viereckige Spund" nichts Anderes als jenes „Loch" im Fußboden bedeutet, durch welches die Teufel, Geister u. s. w. herausspringen und das Jacob Ayrer in seinen Bühnenweisungen häufig erwähnt.'

und Trabanten mußten nämlich ‚zu dem Schlächter gehen und das Blut des geschlachteten Viehes auffangen und kochen lassen, also daß der großen Herren Elend oft größer als das geringer Leute‘ [1]. Aber für die Lustigmacher wußte man Geld aufzutreiben. Nach den kaiserlichen Kammerrechnungen wurden ‚einem Springer und Seiltänzer‘ am 7. September vierzehn rheinische Gulden verehrt, am 14. einer englischen Truppe zwanzig Gulden entrichtet, am 21. einem französischen Comödianten vierzehn Gulden, am 24. October endlich wurde Spencer mit 200 Gulden abgelohnt. Im folgenden Jahre erhielten italienische Comödianten nebst freier Zehrung aus der kaiserlichen Kasse beiläufig 5300 Gulden [2]. Ein italienischer Harlekin wurde von Matthias in den Adelstand erhoben [3].

Großes Lob ernteten die Engländer, welche am erzherzoglichen Hofe zu Graz unter Leitung von John Green in den Jahren 1607 und 1608 ‚ganz ehrbar und züchtig‘ ihre Stücke aufführten. ‚Sie sein gewiß‘, schrieb die Erzherzogin Maria Magdalena am Aschermittwoch 1608 an ihren Bruder Ferdinand, ‚wohl zu passiren für gute Comedianten.‘ Ueber eine Comödie ‚Vom reichen Mann und dem Lazarus‘ sagte sie: ‚Ich kann Ew. Liebden nit schreiben, wie schön sie gewest ist; dann kein Bissen von Buhlerei darin gewest ist; sie hat uns recht bewegt, so wohl haben sie agiret.‘ Noch im Jahre 1617 empfahl der Erzherzog Carl, damals Bischof von Breslau, diese englische Truppe dem Cardinal Dietrichstein, Statthalter von Mähren [4].

Im Allgemeinen aber war die Wirksamkeit der ‚neuen Comödianten‘ eine sehr unheilbringende. Sie arbeiteten einerseits auf die niedere Belustigung an unzüchtigen Possen und Buhlerschwänken, anderseits auf Erregung von Schrecken und Schauder hin, weckten die grausame Lust an Mord- und Greuelscenen und die bei dem verwilderten Volke ohnehin schon reichlich vorhandene geheime Blutgier. So wurden beispielsweise in der von den Engländern gespielten Tragödie ‚Titus Andronicus‘ den Zuschauern ‚zur Ergetzlichkeit und Erquickung des Gemüthes‘ Scenen folgender Art vorgeführt: Titus bekommt die Söhne der Kaiserin, welche seine Tochter geschändet und ihr Zunge und Hände abgeschnitten haben, damit sie die Namen ihrer Henker weder nennen noch aufschreiben könne, in seine Gewalt. Er ruft seinen Leuten zu: ‚Holla Soldaten, kommt eilends heraußer. Bringt mir alsbald ein scharfes Scheermesser und ein Schlacht-Tuch heraußer. Ja jetzt habe ich ein heimlichen Rath bei mir erdacht, worin ich alle meine Feinde fangen will, und meinen Muth wiederumb genugsam an sie kühlen. (Jetzt kömpt einer, bringet ihm

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 641—642.
[2] Archiv für Litteraturgesch. 14, 129. 442—444. Meissner 36. 52—53. 56—57.
[3] Meissner 191 zu S. 56.
[4] Näheres bei Meissner 62—63. 74—84. 87 fll.

ein scharfes Scheermesser und ein Schlachttuch, er macht das Tuch umb, gleich als wenn er schlachten will.) Geh auch geschwinde hin und hole ein Gefäß. (Gehet hin.) Und du kom mit demselben Mörder, den du hast, hieher, und halte ihm seine Gurgel herüber, daß ich sie kan abschneiden. (Bringt Gefäß.) Und du kom hier mit deinem Gefäß, halte es ihm unter die Gurgel und fange alles Blut darein. (Der elteste Bruder wird erstlich herübergehalten, er wil reden, aber sie halten ihm das Maul zu. Titus schneidet ihm die Gurgel halb abe. Das Blut rennet in das Gefäß, legen ihn, da das Blut ausgerennet, todt an die Erden.)' Mit dem jüngern Bruder wird gerade so verfahren. Dann spricht Titus: ‚Nun habe ich ihnen die Gurgel beide halb abgeschnitten; was ich aber nun geschlachtet, darüber wil ich selber Koch sein, die Häupter wil ich gar klein zuhacken und sie in Pasteten backen, worauf ich dann den Keyser samt ihrer Mutter zu Gast bitten wil.' Dieses Gastmahl findet nun statt und hat weitere Mordthaten, welche auf der Bühne vorgehen, im Gefolge [1].

Nach dem Vorbilde der ‚Englischen Comödianten' verfaßte Jacob Ayrer († 1605) seine von Blut und Mord starrenden Dramen. In der Tragödie vom Kaiser Otto III. und dessen Gemahlin läßt er Otto dem Crescentius Ohren und Nase abschneiden; ‚der Henker würfts weg' und sticht darauf dem von Crescentius eingesetzten Papste Johann die Augen aus, ‚bind ihm flugs ein blutiges Tuch dafür und stoßt ihn in's Loch'; ein Edelmann, welcher mit der Kaiserin im Ehebruche lebt, wird zu Pulver verbrannt; ein Graf, der keinen Ehebruch mit ihr begehen will, wird unschuldig hingerichtet von einem Henker, welcher sich rühmt, diese Strafe schon an ‚tausendundacht' vollzogen zu haben. Als die Gräfin Euphrosine ‚ihres Herrn Haupt in einer zugedeckten Schüssel trägt, springt dieses von Blut in aller Höhe auf'. Der Gemahlin Otto's erging es nach den Worten des Henkers:

Jetzt hab ich die Kaiserin verbrennt,
Die wehret sich mit Füß und Händ
Und so lang bis sie todt ist blieben.
Gott! ich hab ihren Fürwitz vertrieben.

---

[1] Englische Comödien No. 8. Abgedruckt bei Tieck 1, 370—407, aber mit Auslassung einiger allzu anstößiger Stellen; vergl. Actus 6 Scene 1 aus den Reden Morian's (Bl. O 7 b) mit Tieck 394. Der Theatereffect des ‚sich selbst Erstechens', bemerkt Devrient 1, 169, ‚war dergestalt abgenutzt, daß man den mehr erschütternden Selbstmord einführte: den Kopf gegen die Wand einzurennen. Wir finden dabei die Vorschrift „Er fellt in Verzweiflung, lauft mit dem Kopf an die Wand, daß das Blut unter dem Hut herfürdringet, welches mit einer Blase wohl gemacht werden kann"'. Im ‚König Montalor' heißt es bei dessen Tod im Text: ‚Hier fangen sie an zu streiten, da der König in den Kopf gehauen wird, welches so in dem Hut gemacht werden kan, daß es Blut giebt.'

Der Teufel, bereits früher ‚mit großem Feuerspeien und erschrecklichen Geberden' auf der Bühne sichtbar, ‚bringt jetzt' den auf sein Betreiben eingesetzten ‚Papst Gilbertus', welcher die letztwillige Verfügung trifft:

Wenn ich sterb, soll man mein Glieder
Von meinem Leib hauen hernieder . . .

Schließlich wird der Kaiser mit einem Paar Handschuhe vergiftet [1].

In der Tragödie ‚Servius Tullius' schneidet Lucius Tarquinius auf der Bühne seiner Gattin ‚die Kehle ab, läßt sie verzappeln'; gleichzeitig gibt Tullia ihrem Gatten den Gifttrunk und spricht:

Daran sauft er den jähen Todt,
So kum ich aus aller Noth;

und zu dem Sterbenden gewendet:

Lucius, der Bruder dein,
Soll mir hinfürt der Liebste sein.

Der König Servius Tullius wird von den Schergen erschlagen und ‚in der Schandgasse liegen' gelassen; Brutus ‚verzappelt' am Galgen; der Bürgermeister Gabinus wird todtgestochen, worauf noch weitere Metzeleien folgen [2].

Noch ärger geht es zu in der ‚Tragödia Thesei, des zehnten Königs von Athen'. Zuerst erscheint ein feuerspeiender Drache, der von Jason erschlagen wird; darauf treten einige Riesen auf, ‚schlagen alle in einander und Jason schlägt auch drein, bis sie sterben'. Wiederholt läßt der Teufel in Gestalt eines Drachen sich sehen und trägt Medea, die nur ‚mit Zauberei und Teufelsgespensten umgeht', auf seinem Rücken davon. Ferner ‚geht Minotaurus ein, ist unten ein Ochs und oben ein Mensch, trägt einen großen Kolben und ein Kind an der Hand' und verkündet den Zuschauern:

Das Kind friß ich, glaubt mir fürwar,
Mit Leuß und Nüsse, mit Haut und Haar,
Darzu mit Ingweid und mit Treck,
Kein Bissen würf ich von ihm weg . . .
Komm her, du Kind, ich will dir lausen
Bis mir 's Blut über 's Maul abrindt . . .

Fünf Mörder, welche nach einander auftreten, werden einzeln von Theseus niedergemacht; dann erschlägt dieser mit Hülfe Ariadne's den Minotaurus; Ariadne, von Theseus entehrt und verlassen, hängt sich auf. Die Gemahlin des Theseus beschuldigt ihren Stiefsohn Hippolytus, den sie vergebens zu verführen gesucht hat, der Nothzucht; derselbe flieht, fällt vom Wagen und wird von den Pferden ‚zu Stücken gerissen', und Theseus erhält die Nachricht:

---

[1] Ayrer 1, 435 fll. [2] Ayrer 1, 297 fll.

Und sollen Euer Majestät wissen,
Daß sein Leib aller stücksweiß leidt,
Hin und wieder auf der Straß zerstreut.

Die Stiefmutter stürzt sich in das Schwert, welches Hippolytus liegen gelassen: mit allem Diesem aber ist das Grausige der Tragödie noch lange nicht erschöpft [1].

Aus der ‚Schröcklichen Tragedi vom Regiment und schändlichen Sterben des türkischen Kaisers Machumetis des Andern' sei nur der Scene gedacht, in welcher der Kaiser seinen Bruder mit dem Säbel zu Boden schlägt und, als die anwesende Mutter darüber jammert, sich hören läßt:

Wir müssen der Kaiserin lachen,
Daß sie nur um eine Hand voll Blut
So kläglich weinen und heulen thut [2].

Das Scheußliche solcher Tragödien und die in ihnen hervortretende Roheit der Empfindungen konnte durch lehrhafte Schlußworte nicht abgeschwächt werden [3]. Jedenfalls verdienten sie nicht das Lob, welches den Werken Ayrer's in der Vorrede zu der im Jahre 1618 veranstalteten Sammlung derselben gespendet wurde: man habe ‚herrlichere, schönere, lieblichere und kurzweiligere Sachen nicht bald gesehen oder gehört'. ‚Ringelrennen, Fechten, Turniren' sei, sagten die Herausgeber, ‚junger und rittermäßiger Leute Zeitvertreib', hier aber könne sich jedes Alter und Geschlecht erholen [4].

Ayrer's Spiele waren wesentlich für bürgerliche Kreise bestimmt; auf höhere Kreise hatte es Herzog Heinrich Julius von Braunschweig abgesehen, wie mit all' seinen Stücken, so auch mit seiner im Jahre 1594 verfaßten Tragödie ‚Vom ungerathenen Sohn', welche vor versammeltem Hofe aufgeführt wurde. Sie ist vom künstlerischen und ästhetischen Standpunkte aus betrachtet ohne allen Werth, aber culturgeschichtlich von ganz besonderer Bedeutung,

---

[1] Ayrer 2, 1207—1303. [2] Ayrer 2, 737—810.

[3] wie K. Schmitt, Jacob Ayrer (Marburg 1851) S. 29 Note gegen Prutz, Vorlesungen 97—98 meint. Daß Ayrer selbst nicht der Meinung war, durch lehrhafte Erörterungen bei den Zuschauern viel Wirkung erzielen zu können, geht aus den Worten hervor, welche er in seinem ‚Valentino und Urso' dem ‚engellendischen Narren Jann' in den Mund legt:

Wer euch nun wolt von dem Anfang
Noch lange bis her zu dem Außgang
Auß der Geschicht was nützlichs lehrn,
So thet ihr ihm doch nicht zuhörn.
Denn ihr hört kurtze Predigt gern,
Wenn die Bratwürst deß lenger wern.

[4] Opus thaeatricum (vergl. Goedeke, Grundriß 2, 546 No. 4) Vorrede.

weil sie deutlich zeigt, wie allgemein die Entartung und Verwilderung des Geschmackes sein mußte, wenn selbst den höchsten Schichten der Gesellschaft solche Kost von einem durch gelehrte Bildung vor vielen seiner Standesgenossen hervorragenden Fürsten geboten werden durfte. Aergeres an Mord- und Schauerstücken hat das Jahrhundert nicht hervorgebracht. Der Inhalt der Tragödie ist folgender. Nero, der jüngere Sohn des Herzogs Severus, will die Regierung des Landes, welche seinem ältern Bruder Probus zukommt, durch ‚unmenschliche und unerhörte Mordthaten‘ sich aneignen. Da es ihm aber noch an rechtem Muthe gebricht, so gibt ihm einer seiner Räthe die Anweisung: ‚Wenn Ihr könntet Menschenblut oder ein Herz von einem Kinde bekommen, und bratet das auf Kohlen und esset dasselbe ein, so sollet Ihr wohl beherzt werden.‘ Nero nimmt den Vorschlag an, führt seinen eigenen unehelichen Sohn in den Wald, ‚setzt ihm das Knie auf den Hals, streichet die Ermeln auf, nimmt ein Messer und schneidet seinen Leib auf und schöpfet mit einem Schälchen ihm das Blut aus seinem Leibe und setzet es bei sich. Darnach nimmt er das Herze ihm aus dem Leibe und wirft den Körper in ein Loch; nimmt darnach das Gläschen und vermischet das Blut mit Wein und trinket es aus; das Herze legt er auf die Kohlen, bratet das und frißt es auf. Wenn er das alles so verrichtet hat, geht er ab und spricht: Nun däucht mich, ich sei so keck, wann mich der Teufel begegnete, ich wollt mich an ihn machen.‘ Dann geht er, ‚eine Barte in der Hand‘, zu seinem im Garten schlafenden Vater, ‚setzt ihm den Pfriem auf den Kopf und schlägt ihn mit der Barte darauf‘; unbekümmert um das Wehklagen des Vaters, ‚schlägt er immer zu, schlägt ihn in den Nacken, daß er liegen bleibt, und zeucht ihm den Pfriem aus dem Kopf und streichet das Loch am Kopf mit Erde zu, und spricht: Was hat der alte Schelm ein hart Leben!‘ Unmittelbar darnach erwürgt er den Sohn seines Bruders, sticht seiner Mutter die Gurgel ab, und geht ‚stillschweigend hinweg und läßt sich nicht merken‘. Seine Schwägerin bringt er durch Gift um's Leben, ‚läuft dem Bruder eine Wehre in's Leib, daß er zu Boden fällt‘. Dann sagt er: ‚Ich muß gehen, weil mir alle meine Sachen so gelungen, und ein Bankett bestellen und mit meiner Gesellschaft mich lustig und fröhlich machen, denn auf einen bösen Tag gehört ein guter Abend; wenn ich die Wahrheit sagen soll, habe ich mich alle müde gearbeitet.‘ Bevor aber das Banket beginnt, läßt er noch rasch dreien Räthen seines Vaters ‚die Köpfe in aller Geheim‘ herunterreißen, und ein Kammerjunker ‚schneidet sich selber die Zunge aus dem Hals und fällt zu Boden‘. Die Tafel wird gedeckt. Nero und seine drei Räthe ‚sein lustig, jauchzen und saufen herumer, lassen die Instrumentisten aufwarten und erzeigen sich gar fröhlich und lassen immer frische Essen auftragen. Endlich, wie sie zum allerlustigsten sein, verlieren sich auf dem Tisch aus drei Schüsseln die Essen und erscheinen an Statt derselben die drei abgehauenen Köpfe. Hierüber erschrecken sie alle,

springen vom Tische auf, die Köpfe verschwinden'. In Folge dieses Auftrittes stechen zwei Räthe Nero's ‚einander zu Boden', und der Arzt, welcher das Gift zur Ermordung der Schwägerin Nero's gegeben, nimmt jetzt selbst Gift ein, ‚brüllet greulich, kratzet mit Händen und Füßen von sich, endlich verscheidet er'. Nero geht ‚gar erschrocken auf und nieder und legt sich in den Garten nieder zu schlafen'. Aber sobald er sich niedergelegt hat, ‚kommt seines Sohnes Geist und hat am Hals hängend eine Flasche und in einem Arm einen Topf mit Kohlen und ist vorn in der Brust aufgeschnitten und blutig und spielet auf einer Zither und geht um Neronem dreimal herum, spricht aber kein Wort; Nero wacht auf und ruft: ‚Hilf Gott, was ist das?' ‚Der Geist verschwindet alsbald, und Nero legt sich wieder nieder zu schlafen. Inmittelst kommt seines Vaters Geist und hat das Beil in der Hand und den Pfriemen im Kopf, gehet um ihn herum, spielet auf einem Pandor oder Lauten' . . . Dann ‚kommt seines Bruders Sohnes Geist, hat einen Strick am Hals und Schaum vor'm Munde, spielet mit der Zither'; auch die Geister der Mutter und der Schwägerin erscheinen. Endlich ‚kommt seines Bruders Geist, hat eine Wehre im Leib, und mit ihm seine drei Räthe ohne Köpfe, und trägt ein jeder seinen Kopf in der Schüssel, gehet um ihn herum und spielet auf der Laute'. Nero zittert und bebt. Er geht hinaus in den Wald. ‚Wie er in den Wald kommt, sieht er die drei Todten da liegen, und wie er hinzukommt, richten sich die Todten auf mit verkehrten Augen und aufgesperrten Mäulern, fallen wieder nieder und verschwinden'. Nero rauft sich die Haare. ‚Inmittelst erscheint ihm sein Sohn und spricht: Rache über dich, der du dein eigen Fleisch gefressen und dein eigen Blut getrunken hast. Wehe dir, der du mein Herz aus dem Leibe geschnitten und mein Blut gesoffen hast'. Die anderen Geister erscheinen nochmals, erst einzeln, zuletzt wiederholt zusammen und rufen: Rache, Zeter mordio. ‚Nero windet und krümmt sich, reißet das Wambs auf und brüllt greulich wie ein Ochse.' ‚Brüllet und schreit: o wehe mir, wehe mir.' ‚Zeucht den Dolch aus und will sich selber erstechen; er kann es aber nicht vollbringen, denn der Dolch bricht entzwei'; gleich vergeblich sucht er sich zu erhängen, zuletzt zu vergiften. Als alle Mittel nicht helfen wollen, ‚krümmt und windet er sich, brüllet wie ein Ochse, kratzet mit Händen und Füßen von sich' und ruft endlich die Teufel herbei. ‚Die Teufel kommen mit großem, greulichem Geschrei und führen ihn hinweg.'

Dieses ‚erschrecklich Ende' sollte, heißt es im Epilog, den ‚gnädigen und günstigen Herren' und ‚einem jeden, wes Standes er sei', ‚zur Lehre und Warnung dienen' [1].

Bei einer solchen Geschmacksverwilderung in den hohen wie in den niederen Schichten des Volkes begreift sich leicht, daß in der neuen Schauspielkunst

[1] Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius No. 6 S. 335—400.

‚benebens Mord und Todschlag auch die unverschämteste Buhlerei und unflätigstes Possenreissen' eine tonangebende Rolle spielen konnte.

‚Nicht mehr von gottseligen und nützlichen Materien, christlich ehrbar und säuberlich werden derweilen', heißt es in einem geistlichen Unterrichtsbuche vom Jahre 1593, ‚die mehrsten Comedien gegeben, sondern von schamparn unzüchtigen Sachen mit allerlei Bossen, üppigen Geberden und Vermummungen, für Jung und Alt, insonderheit der Jugend zum höchsten Aergerniß: als dann ein mehrentheils gottlos Gesind aus allerlei fremd Volk, welsche und englische Comedianten, in vielen Städten solch Sachen agiren, und man wol fragen mag mit dem hl. Augustino und anderen alten heiligen Lehrern: was ist so schampar und ehrlos, das nicht in Spielen öffentlich gespielt wird? Insonders sollte die Oberkeit die unzüchtigen Spiele der französischen Comedien- und Spectacul-Schreiber bei ernstlicher Strafe verbieten.'[1] ‚Diese schönen Scribenten', sagte über letztere ein anderer Zeitgenosse, ‚schmieden ihr Liedlein und Verslein und führen in ihren Comödien jetzt einen jungen Gesellen ein, der sein brinnendes Herz entdeckt, jetzt einen Buhler, der fein munter erzählt, wie es ihm auf der Buhlschaft ergangen, oder wie er sich gehalten; bald kummen schwangere Metzlen daher, bald springen und tanzen die Hofierer herfür, und wie diese alle einander laichen, betriegen, falsch schwören, schelten, stehlen, verthun, alle Tugend, Recht und Ehrbarkeit verlachen, wie eine jede Buhlschaft zu bekommen, wie sie einander mit frävenlichen Augen ansehen, wie man heimlich und offentlich Treu und Glauben brechen, die Unschuldigen ums Leben bringen, neiden und hassen, auch Zauberei treiben und einem die Lieb zu fressen geben soll: dies alles loben sie, rathen dazu, und thun guten Bericht, wie man's in's Werk soll richten: solches mit einander wird den Leichtfertigen mit honigsüßen Worten, guten Schwänken, Sprüchwörtlen, lächerlichen Bossen und holdseligen Sprüchen eingeraumbt. Lieber, welchen Stand, welches Geschlecht, welche Jugend oder Alter beflecken sie nicht? An welcher Frauen oder Jungfrauen Keuschheit versuchen sie sich nicht?'[2]

Wie sehr die ‚englischen Comödianten' zum Beispiel in Frankfurt am Main wesentlich nur auf die Befriedigung niederer Gelüste ausgingen, ersieht man aus einer von Marx Mangold im Jahre 1597 entworfenen Schilderung des Treibens auf der dortigen Messe. Da heißt es:

Am Main da war ein sollich paucken, blasen,
  Ein menig Volck über die massen:
Ein Hauffen Huren und Landsknecht . . . .
Gegen über ward abgemahlt
  Ein Comedien, die man jetzt bald

[1] Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Schrift Geiler's von Kaisersberg: Wie man sich halten sol bei einem sterbenden Menschen (ohne Ort, 1593) Bl. B 2.
[2] Fickler, Tractat Bl. 35 fll.; vergl. Bl. 75.

Anfangen wurd von der Susann,
Der keuschen Frawen lobesan:
Wie auch von Keyser Octavian,
Dem Ritter Galmy wolgethan.

Mangold besuchte das ‚englische Spiel', von dem er so viel gehört hatte:

Wie der Narr drinnen, Jan genennt,
Mit Bossen war so excellent:
Welches ich auch bekenn fürwar,
Daß er damit ist Meister gar,
Verstellt also sein Angesicht,
Daß es keim Menschen gleich mehr sicht.
Auf tölpisch Bossen ist sehr geschickt,
Hat Schuch, der keiner ihn nicht drückt.
In sein Hosen noch einr hett Platz,
Hat dran ein ungehewren Latz . . . .
Den Springer ich auch loben soll
Wegen seines hohen Springen,
Und auch noch anderer Dingen:
Höfflich ist in all seinen Sitten,
Im tantzen und all seinen Tritten.
Daß solchs fürwar ein Lust zu sehen,
Wie glatt die Hosen ihm anstehen . . . .
Welche mit Fleiß so zugericht,
Daß man . . . . . sicht,
Darnach etwan pflegen zu schawen
Glüstige Weiber und Jungfrawen . . . .
Denn nicht alle, versteht mich recht,
Hinein zu diesem Spiele gehen,
Die lustige Comedien zsehen,
Oder der Music und Seitenspiel
Zu gefallen, sonder ihr viel
Wegen des Narren groben Bossen
Und des Springers glatten Hosen [1].

Im Jahre 1605 versprach eine englische Truppe dem Frankfurter Rath, sie beabsichtige ‚auch züchtige und liebliche Comödias und Tragödias in hochdeutscher Sprache zu agiren', aber ihre ‚Zoten und läppisches Gezeug' waren derart, daß der Rath in der Ostermesse des folgenden Jahres keine Vorstellungen gestattete. Später wurde dazu wieder Erlaubniß gegeben. Zeitweise war der Andrang des Volkes so stark, daß einige Prediger gegen ‚den übermäßigen Besuch der englischen Comödi' öffentlich eiferten. ‚Die englischen Comödianten', heißt es in einem poetischen ‚Discurs von der Frankfurter Messe' aus dem Jahre 1615, ‚haben mehr Leut, als die Prädikanten',

[1] Neuer Abdruck besorgt von E. Kelchner in den Mittheilungen des Vereins für Gesch. und Alterthumskunde Frankfurts 6, 355—356. 359—360. Goedeke, Grundriß 2, 526—527 No. 18 und 19.

Die lieber vier Stund stehn, hören zu,
Dan ein in die Kirch, da sie mit Ruh
Flux einschlafen auf ein hart Bank,
Dieweil Ein Stund ihn fällt zu lang,
Und agiren doch so schlechte Sachen,
Da sie der Bossen oft selbst lachen,
Daß sie es Gelt von den Leuten bringen
Zu sich, vor so närrische Dingen [1].

In Ulm wurde den englischen Comödianten in den Jahren 1606 und 1609 die Erlaubniß zum Spiele nur unter der Bedingung ertheilt, daß ‚sie sich gottloser und unbescheidener Dinge enthalten, und ohne alle Ungebühr erzeigen‘ sollten [2]. Der Rath zu Elbing legte einer englischen Bande im Jahre 1605 das Handwerk, ‚weil sie in ihren Comödien schandbare Sachen fürgebracht‘ hätten [3]. Am kurfürstlichen Hofe zu Dresden sprachen die Hofdamen im Jahre 1617 den Wunsch aus, daß die Engländer ‚nicht länger vor ihnen spielen‘ sollten [4].

Was die Schauspieler an unsäglichen Unflätereien ‚zum herrlichen Gelächter für die Spectatores‘ zu bieten wußten, wird im ‚Landstörtzer‘ von Aegidius Albertinus derb verspottet [5].

‚Die englischen Comödianten‘, heißt es in der Vorrede zu den im Jahre 1620 zu Leipzig gesammelt herausgegebenen ‚Englischen Comödien und Tragödien‘, haben ‚zu unseren Zeiten theils wegen artiger Invention, theils wegen Anmuthigkeit ihrer Geberden, auch öfters Zierlichkeit im Reden bei hohen und niederen Standes-Personen großes Lob erlangt‘. Darum veröffentliche man ‚allen der Comedi und Tragedi Liebhabern zu Lieb und Gefallen‘ deren ‚sehr schöne, herrliche und auserlesene‘ Stücke [6]. Die Vorrede des unter dem Titel ‚Liebeskampf‘ zehn Jahre später erschienenen zweiten Theiles der Sammlung berühmte sogar: aus diesen Tragödien und Comödien sei zu erlernen, ‚welcher Massen wir unser Leben bürgerlich, züchtig und ehrlich zu Erhaltung allerhand Tugenden und Meidung der Lusten anrichten‘ sollen [7].

In Wahrheit ließ sich aus den allermeisten Stücken nur ‚das gerade Widerspiel‘ erlernen [8]. Das Sexuelle wurde als komisches Motiv behandelt,

---

[1] Mentzel 46 fll. (vergl. 26) 58. 59.

[2] K. Trautmann im Archiv für Litteraturgesch. 13, 320. 321.

[3] Goedeke, Grundriß 2, 530 No. 62. Proelß 153.

[4] Meissner 61. [5] Albertinus, Landstörtzer 285—289.

[6] Englische Comödien, Vorrede A 3 und Titel.

[7] Liebeskampf (1630) Bl. A 3. Ein Verzeichniß der einzelnen Stücke des ersten und zweiten Theiles bei Goedeke, Grundriß 2, 544. Näheres bei Tittmann, Schauspiele 2, XVII fll. und Schauspiele der englischen Comödianten VII fll.

[8] ‚Die Roheiten dieser englischen Comödien sind schon in den Vorlagen zu vermuthen‘ . . .; ‚doch mögen die Bearbeiter aus eigener Lust am Schmutz hinzugethan

und zwar in der allergemeinsten Ausdrucksweise, ohne Witz. Schauspieler und Zuschauer fanden sich im tiefsten Schmutz zusammen, zum Beispiel in dem ‚Lustigen Pickelheringsspiel von der schönen Maria und alten Hahnrey‘[1] oder in der ‚Kurzweiligen, lustigen Comödie von Sidonia und Theagenes‘, welche sogar am meisten beliebt war[2]. Dieselbe ist in Prosa bearbeitet nach einem im Jahre 1609 erschienenen Schauspiel des Magdeburger Rechtsgelehrten Gabriel Rollenhagen ‚Amantes amentes. Das ist ein sehr anmutiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie man's deutsch nennt, von der Löfelei: alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten, auf gut sächsisch gereimt‘[3].

---

haben. Alles, was darin witzig sein soll, ist gründlich gemein, voll der scheußlichsten Zoten, wie kaum bei den Nürnberger Fastnachtsspieldichtern; unzüchtige Handlungen auf offener Bühne, wie selbst jene sie nicht gewagt haben. Diese Kunsthandwerker zogen mit ihren blutigen Greueln, schmutzigen Possen und prächtigen Lappen in Deutschland umher, ließen sich für geringes Geld sehen und machten die Darsteller und das Schauspiel überhaupt verächtlich. Daß sie und gerade sie an den Höfen und in großen Städten Beifall fanden, ist in Deutschland um 1600 nicht eben befremdend.‘ Goedeke, 2, 543. Devrient 1, 191—192 sagt: ‚Oft erscheint es unbegreiflich — wir mögen uns den Zustand der Sitte jener Zeit noch so roh denken — wie es möglich gewesen, daß Frauen und Mädchen unter den Zuschauern, bei der grenzenlosen Frechheit und verbuhlten Lüsternheit der Scenen haben ausdauern können, welche der Pickelhering oder Hanswurst mit seiner Frau oder der Zofe spielte; die pöbelhaften Reden und schamlosen Handgreiflichkeiten übersteigen allen Glauben.‘ ‚Genug, das ganze theatralische Leben in Deutschland‘ — seit dem Aufkommen der Berufsschauspieler — ‚bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, läßt uns auf einen wahrhaft brutalen Zustand des Geschmackes und der Sitte schließen.‘ Vergl. auch Genée 266. Auffallend ist, daß W. Wackernagel, Drama 143—144, von den englischen Comödianten sagen konnte: Sie waren es, ‚die das weltliche Drama wieder zu Ehren brachten, die dem beliebten komischen Element der Tragödie die gebührende Unterordnung und eine mehr künstlerische Einordnung zuwiesen‘. Im Wesentlichen konnte man schon am Ende des sechzehnten und im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, so gut wie es später von dem jungen Lassenius geschah, die Comödianten zusammenstellen mit ‚Gaukel- und Taschenspielern, Quacksalbern, Zahnbrechern, Glückstöpfen und dergleichen Geschmeiß und Gesind, so zu anders nichts dient, dann dem gemeinen Mann fein artlich und mit einer guten Manier das Geld aus dem Beutel zu ziehen‘. Angeführt bei Wackernagel, Drama 143.

[1] Das neunte Stück des ersten Theiles der Sammlung.

[2] Das fünfte Stück der Sammlung. Proelß 2, 212—213 sagt: ‚Das Stück gehört zu den rohesten der Sammlung und kann in cynischer und obscöner Pöbelhaftigkeit kaum überboten werden . . . und doch gehörte es bis in das nächste Jahrhundert zu den beliebtesten Dramen der Zeit.‘

[3] Gaedertz 33—35 führt sechs Ausgaben dieser Comödie an. Die ‚geschickte Composition‘ und das ‚vielfältig sprachliche, literar- und culturhistorische Interesse‘ des Stückes ist nicht zu bezweifeln. Aber Gaedertz meint sogar S. 100: ‚Es ist vielleicht zu beklagen, daß unser Jahrhundert an den damals gewiß nicht anstößigen Scenen nicht nur keinen Geschmack haben, sondern wol gar Abscheu davor empfinden wird.‘ Die Annahme, daß zahlreiche Scenen, wie sie hier vorgeführt wurden (auch Lucretia's

Schamloser noch als dieses ‚anmuthige Spiel‘ ist das von einem unbekannten Verfasser herstammende ‚lustig und kurzweilig Spiel: Hahnenreyerey, darinnen sieben Personen der unzüchtigen Eheweiber Untreu den Männern gleich wie in einem Spiegel fürhalten‘. Es strotzt von Anfang bis zu Ende von den gemeinsten, der niedrigsten Gassensprache entnommenen Unflätereien, besonders auf Kosten eines Mönchs ‚Desiderius‘, dem eine Hauptrolle in dem Stücke zufällt [1]. Auf gleicher Stufe steht die unter dem Namen ‚Pamphilus Münnigsfeind‘ im Jahre 1617 den ‚vom Papst hocherleuchten Esauiten‘ (Jesuiten) gewidmete Comödie ‚Nolbruder Curd‘, ein ‚umb die Kloster-Nonnen, auch umb der benachbarten Dörfer Bauernweiber wohl verdienter Visitator Venereus‘. Derselbe wird bei einem Ehebruchsversuche ertappt und ‚bringt sich in seinem heiligen Gewande selbst ums Leben‘; ‚sehr lustig zu lesen‘. Am Schluß wird ein geistliches Lied parodirt:

Bitten Gott auch mit allem Fleiß,
Daß Münche sterben auf die Weiß [2].

‚Nicht die geringste Ursache, warum die Jugend‘, schrieb Aegidius Albertinus, ‚in Unzucht und Geilheit geräth, sind die Comödien, Spectackel und Schauspiel, welche an etlichen Orten an den fürstlichen Höfen, oder in den

---

‚langes unkeusches Gebet‘; vergl. S. 28), damals keinen Anstoß erregten, begründet eine scharfe Verurtheilung jener Zeit. — Im Jahre 1614 fand die Aufführung des Stückes ‚den lebhaftesten Anklang‘ am Hofe des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, berichtet Gaedertz 83. Im Epilog seines Spiels sagt Rollenhagen, er hoffe, dasselbe sei ‚wol angewendet‘,

Dieweil menniglich draus gesehen,
Wie's auf der Bulschaft pflegt zu gehen.
Ein jeder hieraus lernen sol,
Wenn er sich hüte noch so wol,
So kann er der Lieb nicht entrennen,
Er muß ihr einen Schooß vergönnen.
Das süße Feur die Leut entzünd,
Jung, Alt, Tochter, Magd, Sohn und Kind,
Gelahrte, Bürger und Bauersleute,
Wie ihr habt fein gesehen heute,
Wol dem, der sein Lieb so anbringt,
Daß sie ihm nach seim Wunsch gelingt;
Weh dem, der nicht find, das er sucht,
Dem ist wahrlich sehr übl geflucht.

Gaedertz 32.

[1] Ohne Ort. 1618. (Citirt bei Hayn 101.) Größtentheils in niederdeutscher Sprache abgefaßt. Vergl. besonders, was Act 5 Scene 4 der Mönch sagen muß.

[2] Gottsched 1, 175—176. Goedeke, Grundriß 2, 375 No. 234. Aus dem ‚Nachtbüchlein‘ Valentin Schumann's (vergl. unten S. 382), auf den er sich als seine Quelle beruft, verfaßte Matthäus Scharschmidt, Vicar zu Zeitz, ‚Ein kurtzweilig Spiel von

Häusern der Mächtigen, oder in den öffentlichen dazu bestimmten Häusern gehalten werden.' Dieselben seien ‚um so viel ärger und böser, um wie viel ärger und gottloser diejenigen Personen, die solche Comödien und Schauspiel halten'. ‚Denn sie sind gemeinlich eitele, liederliche, verschlagene, arglistige, unverschämte und gottlose Leute; ja was mehr ist: man findet unter ihnen Landverwiesene, Ehrvergessene, Landstürzer, Zigeuner und arge Ketzer.' ‚Weil es wahr ist, daß die unzüchtigen Worte verderben die guten Sitten, was werden dann nicht thun die häßlichen und schändlichen Dinge, die man sieht, zumal weil die Sinnen des Gesichtes viel schärfer sind, denn die Sinnen des Gehörs.' ‚Weil auch der heilige Geist uns verbeut, ein liederliches und springendes oder tanzendes Weib anzuschauen oder anzuhören, damit wir nicht fallen in ihre Stricke, wer darf denn so gar vermessen und ruchlos sein, daß er sich wider das Gebot des heiligen Geistes setze in solche öffentliche Gefahr und mitten in solcher hellischen Glut? Denn weil solche comediantische Weiber gemeinlich schön und geil sind und ihre Ehrbarkeit allbereits verkauft ist, so pflegen sie mit den Sitten, Geberden und Bewegnussen des ganzen Leibes und mit der zarten, lieblichen und süßen Stimme und mit den zierlichen Leibskleidern wie die Sirenen die Menschen zu bezaubern . . . Daher man dann sich billig verwundern kann, warum dieses hochschädliche Ungeziefer allenthalben von den Obrigkeiten in den Städten wird aufgenommen, geliebt und zugelassen und sogar von etlichen eiteln Fürsten und Herren an ihren Höfen unterhalten, besoldet und in Ehren gehalten.' [1]

---

einem bepstischen Pfaffen im Land zu Franken, wie es demselbigen über der Bulerey mit eines Wintzers Weib so übel ergangen' (Eisleben 1589); vergl. H. Holstein in der Zeitschr. für deutsche Philologie 18, 435—436.

[1] Haußpolizei, Siebenter Theil 149. 151ᵇ—152. In Italien traten schon im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts Frauen auf der Bühne auf; vergl. Dejob 216. Papst Sixtus V. erlaubte im Jahre 1588 den wandernden Schauspielern, sich in Privathäusern zu zeigen, und der Gesellschaft der ‚Desiosi', der berühmtesten Italiens, öffentlich zu spielen, aber die Aufführungen sollten bei Tage stattfinden und die Frauenrollen von Männern übernommen werden. Vergl. v. Hübner, Sixtus V. (Leipzig 1871) Bd. 2, 142. — Albertinus, der sich so scharf über die verlotterten Comödien aussprach, war keineswegs ein Gegner des Schauspiels überhaupt, vielmehr ein Lobredner ‚der rechten christlichen Schauspielkunst'. Wenn man, sagte er, das Leben und die Thaten solcher Personen, welche durch ihre Tugenden der ganzen Welt vorgeleuchtet, ‚gleichsam lebendig im öffentlichen Schauspiel allermänniglich' zeige und vorhalte, so diene das nicht allein zur Erlustigung des Gemüthes, sondern auch zur Aufmunterung zum christlichen Wandel. ‚Es wird auch mancher gottloser und verführter Mensch durch dergleichen Schauspiel, darin entweder die Belohnung der Frommen und die erschreckliche Strafe der Gottlosen vor Augen gestellt wird, bewegt, sich zu bekehren und ein gottseliges Leben anzunehmen.' Landstörtzer 284—285.

IV. Unterhaltungsliteratur: Schwankbücher, Buhl- und Schimpfschriften — weiberfeindliche Schriften — Von der Kunst des Trinkens — Amadis-Romane.

Die Verbildung, Verrohung und Verwilderung des Geschmackes, welche die Bühne kennzeichneten, traten insbesondere seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auch auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur wachsend zu Tage. Abgesehen von einigen wenigen, seitdem erschienenen guten Büchern kann man sich, was dieses Gebiet betrifft, fast nur darüber freuen, daß die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Volksbücher noch fortwährend einen sehr großen Leserkreis fanden, und daß die Zahl derselben durch ein paar neue vergrößert wurde, welche gesunden Sinn und frische Empfänglichkeit für das ächt Volksthümliche bekunden.

Der weitesten Verbreitung unter den älteren Volksbüchern erfreute sich Till Eulenspiegel [1], das bedeutendste Erzeugniß des deutschen Volkswitzes, unübertroffen durch gelungene Darstellung und mustergültigen Stil; das Buch wurde häufig in fremde Sprachen übersetzt [2]. Ihm nacheifernd trat gegen Ende des Jahrhunderts der sogenannte brandenburgische Eulenspiegel Hans Clavert hervor, dessen ‚Werckliche Historien' zuerst im Jahre 1587 von Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber und Organist zu Trebbin, herausgegeben wurden. Es ist eines der wenigen wirklichen Volksbücher der Zeit, enthält aber im Gegensatze zu dem in geschlechtlicher Beziehung anständigen ältern Eulenspiegel einige Geschichtchen, von denen sich keineswegs sagen ließ, was Krüger behauptete, ‚daß Alles noch zu loben ist, was an Hans Claverten gewest' [3]. Ein von allen Unsauberkeiten freies, in der Ausführung treffliches, aber vom höhern vaterländischen Standpunkte aus betrachtet schmerzliches Denkmal deutschen Humors ist das ebenfalls erst beim Ausgang des Jahrhunderts erschienene Buch von den

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 270.

[2] Ueber die vielen Ausgaben desselben vergl. Lappenberg 147—220. Goedeke, Grundriß 1, 344—347. Vergl. auch Bobertag 1, 173 fll.

[3] Neueste Ausgabe von Th. Raehse (Halle a/S. 1882) S. 5. Vergl. die Geschichte S. 9—10. 15—16. 33.

Schildbürgern: ‚Wunderseltsame, abentheuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schiltbürger in Misnopotamia‘ [1].

Dieses Buch ist mit meisterhafter Benutzung von verschiedenen ‚Schwankbüchern‘ abgefaßt, das heißt von Sammlungen einzelner an einander gereihter kleiner Erzählungen, Fabeln, Anecdoten, welche, in bequemen handlichen Formaten gedruckt, einen wesentlichen Bestandtheil der Volkslectüre bildeten.

Den ersten Platz unter ihnen behauptet nach Inhalt und Form das von dem Barfüßermönche Johannes Pauli im Jahre 1522 veröffentlichte Buch ‚Schimpf und Ernst‘. Bis zum Jahre 1618 sind von demselben noch vierundvierzig Ausgaben bekannt [2]. Der Verfasser erzählt ohne alle polemische Absicht in einfach schlichtem und anmuthigem Stil, und konnte mit Fug in der Vorrede behaupten, daß er sich gehütet habe ‚vor schampern und unzüchtigen Exempeln, damit er Niemans kein Ergerung gebe‘ [3].

Wie tief der Geschmack später heruntersank, läßt sich aus einem Vergleiche dieses Buches mit jenen Schwankbüchern, zu welchen Jörg Wickram aus Colmar durch sein im Jahre 1555 erschienenes ‚Rollwagenbüchlein‘ den Anstoß gab, leicht erkennen. Die von Wickram mitgetheilten kurzen Geschichten sollten zur Verkürzung der langen Reisen in den damals gebräuchlichen Rollwagen dienen und ‚die schweren melancholischen Gemüther ermuntern‘. Unter Be-

---

[1] Frankfurt a. M. 1597. Goedeke, Grundriß 2, 560. Scherer, Anfänge 61, sagt mit Recht: ‚Das classische Buch von den Schildbürgern ist, politisch angesehen, ein schmerzliches Symbol.‘

[2] Lappenberg 365—377.

[3] Ausgabe nach dem ersten Druck von H. Österley in der Bibl. des Stuttgarter literar. Vereins Bd. 85. Stuttgart 1866. Pauli's ‚frohe schalkhafte Auffassung hält glücklich die Mitte zwischen Scheu vor dem Derben und Frechheit‘, sagt Goedeke, Grundriß 1, 404. Gervinus schreibt 2, 302—303: ‚Wie fein wußte Pauli zu wählen, welche vortreffliche naive Prosa schrieb er nicht! Wie steht man unter seinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt unter lauter Leben und Bewegung! wie localisirt er nicht Alles, was er Aelteres aufnimmt! wie ist Alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune!‘ ‚Bei ihm war Scherz und Ernst in weiser Absicht wechselnd gemischt, der große Gegensatz des gesunden Menschenverstandes gegen alle Verbildung war der durchdringende Geist, der Alles beseelte; Scherz und Witz waren die Würze, die Lehre war das Substantielle der gebotenen Speise, in solcher Verdichtung, daß sie nicht überfüllte und nicht widerstand. Hingegen versahen es alle späteren Sammlungen nach zwei verschiedenen Seiten hin‘: entweder nahm in ihnen das ‚Zweckhafte und Absichtliche die harmlose Naivetät hinweg, oder sie ließen alle Lehre und allen Ernst fahren und suchten nur das Scherzhafte und Schmutzige zur Unterhaltung‘. — Durch Verwechslung des Johannes Pauli mit Paul Pfeddersheim hat K. Veith in seiner Schrift ‚Ueber den Barfüßer Joh. Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch Schimpf und Ernst (Wien 1839)‘ irrig angenommen, daß Pauli jüdischer Abkunft gewesen, und fast sämmtliche späteren Literarhistoriker, wie Österley, Goedeke und Andere, theilen diesen Irrthum. Vergl. Eubel, Gesch. der oberdeutschen (Straßburger) Minoritenprovinz (Würzburg 1886) S. 64—67.

rufung auf Aussprüche Christi eifert Wickram in seiner Zuschrift an die Leser gegen diejenigen, welche in ihren Schwänken ‚schandbare und schändliche Worte' gebrauchten und ‚der züchtigen erbaren Weiber, ja auch Jungfrauen gar wenig' verschonten. Aber seine Schrift ist derart angefüllt mit unzüchtigen Dingen[1], daß der mansfeldische Kanzler Lauterbeck in seinem Dialog über die rechtschaffene Erziehung der Jugend sich dahin aussprach: ‚Es nimmt mich Wunder, daß man solche Ding zu drucken verstattet, weil wir wollen Christen sein, da man nach der Lehre St. Pauli nichts Unzüchtiges reden soll, geschweige denn schreiben und der Jugend zum Aergerniß in offenem Druck ausgehen lassen': aus dem Rollwagen Wickram's lerne ‚sonderlich die Jugend nichts denn Schand und Untugend'[2]. Nicht weniger ungeeignet waren die ‚schönen alten Exempel und Historien', welche Wickram ‚der weisen und zarten Jugend zu kurzweiligem Unterricht und Uebung' unter dem Titel ‚Die sieben Hauptlaster sammt ihren schönen Früchten und Eigenschaften' herausgab. ‚Zu müßigen Zeiten', meinte er, sollte sich die Jugend ‚hierin erlustigen und erspatziren'[3].

Ein Nachfolger Wickram's war Jacob Frey, ebenfalls ein Elsäßer, mit seiner ‚Gartengesellschaft' vom Jahre 1556, ‚darin viel frölichs Gesprächs, Schimpfreden, Speywerk und sonst kurzweilige Bossen von Historien und Fabulen' zu finden seien. Wie seiner Vorrede nach das Rollwagenbüchlein ‚ehrbar und lustig zu lesen', so wollte auch er angeblich ‚nichts hersetzen, so ungeschicklichs oder ungebürlichs vor erbaren Frauen und Jungfrauen zu reden wäre', denn ‚Frauen und Jungfrauen' sei ‚alle Ehr, Zucht und Erbarkeit in alle Weg zu erbieten'[4]. ‚Jede züchtige Jungfrau', versicherte der Frankfurter Buchdrucker Sigmund Feyerabend in einer neuen Ausgabe des Rollwagenbüchleins und der Gartengesellschaft, könne ‚das Buch ungescheut lesen'[5]. Dagegen rechnete Cyriacus Spangenberg die ‚Gartengesellschaft' zu jenen Büchern, welche ‚vom Teufel herkommen, die arme Jugend zu vergiften und den Ehestand zu schmähen' und ‚das weibliche Geschlecht zu schänden', und warnte dringend vor der Lesung solcher unzüchtigen Schriften[6]. In der That enthält Frey's Sammlung eine

---

[1] Vergl. die Ausgabe von H. Kurz (Leipzig 1865) S. 15. 36. 44. 78. 135. 139. 165.

[2] Lauterbecken 10.

[3] Die sieben Hauptlaster (Goedeke 2, 464 No. 16), Ausgabe von 1556, Vorrede. Wickram verfaßte auch einen ‚Schönen und nützlichen Dialogus, in welchem angezogen wird das mechtig Hauptlaster der Trunkenheit', Goedeke 2, 463 No. 13. Er selbst ‚war sehr eifrig im Zutrinken', wovon ihn sein „getreuer Freund und Bruder" Mathis Ruffer, Bürger zu Kaisersberg, mit geringem Erfolg abzuhalten suchte. Scherer, Anfänge 38.

[4] Ausgabe von 1556, Vorrede.

[5] Vergl. Archiv für die Gesch. des Buchhandels 5, 157.

[6] C. Spangenberg, Ehespiegel 437 b—438.

große Zahl von überaus anstößigen Geschichten, welche in nichts weniger als ernstem und ehrbarem Tone erzählt werden.

An Frey's ‚Gartengesellschaft' reihte sich im Jahre 1557 der ‚Wegkürzer' seines Landsmannes Martin Montanus, ein ebenso schmutziges, nach der Betheuerung des Verfassers jedoch ‚sehr schön lustig und aus der Massen kurzweilig Büchlein', welches ‚den Jungen sehr nützlich', und ‚nicht allein den jungen Gesellen, sondern auch den Mannen und allen Weibspersonen zu Gutem' geschrieben worden sei [1].

Sittlich verwerflicher noch als die Genannten sind Valentin Schumann aus Leipzig und Michael Lindener aus derselben Gegend [2], Männer von lockerm Lebenswandel, die in ihren sogenannten ‚Schwankbüchern' es förmlich abgesehen hatten auf einen an Unflätigkeiten aller Art gewöhnten Leserkreis. ‚Die kurzweiligen Historien' in Schumann's ‚Nachtbüchlein' (1559) sollten ‚zu Nacht nach dem Essen oder auf Weg und Straßen gelesen oder recitiert' werden. In der Widmung des zweiten Theiles der Schrift sagt er, ‚eine Wefftze' habe ihm in einem Briefe vorgeworfen, er habe in seinen ersten Theil ‚Bossen und grobe Schwänk gesetzt, die sich nicht geziemen Eheleuten zu lesen, sondern sie seien zu grob und unflätig, gleich als sei dieselbe Wefftze so züchtig und subtil. Ich bin oft dabei gewesen, daß kein gröberer Unflat nicht ist in der ganzen Zech gewesen, dann dasselbe Wefftzlein. Dieselbe Wefftze hat mich bewegt, daß ich habe in diesem andern Theil auch fünf grober und unflätiger Bossen gesetzt' [3]. Ueberboten wird das ‚Nachtbüchlein' durch Lindener's ‚Katzipori' und ‚Rastbüchlein'. Der Verfasser selbst nennt seine Geschichten ‚neue Mucken, seltsame Grillen, unerhörte Tauben, visierliche Zoten' und schreibt für ‚gute, fromme, auserlesene, bunte und runde Schaudelbutzen, welche man auf welsch Katzipori

---

[1] Wegkürtzer &c. (Goedeke 2, 466 No. 4. 1) Widmung und ‚An die Leser' A 3. 4. Vergl. Bobertag 1, 138. ‚Recht geflissentlich', betont Goedeke, ‚bedient sich M. der allerunsaubersten Ausdrücke und schildert geschlechtliche Dinge mit einer Ausführlichkeit und einem Behagen, daß man erstaunt, wie er von seinem Büchlein sagen mag, es könne die Halbtodten erfreuen und es werde darin Gottes ermahnt.' Wenn die von Jacob Frey und Martin Montanus ‚erzählten Schwänke nicht voll Zoten, Aergerniß und Ungebühr sein sollen, so muß', sagt Gervinus 2, 304, ‚jenes Zeitalter darüber so gigantische Begriffe gehabt haben, daß wir mit unseren Begriffen nicht nachkommen können'.

[2] Vergl. C. Wendeler im Archiv für Litteraturgesch. 7, 454.

[3] ‚Es ist nicht uninteressant', bemerkt Bobertag über Schumann, ‚in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit Scandal ebenso Reclame machen zu sehen, wie es jetzt geschieht. Daß unser Mann nebenher äußerst sittlich thut, Bibelsprüche in Menge und das Gleichniß von der Biene, die das Gute und nicht das Böse aus den Blumen nimmt, herbeizieht, gehört mit zum Handwerk und soll ihm die Gunst der ernsteren Leser erwerben, während er für die Liebhaber „grober Bossen" gleich in der Vorrede des zweiten Theils die Blätter angibt, wo diese zu finden sind.' Archiv für Litteraturgesch. 6, 137.

nennt'. ‚Diese guten Schlucker heißt man auf deutsch und unser Sprach Storchschnäbel, Entenfüß, Genßkragen, Saurüssel, Eselsohren, Bockshörner, Wolfszähn, Katzenschwänz, Hundszägel, Ochsenköpf, Kalbsfüß.' Das ‚Rastbüchlein' widmete Lindener ‚dem Edlen Herrn Anthoni Baumgärtner', einem ‚mit allen Tugenden gezierten Herren', der ‚dieses Tractätlein von Bossen und Schwenken als eines guten frommen Mannes Fleiß annehmen' möge. Gleich im ersten Stücke der Sammlung zeigt er eine große Vertrautheit mit der Sprache des Bordells, und kündigte die Absicht an, alle unzüchtigen Redensarten ‚einmal in eine Ordnung zu bringen, daß die guten Schlucker, die sonst gern närrische Bossen hören, zu lachen' hätten [1]. Während er aber in diesen Schriften in Schmutz und Roheit sich überbot, war er zugleich auch ‚ein frommer Poet' und erging sich in salbungsvollen Anrufungen Christi, die in seinem Munde an Gotteslästerung streifen [2].

Aus dem Rollwagenbüchlein, der Gartengesellschaft, dem Wegkürzer, Katzipori und anderen derartigen Sammlungen gab Bernhard Herzog, Fischart's Schwiegervater, die ‚Schiltwacht' heraus, ‚zu Nutz und Frommen angehender Wach- und Rottmeister sammt anderen deren schlefferige und maulancholische Gemüter' [3].

Fade und schmutzige Schwänke und Witzeleien enthalten auch die ‚Sechshundertsiebenundzwanzig Historien von Claus Narren', welche Wolfgang Bütner, Prediger zu Wolferstedt im Weimarischen, im Jahre 1572 dem Volke schenkte unter der Versicherung, daß ‚dieses guten Menschen reine Worte und gute Sprüche' würdig seien, ‚den Eulenspiegelischen Schanden und unleidlicher Schnödigkeit' vorgezogen und ‚besser geachtet zu werden' [4]. Das Buch erlebte bis zum Jahre 1617 wenigstens zehn Ausgaben [5].

---

[1] Beide Schriften neu herausgegeben von Fr. Lichtenstein in der Bibl. des Stuttgarter literarischen Vereins Bd. 163.

[2] Vergl. C. Wendeler's Anführungen im Archiv für Litteraturgesch. 7, 440 fll.

[3] Wendeler 145. Goedeke, Grundriß 2, 472 No. 11.

[4] Vergl. Lappenberg 382. Aufsatz über Claus Narr und Wolfgang Bütner von Schnorr v. Carolsfeld im Archiv für Litteraturgesch. 6, 277—328. Die Culturgeschichte, sagt Bobertag 1, 194, habe ‚Interesse daran, zu sehen, was man sich damals an flauen und läppischen Witzen genügen ließ, und an schmutzigen, namentlich der Sorte, die ich abdominale Späße nennen möchte, ertrug. Und von diesem Gesichtspunkte ist auch darauf zu achten, daß die Kreise, welche Claus belustigte, in denen also auch das ihn verewigende Buch Leser zu finden hoffen durfte, keineswegs untergeordnete waren, weder an Bildung noch an Sitte, vielmehr die Kreise, welche den Hof des Hauptes des protestantischen Deutschlands (des Kurfürsten von Sachsen) zum Mittelpunkte hatten'. Auch ‚war der Redactor des Claus-Buches kein obscurer Schmierer, sondern ein auch sonst als Schriftsteller thätiger Geistlicher'. ‚Unsere Zeit hat zwar auch Anecdotenbücher von recht faulem, geistlosem und schmutzigem Inhalt aufzuweisen, aber sie sind in allen Beziehungen obscur und nehmen in der Literatur gar keine Stellung ein.'

[5] Goedeke, Grundriß 2, 558 No. 3.

,Schwänke und allerlei unsaubere Historien, wie sie mit jedem Jahr in großer Zahl gedruckt und von Briefträgern und Hausirern in Stadt und Land feilgeboten, oftmals um wenige Pfennige verkauft werden, gehören jetzunder', klagte ein Kanzelredner, Beinhaus, im Jahre 1617, ,neben den unzähligen Buhlliedern zu den gesuchtesten Artikeln und werden auf Rollwagen und Schiffen, bei Gastereien und Saufereien gierig gelesen und vorgelesen, und dürfen Knaben und Mägdlein solche wol in die Schulen mitbringen und sich daran ergetzigen zu höchstem Schaden ihrer Seelen und Seligkeit.' ,Der Markt ist voll von Venusbüchlein aller Art, und locken die unflätigen Scribenten gleich schon durch ihre unverschamten Titulen der Bücher die hursüchtige Jugend an.' [1]

So erschienen zum Beispiel: ,Sätze von der Löffelei von Süssemunde Schönfleisch von Haneshausen, sammt derselben Eigenschaften und unterschiedlichen Gattungen . . . in der Leffler Collegio bei großen Uffzügen und Versammlungen aller derselben Facultät Verwandten mannlich und weiblich Geschirr' (1593); ,Kurzweiliger Discurs von der Löffelei' (1609); ,Die Hurenprobe, das ist honigsüße Liebe und güldene Treu'; ,Grumben- und Brillenkästlein der Huren, beneben Anhenkung der Vollsäufer und Trunkenpoltzen Littanei, so lustig und kurzweilig zu lesen und zu singen' (1608 und 1611); ,Frau Veneris Berg' (1614); ,Ehelicher Venuskrieg, allen jungen deutschen Venusrittern zu sonderlichem Gefallen und Unterricht' (1618); ,Venus-Schule, das heißt heilsame Unterweisung, woher sie ihren Ursprung nehme', und dergleichen viele andere mehr [2]. Das Buch ,Von Kunst der Liebe', welches Paul von der Aelst nach Ovid's Ars amandi ,den jungen Leuten zu ehrlicher Ergötzung' im Jahre 1602 herausgab, erschien bis 1610 in drei hochdeutschen und einer niederdeutschen Ausgabe [3]. Den Gipfel aller Schamlosigkeit, schon auf dem Titel, bietet der ,Maynhinkler-Sack durch Agricolam Tabeum von Weinstein in Lappenland' vom Jahre 1612: Derartiges ist von einem deutschen Verfasser nur selten gedruckt worden [4].

Aehnlich wie Beinhaus eiferte schon früher, im Jahre 1581, der fürstlich Salzburgische Rath Johann Fickler gegen die ,kurzweiligen Lustschriften und Tractätlein, die voller guter Schwänk und visierlichen Bossen'. ,Darinnen

---

[1] Beinhaus 4.

[2] Vergl. die Titel solcher Bücher bei Hayn 24. 91. 100. 101. 106. 147. 170. 171. 210 u. s. w. [3] Hayn 4—5.

[4] Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 472 No. 11. Hayn 307. Vergl. Gervinus 2, 305. Aus dem Italienischen erschienen unter Anderm ,J. B. Gyraldi, Cynthii, Novellä, oder auserlesene, liebliche newe Historien und Geschichten' sowohl ,ehelicher als auch bulerischer Liebe' 2c. (Frankfurt am Meyn 1614). Hayn 100. Aus dem Französischen zum Beispiel des Simon Goulart ,Schatzkammer übernatürlicher wunderbarer Geschichten und Fällen' (Straßburg 1613—1614, drei Theile), ,zum Theil freie Liebeshistorien' enthaltend. Hayn 278.

werden', sagt er, ‚artlich und mit sonderbarem Fleiß künstlich beschrieben zum Theil wahre Geschichten, zum Theil erdichtete, doch der Wahrheit ähnliche Fabeln, die mit einem lieblichen Schimpf anzeigen, wie es manchem so wohl auf der Bulschaft gangen, und Weg Weiß geben, wie sich die Mannsbilder gegen den Weibern, Gott geb sie seien verehelicht oder nit, herentgegen sie, die Frauen und Jungfrauen, gegen Männern und jungen Gesellen zutäppisch machen sollen, item wie man die Obrigkeit mitsammt den Eltern, auch besonders das Weib den Mann, der Mann das Weib, die Tochter die Mutter, der Sohn den Vater, die Dirn ihr Frauen, der Diener seinen Herrn laichen und betrügen sollen.' Aus der Lesung solcher Bücher erfolge ‚Hurerei, Ehebruch und Jungfrauenschänden, Laster, welche allgemein in Schwung gekommen' seien und ohne Scheu getrieben würden. ‚Solcher Nutz kommt aus diesen schönen Lustbüchern, als da sein die Cento-novelle, Gartengesellschaft, Rollwagen, Cazopori, Rast- und Nachtbüchlein, und dergleichen viel mehr, denn wer kann sie alle erzählen, so hin und wieder in den Buchläden zum Verderben guter Sitten und gemeiner Polizei verkauft werden?' Fickler rechnete ‚vorderst zu solchen Büchern' auch die ‚Tischreden' Luther's, ‚so voller unflätiger stinkender Bossen, unzüchtiger Wort und lahmer Fratzen sein, als auch in etlichen anderen seiner weltgeistlichen Schriften auf das unflätigste eingemischet' würden[1]. Mit gleicher Schärfe wie Fickler sprach sich Aegidius Albertinus wider ‚die schändlichen bulerischen und unzeitigen Bücher und Reime' aus. Mit dergleichen, schrieb er, ‚sind nicht allein die Buchladen erfüllt, sondern man hängt's auch öffentlich in den Gassen auf und man trägt's sogar in den Häusern feil. Da werden ihre Kartenspiel und Fledermäus verdäntelt und von den jungen Dirnlein und Handwerksbursch fein fleißig aufgekauft, in den Häusern umzogen, gelesen und ausglossirt. Was vermeinst du aber, daß solche bübischen Schreiber, Poeten, Pedanten und bettlerische Grammatisten, welche die Jugend, so ohn das hitzig ist, noch hitziger und die alten kalten Narren gumpen machen, werth seien? Was vermeinst du, was für ein Straf auf sie gehöre? Eben da schweigen die Rechte und die Gesetz still darzu. Wenn einer seinen Nächsten mit Gift vergibt, so flucht jedermann demselben und wird ihm abgeschlagen der Kopf, aber wenn einer das Gift der Unkeuschheit mit tödtlichem Schaden vieler Seelen und des Leibs in einem ganzen Land ausbreitet, und das Gift artlich mit Honig kann beschmieren und es den Leuten öffentlich fürsetzen, derselb wird allenthalben herfürgezogen, mit großer Ehre begabt, und ihre Bücher mit großen Privilegien bestätigt. Ja, was mehr und zu erbarmen ist, unsere Ehemänner lachen fein dazu, halten's für ein Scherz, wenn ihre Weiber und Töchterlein die leichtfertigsten Bossen und Unfläterei vor Augen haben, hören, lesen, auswendig lernen und munter von

[1] Fickler, Tractat, Vorrede Bl. 2^{b}—5; vergl. Bl. 52 fll.

der Farb reden können'. ‚Mit allem Fleiß und darum läßt man solche Bücher ausgehen, damit die Frauen und Jungfrauen, welche nur ihrem Lust und nit dem Hause auswarten, ihren Müßiggang und lange Weile vertreiben können, und damit sie feine, weiche, süße Wörtlein und wohlgesetzte Phrasen lernen und wissen mögen, wie sie sich zu verhalten, damit sie für höflich gehalten werden.' [1]

‚Eine sonderliche Gier' zeigten ‚die Buhlschreiber wider die Pfaffen'.

Pfaffen und Nonnen schelten,
Das bringt uns Ehr und Geld,

gestand einer der Verfasser solcher ‚überaus lustiger, allen ehrbaren Jungfrauen und angehender männlicher Jugend über die Maßen ergetzlicher Historien',

Die Jugend hört's am liebsten
Von allem auf der Welt [2].

Die Verhöhnung und Beschimpfung der Geistlichkeit sahen fast sämmtliche Schwankbücher als ihre Hauptaufgabe an: ‚dem vermaledeiten abgöttischen Papstthum' sollte ‚dadurch aus vollen Kräften Abbruch gethan' werden. So knüpfte beispielsweise Martin Montanus an die Erzählung eines Ehebruchs, welchen ein Mönch in Meißen begangen habe, den Satz: ‚Alle verfürische teuflische, spitzfindige Stücklen stecken in ihnen', den Mönchen, ‚tragen also unter einer Schafhaut einen reißenden zuckenden Wolf, fressen der armen Wittwen und Waisen Häuser und wenden lange Gebete für; und nicht allein dasselbig, sondern sie lugen, wo sie einem Biedermann sein Weib und Kind künden besch . . . . . betrügen, und mit ihnen in den Abgrund der Hölle führen, siehe da, das ist ihr gottselig Leben' [3]. Berichte von allerlei Schandgeschichten wurden besonders aus Boccaccio und Poggio geschöpft und als ‚in neuester Zeit' geschehen vorgetragen, damit, sagt Beinhaus, ‚die Jugend und männiglich daran einen desto größern Lusten empfinde' [4].

In sehr gehässiger Polemik sind zwei, gewissermaßen in's Gebiet der Schwankliteratur gehörigen Bücher der Prediger Burchard Waldis und Erasmus Alber abgefaßt, welche schon vor dem ersten unsaubern Schwankbuch, dem Rollwagenbüchlein von Jörg Wickram, erschienen. Im Gewande der Fabel wollten auch sie in ihrer Weise zur Unterhaltung, Ergötzung und Belehrung namentlich der Jugend beitragen.

Waldis gab im Jahre 1548 seinen ‚Esopus' heraus, ‚ganz neu gemacht und in Reimen gefaßt, mitsammt hundert newer Fabeln'. In der Zueignung versichert er, ähnlich wie später Wickram im Rollwagen, er habe das Buch ‚der

[1] Haußpolizei (1602), Siebenter Theil 129—130.
[2] Beinhaus 4 b führt den Ausspruch an. [3] Wegkürtzer 98.
[4] Beinhaus 5.

lieben Jugend, Knaben und Jungfrauen zu Dienste und Fürderung lassen ausgehen': ,die zarten keuschen Ohren der lieben Jugend' sollten sich ,an seinem Schreiben nicht ärgern'. Am Schluß der letzten ,Fabel' wiederholt er, ,allein der Jugend zu Frommen' habe er geschrieben. Doch seine Fabeln behandeln, so gut wie der Rollwagen, eine große Zahl von Anecdoten und Schwänken im Geiste und in der Art Boccaccio's. Waldis trägt eine durchaus naturalistische Anschauung von der Ehe zur Schau. Erbitterung gegen die ,tollen Papisten', die Geistlichkeit, vornehmlich gegen die Mönche und Nonnen konnte er durch seine dieselben beschimpfenden Schwänke genugsam erzeugen. Das Wesen seiner Polemik wird schon allein dadurch bezeichnet, daß er ,der lieben Jugend' kund that: der Papst behaupte, durch seinen Ablaß von ewiger Pein erlösen zu können, wenn ,auch Gott es nicht haben wolle'[1]. In der Verlästerung des hl. Franziskus von Assisi und der hl. Catharina von Siena war Waldis ein Vorläufer Fischart's[2]. Dieser erreichte ihn aber nicht in der Gemeinheit, welche sich am Schluß der letzten Fabel des dritten Buches ausspricht.

Die allgemeine Ansicht des Verfassers war:

Uns hat das schändlich Papsts-Geschwürm
Mit allem Gift wie bös Gewürm
So überschütt und gar ertränkt,
Und in ihren Teufelsdreck versenkt,
Daß wir bald, Schand ists, daß mans redt,
Ihren Stank und Unflat angebet.

Auf die vielen Millionen deutscher Stammesgenossen katholischen Bekenntnisses wurde bei derartigen Beschimpfungen keine Rücksicht genommen. Sie galten für vogelfrei. Die protestantische ,liebe Jugend', für welche Waldis schrieb, mochte sich, den Worten ihres Unterweisers trauend, darüber erfreuen, von solchem ,Teufelsdreck' befreit zu sein, aber konnte ihr etwa frommen, was und in welcher Ausdrucksweise Waldis ,Von einem Kleusener' berichtete, und ,Von einer Witwen, eines Mannes begierig', und ,Von einer armen Nonne'? der vielen anderen unzüchtigen Geschichten zu schweigen[3].

Erasmus Alber sagte in seinen als ,Buch von der Tugend und Weisheit' herausgegebenen neunundvierzig Fabeln, ,der mehrer Theil aus Esopo gezogen und mit guten Reimen verkläret'[4], im Jahre 1550: ,Gleichwie man

---

[1] Esopus, viertes Buch, erste Fabel. [2] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 370.

[3] Vergl. besonders zweites Buch, Fabel 60. 62. 100; drittes Buch, Fabel 6. 83; viertes Buch, Fabel 16. 17. 22. 23. 27. 40. 60. 71. 81. 89. 90. 93. Wir verweisen auf dieses ,Genre von Fabeln', weil man in Literaturbüchern nicht selten von dem ,harmlosen Burchard Waldis' lesen kann. Selbst Goedeke, Burchard Waldis 17, ist der Meinung, daß dessen Fabeln ,noch gegenwärtig heiteres Behagen erwecken'.

[4] Frankfurt am Main 1550.

den Kindern, so Würm im Leibe haben, das bittere Würmmehl mit Honig eingibt, also muß man uns arme groben halsstarrigen Leute mit Fabeln und Bildern betrügen und fangen, denn sie gehen süß ein wie Zucker und sind gut zu behalten.' Deßhalb hätten heilige Leute und Christus selbst sich der Gleichnisse bedient, und auch der Teufel habe seine Fabeln im Papstthum, im Mohamedanismus und im Talmud, die aber ‚nirgendzu dienen, dann daß sie des Teufels Reich mehren und die Leute von Gott und der Wahrheit führen'. Dagegen ‚dienen unsere Fabeln dem, der sie gegeben hat und preisen sein Lob und Ehr, lehren Tugend und gute Sitten und bringen großen Nutzen'. Zu solchen ‚Fabeln' gehörte zum Beispiel der Bericht eines Frosches über die Reliquien in Trier:

S. Judas Kuß und Malcus Ohr,
Das zeigt man als im höhern Chor,
Persönlich sah ich's allesampt,
Ich wär sonst ewiglich verdammt.

In einer andern Fabel wird die ‚große Abgötterei' der Katholiken geschildert, welche wie die Heiden ‚fremde Götter angebetet':

S. Thönges war ein Gott der Schwein,
S. Wendel muß ein Kühirt sein . .
Vesta ein Feuergöttin war,
S. Agath ward in solcher Fahr
Von unsern Christen angebet,
Solchs hat der große falsch Prophet
Der Bapst, der Endchrist, uns gelehrt.

In einer Fabel ‚Vom Papstesel' erfuhren die Leser, daß bei ‚des Esels Heiligkeit' Ehebruch nur als ein Gegenstand des Gelächters angesehen worden sei; dagegen:

Welcher Fleisch auf die Freitag aß,
Mit seim Blitz er sein nicht vergaß,
Er urtheilt ihn zum ewigen Tod . .
Es hielt ein Jeder sein Gebot
Als ob er wär der höchste Gott.
Er hatt den Himmel feil um Gelt,
Betrog also die ganze Welt,
Er trug Gott selbst im Himmel drein,
Das mocht ein stolzer Esel sein.

Die Fabel ‚Von einem Müller und Esel' bot eine Schilderung von Mönchen:

Dieselben Brüder mögen frei
Vollbringen ihre Büberei,
Herr Belial von Höllenbrandt,
Ein großer Fürst gar weit bekannt,

Der hat ihn solche Freiheit geben,
Derselben müssen sie geleben . . . .
Mit Schwelgen, Fressen, Saufen, Speien,
Damit sie ihren Leib casteien . . . .
Und muß ihr einer alle Tag
Viel mehr fressen, dann er wohl mag . . .[1]

Dergleichen Schilderungen sollten Gottes ‚Lob und Ehre preisen' und dem protestantischen Volke zum ‚großen Nutzen' dienen.

Selbst Hans Wilhelm Kirchhoff's ‚Wendunmuth'[2], die verhältnißmäßig beste Sammlung von Historien und Schwänken, enthält nicht wenige mit polemischer Bitterkeit vorgetragene Schandgeschichten aus dem geistlichen Stande.

Eine wahre Fundgrube für solche ist die von Lazarus Sandrub, einem ‚besondern Liebhaber der Poeterei', im Jahre 1618 zu Frankfurt am Main veröffentlichte ‚Historische und poetische Kurtzweil', ‚darinnen allerhand kurtzweilige, lustige und artige Historien, schöne anmuthige poetische Gedicht, höffliche Bossen und Schwenke' reimweise enthalten. ‚Grobe, unflätige, säuische, scham- und zuchtlose Narrentheidung', behauptet die Vorrede, seien sorgfältig ‚vermieden'; man werde Alles ‚ohne Aergerniß und Anstoß' lesen können. Nun sind aber von Sandrub's 150 Geschichtchen mehr als dreißig gegen Ordens- und Weltpriester als den Ausbund aller Unsittlichkeit gerichtet. Jedem Geschichtchen fügt er eine ‚Erinnerung' bei, worin er ohne Furcht vor Ermüdung sich wiederholt und jedesmal, was er Unzüchtiges von einem Einzelnen zu erzählen weiß, auf den ganzen Stand ausdehnt, zum Beispiel: ‚Die Geistlosen, wollt sagen die Geistlichen, im Vapstthum beflecken sich mit allerhand Hurerei und Unzucht, und wenn es gleich auch Juden und Türkin sein sollten'; die Ohrenbeichte ist fast zu keinem andern Ende da, als um ‚das Gemüth in Erzählung der verübten Hurerei und Unzucht zu ergötzen'; ‚die Geistlichen im Papstthum haben tapfer gefressen und gesoffen, danach mit ihren Hurenbälgen gehadert und gezankt'; ‚verdienten wohl, daß sie mit ihren Hurenbälgen ersäuft würden'; die Bibel wird ‚von den päpstlichen Lehrern mit schändlichen Namen belegt und mit den Fabeln Aesop's verglichen'; die ‚Papisten haben auch mit unvernünftigen Thieren abscheulicher Weise zu schaffen, will geschweigen der unflätigen, teuflischen Sodomiterei, die sie ungescheut üben und treiben'. Als einmal ein Mönch von einem Wolf angefallen wurde, liefen ‚die Hunde flux herbei,

Rissen den München übern Haufen,
Ließen den Wolf in Fried hinlaufen,

---

[1] Frankfurter Ausgabe von 1550, Fabel 11. 20. 23. 30. 33. 39. 40. 48.

[2] Neue Ausg. von H. Österley in der Bibl. des Stuttgarter literar. Vereins Bd. 95—99.

Habet damit bezeuget fein,
Daß die München schädlicher sein
Als die Wölf, sonst ein grimmig Thier[1].

‚Die Pfaffen‘, predigte Beinhaus, ‚werden dieser Zeiten in Deutschland noch mehr verhässigt, denn die Juden, wie dieses unzählbare Büchlein, Scharteken, Reime und Bilder genugsam ausweisen; neben ihnen aber sind die Weiber das verhässigste Geschlecht worden, und sehen es nicht weniger unzählbare Scribenten eigens darauf ab, wider das weibliche Geschlecht allerlei Garstiges und Unflätiges zu verbreiten und wider den Ehestand zu schreiben und schimpfiren, in Nachfolgung des heillosen Scribenten Sebastian Franck. Sagen wie dieser: von den Weibern komme nichts Gutes, sei eine wie die andere; gehören nicht unter die vernünftigen Thiere; seien des Teufels Kloben. Und singet davon die Jugend auf den Gassen, und wissen aus schändlichen Büchlein und Geschwenk vielerlei, was von Weibern Böses gesagt und geschehen, und wie sie die Männer betrügen, und alles Schlechte und Hurische von ihnen herkommet. Das höret und lieset man gern und kützelt sich damit, und sind solche Büchlein und Reimlein die liebste Waare; reissen oftmals sich darum in den Buchläden. Und können auch sectische Prediger dawider ermahnen und sagen was sie wollen, man schlägt es in den Wind; lassen sich wohl gar hören: der Pfaff sollt nur fein still sein, denn er selber hat genug zu thun mit seinem Weib, daß er es ehrbar erhalte und etlicher Maßen in Botmäßigkeit bringe, dieweilen die Weiber doch Alles regieren wollen und mehrsten Theils frech, hartköpfig, unbändig, unkeusch und geil sind.‘[2] Aehnlich hatte sich schon viel früher ein lutherischer Prediger ausgesprochen. ‚Für jedermänniglich ist offen am Tage, daß viel mehr Scribenten wider die Weiber schreiben und sie aushecheln und schimpfiren, denn zu ihrem Lob etwas sagen, und sind auf Schiffen, Gastereien und in Zechstuben solch schimpfirende Büchlein oftmals zur Hand und sollen zur Kurzweil dienen. Und gefallen sich darneben die Scribenten weidlich darin, nicht ohne groß Aergerniß der Jugend,

---

[1] Delitiae historicae et poeticae, das ist: Historische und poetische Kurzweil. Frankfurt a. M. 1618. No. 10 und 11 der Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts (Halle 1878), von G. Milchsack. Vergl. über die erwähnten Schandgeschichtchen S. 21. 22. 24—25. 25—26. 29. 30. 32. 34. 35. 36—37. 38. 39. 40. 53. 58. 59. 60. 61. 62. 64. 74. 75. 76. 79. 95. 96. 99. 112. 121. Es verlohnt, auch hier auf Derartiges aufmerksam zu machen, weil Sandrub gleichwie Waldis von manchen Literarhistorikern zu den unverfänglichen Dichtern gerechnet wird. Dessen Darstellung, sagt Kurz, Gesch. der Literatur 2, 106, sei ‚überall harmlos; man sieht, daß der Dichter eine gemüthliche Freude an den von ihm berichteten witzigen und humoristischen Einfällen hat und sich um Anderes nicht bekümmert‘.

[2] Beinhaus 5 b. Vergl. Spangenberg, Ehespiegel 123. 140. 437.

allerhand unflätige und unzüchtige Bossen und Schwenke wider Weiber und Jungfrauen auszuhecken und in hursüchtigen Worten an den Mann zu bringen; und soll nicht desto weniger eine ehrbare und nützliche Lesung sein.'

,Daß man in jetzig Zeit so viele Hexen verbrennt, kommt nit zum wenigst mit daher, daß unzählig viel Scribenten so unflätig von den Weibern schreiben und sie schier alle insgemein für bös, giftig und von teuflischer Natur ausschreien, und rühmen sich dann wohl, daß ungleich mehr Weiber als Unholde und Zäuberische verbrennt würden, dann Männer, so von Natur besser seien und nit so giftig, listig und verschlagen. Wodurch denn das Volk, das auf solch Scribenten hört, wider die Weiber erbößt wird, und wenn sie verbrennt werden, sagen: ihnen geschicht recht, sie sind höllisch und tückisch gleich den Teufeln.'[1]

Kein böser Thier auf Erd nie war,
Denn ein böß Weib, man findet klar,

sagte Eucharius Eyering in seiner Sprüchwörtersammlung,

Und ist schier auch ein Wunder groß,
Daß Gott solch arge Weiber böß
Mit den Männern also verbind,
Die täglich stiften große Sünd,
Und allzeit erger denn die Mann,
Vom Sathan, dem sie Folg gethan.
Da man von wenig Männern find,
Die Hexen drunter gwesen sind,
Der man auch oft so vil verbrend,
So hört man auch an keinem End,
Daß den Weibern vom Mann vergeben,
Als sie die Mann bringen umbs Leben . . .
In allem Uebel in einer Summ
Behalten die Weiber den Ruhm[2].

Als ein ,gar nothwendiges und überaus nützliches Zuchtmittel' wurde ,jeglichem Mann, der nicht Knecht in seinem Hause sein' wolle, ,das Prügeln seines Weibes' empfohlen.

---

[1] C. Beermann, Ein nützlich Osterpredig über die frommen Weiber am Grabe, für alle Standes-Personen (1593). A 3—4.

[2] Eyering 3, 126—127. Der Magdeburger Prediger Johann Baumgart sagte im Prolog seiner Comödie ,Das Gericht Salomonis':

Aber wie bei uns ein Sprichwort ist,
Daß Weiber sein voll Trug und List:
Sobald ein Weib an d' Erden sicht,
Hat sie gewis ein Lügn erdicht.

Bl. 133 b.

Kein Prügel soll er sparen,
Bei allen seinen Jahren,

mahnt ein Volksdichter. Eyering bekräftigte:

Glaub nicht übel, wie wir sagen:
Welcher sein Weib nicht hab geschlagen,
Hab sie vom Teufel nicht gemacht loß,
Drumb sind sie gemeinlichen so böß,
Weil der Teufel noch in ihn steckt,
Den man mit Knütteln raushег schreckt.
Find man aber ein frommes Weib,
Dieselb man zun Jungfraun schreib,
Wie dieses Sprichwort in sich hat:
Wo kein Zank ist, ist Cälibat [1].

Jost Amman führte in seinem Kartenspielbuch vom Jahre 1588 eine derbe Prügelscene vor mit der Unterschrift:

Wie zwägt man disem Weib so recht
Mit Prügellaugen, weil sie schlecht
Der Herrschaft sich anmaßen thut
Mit Gwalt und List. Hab wol in Hut
Dise Figur ein jederman,
Der sein Weib sonst nicht meistern kan:
Bringt sie ihn eins vom Regiment,
Muß er Knecht sein bis an sein End.

Auf einem andern Blatte verspricht er sich dagegen von der Prügelei des Weibes keinen Erfolg:

Laß ab, der du mit Prügeln stark
Austreiben willst all Bosheit argk,
Schlegst du gleich einen Teufel draus,
Besitzen zehn dasselbe Haus [2].

Die ärgsten Prügelscenen zwischen Mann und Frau beschrieb Adam Schubart in seinem gereimten ‚Hausteufel‘ vom Jahre 1565, worin er ‚die zornigen, eigenwilligen, ungehorsamen, widerspenstigen Hadermetzen ein wenig schrecken‘, jedoch nicht so scharf vorgehen wollte wie Andere, welche ‚von den neun Häuten der Weiber‘ geschrieben hätten, oder ‚wie ein Weib drei Häute hab, eine Hundshaut, eine Säuhaut und so weiter, item wie ein Weib eines der Neun bösen Würmer und mit zehn Teufeln besessen sei‘. Das herrschsüchtige Weib führt den Namen ‚Sieman‘:

Wir jagten einander hin und wieder
In dem Haus auf und nieder,

---

[1] Eyering 3, 270; vergl. 435.
[2] Münchener Neudruck, bei Hirth (1880) No. 15. 51.

Ungefähr drei ganzer Stund,
Bis Sieman zu grausen begund.
Ich sprach: ‚Bisher hab ich nicht traffen,
Jetzt greif ich erst recht zun Waffen.‘
Ergreif ein scharfe Hellebart,
Schlug zornig auf den Sieman hart.
Und stieß ihn nieder zur Erden,
Fragte: wiltu nun fromm werden?
‚Ja alle Teufel auf dein Kopf‘,
Sagt sie, ‚Harr du loser Tropf.
Schlägst du einen Teufel aus mir,
So schlägst du ihr nein sechs und vier.‘
Da ward ich erst zu Zorn bewegt,
Schlug zu, weil sich der Sieman regt.
Ich dacht fürwahr, er wär nun todt
Und ich erledigt aus aller Noth.

Aber er täuschte sich. Nachdem er betrunken aus dem Wirthshaus heimgekehrt, fand er ‚Sieman‘ ganz ‚erquickt‘ und mit einem Spieß bewaffnet:

Und war nur seines Herzens Lust,
Daß er mich sollte tödten gar.
Ich aber in solcher Gefahr
Ergreif mit meiner rechten Hand
Ein eisern Flegel . . .
Ich traf Sieman eins an Kopf,
Schlug ihn zu Boden wie ein Topf:
Er lag vor mir allda gestrackt,
Mit Schlägen ich ihn baß bedackt . . .
Ich meint, er hätt nun sein Bescheid,
Vorn Todtengräbern war mir leid.
Ich ging in's Todtengräbers Haus,
Sagt: ‚Geh aufn Schindanger naus
Und mach ein Grab dem bösen Wurm,
Den ich erschlagen in eim Sturm‘
u. s. w.

‚Es ist in Summa‘, belehrte der Dichter, ‚das ganze Büchlein dahin gerichtet, daß es die Weiber zu Gehorsam leiten will, da sie nit folgen.‘ Daß Sieman erschlagen wurde, ‚bedeutet, daß es den ungehorsamen Weibern gemeinlich übel hinausgeht, wie ich solcher Exempel viel wüßte anzuzeigen‘[1].

---

[1] Frankfurter Ausgabe von 1565. Der Name ‚Sieman‘ kommt lange vor Schubart's ‚Hausteufel‘ vor; vergl. Scherer, Deutsche Studien 224. Spengler 57 Note. ‚Nicht wenige Männer‘, schrieb J. Stöcker in seinem ‚Spiegel christlicher Hauszucht‘ 115[a], ‚sind ihren Weibern gar zu gelinde, daher es kommt, daß Herr Sieman fast in allen Häusern eingewurzelt und das Regiment hat.‘ In Cyriacus Spangenberg's ‚Ehespiegel‘ 51[b] heißt es: ‚Die Weiber wollen sich nicht regieren lassen, sondern

In höchst gemeiner und unflätiger, mit frechen Angriffen auf katholisches Wesen und katholische Religionsübungen untermischter Sprache lieferte Johann Sommer aus Zwickau, protestantischer Prediger zu Osterweddigen, in seinem zuerst im Jahre 1609 erschienenen, in den Jahren 1612 und 1614 neu gedruckten ‚Malus Mulier', eine ‚gründliche Beschreibung von der Regimentssucht der bösen Weiber, von den Ursachen des häuslichen Weiberkriegs, von der Tractation der Weiber, geheimen Amuletis, Präservatifen und Artzneien wider die giftige Regierseuch der Weiber, und schließlichen von den überaus vortrefflichen Nutzbarkeiten der bösen Weiber', Alles ‚sehr lustig und kurzweilig

---

allzeit selbst Doctor Sieman sein.' Häufig findet sich der Name bei Eucharius Eyering:

Die erstlich hießen unterthan,
Jetzund heißen sie alle Syman,
Welchs vom Satan und nicht von Gott . . .
1, 7.

Die Männer müssen

Dem Weib Mantel und Kind nachtragen,
In allem gehorchen was sie sagen,
Die ihren Namen han verwend
Und nunmehr Sieman werden genennt.
1, 70.

Das Weib dem Man stets widerficht,
Sie hab gleich recht drin oder nicht,
Und Syman sein wil in dem Haus,
Herrman mit Gwalt wil jagen aus . .
2, 74.

Wann eine zwei Jahr ghabt ein Man,
So wil sie schon die Herrschaft han . . .
Die wird Doctor Syman genannt,
Die thut nichts dan sie zant und grant.
2, 506.

Die Weiber blenden die Männer mit guten Worten, daß man ihr falsches Herz nicht erkenne,

So lang biß Sieman oben leit
Und Herrman unterligt im Streit.
3, 127.

Schon Thomas Murner hatte den Ton angeschlagen:

Es ist kein schwerer Ding auf Erden
Dann wo die Wyber Meister werden . . .
Wiltu wol faren an das End,
So gib keim Wyb das Regiment.

Geuchmatt 1006; vergl. 1072. Am Schluß 1121 verwahrt sich Murner dagegen, daß er wider die Weiber überhaupt geschrieben habe: nur die bösen habe er gestraft; fromme Frauen sollten billig gelobt werden.

beschrieben und mit mancherlei Fratzen und Schwatzen und lächerlichen Historien gespickt'[1]. In einer Fortsetzung dieses Werkes unter dem Titel ‚Imperiosus Mulier, das ist das regiersüchtige Weib, der alte und langwierige Streit und Krieg zwischen des Mannes Hosen und der Frauen Schörtze', rühmte sich Sommer, sein ‚Malus Mulier' sei ‚durch gute Luft weit und breit in die Lande gesegelt und fast zu einem Sprüchwort geworden'[2].

‚Weil die Weiber so böse', so geriethen ‚etliche grobe Phantasten gar auf den Einfall', daß ‚selbige gar keine Menschen seien', und brachten ‚solch unchristlich Gefasel in Sprüche und Reime', wollten ‚wol gar darüber gelehrt disputiren', als handle es sich um ‚wolerweisliche, ernsthaftige Sätze'[3].

So wurden zu Wittenberg im Jahre 1595 in lateinischer Sprache ‚einundfünfzig Thesen' verbreitet als ‚neue Disputation', zum Beweise, daß die Weiber keine Menschen seien. Die Wittenberger theologische Facultät erließ dagegen eine Warnung an die studirende Jugend: sie möge ‚sich hüten, mit

[1] Zweiter Theil der Ethnographia mundi; vergl. Goedeke, Grundriß 2, 584 No. 9. Sommer verfällt bisweilen in eine förmliche Bordellsprache, zum Beispiel S. 80 fll. 129—131.

[2] Vorrede zum Imperiosus mulier, dem dritten Theil der Ethn. mundi, den er ‚aus fröhlicher Leute Anregen' verfaßte. Vollständiger Titel bei Goedeke 2, 584 No. 10. Allerlei andere Schriften wider und für die Weiber verzeichnet bei Hayn 283 (434). 286. 299. 361. 372. 396. 409. 418. 431. 437. ‚Ettliche anmuthliche Reime von Weibspersonen' (Einzelblatt vom Jahre 1587) äußerten ihre Freude darüber, daß die Weiber ‚ein besonder Plage' hätten, wie sie im ‚Flöhhatz' lustig beschrieben worden. Dieser von Johann Fischart im Jahre 1573 verfaßte ‚Flöhhatz, Weibertratz, der wunderunrichtige und spotwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern', erlebte viele Auflagen (vergl. Goedeke, Grundriß 2, 492 No. 8). In einer umgearbeiteten Ausgabe vom Jahre 1577 prunkte der Dichter, ‚das edel Büchlein' stehe ‚gleich beim Catechismo'; in seiner Schrift ‚Aller Praktik Großmutter' lud er zur Lesung desselben ein mit den Worten: ‚Ihr liebe Gevattern, kein nützlicher Büchlein ist für euch nie ausgangen, auch nicht Albertus Magnus, als der Flöhhatz, Weibertratz. Darin findet ihr den Schatz, wie man die Flöh fatz und kratz: dasselbige ist euer Tratz- und Fatzbrief.' Bei Scheible, Kloster 8, 567—568. — Aegidius Albertinus erörterte in seiner ‚Haußpolizei', daß ‚man nicht unterlassen solle zur Ehe zu greifen, obschon die Weiber an etlichen Orten der heil. Schrift ein böses Lob haben', und ‚widerlegte etliche Calumnias der Männer, die sie führen wider die Weiber'. Theil 3, 76[b]—81. In seiner ‚Kriegsleut Weckuhr' 1, 58[b] heißt es zum Lobe der Frauen, sie seien ‚etwas sonderes begabt von Gott und der Natur, und züchtiger, geschämiger und heiliger dann der Mann'. Dagegen sagt er in ‚Lucifers Königreich' in dem Abschnitt von der Unkeuschheit: ‚Unter allen Mitteln, die der Teufel braucht, das menschliche Herz zu gewinnen, ist kein gefährlicheres als eben das Weib, denn mit diesem Instrument hat er unsern ersten Vater Adam aus dem Stand der Erbgerechtigkeit gehebt und in die Armseligkeit gesetzt. Schier alle Männer werden durch Weiber betrogen und verführt: die Welt wird meistentheils durch Weiber regiert.' Vergl. seinen ‚Hirnschleifer' S. 34—35. 207 fll.

[3] Beinhaus 6.

Approbirung und Ausbreitung solcher Lästerung ihre Seele zu beschweren'. ‚Die Disputation' erregte ein solches Aufsehen, daß Andreas Schoppius, Pfarrer zu Wernigerode, es für eine Pflicht seines Predigtamtes erachtete, in einem eigenen umfangreichen Buche als geharnischter Vorkämpfer des Frauengeschlechtes aufzutreten [1]; ‚denn wie wären', fragte er, ‚die Weiber schuldig, ein menschlich Leben zu führen, wenn sie nicht wahrhaftig Menschen wären?' Aus der Bibel, aus Kirchenvätern und Synoden und auch aus heidnischen Schriftstellern brachte er zwölf Gründe dafür bei, daß die Weiber wirklich Menschen seien. ‚In der heiligen Schrift', bedeutete er unter Anderm, ‚befinden wir, daß Christus eines Weibes und nicht eines Mannes Sohn sei.' [2] ‚Weil die Weiber an die göttlichen Gesetze der zehn Gebote ebenso wohl als die Männer gebunden', so ‚folgt unwidersprechlich, daß sie gleicher Art mit ihnen seien und also wahre Menschen sollen genannt werden'. ‚Daß die Weiber auch vernünftig, ist daraus klar, daß Heva vernünftig mit der Schlange geredet hat, wie auch Abigail und andere weise Frauen. . .' ‚Und sagt man im Sprüchwort: „Mannes List ist behende, Weiber List hat kein Ende", daraus denn klar, daß die Weiber vernünftige Creaturen Gottes. Daß sie auch sterblich, ist zu erweisen nicht nöthig, sintemal jetzt von denen, so für hundert Jahren geboren, gar wenig in der Welt gefunden werden. Summa: weil die rechte Beschreibung eines Menschen von den Weibern sowohl als von den Männern redet, sind sie wahrhaftig für Menschen zu achten.' ‚Weiter meinet dieser Lästerer, er habe es wol getroffen, da er fürgibt, das Weib sei ein Ungeheuer in der Natur. Aber er hat das nicht erwiesen. Denn Monstra oder wunderbare Unthiere werden selten geboren und haben nicht die rechte Gestalt und Art der Creaturen, von welchen sie gezeugt und geboren werden, als wenn ein Kindlein hat zween Köpfe, vier Füße, einen Fuß und so weiter. Es werden aber bei uns die Weibsbilder gemeiniglich also geboren, Gott sei Lob und Dank, daß sie einerlei Art und Gestalt ihres Wesens und Eigenschaften haben, darumb ist's eine gräuliche Gotteslästerung, daß man sein edles Geschöpf für ein Monstrum in der Natur schelten thar, des sich auch vernünftige Heiden, die von Gott nicht wissen, in die Leber und Lungen hinein schämen möchten.' [3] Schoppius schickte den 121 Seiten seines Buches eine 22 Seiten starke Widmung an drei adeliche Damen voraus, und verfehlte nicht, seinen Gegner darauf aufmerksam zu machen: er

---

[1] Corona dignitatis muliebris; erschien zuerst im Jahre 1596 und ‚merklich gebessert und gemehrt' im Jahre 1604. Schoppius erklärte sich um so mehr verpflichtet, gegen den ‚Frauenschänder' aufzutreten, weil er auch noch andere dergleichen ‚grobe Hölzer' kannte, ‚darunter auch etliche flach gelehrte Studenten, unbesonnene Pfaffen und Quacksalber', welche ‚fast schimpflich und ärgerlich von dem weiblichen Geschlechte' redeten. Bl. D 2.

[2] Bl. E 3. [3] Bl. F 4. G. 2. J.

möge sich vorsehen, ‚daß er nicht unter zornige und rachgierige Weiber gerathe, die ihn mit Nadeln dermaßen zerstechen und mit Zangen zerreissen‘ würden, daß ihm das Lachen und Lästern wohl vergehen werde[1].

Auch Balthasar Wendel hielt es für nothwendig und zeitgemäß, den Nachweis zu führen, ‚daß die Weibsbilder‘ Menschen seien, ‚ebenso wol zu Gottes Ebenbild geschaffen, als die Mannspersonen‘[2].

Als ‚nicht weniger vielgesuchte Büchlein, so gleich den Bossen und lächerlichen Historien und Fabeln zu Kurzweil und Ergetzlichkeit von Jung und Alt dienen‘ sollten, bezeichneten die Zeitgenossen jene zahlreich vertretene Gattung, welche vom ‚Saufen und Schlemmen, wovon die deutsche Welt ganz erfüllt und gleichwie erstickt‘ war, handelte. ‚Derartig Büchlein‘, klagte Beinhaus, ‚werden viel und gern gelesen, und macht es keinen Unterschied, ob sie für oder wider das Saufen geschrieben sind; denn sie wollen nur vom Saufen hören, dieweil sie es täglich treiben, und so ihn was Neues von Saufbrüdern und Kunst des Saufens gesagt wird, sind sie gierig darauf, und lachen nur über die, so darwider predigen und schreiben.‘[3]

‚Von der Kunst zu trinken‘ lautete der Titel einer von dem Philologen Vincentius Obsopöus lateinisch abgefaßten, von dem Colmarer Gerichtschreiber Gregor Wickgram im Jahre 1537 in’s Deutsche übertragenen Schrift[4]. Sie beginnt:

Wer nit weiß wie man trincken sol,
Der findt hier Kunst, er les mich wol,

---

[1] Bl. H. 3.

[2] Leipzig und Halle 1597. Der schlesische Arzt Valens Acidalius wollte die ihm zugeschriebene Dissertatio nova, in qua mulieres non esse homines probatur etc. nicht selbst verfaßt haben, aber er gab zu, daß er sie im Jahre 1595 zu Zerbst habe drucken lassen. Die Schrift wurde an vielen Orten nachgedruckt und in viele Sprachen übersetzt. Der brandenburgische Superintendent Simon Gedicke verfaßte zu ihrer Widerlegung eine Defensio sexus muliebris contra anonymi disputationem etc. Lipsiae 1595. Vergl. Dahlmann, Schauplatz 543—545. Jöcher, Allgem. Gelehrten-Lexicon 2, 900. — Im Gegensatz zu den Weiberfeinden erklärte Cornelius Agrippa von Nettesheim in einer Rede ‚Von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechtes‘: das Weib sei das eigentliche Ziel und die Krone der Schöpfung, stehe so hoch über dem Mann, als der Mann über den Thieren, wie denn auch die Gabe der Rede, welche den Menschen vom Thier unterscheide, dem Weibe in viel höherm Maße eigen sei. In allen Richtungen des Wissens und Könnens hätten Weiber sich ausgezeichnet, und es sei nur Ungerechtigkeit und Tyrannei der Männer, daß sie die Weiber auf Nadel und Faden beschränken und alle öffentlichen Rechte und Berufsarten ihnen verweigern. Vergl. Sigwart, Kleine Schriften 7—8.

[3] Beinhaus 5b. [4] Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 460.

Mit Kunst macht man hohe Gebew,
Mit Kunst durchschifft man das Meer frey,
Mit Kunst Dedalus fliegen that,
All Arbeit Kunst bezwungen hat.
Deshalb mit Kunst zu trincken ist,
Daß Bacchus nit zeyg sein Arglist.

Gegen einen guten Rausch im eigenen Hause hat der Dichter Nichts einzuwenden:

Im Hauß schadet nit Trunkenheit,
Die außwendig oft stift groß Leydt.

Auswärts darf man nur mit frommen, gottesfürchtigen Leuten trinken, sogar mit ‚Papisten‘:

So du dann trinckst mit den Heyden
Thue dich nit von ihnen scheyden:
Vil Papisten hab ich erkanndt
Die mir Guts gethon ohne Schandt,
Vil frommer dann die mit dem Mund
Allein gerecht, und falsch im Grund.

Dagegen solle man ausgelaufene Mönche fliehen:

Ausgelaufen Münch ein böß Volck
Die meide wie ein helschen Molck,
Fliehe die wie den Teufel schwartz,
Sie kleben gantz voll Bech und Hartz . . .
Sein schwärtzer dann die Waldrappen,
Schwärtzer dann Atzeln in Kappen.

Sehr lebendig ist die abschreckende Schilderung der wüsten Gelage, welche zur Weltgewohnheit geworden seien:

Tisch und Benck weschet man mit Wein,
Das Erdtrich muß umgossen sein,
Von Tisch groß Lachen vergießen,
Daß die Trinkgeschirr darin fließen . . .
Etlich fressen grob unrein Ding,
Damit es Anderen Unlust bring . . .
Zerbeißen auch die Vögelein,
Die singend in dem Käfig sein;
Der Ander führt nacket ein Danz . . .[1]

‚Bekenne hiermit frei wahr sein,‘ sagte Wickgram in der Widmung der Schrift, ‚daß ich durch Erfahrnuß der Gesellschaft soviel befunden, daß in dieser sorglichen schweren Zeit ein solcher Mißbrauch mit Zutrinken unter Jungen und Alten entstanden, daß die Jungen nit leichtlich mehr, wie ihre

[1] Bl. A 2b. B 2. C—F.

Vorderen, zu gebührlichem Alter, Witz und Vernunft mögen kommen. Auch die Alten hoch und niedern Standes, so in Regierung vor sollten sein, sich die Trunkenheit dermaßen lassen überkommen, daß do weder auf Zucht, Ehr und Tugend mehr geachtet, dadurch dann die Jugend also verführt wird.‘

Die vielen ‚wider das Saufen‘ gerichteten Bücher waren wohlgemeint, aber sie dienten vielfach, weil sie so ausführlich über die Art der Bethätigung dieses ‚neben der Unzucht größten teutschen Lasters‘ berichteten, ‚eher zu Ergetzlichkeit, denn zu Lehre und Warnung‘. Wenn nämlich, hört man, ‚die Saufbrüder, Jung und Alt, Mannen und Weib beisammen sind, da heißt es: Bruder hastu kein neu Schimpfbüchlein vom Saufen und Saufrecht, von solchen, so uns sagen und klagen, wie Ander es machen: machen es ungleich böser denn wir; wollen von ihn lernen und nachtrachten. Heda, wo ist der Grobianus? wo ist das Saufrecht gedruckt, und Gäuchlieder? Wollen lernen aus Büchlein, wie wir es anstellen sollen‘ [1].

‚Der Grobianus, von groben Sitten und unhöflichen Geberden‘, war ein seit dem Jahre 1551 oder 1552 in zahlreichen Auflagen verbreitetes Werkchen, ‚erstmals (1549) in Latein beschrieben durch den wolgelerten M. Fridericum Dedekindum und jetzund verteutschet durch Casparum Scheidt von Worms‘, den Lehrer Fischart's. Verfasser und Uebersetzer hatten es darauf abgesehen, ein abschreckendes Spiegelbild ihrer Zeit zu entwerfen und dadurch auf die zahllosen ‚Unfläter‘, welche in Schmutz und Unsauberkeit jeglicher Art schwelgten, günstig einzuwirken.

‚Von anderen Nationen‘, sagte Scheid in der Widmung der Schrift, haben wir wegen des Saufens ‚gar adelische, subtile und höfliche Namen als Porco tedesco, inebriaco, Aleman yurongne und andere mehr schöne Titel erworben, das ist, teutsche volle Säu und grobe volle Teutschen, Comedones und Vibones.‘ [2] ‚Die leidigst allerschädlichste Füllerei und Trunkenheit ist in solchen Schwank kommen, daß unser Leben ein lauter voll Saufen worden, und wer nicht ein Weinschlauch sein will, zu keiner Gesellschaft gehen oder

---

[1] Beinhaus 5 b.

[2] In Murner's Schelmenzunft No. 48 heißt es:

Was der Teutsch auf Erd anfacht,
So wird darbei der Fleschen gedacht.
Des hat man uns in Welschem Land
Zu teutsch Inebriag genant.
Und ist uns allen sampt ein Spott
Vor der Welt und auch vor Gott,
Daß alle Welt von uns muß sagen,
Wie jeder Teutsch ein Flesch thu tragen,
Wie wir zu trinken einander nöten
Und uns mit Saufen selber töten.

doch über Maß und Natur, die doch mit wenig zufrieden ist, trinken, oder wol geschimpfirt, gescholten, wo nicht geschlagen werden muß.' Weil nun sein grobianisch Büchlein ,alle groben Sitten, Unform, Laster und Unstand' darstelle, so hoffe er, die Welt werde sich daran belehren. Er mahnte den Leser:

Lies wohl dieß Büchlein oft und vil,
Und thu allzeit das Widerspiel [1].

Die Unflätereien des lateinischen Originals wurden von Scheid noch bedeutend vermehrt, und dennoch konnte er versichern: er habe von den herrschenden ,unzüchtigen, unflätigen Sitten kaum das hundertste Theil, sonder nur ein Auszug, Anfang und Präambel der gröberen Laster' geboten [2].

In dem von den Zechbrüdern vielverlangten ,Zech- und Saufrecht' wurden ,die Solennitäten und Gebräuche' des Saufens beschrieben:

Wir Teutschen seyn dazu geborn,
Daß wir als Saufer stehn vorn,
Uns Tag und Nacht bemühen wohl,
Wie wir Becher und Krausen voll
Ausleeren sollen bis auf den Grund,
Mit Haufen schütten in den Schlund.

,Es sind aber viel und mancherlei Manier zu trinken: diese haben einen sonderlichen Lust daran, wenn sie das Glas mit dem Munde aufheben; jene hängen den Kopf gegen die Erde zu; andere nehmen zwei Gläser zusammen und stürzen sie zugleich heraus; viele brauchen gar keine Hand, sondern fassen das Glas zwischen beide Arme. So finden sich auch Künstler, welche das Glas auf die Stirn stellen, daß ihnen also der Wein über die Nase nit anders als über einen Canal allgemach in den Schlund herabfließe.' Unflätige Saufbrüder aber sind diejenigen, welche ,aus den schmutzigen, fingersdick fettbeschmierten Schüsseln, aus alten garstigen Läus- und Nißdeckel oder aus unflätigen Schuhen saufen'. ,Ja, was noch mehr ist, so saufen etliche aus den Harn- und Brunzkacheln . . .' [3]

---

[1] ,Man merkt wol,' sagt Gustav Milchsack, der Herausgeber der neuesten Ausgabe des ,Grobianus' (Halle a/S. 1882) S. VIII, ,es ist der Humor der Verzweiflung, welcher dem Dichter und seinen gleichgesinnten Zeitgenossen als das äußerste Mittel erschien, sich selbst über dem ansteckenden Sumpf allgemeiner Sittenverwilderung zu erhalten, als der letzte Versuch, auf die mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladenen Grobianer noch einen Eindruck zu machen.'

[2] Grobianus (1882) S. 6.

[3] Bei Scheible, Schaltjahr 4, 346 fll. 628. 630. Auf die Gesundheit des Papstes, verordnet das Saufrecht (S. 474), dürfe man nicht trinken, ,denn es dürstet ihn nach Blut, ja was sag ich von Blut? nach unserer Seele dürstet ihn, welche, so er mit sich in die Hölle stürzen würde, werden wir nicht dürfen fragen: Papst, was machst oder thust du?'

‚Und ist es, so man die Sau-, soll heißen Saufbrüder ansieht, nicht anders, als es in ihren Regeln des Sauordens heißt: Jedweder soll allweg mit seinem Trinken dreierlei Maß halten: erstlich wenn ihm die Augen voll Wassers stehen, zum andern wenn ihm der Athem zu kurz werd, und zum dritten, wenn Nichts mehr im Glas oder Becher ist. So dann nach solchem Trinken der Dreck ihm im Halse aufsteige, soll der Bruder im Sauorden den Dreck über den Tisch speien in den Saal oder Stuben und ihn recht austreten. Und so er dabei den Nachbar ein wenig trifft, so wird im Orden um so mehr von ihm gehalten. Auch soll er sich in's Tischtuch schneuzen und andere Unflätigkeiten mehr begehen, als zu ihrer Verspottung in dem Büchlein gesagt wird, und wird noch schier weniger darin gesagt, als in Wahrheit an Unflätigkeiten und Unzucht aller Art vor Augen, so man den Saufgelagen, wobei auch wohl Frauen und Jungfrauen hohen Standes zugegen, zusieht.‘ [1]

Man schrieb ‚Von acht Tugenden der trunkenen Weiber, sammt ihren Eigenschaften‘ [2], berichtete ‚Von dreien versoffenen Frauen, welche in Einer Zech einundzwanzig Maß Wein ausgetrunken haben‘ [3], und stellte es als ‚ein

---

[1] Flugblatt: ‚Ich sauf bis ich nit mehr gehen und stehen kann, das ist die rechte Freud, ich sauf bis in die Ewigkeit‘ (1589). Vergl. Grobianus Tischzucht bin ich genannt, den Brüdern im Seworden wolbekannt (zweiter Druck 1538) S. 5—6. Goedeke, Grundriß 2, 455 No. 1.

[2] Vergl. Weller, Annalen 1, 269 No. 402. Lied vom Jahre 1610.

[3] Weller 1, 273 No. 424. Lied vom Jahre 1611. Vergl. ferner Facetiae . . schöne und kurzweilige Geschwenckh der guten Trinker und Polowitzer Zucht bemeldend, erst newlichen zusamenklaubt, lußtig und khurtz zu singen. 1535. Weller, Annalen 1, 309 No. 89; ein Gesang vom Vollsaufen (Worms 1561) 322 No. 161. Zechbruder-Spiegel vom Jahre 1612. Hayn 356. ‚Die zwölf Eigenschaften der Trunkenen‘ bei Leonhart Schertlin, ‚Die vol Bruderschaft‘ (Straßburg 1543) Bl. D. Bacchus rühmt sich dort Bl. B 4, daß sein Reich täglich erstarke:

Der geistlich Hauf veracht mich nit,
Die schönen Fräulein auch damit,
Der Adel hoch und nieder Stands,
Mein Regifter ist noch nit ganz,
Die Hochgelerten all mit Macht,
Doctores, Magistri und auch
Studenten, Schreiber, der gmein Mann,
Nehmen mich all zu ihrem Gott an,
All farn herumb an meinem Tanz
Und machen mir mein Reyhen ganz,
Diese, wie hoch und glert sie sind,
Ich sie mach zu Narren und Kind.

Aus Schertlin's ‚Künstlich trincken‘ (Straßburg 1538) längere Stellen, ‚Bacchus zu dem vollen Sileno‘ und ‚Eigenschaft der viehischen Saufer‘, bei Wickram, Sieben Hauptlaster 84 b—87. Die ‚Beschreibung eines rechten Vollsäufers‘ und ‚Von mancherley Art der Trunkenen‘ bei Ringwalt, Die lauter Wahrheit 61—78. Ueber Saufen und

großes Gedenkzeichen von trunkener Macht allen Wohlgesitteten zur Warnung auf', daß bei einer Zeche zu Meißen ‚zwei Trunkenboltze, so gleichwohl angesehenen Standes, an Bier und Wein durcheinander bei die dreißig Maß sich eingeschüttet haben, ohne davon Schaden zu nehmen: haben vielmehr noch bis zu End ihr vielen Zech- und Säulieder singen können: was Alles jedem christlichen Herzen wohl zu beklagen'[1]. Aus einem ‚Schönen neuen Kaufbrief zwischen Merten Drucksferckel und Stephen Quetzs-Quarck, mit allerlei guten Bossen gespickt' lernte man auch ‚einen schönen neuen Gruß derer Zechgesellen' kennen[2]. ‚Schöne kurzweilige Zechgespräche', die aber ‚mehrentheils von nichts Anderm' handelten, ‚denn von Schlemmen, Huren und Buben und allerlei unflätiger Verspottung der Religion', kamen ‚schier mit jeglichem Jahr unsauberer' heraus[3]. Wahre Muster solcher Zechgespräche lieferte Fischart im achten Capitel seiner Geschichtsklitterung[4].

Die beliebteste Unterhaltungslectüre für die höheren Classen der Gesellschaft bildeten die aus dem Auslande, vornehmlich aus Frankreich, eingebürgerten Romane. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich insbesondere der südwestdeutsche Adel durch Uebersetzungen roman- und novellenartiger Schriften für diese Einbürgerung eifrig bemüht. Markgraf Rudolf von Hochberg ließ ‚die verwunderlichen Begegnisse' der Meerfei Melusine übersetzen; Marquard von Stein übertrug den ‚Ritter vom Thurm'. Selbst vornehme Frauen begaben sich ‚an's liebliche Werk'. Die Gräfin Elisabeth von

---

Fressen und Luderlieder die Ethnographia mundi des Olorinus Variscus (Sommer) Bl. E 2^b fll. E 5^b. E 7. Eine gräßliche Schilderung von Fraß- und Saufweibern bei Aegidius Albertinus, Lucifer's Königreich 235—238; vergl. dessen Landstörtzer 298—299. Jacob Ayrer läßt den Höllenfürsten Pluto sagen: aus Deutschland kommen so gar viele Leute

gen Höllen gerennt und geloffen,
Die sich alle verdammt haben gesoffen,

und Mercurius bekräftigt: es sei ‚den Deutschen eine große Schande',

Der Wein viele Leute ersterbt,
Die sich alle Tage voll saufen,
Ehe sie ihr rechtes Alter erlaufen.

Ayrer 1, 517. 520. 568.

[1] Einblattdruck in Prosa und Reimen 1585.

[2] Hayn 397. Vom Jahre 1608. [3] Beinhaus 5^b—6.

[4] Da liest man zum Beispiel: ‚Duck dich Seel, es kommt ein Platzregen, der wird dir das höllisch Feuer wol legen. Mir zu, ich bin ein Bürstenbinder. Was? hab ich ein todte Sau geschunden, daß mir keiner kein bringt? Ich hab ein Igel im Bauch, der muß geschwummen haben.' ‚Beiß die Flieg; beiß dem ein Aug aus; küß den Boden; ich will noch Bischof an dir werden; ich kann dich firmen, ich kann dir den Crisam anstreichen.' Andere Stellen daraus vergl. oben S. 245.

Nassau-Saarbrücken übersetzte die Romane von Loher und Maller und von Hug Schapler aus dem Wälschen in's Deutsche; Eleonore von Schottland, die Gemahlin des Herzogs Sigmund von Oesterreich, den Roman von Pontus und Sidonia. Diese Romane, sowie die rührende Geschichte der Griseldis, die ‚gar schöne newe Histori der hohen Lieb des königlichen Fürsten Florio und seiner lieben Bianceffora', die ‚Histori von Herrn Tristanen und der schönen Isalden' und viele andere ähnlicher Art fanden im sechzehnten Jahrhundert reißenden Absatz. In der Frankfurter Fastenmesse 1569 setzte allein der Buchdruckergeselle Michael Harder von der Melusine 158, von Pontus und Sidonia 147, von Hug Schapler 97, von Loher und Maller 64, von Tristant und Isalden 56, von Florio und Bianceffora 52 Exemplare ab [1]. Die Bücher erschienen in vielen Ausgaben; von der Melusine sind deren bis zum Jahre 1601 noch sechzehn bekannt [2]. Größten Beifall ernteten auch die Geschichten vom Kaiser Octavian und von der Schönen Magelona, welche in den Jahren 1535 und 1536 aus dem Französischen übertragen wurden [3]. Das deutsche Volksbuch von den Vier Heymonskindern fand erst seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts eine weitere Verbreitung [4].

Der Schöpfer deutscher Kunstromane wurde um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Jörg Wickram aus Colmar durch seine ‚Schöne und doch klägliche Historie' von Gabriotto und Reinhard, seinen ‚Knabenspiegel', seine Erzählung ‚Von guten und bösen Nachbarn' und seinen ‚Goldfaden, eine schön liebliche und kurzweilige Histori von eines armen Hirten Sohn, welcher aus seinem fleißigen Studieren, Unterdienstbarkeit und ritterlichen Thaten eines Grafen Tochter überkam' [5].

---

[1] Meßmemorial VI—VII. Dieses Memorial ‚ist nicht das vollständige Register über die Fastenmesse 1569 des „Buchhändlers" Michael Harder, sondern nur das Bruchstück eines Registers, dem der Handverkauf, d. h. der Baarverkauf von einzelnen Büchern fehlt, und welches der Buchdruckergeselle Harder nach dem Tode der Wittwe Margaretha Gülfferich über den Nachlaß derselben für ihre Erben führte'. H. Pallmann, Archiv für Gesch. des Buchhandels 9, 5. Vergl. Pallmann, Feyerabend 28.

[2] Goedeke, Grundriß 1, 354—355 No. 16.

[3] Verzeichniß der Ausgaben bei Goedeke 2, 20—22.

[4] Vergl. F. Pfaff in der trefflichen Einleitung zu seiner Ausgabe der Heymonskinder. Freiburg i. B. 1887.

[5] Näheres über diese Romane bei Bobertag 1, 236 fll. Gegen Bobertag's Beurtheilung vergl. E. Schmidt ‚Zu Jörg Wickram' im Archiv für Literaturgesch. 8, 317 bis 357. Ueber den Roman ‚Von den guten und bösen Nachbarn', den Bobertag 1, 264 für die beste Arbeit Wickram's erklärt, ‚weil er ein deutscher Familienroman' sei, sagt Scherer, Anfänge des Prosaromans 43: ‚Das Buch hat mir einen fast lächerlichen Eindruck gemacht: Philisterdasein, Philisterschicksale durch drei Generationen hin, mit großer Selbstgefälligkeit geschildert; Diebstähle, welche entdeckt, Ueberfälle, welche glücklich abgewehrt, falsche Beschuldigungen, welche widerlegt werden, sind noch die in-

Der Einfluß des deutschen, ehrbar bürgerlichen Romans wurde aber bald beseitigt durch die Einführung der französischen Amadisbücher, deren Verdeutschung sich zuerst Herzog Christoph von Württemberg angelegen sein ließ. Während seines Aufenthaltes in Paris hatte der Herzog ‚große Anmutung und Neigung' zu diesen Romanen bekommen; später schickte er ‚einen in Frankreich, die Sprach eigentlich zu lernen, hernach solches Buch desto fleißiger zu verdollmetschen und in Druck zu geben'[1]. Als aber der Tod Christoph's die Ausführung des Unternehmens verhinderte, nahm sich der Frankfurter Buchhändler Sigmund Feyerabend der Sache an und brachte in den Jahren 1569—1595 in den vierundzwanzig Bänden der ‚Historien des Amadis aus Frankreich' ein wahres Riesenwerk auf den deutschen Büchermarkt. Dasselbe umfaßte im Ganzen weit über 25 000 Seiten[2]. Im Jahre 1583 gab Feyerabend die ersten dreizehn Bücher auf 1176 vierspaltigen Folioseiten heraus. Die bisher stückweise erschienenen Bücher seien, sagt er in der Vorrede, ‚dermaßen angenommen, aufgekauft und gelesen worden, daß alle derselbigen Exemplaria in Kurz abgangen, verkauft worden und in große Nachfrag gerathen'. Auf Bitte ‚verständiger Leute' habe er deßhalb diese Bücher in ein Werk zusammengebracht und wiederum ausgehen lassen ‚wegen des erschießlichen fruchtbarlichen Nutzens' derselben[3]. Dieser Nutzen erstrecke sich, behauptete er, auf ‚alle ehrliebenden vom Adel, züchtige Frauen und Jungfrauen'; selbst der Jugend sollten die Amadisbücher ‚nützlich zu lesen' sein und ‚zu ehrlicher Kurzweil' dienen[4]. Fast jedes Buch wurde einer hohen Standesperson gewidmet, sogar das zwölfte, welches, 1428 Seiten stark, ‚fast nur aus Zoten besteht'[5], wurde der Freifrau Sibylle von Fleckenstein, geborenen Gräfin zu Hanau, zugeeignet[6].

‚Die lieblichen, doch wahrhaften Historien' umfaßten Alles, ‚was zu Liebes-Lüsten reitzen mochte'; die Buhlschaft wurde darin als eine eigentliche

---

teressantesten Momente; sie passiren meist auf Reisen, und die Hauptsache beim Reisen ist, daß man mit geraden Gliedern wieder nach Hause kommt.' Bei den Zeitgenossen fand das Buch wenig Anklang; es erlebte nur zwei Auflagen, kann also nicht, wie Bobertag meint, ‚die volksthümlichste Erzählung' gewesen sein.

[1] v. Keller 461. Scherer, Anfänge 67—72.

[2] Goedeke, Grundriß 2, 474—476, wo die Seitenzahl der einzelnen Bücher angegeben ist. [3] Bobertag 1, 349 Note 1.

[4] In der Vorrede zum sechsten Buch heißt es, die Herausgabe dieser ‚lieblichen, doch wahrhaften Historien' sei vorgenommen worden, ‚damit die Jugend, welche je länger so mehr zu allem Argen geneigt und sonderlichen ihren fleischlichen Gelüsten unterworfen ist, aus diesem kleinen Werklin [es enthielt bloß 895 Seiten; vergl. Goedeke 2, 475 No. 6] beineben der Belustigung erlerne, solchen lästerlichen Begierden und unkeuschen Werken, deren sie sich allermeist, auch die Alten vielmals gebrauchen, zu widerstehen'. Wendeler 311—312.

[5] sagt Bobertag 1, 363. [6] Goedeke 2, 476 No. 12.

Ritterschaft dargestellt [1]. Dieselbe erprobte sich in allerlei ‚Avanturen‘, und zugleich auch in ‚fein höfisch-adelichen Conversationen und Briefen, so lieblich und süß in's Herz der Leser eingingen‘. Aus letzteren Bestandtheilen zog Lazarus Zetzner, Buchhändler zu Straßburg, im Jahre 1596 eine ‚Schatzkammer schöner, zierlichen Orationen, Sendbriefe, Gespräche, Vorträge, Vermahnungen und dergleichen zusammen‘, welche sich mehrerer Auflagen erfreute [2]. Zetzner erachtete, ‚daß diejenigen, so eben vielgedachten Amadis aus Frankreich in die deutsche Sprache übergesetzt, nicht weniger, ja gleich so wol, wo nicht höher‘ um die deutsche Sprache sich verdient gemacht hätten, als die Verfasser des Buches um die französische Sprache. Sie hätten die deutsche Sprache derart ‚geziert und an den Tag gebracht, daß die auch nicht leichtlich zu verbessern sein kann, und ebendasselb mit solcher Zierlichkeit, Wohlredenheit, wolgesetzten, lieblichen, anmüthigen Phrasibus, daß sich Teutschland eben dessen in seiner, als die Franzosen in ihrer Sprache zu berühmen‘. Selbst das ‚sonst schwache Werkzeug, das weiblich Geschlecht‘, habe sich ‚der Amadi-

---

[1] Bobertag 1, 366 fll. bringt nähere Angaben. ‚Vor der Ausgabe des zweiten Buches findet sich ein Gedicht, welches beginnt‘:

Wann ich die Bulschafft thu erwegen
Und halt die Ritterschafft dargegen:
So find ich, daß sie sich gar feyn
Vergleichen, und stimmen überein.
Dann daß ist gewiß, zu aller Frist
Ein Buhler auch ein Kriegsmann ist.

Der Dichter zieht dann ‚eine in's Einzelne gehende Parallele zwischen der Ritterschaft und Buhlschaft‘. ‚Es scheint, daß dieses Gedicht von allen Vorreden diejenige sei, welche die meiste Einsicht in die Bedürfnisse der Mehrheit des vornehmen Lesepublicums verräth und am offenherzigsten ausspricht, was das nachstehende Buch für diese Schönes bringe.‘ Das im Amadis dargestellte ‚Ritterthum‘ ist ‚eine hohle, todtgeborene Form ohne ein belebendes Princip und einen realen Zweck‘, im Gegensatz zu ‚den älteren Gedichten und Romanen aus dem bretonischen und fränkischen Sagenkreise‘, in welchen das Ritterthum ‚noch in seiner ursprünglichen, rauhen, ja derben, aber großartigen Natürlichkeit erscheint, in kecken, treuen Umrissen nachgebildet, und durch das lebendige, religiöse oder politische Princip zu einem universalen historischen Moment erhoben‘. S. 372—373. Einige Amadis-Bücher ‚wie das erste und vierte sind sogar protestantisirt, allerdings nur ganz äußerlich und ungeschickt, so daß eine komische Wirkung entsteht, wenn die Helden vor ihren Unternehmungen an Stelle der Messe schnell die Predigt hören‘. S. 348. Vergl. v. Keller 453 fll. 464. F. Wolf in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 59, 44 fll. Wie Werke der mittelalterlichen Literatur in Ausgaben des sechzehnten Jahrhunderts absichtlich im protestantischen Sinne umgearbeitet und verfälscht wurden, hat Simon Schäfer, Zur deutschen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts (Inaugural-Dissertation, Bonn 1874) des Nähern nachgewiesen an der im Jahre 1549 zu Frankfurt am Main erschienenen Ausgabe des Renners von Hugo von Trimberg.

[2] Vergl. Goedeke, Grundriß 2, 479 No. 26.

sischen Teutschen lieblichen Zierlichkeit und zierlicher Lieblichkeit nit ohne sondere Lust und Frucht zu lernen unterfangen‘ [1]. Martin Opitz führte in seinem Aristarchus die deutsche Uebersetzung des Amadis als einen unwiderleglichen Beweis für die Pracht und Herrlichkeit der Muttersprache an [2]. Es war eben die Zeit, in welcher in Deutschland ‚schier Alles nach fremdländischen Mustern ging‘, und die von vaterländisch gesinnten Gemüthern tief beklagte ‚Seuche der Ausländerei zum wahren Verderbniß des Volkes immer weiter grassirte‘ [3].

Offenkundig trat diese ‚Seuche‘ schon in der Sprache hervor.

Hatte man im fünfzehnten Jahrhundert auch das Tiefste treffend und klar, auch das Abgezogenste deutsch auszudrücken verstanden, durchweg alle fremden Formen und Wendungen vermieden, so gerieth man im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts in eine ungefüge Sprachmengerei und häufte die Zahl der Fremdworte derart, daß bereits im Jahre 1571 ein Fremdwörterbuch nothwendig wurde, ein ‚Deutscher Dictionarius, das heißt Ausleger schwerer, unbekannter deutscher, griechischer, lateinischer, hebräischer, welscher, französischer, auch anderer Wörter, so nach und nach in deutsche Sprache kommen sind‘ [4]. Fischart, der diese Sprachverderbniß dem Spotte preisgab [5], war selbst von ihr keineswegs frei [6].

Georg Rollenhagen klagte in seinem Lehrgedicht ‚Der Froschmeuseler‘:

Der Griech und auch der römisch Mann
Schaut, daß er künstlich reden kann

---

[1] Vorrede vom 7. Juli 1596.

[2] was ‚für die Richtung der Zeit wie ihres Kindes Opitz so characteristisch wie nur möglich ist‘, sagt E. Höppner in der Zeitschr. für deutsche Philologie 8, 468. In der Originalausgabe des Aristarchus vom Jahre 1617 hatte, wie Höppner begründet, Caspar Dornau, Rector des Schönach'schen Gymnasiums zu Beuthen, statt des ‚Amadis‘ den ‚Bienenkorb‘ von Fischart gesetzt.

[3] Beinhaus 6[a].

[4] Von Simon Rote. Vergl. Wackernagel, Gesch. der deutschen Literatur 388 Note 25; 390 Note 36.

[5] Vergl. Dederding 10. Am witzigsten ist sein Spott in der Rede, welche er in seiner ‚Geschichtklitterung‘ Cap. 22 den Janotus von Bragmado halten läßt. Da stößt man auf halb lateinische, halb deutsche Sätze und hört von ‚der substantificklichen Qualitet der elementarischen Complexion, welche in der Terrestritet und Irrdigkeit ihrer quidditavischen Natur intronificirt ist‘ — da wird ‚extranesirt‘, ‚narrirt‘, ‚parlirt‘, ‚arguirt‘, ‚commendirt‘ u. s. w.

[6] Er gebraucht zum Beispiel in der Widmung seines ‚Podagramisch Trostbüchlein‘ und in der Ansprache an die Leser auf wenigen Seiten Ausdrücke wie ‚tesaurisiren, Discipulus, tractiren, Antidotum, Preparativ, Ethici, Tractat, Medicament, Arrestirung, offeriren, Reputation, unnodisirt, simple Conversion‘ und dergleichen mehr; bei Scheible, Das Kloster 10, 643 fll.

Sein angeborne Muttersprach,
Und hält das für ein große Sach:
Der Deutsch aber lesset vor allen
Was fremd ist sich besser gefallen,
Lernt fremde Sprachen reden, schreiben,
Sein Muttersprach muß veracht bleiben [1].

Aber er selbst flocht in sein Werk allerlei lateinische, griechische, sogar hebräische Stellen ein, um seine Gelehrtheit zur Schau zu tragen [2]. Die Rechtsgelehrten verwendeten mit Vorliebe zahllose unverständliche Fremdworte, als sollte auch in der Sprache jede Erinnerung des einheimischen Rechtes vor der Uebermacht des römischen verschwinden [3]. Selbst in Liebesliedern machte die Sprachmengerei sich geltend [4].

Der tiefere Grund des Uebels lag in der Zerrüttung der deutschen Volkskraft und in der Durchdringung des ganzen Wesens der Deutschen mit Ausländerei. Von allen Seiten drang das Fremde in das deutsche Geistesleben ein: Rabelais und seine geschmacklose Satire, die englische Bluttragödie, das italienische Schäferspiel, der spanische Schelmenroman; vor Allem der Amadis mit seinem ganzen Gefolge herabgekommener Ritterromantik.

Der ‚Amadis di Gaula', sagte Johann Fickler im Jahre 1581, verdiene unter den ‚leichtfertigen Historien und Tractät, so aus italienischer, spanischer und französischer Sprache, zur Mehrung der Franzosen, in das Deutsche gezogen' würden, namentliche Erwähnung wegen seiner weiten Verbreitung. Aller Welt sei bekannt, ‚wie gemein solch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niedern Standes, besonders aber bei nicht wenigen großen Frauen, so dennoch für sehr evangelisch wollen gehalten sein': bei diesen werde ‚solch Welt- und Buelbuch mehr als ihre Gebetbücher in Händen umgezogen und viel fleißiger als das Evangelium Christi gelesen'. Auf dem Frankfurter Deputationstage vom Jahre 1577 habe er aus dem Munde eines vornehmen Buchdruckers gehört, ‚daß ihm dieser Zeit der Amadis di Gaula mehr im Seckel getragen als Luthers Postille', welche doch unter Adelichen, Bürgern und Bauern eines der verbreitetsten Bücher gewesen sei, ‚es künden auch solcher Gaulischen oder vielmehr gailen Exemplar schier nicht genug gedruckt werden' [5].

---

[1] Dedication vom 21. März 1595. ‚Unsere Sprache stinkt uns', schrieb der hessische Superintendent Heinrich Leuchter im Jahre 1613, ‚und wollen Französisch, Welsch und so weiter reden. — In Kleidung kennen wir uns beinahe selbst nicht. O Gott des Jammers.' Leuchter 33.

[2] Vergl., was Goedeke, Froschmeuseler 1, XXXV sagt.

[3] Wackernagel, Gesch. der Literatur 390.

[4] Vergl. unsere Angaben oben S. 196—197.

[5] Fickler, Tractat, Vorrede Bl. 2b—5. Vergl. Bl. 52 fll. Ueber die Verbreitung der unzüchtigen Bücher in Frankreich Bl. 25 fll. Vergl. Bl 58 fll. ‚Klag über die italienischen Scribenten von wegen ihrer unzüchtigen Gedicht.'

Der protestantische Schulrector Sigmund Evenius berichtete mit Kummer, daß die Jugend sogar während des Gottesdienstes in der Kirche ‚sich in leichtfertigen Büchern des Amadis und dergleichen Zoten erlustige‘ [1].

Viele ernste Männer wiesen auf die sittenverderbliche Wirkung der Amadis-Romane hin. Einer nannte sie ein vergiftetes, der Jugend höchst schädliches Werk; ein Zweiter ein verfluchtes, ein Dritter ein verteufeltes Buch. Der protestantische Theologe Johann Valentin Andreä hielt es für das Beste, ‚dergleichen höchst ärgerliche Bücher zu verbrennen und ihr Andenken gänzlich auszurotten, damit unschuldige Herzen dadurch nicht verführt‘ würden [2]. Sogar Fischart äußerte: wer diese Romane ohne Scheu lesen wolle, müsse durch eigene wohlbefestigte Tugend gegen sittliches Gift ebenso gefeit sein, wie es Mithridates gegen leibliches war [3]. Die Klageworte, welche Andreas Heinrich Buchholtz, Professor der Theologie zu Braunschweig, über ‚das schandsüchtige Amadis-Buch‘ aussprach, lassen zugleich die Gründe der Beliebtheit desselben hinlänglich erkennen. Dasselbe hat, sagt er, ‚manchen Liebhaber auch unter dem Frauenzimmer, deren noch keine dadurch gebessert, aber wol unterschiedliche zur unziemlichen Frechheit angespornet sind, wann sie solche Begebnisse vor Augen gemalet sehen, welche wol die Unverschämtesten vor der Sonne zu verrichten Scheu tragen‘. ‚Die Leichtfertigkeiten hecheln gar zu grob und die unziemlichen Betreibungen zwischen jungen verliebten hohen Standes-Leuten brechen so unverschämt los, daß von keuschen Herzen es ohne Aergerniß nicht wol kann gelesen werden.‘ ‚Ich geschweige . . der theils närrischen, theils gottlosen Bezauberungen, deren so vielfältige Meldung geschicht, und doch so wenig Geschmack als Glaubwürdigkeit haben, nicht desto weniger aber diese teuflische Kunst nicht allein vor gut und zugelassen, sondern wol gar vor christ- und göttlich will gehalten werden, als deren sich christliche Kaiser, Könige und Ritter ohne Gewissensanstoß gebrauchet, und dadurch manchem Unglück, aus sonderbarer Schickung Gottes entrissen, auch viel Gutes zu vollführen gestärket sein sollen. Wil nicht sagen, wie leicht unbesonnene lüsterne Weibsbilder hiedurch der Zauberei sich zu ergeben möchten veranlaßt werden.‘ [4]

---

[1] Evenius 83. ‚Galanterie treiben lernen aus dem Amadis‘ galt für ein ‚Zeichen vornehmer Gebildheit‘. Schon im Jahre 1601 spricht Theobald Höcks in seinem ‚Schönes Blumenfeld‘ von der ‚Galanterei‘ und von dem ‚Handwerk‘, ‚so man jetzt der Zeit nennt das Galanisiren‘. M. v. Waldberg, Die galante Lyrik (Straßburg 1885) S. 4. 5. Die galanten Dichter, welche ihre Geliebten mit allem Möglichen verglichen, hatten einen Vorgänger in dem neulateinischen Dichter Matthias Zuber in dessen im Jahre 1599 zu Wittenberg erschienenen Amores et suspiria; vergl. v. Waldberg 88 Note 3. [2] Citat bei Scherer, Anfänge 66.

[3] ‚Vorbereitung in den Amadis‘ bei Kurz 3, 29—32. Vergl. Bobertag 1, 360 bis 362. 363. [4] Bobertag 2, 115—116.

V. Wunder- und Schauerliteratur.

Die Amadis-Romane verdankten ihre weite Verbreitung nicht allein dem Geschmacke der Zeit an ‚conventionellen Galanterien', an sinnlich derben Liebesabenteuern und an phantastischen, ungeheuerlichen Schilderungen aus dem ritterlichen Leben, sondern vor Allem auch dem Geschmacke an allerlei Wunder-, Schauer- und Zauberspuk.

Die dem sechzehnten Jahrhundert aus der Vorzeit überkommene Vorliebe für Wundergeschichten war allgemach derart in eine ‚Wundersucht' ausgeartet, daß die Fähigkeit, Mögliches und Denkbares von Unmöglichem zu unterscheiden, nicht allein in den ungebildeten Kreisen, sondern auch unter den Gebildeten und Vornehmen fast gänzlich verschwand. Seitdem auf religiösem Gebiete alle alten Grundvesten in's Wanken gerathen, Hader und Zwietracht Alles erfüllte, auch im öffentlichen Leben kein fester Halt mehr vorhanden war, hatte man sich in eine Welt des Wahnes und des Truges hineingelebt und ließ sich ‚alle möglichen Erdichtungen für Wahrheit verkaufen', glaubte auch ‚demjenigen schier am meisten, der das Wunderbarlichste und Unerhörteste zu verkaufen' verstand [1].

Während man die vielen in den Heiligenlegenden oder in katholischen Predigtbüchern erzählten, sowie die nach katholischen Berichten häufig an Wallfahrtsorten stattgefundenen ‚Wunder' mit Spott und Hohn übergoß [2], nährte man den Glauben an die abgeschmacktesten Vorgänge angeblich übernatürlichen Characters, welche sich nicht allein, wie manchmal dort, auf kindische und ungereimte, sondern auch auf durchaus unwürdige und das Göttliche und Heilige erniedrigende Dinge bezogen, und überdieß mit den wundersamsten Ausdeutungen versehen wurden.

---

[1] Von der Werlte Eitelkeit Bl. 4.

[2] Daß unter den Katholiken allerlei Bücher verbreitet waren, welche ‚falsche Wunder' und ‚fabulose Geschichten über heilige Dinge' enthielten, ersieht man allein schon aus einem Erlaß des päpstlichen Nuntius Felicianus Ninguarda, der während seiner Anwesenheit in Bayern am 1. Mai 1582 solche Bücher nöthigenfalls nach einer geeigneten Belehrung wegzunehmen befahl. H. Reusch, Index der verbotenen Bücher 1, 478.

Vor der Mitte des Jahrhunderts waren die Berichte über solche Vorgänge auf dem Büchermarkte nur ausnahmsweise vertreten[1]; dann aber ergossen sie sich in Verbindung mit allerlei Schauer-, Verbrecher- und Zaubergeschichten ‚wie eine neue Sündflut', so daß man, nach den Worten eines Zeitgenossen, ‚wohl glauben' konnte, es sei ‚dermalen in Deutschland bei dem mehrsten Theil von Scribenten und Dichtern, beneben der Reizung zu Unkeuschheit, auf Erregung von Fantasei, Furcht, Schrecken und Entsetzen' abgesehen[2].

Von Seiten der neugläubigen Theologen und Prediger wurde die Verbreitung und Bekräftigung von allerlei, gläubig hingenommenen Wundergeschichten als ein überaus geeignetes Mittel betrachtet, die Wahrheit des neuen Evangeliums zu beweisen, zugleich aber auch ‚zu Buße und Besserung des wild und viehisch gewordenen Lebens' anzuspornen. Zudem verfehlte man nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß erst seit dem Auftreten der neuen Lehre die Zahl der Wunder so unendlich groß geworden sei. Ein Ausleger der Geheimen Offenbarung Johannis sprach im Jahre 1589 von einem ‚Meer der Wunder, so seit etlichen fünfzig oder sechzig Jahren geschehen und gesehen worden bei hellleuchtendem Licht des lieben wahren Evangeliums'. Die Arten derselben kurz zusammenfassend, führte er an: ‚Meerwunder, so seltsam als noch in keinen fürgehenden Historien beschrieben; Fische mit Papstköpfen, Mönchskappen und Jesuiterhütlein; neugeborene Kinder mit zwei, drei und mehr Köpfen; Frauen, so kleine Schweinlein oder Eselin geboren; Kinder, so mit goldenem Zahn oder auch gleichwie mit Pluderhosen, Halskrausen auf die Welt gekommen und zum Theil gleich gesprochen und Wunder prophezeit haben; Feuerzeichen, Blutregen, blutscheinende Cometen; Christus am Himmel mit Blut umflossen; Engel, die in den Wolken vernehmlich gepredigt haben: wie denn von dergleichen wahrhaftigen neuen Zeitungen alle Land voll und sie dem Volke jedermänniglich bekannt und bewußt worden.'[3]

‚Will man', schrieb ein anderer Prediger, ‚von den großen Wunderzeichen reden, so schier alle Tag sich eräugnen und die Strafe Gottes ankündigen, so gebührt sich, daß man zu allererst von den Wunder- und Misgeburten spricht, wie darüber glaubwürdige Nachrichten allerorten durch den Druck verbreitet werden. Oder sollt es nicht ein Wunder sein, welches zu Mahnung und Schrecken des Volkes billig bekannt zu geben, daß, Exempels halber, eine Frau im Voigtlande in diesem selbigen zweiundsechzigsten Jahr zu gleicher Zeit sieben Kinder geboren, so zusammen dreiundzwanzig Hände, neun Köpfe und nur elf Füße gehabt, davon eines ein Knebelbart, ein ander ein Jesuiten-

---

[1] v. Liliencron, Mittheilungen 138 hat darauf bereits aufmerksam gemacht.
[2] Vergl. S. 407 Note 1.
[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 357.

hütlein getragen: solcher Himmelszeichen und Wundergeburten an Menschen und Vieh werden unzählige mehr glaubhaft berichtet, und kann man die Wahrheit nicht bestreiten.‘ [1]

Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wuchs fast mit jedem Jahre die Zahl der ‚Neuen erschröcklichen, jedoch wahrhaftigen Zeitungen‘, in welchen, meist in Reimen, allerlei Mißgeburten als Zeichen göttlicher Strafgerechtigkeit bekannt gemacht wurden. Man versah dieselben vielfach mit Abbildungen, um sie ‚noch tiefer einzuheften dem menschlichen Gemüthe‘. So besorgte beispielsweise der Hamburger Prediger Joachim Magdeburgius ‚eine wahre Abconterfeiung‘ eines im Jahre 1556 geborenen Kalbs, ‚welches sechs Füße, zwei Häupter und zwei Schwänze gehabt‘. Ein Prediger von Werringschleben beschrieb im Jahr 1563 eine in seinem Dorfe stattgefundene ‚erschreckliche Geburt und augenscheinliches Wunderzeichen‘; von seinem Berichte erschienen neue Ausgaben in Augsburg, Erfurt und Straßburg. Eine Züricher Zeitung verkündete eine ‚erschreckliche Wundergeburt von einem Schwein in Rottwyl‘; eine Frankfurter Zeitung ‚eine gräuliche unerhörte Mißgeburt in Hessen‘, eine Tübinger ‚eine vor nie erhörte Wundergeburt im Dorfe Franckenaw‘ [2]. Im Jahre 1565 erschien ein amtlicher Bericht: auf einer Besitzung der Herren von Bernstein sei ein Kind zur Welt gekommen ohne Kopf und ohne Knochen; an der linken Schulter habe es einen Mund, an der rechten ein Ohr gehabt, und so weiter; durch Henkershand sei es als ein Teufelsungethüm dem Feuer überliefert worden, aber man habe es in ganz kleine Stücke zerschneiden und viel Holz und Pulver verbrauchen müssen, bis es endlich verbrannte [3]. Gleich bedenklich war eine im Jahre 1576 verkündete ‚Schreckliche Geschichte von einem grausamen Kind, welches im November 1575 geboren worden zu Arnhem im Gelderland‘. Selbiges Kind, ganz rauh von Haaren, lief gleich nach der Geburt unter ein Bett; es trug auf dem Kopfe zwei Hörner, hatte zwei Füße wie ein Pfau, seine Hände waren Vogelsklauen; ‚viele Menschen sahen dieses Monstrum lebend und todt‘ [4]. All’ solchen furchtbaren, ‚den Tag des Herrn ankündigenden‘ Wundern gegenüber mußte es kaum beachtenswerth erscheinen, daß einmal, wie David Meder predigte, in der Grafschaft Hohenlohe einem

---

[1] Von grewlichen Misgeburten rc. Bl. B. Schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fanden Mißgeburten eine eigene Behandlung. Der Humanist Jacob Locher verfertigte im Jahre 1499 sogar ein ‚Carmen heroicum‘ de partu monstrifero in oppido Rhain . . . Vergl. Hain, Repertorium 2ª no. 10162. Ein Lied vom Jahre 1517 auf eine Mißgeburt in Straßburg, im Archiv für Literaturgeschichte 2, 136—137.

[2] Weller, Annalen 1, Abth. 2 No. 142. 181. 189. 238. 240.

[3] Wolfius, Lectiones 2, 825.

[4] Fliegendes Blatt bei Scheible, Schaltjahr 3, 627—630.

neugeborenen Kinde ein ganzes Schächtelein voll Fäden und kleinen Leinenlümplein aus den Augen gezogen worden [1].

Besondern Schrecken verursachten ‚vielgestaltige Wunderzeichen und Mißgeburten von Thieren durch Weiber oder anderwärts von Menschen durch Thiere‘; sie waren zwar ‚nicht überall ganz häufig‘, kamen jedoch ‚vielmals vor in der schröcklichen Zeit‘. Eine Augsburgerin gebar, ‚was gar nicht zu bezweifeln‘, gleichzeitig einen Menschenkopf, ohne alle anderen Glieder in ein Häutlein gewickelt, eine Schlange mit zwei Füßen und ein Schwein, ganzes Leibs, mit allen Gliedern [2]. Was Johann Fischart als eine wohlbegründete Thatsache von einer Jüdin zu Binzwangen verkündigte, welche im Jahre 1574 zwei leibhafte Schweinlin oder Färlin‘ zur Welt gebracht habe [3], kam im folgenden Jahre auch in einem böhmischen Dorfe vor [4]. Der hessische Superintendent Georg Nigrinus wußte wenige Jahre später zu berichten, daß bei Erfurt ein Kind geboren sei mit Affenklauen, einer Pferdenase und einem hohen Hut [5]. In Prag gebar die Tochter eines Kochs im Jahre 1591 ein schönes Knäblein, daneben fünf Monstra: eines war einem Hunde, ein anderes einem Affen gleich [6]. Eine ‚erschreckliche Zeitung‘ vom Jahre 1595 machte bekannt, daß eine Frau zu Liegnitz dreier Kinder genesen sei, eines mit drei Köpfen, welche gleich nach der Geburt zu sprechen angefangen und Wunderdinge prophezeit hätten. Zu Nebra in Thüringen schlugen einmal einer Gebärenden Flammen aus dem Leib; das Feuer fuhr in der Stube herum und machte einen großen Gestank aus Pulver und Schwefel, ‚dabei viel ehrlicher Matronen gewesen, auch etliche vom Adel, die solches gesehen und zeugen‘ [7]. Zu Bacharach gebar im Jahre 1595 die Frau eines Säufers ein Ungethüm, oben Mensch, unten Schlange, mit einem drei Ellen langen Schweife. Als der Vater aus dem Wirthshause heimkam, schoß das Wesen wie ein Falke auf ihn los, umschlang ihn und tödtete ihn mit giftigen Stichen [8]. Im Jahre vorher hatte, gemäß einer Erfurter ‚Wahrhaftigen neuen Zeitung‘, eine Frau zu Blankenburg in Sachsen ein Teufelskind zur Welt gebracht:

Ein Kopf hatt es am Leibe stahn,
War schrecklich anzuschauen,

---

[1] Meder 77. Landgraf Wilhelm von Hessen zeigte dem Grafen Philipp von Hohenlohe ‚ein ganzes Glas voll Fliegen und Mücken‘, welche einem Edelknaben an seinem Hof ‚aus den Augen gegangen‘. Rüdiger 310.

[2] Scheible, Schaltjahr 2, 460. [3] Vergl. oben S. 243—244.

[4] Eine Wundergeburt in Böhmen. 116 Reime. Ohne Ort. 1576.

[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 342.

[6] Chmel, Handschriften 1, 402. Ueber Schauermären, die dem Erzherzog Ferdinand II. von Tyrol aus Wien und Prag berichtet wurden, vergl. Hirn 2, 512.

[7] Bei Scheible, Schaltjahr 2, 91—92.

[8] Wolfius, Lectiones 2, 1027.

Zwei Hörner es darauf thet han,
Merkt auf ihr Mann und Frauen,
Seine Augen waren ungeheur
Anzusehen wie ein Feuer,
Feuer brand aus seinem Munde . .
Fünf Menschen zu derselben Stund
Die sind gehling gestorben
Vor großem Schrecken, dieselben sind
In großer Forcht verdorben.

Kaum geboren, fiel das Teufelskind seinen gotteslästerlichen Vater an,

Führt ihn durch das Fenster gar bald,
Das hat gesehen Jung und Alt,
Thät ihm den Hals umdrehen [1].

Damit Mit- und Nachwelt ‚aus so mancherlei schrecklichen Spectaculn verursacht werde, die Furcht Gottes und Scheusal der Sünden‘ sich ‚desto tiefer einzubilden‘, berichtete Doctor Schenck von Grafenberg im Jahre 1610 über beiläufig neunzig ‚Mißgeburten der unvernünftigen Gethier‘. Einmal ‚erzielte eine Kuh zwei menschliche Geburten, ein Männlein und ein Weiblein‘; ein andermal erfolgte ‚eine unerhörte Geburt eines Kalbes, welches, darob sich über alle Maßen zu verwundern, einer geistlichen Person ähnlich gewesen‘; ferner ‚die Wundergeburt eines Schweins, so einer priesterlichen Person an vielen Zeichen gleichförmig gewesen‘: letzteres sei ‚beschehen zu Hall in Sachsen auf das hochheilige Fest unseres Herrn und Erlösers‘. Schenck's ‚Wunderbuch‘ schloß mit der Abbildung eines ‚wunderbarlichen unnatürlichen‘ Eies, ‚darinnen ein Menschenhaupt gefunden worden, mit jungen Schlänglein anstatt der Haare‘; ‚auch an dem Kinn, da der Bart stehen sollte, waren drei dergleichen Schlänglein zu sehen.‘ [2]

‚In Erkenntniß ihrer Sünden‘, mahnte der Prediger Balthasar Rietesel, sollte ‚jeglich schwangere Frau und Meidlin in sich gehen, da sie nicht wissen könne, welch eine Frucht sie zur Welt gebären werde‘, und ob nicht ‚zur sonderlichen Strafe aller der umgehenden Laster einmal etwa auch in teutschen Landen Geschöpfe zur Welt kämen, wie sie im Büchlein „Elucidarius“, so doch in Jedermanns Händen, aus fernen Landen beschrieben und abconterfeit worden‘ [3].

Dieses Büchlein ‚Elucidarius von allerhandt Geschöpfen Gottes‘ erfreute sich allerdings weitester Verbreitung [4]. Es ertheilte dem Volke aus ver-

---

[1] Gedruckt zu Erffurdt bei Georg Bawman 1594.

[2] Schenck, Vorrede und S. 121—162. Vergl. unsere Angaben oben S. 138. Schenck war sonst ein verdienstvoller Arzt; vergl. Sprengel 3, 165.

[3] Bußpredig für alle Stände (Ursel 1617) Bl. C.

[4] Vergl. Meßmemorial VII und Pallmann 156.

schiedenen ‚Weltbeschreibern‘ Berichte folgender Art: ‚Es seind mancherlei Ethiopen, Moren oder Indianer, etliche haben kein Haupt, sondern Augen und Mund an der Brust‘; ‚mit Hundsköpfen seind Menschen im Lande India und reden bellend; etliche seind beiderlei Geschlechts, Mann und Weiber, sind alle Weiber, daß sie Kind empfangen und gebären, auch Mann, so sie wollen, daß sie Kind machen; die rechte Brust ist männlich und die linke weibisch an ihnen‘; ‚im Land Sicilia haben etliche so große Ohren, daß sie den ganzen Leib bedecken‘; ‚in Ethiopia haben etliche Hörner, lange Nasen und Geisfüß; etliche haben vier Augen; es sind auch Menschen mit Pferdsfüßen, auch Leute mit einem einigen breiten Fuß und beschatten sich oftsmals vor der Sonnenhitze mit der Breite ihrer Füße; in Eripa seind schöne Leute mit Kranichshälsen und Schnäbeln; etliche wohnen im Wasser, halb Menschen- halb Pferdsgestalt habende‘, und dergleichen ‚Wundererscheinungen‘ mehr, welche sämmtlich durch Abbildungen dem Leser vor Augen geführt wurden. Zur Anlockung von Käufern waren schon auf dem Titelblatte drei derartige Wundermenschen abgebildet [1].

Um die ‚Wundergeburten‘ als ‚wirkliche Zornzeichen Gottes gebührlich einzuprägen‘, wurden sie vielfach ‚christlich wohlgeneigt‘ den Lesern erklärt.

Luther und Melanchthon hatten bereits im Jahre 1523 eine mit Abbildungen versehene und in vielen Drucken verbreitete ‚Deutung zweier greulichen Figuren‘ besorgt, nämlich die eines ‚schrecklichen Thieres‘, welches der Tiber zu Rom ausgeworfen, und die eines ‚Mönchskalbes‘, der Mißgeburt einer Kuh, welche zu Freiberg in Meißen erschienen sei. Das Volk sollte darin ‚Zeichen von Gott‘ erkennen: in dem Wunderthiere zu Rom, sagte Melanchthon, habe ‚Gott selbst‘ die Greuel des Papstthums ‚abconterfeit‘, damit man sich ‚für dem verfluchten Antichrist und seinem Anhang‘ hüte. Eindringlicher noch äußerte Luther: vor dem Wunderthiere solle ‚die ganze Welt sich entsetzen und erzittern‘, weil es ‚die hohe göttliche Majestät selbs geschaffen und dargestellt hat, als daraus man wol merken kann, was er gedenkt und im Sinne hat. Erschrickt doch Jedermann, so etwa ein Geist oder Teufel erscheint oder ein Gepolter in einem Winkel anricht, welches doch Kinderspiel ist gegen diesen Greuel, darinnen Gott selber öffentlich erscheint und sich so grausam erzeigt‘. Das greuliche Thier zu Rom, ‚der Papstesel‘, bedeute den Sturz des Papstthums, das ‚Mönchskalb‘ den Sturz des Mönchthums; denn genugsam sei ‚an diesem Kalb gesagt, daß Gott der Möncherei Feind ist‘: die Papisten sollten ‚an dem Kalb und Kuhe für ihren Augen als im Spiegel

---

[1] Elucidarius Bl. E 2—E 4. Auch in Sebastian Münster's Cosmographia (Baseler Ausgabe von 1545) finden sich mancherlei Abbildungen von Mißgeburten, Gespenstern, seltsamen Gestalten von Menschen und Thieren S. 71. 230. 354. 421. 507. 615. 729. 749. 752. 763 fll.

sehen, wer sie sind für Gott und was man im Himmel von ihnen hält‘ [1]. Eine nicht weniger als zehnfache Bedeutung schrieb Doctor Simon Pauli aus Rostock im Jahre 1578 der ‚erschrecklichen unnatürlichen Geburt‘ eines Kindes in Mecklenburg zu; unter Anderm weise sie hin auf den bevorstehenden Einfall der Papisten, Türken und Russen in Mecklenburg, die dann ‚schrecklich, wie Antiochus und die anderen heidnischen Könige mit den Juden, mit uns haushalten werden‘. Daß das unnatürliche Kind mit einem ‚langen hohen türkischen und russischen Hute von eines Schneiders Weib geboren‘ worden, zeige deutlich, wie greulich vor Gott dem Herrn die dermalen von den Schneidern angefertigten neuen Kleider seien [2].

Unter steter Berufung auf Luther und unter den schrecklichsten Lästerungen gegen das Papstthum und die Papisten, welche ‚ärger als die Teufel‘ seien, veröffentlichte der Prediger Christoph Irenäus im Jahre 1584 ein Buch von beinahe 700 Seiten über das Dasein, den Ursprung und die Bedeutung ‚Seltsamer Wundergeburten‘. Auch ohne besondere Teufelslarven an sich zu tragen, sei der Mensch, erörterte er weitläufig, an und für sich nach dem ersten Sündenfalle und vor seiner Wiedergeburt in Christo ‚das scheußlichste Monstrum und Teufelsbild‘; die besonderen Monstra, welche zum Entsetzen aller Welt in unzähliger Menge geboren würden, seien nicht etwa, wie man behaupte, Werke des Teufels oder der Natur und des Zufalls, sondern Gott selbst schaffe sie zur Strafe der Menschen [3]. Er wies auf die vornehmlich seit der Mitte des Jahrhunderts dem Volke bereits durch Einzeldrucke und ‚Abconterfeiungen‘ bekannt gemachten Monstra hin und brachte viele neue zur Kenntniß der ‚elenden‘ Christenheit. Dahin gehörten folgende: im Jahre 1580 brachte zu Hildesheim ein Mutterpferd zwei Knäblein zur Welt, ‚die allenthalben mit allen Gliedern wie andere Menschen gestalt gewesen‘. Gleichzeitig wurden ‚zwei scheußliche Monstra am 12. December zu Havelberg in der Mark von einem Weibe geboren: das eine ist über die Maßen schrecklich, ungeschaffen, abscheulich gewesen, nicht anders als ein geschlender oder vermummter Münch und Jesuiter‘ [4]. In einem Städtlein bei Göttingen gebar ein Weib einen jungen Wolf; ein Weib in den Niederlanden gebar ‚ein Knäblein mit sieben Häuptern, welche jedes nur ein Auge gehabt, desgleichen mit sieben Armen

---

[1] Luther's Sämmtl. Werke 29, 2—16. Vergl. unsere näheren Angaben Bd. 2, 282—284.

[2] S. Pauli, Bildnuß und Gestalt ꝛc. Rostock 1578. Vergl. namentlich die Auslegungen der Mißgeburten bei Fincelius, Wunderzeichen Th. 3 (Jena 1562) Bl. K 2; L 5 fll; N fll. Daß zu den Zeiten Calvin's, Beza's, Zwingli's viele Menschen mit Hundsköpfen zur Welt kamen, war ‚ein Zeichen der Zeit, in der man nach Art der Hunde Alles anbellt‘. Wolfius 2, 954.

[3] Irenäus, Vorrede von sechzig Seiten. F 4^b. V 4^b. c—e^3.

[4] Bl. T 3^b—T 4.

und zweien Füßen, gleich eines wilden Thieres oder Bestien Füßen: der vorderste und fürnehmste Kopf hat gleich wie zwei Schweinsohren gehabt'[1]. Eine Frau zu Bünigheim im Habergau gebar nicht weniger als dreiundfünfzig Kinder, ‚meist vier Kinder auf einander', einmal ‚in zwölf Wochen sieben Kinder'. Ungleich gesegneter war im Jahre 1555 ‚ein Weib im Cleverland, welches auf einmal dreihundertfünfundsechzig Kinderlein zur Welt brachte; sind halb Knäblein, halb Mägdlein gewesen, zur Kirche getragen und alle getäuft worden'. ‚Es sollen so kleine Kinderlein gewest sein als ein kleiner Finger, allein daß sie menschliche Form gehabt und in der Geburt gelebt.'[2] Alle diese Wunderzeichen wußte Irenäus mit ‚großer Klarheit aus Gottes Geist' zu erklären: zum Beispiel ‚was solche Monstra und Wundergeburten, so seltsame Mäuler und mehr denn eine Zunge gehabt, die auch in kurzen Jahren auf und nach einander geboren, bedeutet haben, hat leider der Eventus bewiesen und die Erfahrung bezeugt' in der Zweizüngigkeit Melanchthon's, der Wittenberger und anderer Theologen; ‚die zwei-, drei- und mehrköpfigen Kinder' müssen unter Anderm als eine Vorbedeutung der vermeinten Concordienformel des Jacob Andreä und seiner Anhänger angesehen werden:

Auch wird kein Mißgeburt uns heut
Für Augen gstellt, die uns nicht bedeut
Ein Straf, und daß zu dieser Frist
Kein greulicher Monstrum zu finden ist
Denn der Mensch, so durch Adams Fall
Verderbt ist durchaus überall[3].

Ebenso erschrecklich als die unzähligen Mißgeburten waren die ‚gleich unzähligen wunderbaren Erscheinungen in der leblosen Natur und am Himmel, so wahrhaft begläubigt' waren und ‚mit jeglichem Jahr in Druck ausgingen zur Mahnung aller gutherzigen Christen', die ‚solche Zeitungen', wünschte der Prediger Rietesel, ‚sich käufen und deren Abbildungen wohl beherzigen' sollten[4].

Bereits im Jahre 1557 gab der Arzt Jobus Fincelius eine ganze Sammlung solch ‚schrecklicher Wunderzeichen und Geschichten' heraus, welche seit dem Jahre 1517, ‚da Gottes Wort in Deutschland angangen, am Himmel, Erden und anderen Creaturen gesehen' worden seien. ‚Dieweil die größten Sünden', sagte er in der Widmung des Werkes an die Herzogin Maria von Pommern-Stettin, ‚als Verachtung göttlichen Wortes, Verharrung in wissentlichen groben Sünden und Schanden unter uns im Schwange gehen und von Tag zu Tag also wachsen und zunehmen, daß sie auch in die Gewohnheit kommen', so könne Gottes Zorn nicht länger ausbleiben; ‚die übernatürlichen Wunderzeichen' seien ‚Bußprediger und Fürboten' dieses Zornes und müßten darum

---

[1] Irenäus Bl. R. S 4. o 2b. [2] Bl. O 3. Ll.
[3] Bl. Ee 2—4. Gg 2—JJJ 2b. LLL 2b.
[4] Vergl. oben S. 413 Note 3.

durch Schriften ‚in die Leute gebildet und getrieben werden‘ [1]. ‚So man alle Historien durchliefet, wird man nirgends finden, daß jemals so viel Wunderzeichen auf einander gangen wären als itziger Zeit, daß auch kaum eins dem andern Raum läßt: ehe eins vergeht, kommt ein anderes, daß ohne Zweifel Gott etwas Großes im Sinn hat, und große Noth der christlichen Kirchen und schreckliche Veränderung weltlicher Regenten mit Krieg und Blutvergießen fürfallen werden.‘ Den Einwand, daß ‚in jetziger Zeit die Leute ohne das erschrocken genug‘ seien und man sie ‚mit viel Dräuungen nicht bekümmerter und erschrockener machen‘ möge, dürfe man nicht gelten lassen; denn die Gottlosen müßten sich fürchten lernen und auch die ernsten Christen sich vor Gottes ewigem Gericht in Erkenntniß ihrer Sünden entsetzen. Alles, was er berichte, habe er nicht leichtfertig und ohne Bedacht zusammengerafft, sondern von frommen glaubwürdigen Leuten, die zum Theil selbst Zeugen dieser Wunderzeichen gewesen seien, in Erfahrung gebracht [2]. Zum Beispiel: in Hessen schrie im Jahre 1530 ein Kind im Mutterleibe derart, daß alles Hausgesind es hörte; zu Bilsen in Böhmen wurde im Jahre 1542 ein Kind geboren, welches einem Crucifixe ähnlich sah; an vielen Orten Deutschlands erschienen Heuschrecken mit Mönchskappen, grau, gelb und schwarz; in Schlesien fiel faustgroßer Hagel, ‚in welchem man deutlich gesehen hat zuschnittene Landsknechtshosen, zuhackte Manns- und andere leichtfertige Kleidung‘; auch fielen Steine mit türkischen Hüten; bei Erfurt lief im Jahre 1555 ein Wolf um, welcher die Weibspersonen auf dem Felde herzte und drückte und einen ungewöhnlich großen Rachen aufsperrte. ‚Solches alles ist von glaubwürdigen Leuten gesehen und ausgesagt worden.‘ Unter Hunderten derartiger ‚schrecklicher Wunderzeichen‘, auch Teufelserscheinungen, verkündete Fincelius alles Ernstes: im Jahre 1554 sei in einem Dorfe bei Camin ein Füllen geboren mit Jagdhundsohren, einem Maul wie zwei Kochlöffel und so weiter. ‚Wenn es schrie, so meinte Jedermann, es schrie ein großer Gaul; so Edelleute hinzu traten, stellte es sich grausam und wunderlich, lehnte sich auf wider sie mit seltsamen Geberden und großem Geschrei‘, Bürger und Bauern dagegen ließ es ruhig herantreten [3]. Fincelius schloß mit den Worten: ‚Nachdem ich nicht ohne Mühe und Fleiß diese Wunder Gottes in ein Buch verfaßt, fürchte ich, es möchten sich entweder abgünstige Leute oder böse Verächter unterstehen, dieses zu fälschen damit, daß sie entweder etwas davon, oder aber hinzu thun wollen. So ist derwegen an männiglich mein Bitt, wöllen mir dieses Buch ungebessert und ungeändert bleiben lassen. Will Jemand dem gemeinen Nutz dienen, der mache ein eigenes für sich.‘ [4]

---

[1] Fincelius A 2—3. [2] Bl. B 4. C 3—5.
[3] Bl. E 2b. J 3. J 8. N 8. O 5b. R 3—6. T 3b—4. V 7. Vergl. Irenäus P 2.
[4] Bl. X 3.

Fincelius fügte seinem Werke noch einen zweiten und einen dritten Theil hinzu, und konnte mit Recht behaupten, daß seine ‚Bücher des besten Ansehens und Beifalls' sich erfreuten. Michael Harder setzte allein in der Frankfurter Fastenmesse 1569 von den drei Theilen zusammen 171 Exemplare ab [1], die Handlung von Sigmund Feyerabend in der Fasten- und in der Herbstmesse des vorhergehenden Jahres 233 Exemplare [2].

Fincelius fand im Jahre 1567 einen Nachfolger in dem Prediger Johann Herold aus Basel. Derselbe veröffentlichte in einem Foliobande seine durch Ergänzungen bereicherte deutsche Uebersetzung eines zehn Jahre früher lateinisch erschienenen Werkes des Predigers Conrad Lycosthenes (Wolffart) über ‚Gottes unergründliche Wunderwerke in seltsamen Geschöpfen, Mißgeburten, in Erscheinungen an dem Himmel, auf der Erde, in den Wassern'. Es sollte ‚den Auserwählten zur Uebung und christlichem Nachsinnen, den Bösen zur Straf ihres Unglaubens' gereichen. Obgleich die Leser, heißt es in der Vorrede, in diesem Werke ‚wol erfinden möchten viele Dinge, die allen Menschen und vernünftiglichem Glauben unfähig, als da Ochsen, Schlangen, Hunde geredet, Bäume und Berge sich verändert, auf Holder Weintrauben, auf Eichen Korn gewachsen, aus Weib Mann worden, das Meer entbrunnen, in demselben neue Inseln entstanden und dergleichen viel Dings, den Unerfahrenen schwer zu glauben', so sollten sie doch sich demüthig bescheiden. Denn alle diese Wunder seien aus den Büchern glaubwürdiger Leute gezogen, etliche habe er auch mit eigenen Augen gesehen und ‚von Leuten erzählen gehört, die wahrhaftig' seien. ‚Menschliche Vernunft, lieber Leser, soll nit zu tief in Gottes Werken gründen, das will ich dich gemanet haben, denn dieselben wunderbar, groß und unbegreiflich, wie der Mann Gottes, Job, bezeuget, und der Prophet David auszuschreien sich überall fleißet, alle Gläubigen auch also zu thun mahnet.' [3] Der Verfasser führte alle Schriften an, aus welchen er die Wunder geschöpft habe, und nannte siebenzehn Gelehrte, welche ihm bei seiner Arbeit behülflich gewesen: Conrad Geßner, Heinrich Bullinger, Huldrich Merian, Johannes Grell, Johannes Oporinus, Rudolf Lavater und Andere [4]. Ein im Jahre 1543 geborenes Kind ‚mit feurigen Augen, Maul und Nase wie ein Ochs, Hundsköpfen an den Ellenbogen, einem ellenhohen Schweif mit einem Scorpionhacken, soll geredet haben: wachent, euer Herr und Gott ist vorhanden', worauf ‚im ganzen Europa ein groß Sterben war'. ‚In Ungarn wuchsen im Jahre 1549 den Leuten Schlangen, Kröten und Nattern im Leib; unter diesen war eine gar groß vor andern, die sagte mit deutlicher Stimme: es hilft nicht, wie fast ihr wider die Straf Gottes euch

---

[1] Meßmemorial VII. [2] Pallmann 160.

[3] Herold a 5. b 3b. c 4. Vergl. unsere Angaben oben S. 137—138.

[4] Bl. b 5.

setzend.' ‚In Meißen ging im Jahr 1550 ein Bürger über den Kirchhof, da riß und bäumt sich ein Grab auf, daraus ein Stimm heiter erhört: Wehe, wehe der Stadt. Der gut Mann erschrack, daß er in Ohnmacht fiel. Da sagt man, es sei ein Fisch in der dänischen See gefangen worden wie ein Mönch.' [1]

Die Zahl der ‚Wunderbücher' wurde sehr groß. Adam Ursinus lieferte eine ‚Beschreibung der Wunderzeichen von 1568, 1569 und 1570' [2]; Caspar Goldwurm eine ‚Wahrhaftige Beschreibung vieler Wunderwerke' [3]; Abraham Saur ein ‚Diarium historicum, das ist: Eine Chronica, darin auf einen jeden Tag etliche besondere nam- und wahrhafftige Geschichten, schreckliche Mirakel, so sich zugetragen haben, verzeichnet werden' [4]; Ambrosius Taurer einen ‚Bericht von mancherlei erschrecklichen Wunderzeichen' [5].

Für ‚sehr merkwürdig' galt ein im Jahre 1549 von Doctor Nicolaus Medler, Superintendenten zu Braunschweig, bekannt gemachtes ‚Wunderlich Gesicht', welches von vier braunschweigischen Bürgersöhnen in der Woche vor Pfingsten am Himmel gesehen worden sei. Dieselben erblickten unter Anderm einen feurigen Löwen, einen Adler mit zwei Köpfen, das ganz genaue Bild des gefangenen Kurfürsten von Sachsen, Christus am Kreuz zwischen den zwei Schächern und überdieß eine große schreckliche Person mit einem gewaltigen Schwerte in der Hand. ‚Die zween, so das Gesicht am meisten gesehen', habe ich, versicherte der Superintendent, ‚selbst gesprochen, stimmen einhellig mit einander'. Auch ein Leipziger Bote habe ‚Christum am Kreuz hangen gesehen, doch nicht wie Christum Gestalt, denn er hat einen grauen Bart gehabt'; auch habe er zwei Engel gesehen und einen Mann mit dem Schwerte, der einem vor ihm Knieenden den Kopf abhauen wollte. Das Alles sei eine gewaltige Warnung, welche Gott neben seinem heiligen, jetzt so reichlich geoffenbarten Wort ertheile. In der Vorrede der Schrift tobte der Verfasser heftig wider die Papisten, welche ‚mit dem Teufel besessen' seien und ‚wider den heiligen Geist wissentlich sündigen' [6].

---

[1] Herold S. 497—546. [2] Erfurt 1570.

[3] Frankfurt a. M. 1579.

[4] Frankfurt a. M. 1582. Ein Catalogus prodigiorum, miraculorum etc. war schon 1563 in Nürnberg erschienen. Auf katholischer Seite lieferte Abraham Nagel eine wahrhaftige Beschreibung eines ‚unerhörten Wunderwerks' zu Flochberg (Ingolstadt 1583). Valentin Leucht veröffentlichte eine ‚Historische Beschreibung vieler Wunderwerke, welche bei dem hl. Kreuz geschehen' (Würzburg 1591), eine andere ‚über die Wunderwerke, welche bei dem hl. Altarssacrament geschehen' (Würzburg und Mainz 1606); ferner ein deutsches Viridarium miraculorum. Mainz 1611.

[5] Hall 1591. In demselben Jahre erschien in Tübingen eine Disputatio de miraculis von Jacob Heerbrand.

[6] Ein wunderlich Gesicht, nemlich bei Braunschweig am Himmel gesehen &c. 1549.

Eine besonders tiefe Einwirkung mußten ‚Naturwunder‘ folgender Art hervorrufen. In einem Dorfe in Mecklenburg ‚wuchs wunderbarlicher Weise eine Hand und ein Angesicht aus dem Pfeiler des Predigtstuhls in der Kirche‘ [1]. In Zweibrücken hörte man im Jahre 1597 ‚einen Stein in der Stadt rufen, nach solchem Rufen starben in fünf Tagen jählings 900 Menschen‘ [2]. Viel früher schon hatte der Mond deutlich gesprochen. ‚Am 23. März 1582 zwischen acht und neun Uhr vor Mitternacht haben‘, berichtete der Astronom Lambert Floridus Plieninger, ‚glaubwürdige Leute zu Morthingen in Lothringen gesehen, daß der Mond in Gestalt eines verhüllten Weibes Angesicht sich nahe zur Erde gelassen, und hat eine Stimme von sich geben mit hellem Geschrei „Weh, Weh“, und solches sechs- oder siebenmal auf einander; alsdann hat er sich wiederum in sein gewohnsam Ort und Lauf begeben.‘ Durch dieses Wehegeschrei wollte der Mond die Protestanten warnen vor der Annahme des neuen Gregorianischen Kalenders, wie er denn auch ‚eben zur Zeit als der römische Beerwolf und Antichrist Gregorius sein boshaftiges Kalenderwerk zu Mord und Blutvergießen der armen evangelischen Christen publicirte‘, bei einem Dorfe im Voigtlande sich ‚zur Erden zu den Menschen herabließ‘ und, ‚grimmig ausblickend und schier blutrünstig, deutlich zu mehreren Malen gesprochen: „Weh, Weh, Blut, Blut, Papst und Jesuiter“‘.

Wenn so ‚des Himmels Kräfte sich bewegten und redeten‘, da mußte man ‚auch wol Acht haben auf die vielen Blutzeichen, so in Hunderten von Zeitungen glaubhaftig aus allen deutschen Landen berichtet‘ wurden. Im sächsischen Dorfe Ichtershausen, erzählte Plieninger, ist im Juli 1582 ‚die Fischbach Piscina in lauter Blut verkehrt worden, und hat solch Blut sechs Tage gewährt‘. Im Jahre 1597 hat es, verkündete eine ‚wahrhaftige‘ Zeitung, ‚außer und in der Stadt Stralsund zu unterschiedenen Malen Blut und Schwefel geregnet, auch ist Feuer vom Himmel auf St. Marienkirche daselbst gefallen‘; gleichzeitig ließ Gott ‚über die Stadt Schilbrick in der Schlesien einen Blutregen ergehen‘ [3]. In einer ‚Donner- und Wunderpredigt‘, welche mehrere Stunden lang dauerte, berichtete Hartmann Braun, Pfarrer zu Grünberg in Hessen, im Jahre 1603 auf der Kanzel, welch entsetzliche Dinge sich an verschiedenen Orten zugetragen: am Rhein, im Allgäu und in Bayern habe der Hagel Steine geworfen wie Hühnereier, in welchen man Schwefel und Pech gefunden; in Sachsen und Meißen seien feurige Kugeln vom Himmel gefallen; an einem Ort in Schlesien habe der Hagel ‚Schlossen geworfen wie Hühner- und Gänseeier, darunter auch gefunden mit Angesichtern

---

[1] Lisch, Jahrbücher des Vereins für Mecklenb. Gesch. 22, 263.

[2] Weller, Zeitungen No. 848.

[3] Weller, Zeitungen No. 840. 843. 845. 848. 849. Weller, Annalen 1, Abth. 2, No. 318. Ueber die ‚Kalenderwunder‘ vergl. unsere Angaben Bd. 5, 349—352.

gleich den Krösen, wie sie heutiges Tags getragen, ausgestochen und ausgebrochen werden‘ [1]. Erfreulicher war der Bericht des Göttinger Bürgermeisters Tilmann Friese, der von ‚etlichen erfahrenen Leuten‘ gehört hatte, daß Pfennige vom Himmel gefallen seien; er bezweifelte die Thatsache nicht; denn Gott wirke auch andere Wunderwerke ‚in der Luft mit Stein-, Blut- und Kornregen‘ [2]. Zu Klagenfurt in Kärnthen und um Villach herum, schrieb Herold, hat es ‚am 23. März 1550 Korn geregnet zwei Stunden an einander, das die Landleute aufgehoben und gegessen haben: des Korns habe ich, Johann Herold, gesehen‘ [3]. Auch in Brandenburg, Thüringen und Schlesien, in Oesterreich und Bayern regnete es zu verschiedenen Zeiten Korn, anderwärts Milch, einmal sogar großes schwarzes Brod, ein andermal Stücke Fleisch [4].

Alle ungewöhnlichen Naturerscheinungen wurden als besondere, Unglück verkündende Wunderzeichen betrachtet. ‚Wenn etwa‘, schrieb Theophrastus Paracelsus, ‚neue Figuren vom Himmel fallen auf die Erde in mancherlei Gestalten, so merket solches Ursach, daß solches nicht geschieht, es sei denn ein Präsagium vorhanden; und fallen solche nicht aus der Natur, sondern aus Ordnung Gottes zu einer Figur, zu einer neuen Alteration in derselben, das solcher Zeichen führt: denn Gott ist solcher Präsagien Meister und Arbeiter, Steller und Formirer.‘ [5] Der Darmstädter Superintendent Heinrich Leuchter wollte in einer Schrift vom Jahre 1613 nicht einmal die großen Winde und die Regenbogen aus einfach ‚natürlichen Ursachen‘ erklärt, sondern als Vorzeichen göttlicher Strafen angesehen wissen. Zeige doch die Historie, welch' schwere Uebel zum Beispiel nach den großen Winden des Jahres 1606 sich ereignet hätten, nämlich Theuerung, Pest, Hauptkrankheiten und Absterben großer Häupter. Die nach dem Erscheinen von Regenbogen verhängten göttlichen Strafen aber seien: Krieg, Aufruhr und Widerwillen in den Landen, unglückhafte Bündnisse. Als man im Jahre 1525 einen nächtlichen Regenbogen erblickt habe, sei sofort der Tod des Herzogs Friedrich von Sachsen und der erschreckliche Aufruhr der Bauern erfolgt: ‚sind viel tausend darüber aufgeflogen‘. Auch jetzt würden sich wieder traurige Dinge zutragen; denn man habe im abgelaufenen Jahre unter anderen Naturschrecken ‚starke Gewinde gehabt und hie und da in den Lüften Regenbogen gesehen‘. Aber die Menschen seien bei solchen ‚traurigen Geschichten‘ wie ‚wilde Bestien‘, unbekümmert um die großen Zeichen Gottes und den bald anbrechenden jüngsten Tag [6].

---

[1] Braun, Drei christl. Predigten 177—189. Die Predigt enthält volle achtzig Seiten im Druck.

[2] Müntz-Spiegel 45—46. [3] Herold 523.

[4] Weller, Zeitungen No. 359. 516. Fincelius 1, Bl. Q 5^b; vergl. R 3 und 5. Vergl. die Angaben bei Kornmann 96—97.

[5] Schindler 214 Note. [6] Leuchter 10. 14. 32—35. 37 fll. 43. 46.

Den höchsten Schrecken verbreiteten Wundersterne und Cometen.

‚Von dem neuen Wunderstern, so Anno 1604 den 26. September erschienen und bis Anno 1606 gebrannt' habe, prophezeite Paulus Nagelius, es werde ‚fast kein Haus noch Winkel zu finden sein, wo man nicht Sonderliches von schrecklichen Fällen mit Ach und Weh zu beklagen'. Insbesondere bedeute der Stern auch ‚Verfolgung unter den Geistlichen und Vertreibung derselben in Deutschland'; namentlich würden die Jesuiten ‚der Strafe und Ruthe Gottes nicht entlaufen, sondern auch einmal herhalten müssen'; allgemeine Theuerung und Hungersnoth, Pestilenz, große Feuersbrünste und unerhörte Mordthaten würden folgen. Albinus Mollerus erklärte: ‚Die Bedeutungen dieses neuen Sternes sind viel größer, erschrecklicher, trauriger, schädlicher als eines Cometensternes, weil er die Planeten alle an der Höhe übertroffen, dergleichen nicht geschehen, weil die Welt gestanden.' Unter Anderm verkünde derselbe ‚Veränderung in der Religion und hierauf ein großes und unerhörtes Unglück über die Calvinisten; beneben dem Türkenkrieg einen erschrecklichen Fürstenkrieg mit schädlichem Aufruhr, Morden und Brennen'. David Fabricius Frisius deutete den Stern auf ‚die heftigen Krankheiten des römischen Adlers'. ‚Die Unterthanen des römischen Reichs werden von den umliegenden und benachbarten Völkern überfallen, ohne Scheu beraubt und geplündert: Vielen jucken auch die Ohren nach ausländischer Obrigkeit'; aber der Adler werde nicht sterben, das heilige Licht des Evangeliums an vielen dunkeln Orten plötzlich zu leuchten beginnen und ein ‚großes Licht der Kirche' erstehen. Wolle man diesem Widerstand leisten, so könne es leicht eine starke Reformation mit Gewalt fürnehmen, wobei der Kirchenstaat jämmerlich zerrissen und die geistlichen Staaten in weltliche Hoheit könnten verändert werden. Johann Krabbe zu Wolfenbüttel sah aus dem Sterne voraus, ein neuer Prophet werde ‚große Zeichen und Wunder thun und viele Menschen an sich ziehen und überreden'. Diese Deutung ‚hilft die große Conjunction vor'm Jahr gewaltig bekräftigen' [1].

Anderer Meinung über die Wundersterne war der Mathematiker und pfalzgräflich-veldenzische Leibarzt Helisäus Röslin: nicht sie, welche so freundlich ausblickten, sondern die Cometen seien die Verkündiger göttlicher Strafgerichte. ‚Es geht', schrieb er im Jahre 1609, ‚nichts Fürnehmes in der Welt vor', ohne daß Gott ‚zuvor durch sondere Zeichen im Himmel und auf Erden, in der obern und untern Welt die Menschen warne': lehre doch ‚die tägliche Erfahrung, wann Gott etwas Sonderliches mit dem Menschen fürnehmen will mit tödtlichem Abgang oder sonst mit einem großen Unglück, so wird er auf mancherlei Weise zuvor gewarnt'. Um so mehr gelte das von ‚den großen

---

[1] Kurtzer und gründl. Bericht von erschreckl. grausamen Zeiten ꝛc. (Halle 1612) Bl. B 3b—C 4.

Zeichen', den Cometen; denn diese seien ,die eigentlich kritischen Zeichen der Welt und der Regimenter, welche auch gleich mit Krankheiten angegriffen werden'. ,Aus Anleitung der seit 1600 erschienenen Cometen' verfaßte Röslin deßhalb einen ,Historischen, politischen und astronomischen Discurs von heutiger Zeit Beschaffenheit, Wesen und Stand der Christenheit und wie es inskünftig derselben ergehen werde'. ,Ich bin', bekräftigte er dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Hochberg in der Widmung des Werkes, ,keiner derjenigen, von welchen heutigen Tages die Welt voll ist, die sie mit logischen unnützen Geschwätzen und mit astrologischer Betrügerei, auch mit Lügenbüchern erfüllen; wüßte wol zu erzählen, wie mich Gott vor losen Künsten behütet und wunderlich davon abgehalten hat.' [1]

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte Heinrich Langenstein, Professor der Theologie und Mathematik in Wien († 1397), einer der tüchtigsten Vorkämpfer gegen Astrologie und Zeichendeuterei, öffentlich den Wahnglauben bekämpft, daß man es bei einem Cometen mit einer ,vorbedeutenden' Naturerscheinung zu thun habe [2]. Nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Johann Müller, nach seinem Heimatsorte Königsberg in Unterfranken Regiomontanus genannt, ein gleich ernster Gegner der Astrologie, die Entfernung, Größe und Umlaufszeit der Cometen bestimmt und dadurch dieselben in das Gebiet wissenschaftlicher Betrachtung gezogen [3]; im sechzehnten Jahrhundert aber fielen die Gelehrten, mit verschwindend wenigen Ausnahmen, wieder in den alten Cometenaberglauben zurück [4].

---

[1] Nicht die bösen, sondern die guten Sachen würden ,von den Sternen bedeutet', welche ,in der natürlichen Magie gute Zeichen' seien; deßhalb sei jener Baseler Doctor, welcher aus dem Wunderstern vom Jahre 1572 ,alle die folgenden Unruhen und Blutvergießen in Frankreich und Niederlanden hergeleitet' habe, ein schlechter Philosoph oder Magus. Anders verhalte es sich mit den Cometen, welche ,mit ihren langen Strahlen einer Ruthen gleich in der natürlichen Magie Strafe und Plagen, Krieg und Blutvergießen bedeuten'. Auch darin bestehe ein Unterschied zwischen den Sternen und den Cometen, daß erstere sich auf ,Universal-Sachen', letztere mehr auf ,hin und her in der Welt schwebende Particular-Sachen' bezögen. Uebrigens trete die Wirkung von Cometen nicht immer sofort ein, sondern bisweilen erst im siebenten Jahre. ,Also ich auch von diesem jetzigen Cometen schließen will, daß die Wirkung erst über sieben Jahre sich recht erzeigen und in vollen Schwang und in eine große Unruhe kommen werde.' Röslin Bl. b 3. E 1. F 1b—F 2. H. K. N.

[2] Vergl. Wolf, Astronomie 85.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 1, 122—123. Wolf 181. 388.

[4] Nur Peter Apian, Professor der Mathematik zu Ingolstadt († 1552), und Johann Richter oder Prätorius, Professor zu Altorf († 1616), bekämpften denselben; vergl. Wolf 102. 265. 407—408. Unter den Katholiken sprach sich namentlich der Trierer Weihbischof Peter Binsfeld in seinem Tractatus de confessionibus maleficorum etc. (Trevir. 1591) pag. 418—425 für die wunderbare Bedeutung der Cometen aus (,... ex speciali Dei dispositione apparet').

Vornehmlich bemächtigten sich auch die protestantischen Prediger und Theologen der Ausdeutung dieser außergewöhnlichen Himmelserscheinungen. Sie vor Allem, schrieb einer derselben, hätten die Pflicht, ‚den Gemeinden durch Predig und Schrift die schrecklichen Bedeutungen, Historien und Exempel der Cometen zu erklären und daraus heilsamen Schrecken und Furcht vor den göttlichen Gerichten‘ einzuflößen [1]. Zu diesem Zwecke veröffentlichte der Theologe Jacob Heerbrand im Jahre 1577 eine ‚Predig von dem erschröcklichen Wunderzeichen am Himmel, dem newen Cometen oder Pfawenschwanz‘ [2]. Der Prediger Christoph Irenäus schrieb im folgenden Jahre ein ‚Prognosticon aus Gottes Wort, nötige Erinnerung und christliche Bußpredigt zu diesen letzten bösen Zeiten . . auf den Cometen, so von Martini 1577 bis zum Eingang 1578. Jahres gesehen, sampt Erzehlung vieler Cometen und anderer schrecklichen Zeichen und was allwegen darauf erfolget‘ [3]. Gleichzeitig besorgte der Superintendent Andreas Celichius eine ‚Theologische Erinnerung von dem newen Cometen‘ [4]. L. Hamel verfaßte in deutschen Reimen einen ‚Theologischen Bericht von dem erschrecklichen Cometen und seinen Effecten‘ [5]. Kurfürst August von Sachsen ließ wegen dieses ‚traurigen und schrecklichen Zornzeichen Gottes‘ durch Selnekker und Jacob Andreä ein Kirchengebet entwerfen und in alle Parochien verschicken [6]. Im Jahre 1580 widmete Adelar Prätorius, Prediger zu Erfurt, der ‚ganzen Christenheit‘ eine ‚Selige Erinnerung von dem erschrecklichen fewrenden Cometstern am Himmel, des Abends im October und November dieses laufenden 1580. Jahrs von christliebenden Augen und Herzen ersehen und gesehen‘ [7]. Gründlicher noch nahm sich Zacharias Rivander, Prediger zu Luckenwalde, dieses Cometen an, welcher Krieg und Blutvergießen und den nahe bevorstehenden jüngsten Tag verkünde; er beschrieb genau dessen Gestalt, Größe und Farbe, und wies zugleich auf ‚mancherlei andere Wunderzeichen‘ hin,

---

[1] Von den grewlichen Misgeburten ꝛc. Bl. E 2.

[2] Tübingen 1577. Aus dieser Predigt verfaßte der Leonberger Schulmeister Kreidweiß im Jahre 1578 ‚Eine treue Warnung und gutherzige Vermahnung zur Buße über das schröckliche Wunderzeichen, den Cometen oder Pfauenschwanz, der jetzt eine gute Zeitlang am Himmel ist gesehen worden‘. Wegen der allgemeinen Lasterhaftigkeit sei Deutschland reif für den Untergang; fromme Leute halte man für Narren:

Hierauf so will ich zeigen an
Mein schlechte Speculation,
Wie sich dieser Comet vergleich
Mit Mahmets Lehr, Gewalt und Reich . . .
Wie er bedeut des Türken Reich,
So sieht er auch dem Bapst geleich . .
Er gleicht ihm wol mit Tyranney
Und treibt auch groß Abgötterei . .

[3] Ohne Ort. 1578. [4] Magdeburg 1578. [5] Frankfurt a. M. 1578.

[6] Weber, Anna von Sachsen 363. [7] Erfurt 1580.

welche sich zu Berlin, in der Herrschaft Mansfeld und anderwärts ereignet; ein Wunderzeichen im Mansfeldischen sei ‚auf ein groß Patent gemahlt' und werde ‚neben einer dazu gedruckten Erinnerung umher feilgetragen'. Aus der Widmung seiner Schrift an den magdeburgischen Hauptmann Otto von Amsdorf ersieht man, daß ‚Viele' der Meinung waren, nicht den Predigern, sondern den Mathematikern komme die Ausdeutung der Cometen zu. Aber um diese, sagte Rivander, kümmere er sich nicht: sie mögen ‚sauer sehen, das Gewulcken scheuslich hängen und, wie sie von ihrem Vater, dem Teufel, gelernt, weidlich schmähen' über ihn, den Prediger: er wolle das ihm vom Herrn anvertraute Pfund treulich auswuchern [1]. In sehr vielen Schriften wurde der ‚Comet oder Strobelstern' vom Jahre 1618 als die eigentliche und höchste ‚Posaune' der Ankunft Christi betrachtet. Unter Anderm forschte Mövius Völschow, früher ordentlicher Professor der Mathematik und Bibliothekar an der Universität Greifswald, dann Pastor und Präpositus zu Bergen im Fürstenthum Rügen, sehr genau nach ‚der Instruction und dem Credenzbrief' dieses himmlischen Wunders. ‚Es würde', glaubte er, ‚den lieben Gott sehr verdrießen, wenn wir nicht sammt und sonders nach diesem seinem Werke forschten.' ‚Die Posaune klinget sehr hell, der Löwe brüllet, wer wollte nicht hören.' Neben seinem Wort und den prophetischen Dräuungen, welche Gott ‚alle Tage durch seine Diener renoviren läßt', thut er ‚noch andere Zeichen hinzu mit allerhand ungewöhnlichen Schreckbildern, ungewöhnlichen Gesichtern, Feuerstrahlen und Regenbogen, so zu ungewöhnlicher Zeit in der Luft des Nachts gesehen werden. Das hat Gott gethan und ist ein Schreckliches für unsere Augen und sind billig höchlich bekümmert.' ‚Folgen wir Gottes Wort, so irren wir nicht. Denn es spricht Jeremias nicht allein Cap. 18, 11, sondern macht auch namhaftig was erfolgen werde, und David sagt, daß Gott groß Unglück bereitet.' [2] Auch ‚so mancherlei alte und neue Ketzereien der Arianer

[1] Von dem newen Cometstern des vergangen Jars 2c. Wittenberg 1581. Wendelin v. Helbach besorgte, ‚reimweiß fleißig verfaßt und ausgelegt', eine ‚Eigentliche und wahrhaftige Beschreibung dreier erschrecklichen Commeten, deren Deutungen'. Frankfurt a. M. 1580. Vergl. Weller, Annalen 1, 247 No. 252. Ueber die Ausdeutungen des Cometen vom Jahre 1607 vergl. Kurtzer und gründlicher Bericht 2c. Bl. C⁴—H².

[2] Das Alles wurde von dem christlichen Volksprediger an dem Cometen bewiesen aus dessen ‚mala indole, ominosa facie, qualitate materiae, infaustis aspectibus. Saturnus eine Meile in domo mortis lief fürher, wandte sich retrogradus zurück, Mars in domo religionis zunächst dem Cometen leiht die Hand, noch näher folgt ihm auf dem Fuß der geistliche vertumnus Mercurius in cuspide prima im Scorpion, die Sonne ist verschürtzet im Sagittario, der Juppiter ist mitten unter der Erde, diametraliter stehet oben im Cor Leonis' u. s. w. Dann wurden ‚ausdrückliche kundbare vestigia' bewiesen ‚1. ex Gnomone, aus dem Schwantz, den er gleichsam als einen vorausgestreckten Finger auf uns zuweiset. 2. Horizontis nostri descriptione, wie er

und Photinianer, Schwenkfelder und Anabaptisten, Jesuiter und dergleichen Teufelslehren' spielten eine Rolle in der Cometenpredigt, welche viele Stunden in Anspruch genommen haben muß, da der Abdruck volle zehn Bogen umfaßt [1].

‚Ein schier mit jeglichem Jahre neues Entsetzen' verursachten ferner die unzähligen ‚Praktiken und Prognosticationen', in welchen von ‚weit berühmten Mathematikern und Physikern' ‚dem Volke gar wunderliche und erschröckliche Propheceien' verkündigt wurden [2]. ‚Forcht und Erschreckniß ist allbereit seit vielen Jahren schier bei allem Volk das täglich Brod worden, und dieses mit Recht', heißt es in einem Prognosticon vom Jahre 1585, ‚dieweil es mit jedem Jahre in teutschen Landen immer schlimmer steht und alle Laster und Schand bei Hohen und Niedern sich mehren. Und kannst du nun in diesem gegenwärtigen Prognosticon, treusinniger christlicher Leser, deutlich ersehen, wie viel göttliche Strafen in den nächsten zehn Jahren durch Theuerung, Hungersnoth, Pestilenz, Krieg und Blutvergießen über alle Lande kommen werden, denn du weißt es wohl,

‚daß alle Land in Sorgen stehn,
Als wollens itzt zu scheitern gehn' [3].

Als besonders verhängnißvoll wurde von vielen Astrologen, Schicksals- und Wetterpropheten, zum Beispiel von Georg Ursinus aus Plauen, ‚der mathematischen Kunst Liebhaber', das Jahr 1588 bezeichnet: ‚Alles wird traurig sein; alle Elemente werden trauern, alle Menschen auf Erden, die Vögel in den Lüften. Item, Alles was in der Erde lebt, wird traurig sein für großem Unglück und zukünftigem Uebel. Niemand soll hieran zweifeln, denn gewiß ist's, daß eine große Veränderung über die ganze Welt ergehen werde.' [4]

---

als ein communis visitator die Grenzen des Deutschlands herumgehet. 3. Materiae abundantia. 4. Quotidiana imminentia. 5. ex causae concurrentia.'

[1] Auszug bei Biederstedt 45—54.

[2] Vergl. z. B. die im Jahre 1545 bei Cammerlander in Straßburg gedruckten ‚Practica und Prognosticacionen von Carion und Salomon', welche die Ereignisse bis zum Jahre 1560 vorherverkündeten. Gleichzeitig erschien in derselben Officin eine andere ‚Große Practica' bis zum Jahre 1581 mit ‚großen, wichtigen, schweren, sorglichen, erschrecklichen und zuvor nie gehörten und allen Ständen wohl achtzunehmenden Händel und Propheceien'. Vergl. Roskoff 2, 322 fll. Im Jahre 1574 veröffentlichte Paul Grebner ein Sericum mundi filum seu vaticinium, quo nuntiatur subita et plus quam miraculosa orbis terrarum mutatio, h. e. Antichristi Pontificis occidentalis et Mahometi orientalis horribilis interitus etc. Er überreichte sie dem Kurfürsten August von Sachsen und prophezeite zuerst diesem, dann dem Kurfürsten Christian I., endlich dem Kurfürsten Christian II. die Kaiserwürde; vergl. Adelung 4, 65 fll.

[3] Practica und Prognosticacion bis auf das Jahr 1605. Ohne Ort. 1585.

[4] Köhler, Lebensbeschreibungen 1, 258—260.

In Basel erschien im Jahre 1587 eine ‚Neue Zeitung und erschreckliche Prophezeiung oder Weissagung über Deutschland, Polen, Niederland, Brabant und Frankreich, so auf's achtundachtzigste Jahr anfangen werden zu geschehen, nebst Vermeldung, was für Zeichen für dem Jüngsten Tag hergehen werden‘ [1]. Gleichzeitig wurde in einer Augsburger ‚Unerhörten, greulichen und erschröcklichen neuen Zeitung‘ kundgethan: in Böhmen hätten viele hundert Personen ein solches ‚Gesicht‘ gehabt, ‚daß sie nicht anders vermeint haben, der Jüngste Tag sei vorhanden und einbrochen‘, aber auf ihr flehentliches Bitten um Abwendung des Uebels habe Gott sie erhört [2].

Seitdem Luther das nahe bevorstehende Weltende so oft angesagt hatte, war der Glaube daran unter den protestantischen Predigern und Gelehrten ziemlich allgemein herrschend geworden. ‚Was Luther, der neue Elias und Paulus, geprophezeit hat, kann ohnmöglich fehl gehen‘, schrieb ein Prediger im Jahre 1562, ‚und sind es ungläubige, gottlose Papisten, Epicurer, Sodomiten und Schwarmgeister, welche darob zweifeln wollten. Ist nicht Alles mit Gotteslästern, Fluchen, Schwören, Unzucht und Ehebruch, Wuchern, Unterdrückung der Armen und allen anderen Lastern so erschröcklich und viehisch worden, daß man meinen sollte, die letzten Posaunen schon zu hören, so zum Gerichte blasen? Was sollen die unzählig vorher nie erhörten Wunderzeichen und Gesichte anders andeuten, denn daß Christus kommen will in allererster Zeit zu richten und zu strafen?‘ [3] Philipp Agricola (1577), Mauritz Seydel (1582), Johann Holtheuser (1584) besangen in Liedern und Lehrgedichten den bald herantretenden Jüngsten Tag [4]. Der hessische Superintendent Georg Nigrinus wußte im Jahre 1582 dem Volke zu berichten, daß bereits ein Engel am Himmel erschienen sei mit einem bloßen Schwerte in der Hand; er selbst habe ‚feurige Balken, lange Spieße und Büchsen‘ am Himmel wahrgenommen: was sollten diese Feuerzeichen ‚anders bedeuten und verkündigen, denn den jüngsten Tag, welcher mit Feuer kommen wird‘? [5] Michael Mästlin, Professor der Mathematik zu Heidelberg, war von dem nahen Weltende so fest überzeugt, daß er gegen Papst Gregor XIII. die Anklage erhob: weil derselbe in seinem Kalender dieses Weltendes mit keinem einzigen Wörtlein gedenke, so möchte ‚man daraus schier Ursache nehmen‘, zu glauben, daß er und alle Anhänger des Kalenders ‚allesammt vom jüngsten Tage gar Nichts halten und also weder nach Christus noch nach der Welt Ende fragen, ja auch weniger daran denken als die epicurischen Spötter, von welchen der Apostel Petrus, dessen Stuhles Erbe der Papst sein will, redet‘ [6]. Der säch-

---

[1] Weller, Zeitungen No. 656. [2] Weller, Zeitungen No. 659.
[3] Von grewlichen Mißgeburten Bl. C 2.
[4] Weller, Annalen 1, 252 No. 281; 334 No. 214; 340 No. 254.
[5] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 342. [6] Vergl. Bd. 5, 349 fll.

sische Prediger Caspar Füger belehrte die Bauern: der Papst fürchte die zu rasche Ankunft Christi und habe deßhalb den neuen Kalender gemacht, ‚daß sich Christus verirren soll, und nicht wissen, wo er daheim sei, wo er sein Gericht nun anstellen und dazu kommen soll, damit sich der Papst desto weniger davor zu fürchten habe und desto länger seine Schinderei, Gotteslästerung und Bubenstücke frei und ungestraft treiben könne. Gott strafe diesen Buben.‘ [1]

Auf katholischer Seite hatte Georg Wizel bereits in den Jahren 1536 und 1548 gegen die Annahme des nahen Weltendes und die bei den Neugläubigen beliebten Ausdeutungen von Naturereignissen als neue Zeichen und Wunder entschieden sich ausgesprochen. ‚Um die Welt‘, schrieb er, ‚zu erschrecken, und dann zu seiner neuen Lehre zu ziehen, hat Luther erdichtet, der letzte Tag stehe bevor und es seien Zeichen da, daß der Antichrist gekommen sei.‘ ‚Er hat von den Zeichen der bevorstehenden Ankunft Christi geschrieben, und fährt fort, seine früher schon widerlegte Meinung mit Gewalt seinen Zuhörern einzutreiben. Seltsame Hartnäckigkeit des Mannes, diesen Wahn zu vertheidigen. Da sollen es Zeichen sein, daß der Tiber in Italien ausgetreten ist, daß Gent in Flandern gefallen ist, es soll die baldige Ankunft Christi bedeuten, daß rauhe Winde wehen und Seestürme sich ereignen. Doch werden diese Thorheiten von Vielen nicht nur gelesen, sondern mit gläubiger Verehrung, wie die Orakelsprüche eines himmlischen Hierarchen angenommen. Keiner von ihnen besieht und erwägt aber die Orakel des Evangeliums bei Matthäus und Lucas, sondern alle pflichten den bloßen Vermuthungen solcher Büchelchen bei.‘ ‚Daß es in Schlesien stark blitzt, ist das ein Wunder? Der Nordwind trägt Dächer ab, eilt denn deßwegen der Herr vom Himmel herab zum Gerichte? Man hat feurige Kohlen gesehen, die Erde hat gebebt, der Donner gekracht, der Blitz geleuchtet, eine sehr dichte Wolke hat eine Stadt überschattet, aber geschieht denn solches selten in der Welt? Zu Breslau ist ein Thurm zusammengestürzt, siehe da, welches Wunder! In Schlesien hat ein Weib nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern aus der Seite geboren. Das ist ja erstaunlich zu hören, aber wie soll dergleichen unter die Zeichen der

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 354. ‚Da die teutschen Leser jetztunder Alles in Reimen lesen wollen und schier ihnen sonsten Alles zu schwer, so es nicht in Reimen geschrieben ist, so muß man ihnen auch Alles in Reimen eindrucken, von göttlicher Straf und Wundergerichten und dem nahe bevorstehenden jüngsten Tag, ob sie etwan in sich gehen und sich erschrecken und entsetzen wollen.‘ Zu diesem Zwecke veröffentlichte zum Beispiel Melchior Ambach, Prediger zu Frankfurt am Main, ‚Alte und neue Prophecehen auf diese letzte böse Zeit, ganz dienstlich und nützlich zu lesen, in Rheumen gestellt‘, unter dem Titel: Vom Ende der Welt und Zukunft des Endechrists. Ohne Jahr. Frankfurt am Mayn. Ohne Ort erschien im Jahre 1614 eine ‚Bettglocke wegen deß Römischen, deß Mahometischen und des Bepstlichen Reiches Endschafft, daraus jüngster Tag stündlich zu vermuten, die Christen aufmunternd, gegossen durch Albertum Hitfeld, Magdeburgensem‘.

Wiederkunft des Herrn gehören? O ihr köstlichen Ausleger! Die neuen Evangelisten sollten neue Wunder und Zeichen darthun; da sie aber dazu keineswegs im Stande sind, so dringen sie uns Donnerschläge, Winde, Meteore, eingestürzte Gebäude und ihre gebärenden Weiber als Zeichen und Wunder auf. Diese erheben sie mit außerordentlichem Aufwande rhetorischer Wortmacherei und rufen Wunder über Wunder, damit das Volk, derart bethört, sich selbst tröste, daß es ihm vergönnt sei, in der Zeit der Wunder Gottes zu leben, und damit es den Papisten den Mund stopfen könne, wenn sie nach Wundern fragen.‘ [1]

Weil die zahlreichen Prophezeiungen vom Jüngsten Tage nicht eintrafen, so machten viele Prediger die Erfahrung, daß ‚eine große Masse Volks‘ überhaupt nicht mehr an ein letztes Gericht glauben wollte. ‚Dräuet man den Epicurern mit dem jüngsten Tag, so sprechen sie‘, klagte der Tübinger Professor Johann Georg Sigwart im Jahre 1599, ‚man hat lang davon gepredigt, wann kommt er einmal? Denkt unser dabei, es wird nichts daraus: hätten wir unterdessen zu fressen und zu saufen, oder Gelds genug zu zählen.‘ [2] Aehnlich heißt es in einem fliegenden Blatte vom Jahre 1581: ‚Viele Leute spotten des jüngsten Tages und aller derer, die davon predigen‘, ‚und sagen: Man habe so oft und viel vom jüngsten Tag gesagt, es sei dennoch Nichts daraus worden, wo bleibt der Tag des Herrn?‘ [3] Ein Flugblatt vom Jahre 1594 wies auf Jene hin, welche, um sich ‚ein groß Ansehen zu machen‘ vor der Welt, ‚das jüngste Gericht für ein von den alten Weibern erdichtetes Fabelwerk‘ ausgäben [4].

Um nun ‚zu wenigst den gemeinen Mann vor dem grassirenden gottlosen, epicurischen Unglauben thunlichst zu bewahren und mit heilsamer Forcht und Schrecken zu erfüllen‘, wurden immer ‚neue Wunder von den nahenden Gerichten Gottes‘ kundgethan, und sollten ‚hiezu insonders‘, meinte ein Prediger, ‚die Wunder aus dem Todten= und Geisterreiche über die Maßen dienlich‘ sein.

Ist es nicht, fragte er, ‚ein erschröcklich Wunder, daß man in der löblichen Mark Brandenburg in einem Dorfe nicht weit von Berlin in diesem Jahr, Anno 1563, zwei Todte gesehen, die vor langem begraben waren, aber vor etlichen zwanzig Personen leibhaftig sich haben sehen und prophetisch hören lassen von den Strafgerichten Gottes zum Schrecken der Menschen, als das wahrhaftig beschrieben und abcunterfeit worden?‘ [5] Zu Honschotten in Flandern erhoben sich einmal ‚drei abscheuliche Todte‘ und mahnten zur Buße; ‚der Körper des einen war nicht anders zu sehen, als ob er im Feuer stände

---

[1] Angeführt bei Döllinger, Reformation 1, 118—119.
[2] Sigwart 123ᵃ und 123ᵇ. [3] Scheible, Schaltjahr 4, 646.
[4] Scheible, Schaltjahr 4, 133.
[5] K. Althaus, Predig von kommenden Gerichten (1563) Bl. C.

und brennete; ein anderer knirschte mit den Zähnen und rief mit greulicher Stimme: Weh, Weh über die Gottlosen‘; dann verschwanden sie und die Gräber schlossen sich wieder; Bürgermeister und Rath aber beeilten sich, das ‚große unerhörte Wunderwerk‘ in Schriften aufzuzeichnen und diese an die umliegenden Städte und Ortschaften zu versenden [1]. Anderwärts ließen einmal dreißig kürzlich Verstorbene ‚eine Musica von Menschenstimmen und Instrumenten‘ vernehmen. In einer Bambergischen Zeitung wurde dieser ‚Todtengesang zu singen aufgesetzt im Ton des letzten Stündlins Niclas Hermann's‘, und als neue Kunde hinzugefügt, ‚wie daselb ein Bär, Löwe, Kürisser und geistlich Person schrecklich ist gesehen worden‘ [2]. ‚Ein Musicus, der sieben Jahre im Grabe gelegen‘, kam ‚in scheußlicher Gestalt auf die Hochzeit seines Sohnes und sagete zum Schrecken aller Anwesenden, daß alle weltlich Musik vom Teufel sei, und er selber in der Höll darob brennen müsse‘ [3].

Bußpredigende Engel stellten sich schon frühzeitig ein. Der Prediger Wendelin von Helbach veröffentlichte im Jahre 1564 zu Dresden eine ‚wahrhaftige neue Zeitung, wie drei Engel vom Himmel die Stadt Cassaw im Ungerland aus Befehl des Herrn Christi zur Buße vermahnt haben‘ [4]. In Eisleben erschien in Reimen, zu singen ‚im Ton: Wilhelmus von Nassaw‘, eine gleich ‚wahrhaftige neue Zeitung von zweien Engeln, welche man für der Stadt Oppenum an dem Rheinstrom bei einem Bildstock drei Tage und Nächte nach einander gesehen hat; auch wie sie männiglich zur Buße vermahnet; auch angezeigt haben, was von dem 94. Jahr bis auf das 1600. Jahr geschehen soll‘ [5]. Schon früher war ein Engel einer Magd zu Prag erschienen, ein anderer einer Frau in einem Dorfe bei Nachod, und man erfuhr aus einer Nürnberger ‚wahrhaftigen Zeitung‘, ‚was er zu ihr geredet und ihr angezeigt habe: wie erschreckliche Sachen alsbald in der Welt geschehen sollten, daß sie es allen Leuten verkündigen sollte‘ [6].

Nahe bei Cöln fand man am 24. Juni 1579 ‚ein kleines Kind in schneeweißen Kleidern‘, welches ‚wunderliche Dinge‘ prophezeite; eine zweite Ausgabe dieser ‚wahrhaftigen und gründlichen Zeitung‘ verlegte das Ereigniß auf den 29. Juli und fügte zur bessern Beglaubigung hinzu: das Kind sei gefunden worden mit ‚einer Ruthe und einem blutigen Schwert‘; eine dritte Zeitung ließ das Ereigniß in Laibach sich zutragen, aber erst im Jahre 1593 [7]. Am frühesten, im Jahre 1557, hatte Paul Runge, Bürger zu Schönau, betheuert, daß ihm ein Knäblein im Wald erschienen sei und ihm Gottes grimmigen

---

[1] Scheible, Schaltjahr 3, 501—504.
[2] Weller, Zeitungen No. 600 und 606.
[3] Eine newe unerhörte schreckliche Zeitung ꝛc. Ohne Ort. 1587.
[4] Weller, Zeitungen No. 278. [5] Weller, Annalen 2, 411 No. 1162.
[6] Weller, Zeitungen No. 323. 749.
[7] Weller, Zeitungen No. 510 und 770.

Zorn und Strafe verkündigt habe: ‚und wie ich‘, sagte er, ‚von dem Kinde schied, that es sich in die Höhe gleich einer Spinnwebe‘ [1].

‚Wie zum besondern Troste in diesen letzten armseligen Zeiten, wo auch so viele Teufel leibhaft‘ sich zeigten, ließ Gott ‚auch etliche Male nicht strafende, sondern freundliche Engel erscheinen in schöner wunderbarlicher Gestalt, als ich denn selber‘, offenbarte ein Prediger im Jahre 1593, ‚einen alten Mann gekannt habe, den ein Engel fünf Meilen weit durch die Luft zu seinem kranken Sohn getragen hat‘ [2]. Zwei Prediger berichteten im Jahre 1581: am Ostertage hätten zu Alberhogen am Main zwei Engel einen jungen Gesellen zum Himmel erhoben, wo er das himmlische Jerusalem mit wunderschönen Thürmen gesehen habe und von den Engeln aufgefordert worden sei, ‚solches Gesicht Jedermann zu offenbaren, zuvörderst dem Pfarrherrn desselbigen Ortes‘; traurig sei es nur, daß die Welt alle solche Zeichen und Wunder ‚höhnisch verachte, ungeachtet sie ihr in die Augen hineinscheinen und leuchten‘, und trotz ‚der hellen Zeichen täglich blinder und verstockter‘ werde [3]. Die Verachtung solcher Wunder erklärte man für ‚um so erbärmlicher und beklagenswerther‘, weil ‚doch Gott gleich Anfangs, als das liebe Evangelium aufkam, seine Engel zu dessen Ausbreitung vom Himmel herab auf die Erde gesendet‘ habe [4]. So theilte beispielsweise der Superintendent Jacob Weber in seinen ‚Historischen Predigten‘ als beglaubigte Thatsache mit, daß Engel ‚als Botenläufer‘ die ersten Schriften Luther's ‚in vier Wochen durch die ganze Christenheit verbreitet‘ hätten, und daß den Förderern des neuen Evangeliums, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dem Könige Christian von Dänemark, Engel erschienen seien [5].

Auch über neue Propheten empfing das Volk ‚gebührlichen Unterricht‘. Im Jahre 1586 wurde ‚allen Christen zur Vermahnung in Druck gegeben eine wahrhaftige und eigentliche Beschreibung der Person und Gestalt, auch alle Wort der Prophezeiung und Predigt des neuen Propheten, so in der Mark vor der Stadt Stettin erschienen und erschröckliche Dinge, so die fünf Jahre nach einander über die ganze Welt kommen und ergehen sollen, prophezeit und verkündigt hat‘ [6]. Auch in der Schweiz, in Ulm, Nürnberg und an anderen Orten traten Propheten auf. Wegen des Propheten Noa Kalb aus Ulm, eines Bäckers, der im Jahre 1606 göttliche Offenbarungen vorgab und die Leute hauptsächlich durch Ankündigung des Jüngsten Tages in Schrecken

---

[1] Warhaftig Geschicht eines Kindes ꝛc. Ohne Ort. 1557. Vergl. Weller, Zeitungen No. 221. Weller, Annalen 2, 414 No. 1183, verzeichnet eine Straßburger Zeitung über eine Erscheinung des Erzengels Gabriel am 23. April 1602.

[2] Wahrhafftige newe Zeitung von der Erscheinung eines Engels ꝛc. Ohne Ort. 1593.

[3] Scheible, Schaltjahr 4, 646. [4] In der Note 2 angeführten Zeitung.

[5] Weber 98. 115—116. [6] Weller, Zeitungen No. 637.

setzte, wurden viele Rathsversammlungen und Synoden gehalten. Der Prophet behauptete, er sei der Noa, von welchem Luther in der Auslegung des zwölften Capitels Danielis Meldung thue, daß ihn Gott noch vor dem Jüngsten Tage erwecken werde. Johann Bartholomäi, Prediger am Ulmer Münster, und Wolfgang Holland, Prediger von Grimmelfingen, hielten die Weissagungen Kalb's für göttlich, aber Kalb endete auf dem Blutgerüst, da sich herausstellte, daß er ein Trunkenbold war und schändliche Unzucht mit Knaben und Mädchen getrieben hatte [1]. Ein noch größerer Prophet, Philipp Ziegler, über welchen ebenfalls ‚wahrhaftige Zeitungen' gedruckt wurden, trieb in Nürnberg sein Wesen. Er nannte sich ‚Origines Philippus von Gottes Gnaden, erwählter und gekrönter König zu Jerusalem, Siloh, Joseph und David, der Bruder des Rosenkreuzes Oberster und unüberwindlichster Scepter des Königs in Sion' [2]. Ein sehr übles Ende nahmen die Propheten Esaias Stifel, Handelsmann zu Langensalza, und der dortige Chemiker Ezechiel Meth, welche aus den Schriften des Theophrastus Paracelsus sich ein neues Religionssystem gebildet hatten und dasselbe mit Hülfe ihrer Anhänger in Thüringen und der Umgegend auszubreiten suchten. Sie verwarfen Taufe und Abendmahl und die Auferstehung der Todten; denn ‚sie lebten schon hier im vollkommensten Genuß der von Christo verheißenen Freuden des ewigen Lebens'. Stifel erklärte, er selbst sei ‚Christus nicht nur der Kraft, sondern auch dem Wesen nach'; Meth trat auf als ‚der große Fürst Gottes Michael', auch ‚als das lebendige Wort Gottes' und ‚als Gottes neuerstgeborener Sohn der Heiligkeit'. Ihre Lehren gewannen breiten Boden im Volke, bis endlich Kurfürst Johann Georg von Sachsen im Jahre 1614 einen scharfen Strafbefehl gegen sie erließ, der dann als ‚Neue Zeitung' ‚Jedermänniglich in diesen gefährlichen letzten Zeiten, da allerhand Irrthümbe und falsche Propheten überhand nehmen und viel Christen verführen, zur Warnung in Druck verfertigt' wurde [3].

Außer den zahlreichen Berichten über Propheten machten auch solche ‚über den Antichrist den Menschen viel zu schaffen'. Während derselbe nach Angabe der Protestanten schon seit vielen Jahrhunderten in Rom leibhaft vorhanden war, wurde anderwärts bekannt gemacht, er sei im Jahre 1574 ‚zu Babilonia auf der Grenzen Labea geboren worden'; dann erfolgte die Geburt erst im Jahre 1578, zuletzt wurde er ‚in diesem jetzt laufenden Jahr 1592 in einer Stadt Consa endlich geboren' [4].

---

[1] Weyermann, Nachrichten 370—371.

[2] Soden, Kriegs- und Sittengeschichte 1, 561.

[3] Näheres über die Schwärmer und ihre Schicksale bei Köhler, Lebensbeschreibungen 2, 144—173.

[4] Weller, Zeitungen No. 498. 747.

Wie sehr ,der Wunderglaube aller Art' die Köpfe eingenommen hatte, erkennt man deutlich aus des Joachim von Wedel-Wedel für seine Familie niedergeschriebenen Hausbuche, einer der vorzüglichsten und lehrreichsten pommerischen Chroniken. Wedel († 1609) war fürstlich pommerischer Landrath, ein gebildeter, gewissenhafter, lebenskluger und welterfahrener Mann. In der Vorrede seines Werkes betheuert er seinen Nachkommen: ,Das kann ich mit Wahrheit wohl sagen, daß ich vorsätzlich, aus Gunst oder Mißgunst, Niemanden zu lieb oder leid hierin etwas erwähnt, sondern, so viel mir möglich, die herbe lautere Wahrheit respectirt habe.' Neben den wichtigsten Nachrichten zur Landesgeschichte verzeichnete Wedel fast in jedem Jahre allerlei Wunderbares, wodurch Gott in die Welt hineinregiere, um sie zu warnen und auf große Dinge vorzubereiten. So heißt es zum Beispiel: Als Kurfürst Moritz von Sachsen starb, ist, ,wie Joachim Camerarius erzählt, von einer Riesengestalt am Himmel überflüssig Blut und Feuer gestoben; in Thüringen wurde von einem Weib eine Kröte geboren. Im Jahre 1555 ist zu Freiburg in Meissen am hellen Tage der Herr Christus auf einem Regenbogen sitzend gesehen worden; im Herzogthum Cleve sind 364 Kinder in Einer Geburt von einem Weibe zur Welt gebracht[1]. Am 5. September 1556 sind zu Cüstrin viele Flammen und brennende Säulen am Himmel erschienen, daraus eine Stimme gehört: „Weh, weh der Christenheit." Im Jahre 1559 haben sich in der Habererernte am hellen Tag bei Berlin auf dem Felde siebenundzwanzig Spectra männlicher Gestalt, darunter zwölf ohne Häupter, sehen lassen, die mit Sensen weidlich in dem Haber gemäht. Der Kurfürst hat darüber der Theologen Bedenken erfordert, die es für Gespenste und künftiger Pestilenz Vorboten geurtheilt. Im Jahre 1562 sind die Bildnisse Christi, mit Blut überflossen, neben Kriegsheeren und blutigen Kreuzen am Himmel gesehen. Im Jahre 1568 den 16. und 26. August, auch den 14. September sah Caspar Forchheim nebst drei anderen Beglaubten vom Adel die Gestalt des Herrn Christi erstlich am Kreuze hangen, dann mit vielen Engeln umgeben auf dem Richterstuhle sitzend und Gericht haltend, auch daneben der Hölle Glut mit vielen verdammten Teufeln. Am 10. Januar 1570 ist Feuer vom Himmel gefallen und hat viele Menschen verzehrt. Am 1. Januar 1574 wird in Polen ein Engel mit zwei Kriegsheeren, gegen einander streitend, gesehen und hat der Engel eine Ruthe, Schwert und Posaune in den Händen gehabt und mit hoher Stimme zweimal: „Weh, Weh" überlaut gerufen. Das Geschrei des Kriegsheeres und Krachen der großen Büchsen hat viele Leute also erschreckt,

---

[1] Diese Geschichte von der Gräfin Margaretha von Holland galt als eine ,historia valde memorabilis'. Vergl. Stieve, Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen, Abhandlung der histor. Classe der bayerischen Academie der Wissenschaften 16, 211; dazu 205 Note 119. Vergl. oben S. 416 die Angabe von Irenäus

daß man sie für todt hat halten müssen, und ist viel Blut herunter auf die Erde geflossen.' Auch von vielen anderen Wundern ist das Buch voll. ,In Hessen wurde ein Kind mit einem türkischen Knebelbart geboren. In Salzwedel wuchs Kohlkraut mit Weiberkrausen, auch wurde dort ein Kind mit einem türkischen Gesicht geboren, so die Leute zur Buße ermahnt und gleich darauf gestorben. In Schlesien bekam ein Knabe einen Backenzahn von lauter ungarischem Gold, soll ein Erzbube aus ihm worden sein' [1]. ,Ob nun wohl', bemerkt Wedel, ,diese übernatürlichen Dinge etwas unglaublich erscheinen, so bestärken es doch andere und fast unbegreifliche Sachen, so der allmächtige Gott in den Elementen, Metallen, Steinen und anderen wider die Natur bilden und wirken läßt.' Nur der Bericht, daß ,zwei Engel in Mähren drei ganze Tage Predigt gehalten in vieler Leute Gegenwart', erschien ihm unglaublich, weil dermalen an treuen Lehrern unter den Menschen kein Mangel sei: der Teufel habe sich wohl, vermuthete er, in Engelsgestalten verkappt [2].

Neben den unzähligen, größtentheils auf ,Schreck und Schauer, Entsetzen und Wehklagen' berechneten Wundergeschichten, fand eine andere Gattung volksthümlicher Literatur die weiteste Verbreitung. Es waren die gleichfalls unzähligen Berichte über die allergrausamsten Verbrechen, Martern und Hinrichtungen. Sie sollten gleichen Zwecken dienen, insbesondere aber auch dem Sensationsbedürfnisse der Menge Befriedigung gewähren. Eine sittigende, veredelnde Wirkung konnten solche, in Prosa und Reimen abgefaßte Berichte nicht ausüben, sie mußten vielmehr die Einbildungskraft der Leser mit Bildern von Mord, Unzucht und Grausamkeit erfüllen, und diese daran gewöhnen, das Verbrechen für etwas Alltägliches zu halten.

,Als ich noch jung war', sagte der Prediger Leonhard Breitkopf im Jahre 1591, ,vor vierzig oder fünfzig Jahren, da wußt man nit so viel von den allergreulichsten Mordthaten, so jetzund in allerhandt Zeitungen mit jedem

---

[1] Ueber diesen goldenen Zahn ließ Jacob Horstius, Professor der Medicin zu Helmstädt, im Jahre 1595 eine eigene Schrift erscheinen, De aureo dente maxillari pueri Silesii (Lipsiae 1595). Er habe, sagt er, diesen Zahn, der dem siebenjährigen Bauernknaben Christoph Müller gewachsen sei, selbst gesehen. Derselbe bedeute, daß Kaiser Rudolf II., dem die Schrift gewidmet wurde, großen Sieg über die Türken davontragen und eine ansehnliche Erweiterung des Reiches erleben werde. — Ueber die Geschichte des goldenen Zahnes vergl. auch Sprengel 3, 291—294. Man berichtete auch von Kindern, welche gleich bei ihrer Geburt einen goldenen Zahn hatten; vergl. oben S. 410.

[2] Wedel 168. 171. 175. 187. 197. 204. 207. 216. 224. 238. 240. 269. 278. 301. 315. 318. 346.

Jahre mehr kund gemacht werden. Es sind Christen, aber viel eher Teufel in menschlicher Gestalt, so solche Mordthaten in ihren eigenen Bekenntnissen aussagen, und dafür zu gerechter Strafe mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert, verbrannt, geviertheilt, oder sonst von christlicher Obrigkeit mit Augenausstechen, Nase-, Hände- und Ohrenabhauen gerechtfertigt' werden: das Alles werde zur ,Belehrung, Verwarnung und Anmuthung des Volkes' beschrieben [1]. So kamen beispielsweise im Jahre 1570 zwei Mörder zur Kenntniß des Volkes, welche 124 Menschen grausam umgebracht haben sollten. Ein im Jahre 1577 in Tübingen gedrucktes Lied besang ,Peter Nierschen und seine Gesellschaft, wie sie 440 Mord bekannt'. Gleichzeitig wurden in Augsburg sechs Mordbrenner besungen, welche ,viel Mord und Brand begangen'. Caspar Herber von Cochem an der Mosel beschrieb im Jahre 1581 die Hinrichtung eines Mörders, ,welcher von seiner Jugend auf 964 Mördt begangen und gestift' hatte: das scheine allerdings unglaublich, ,aber man hat das Register gefunden, so der Mörder selbst geschrieben, darin es von Tag zu Tag ist verzeichnet gewesen' [2].

Im Jahre 1583 erschien in Wesel ,Ein neu kläglich Lied von dem großen Schaden der Unholden, so sie in Westfalen zu Aschenbrügk und anderen Orten begangen haben in dem jetzt werenden 1583. Jar, wie auch ihrer 180 jämmerlich verbrennt sein worden, im Ton zu singen „Kommt her zu mir spricht Gottes Sohn"' [3]. Fünf Jahre später wurde in einer andern ,Wahrhaftigen neuen Zeitung' gemeldet, im Jahre 1588 seien in derselben Stadt Osnabrück an Einem Tage 133 Unholden verbrannt worden [4]; und wiederum drei Jahre später erhielt man aus Erfurt neben ,einem andern wunderlich und kurzweilig neuen Lied' einen ,gesangweise gestellten' Bericht, wie man ebenfalls in Osnabrück am ,neunten Tag Hornungs in dem 1591. Jar auf Einen Tag 133 Un-

---

[1] Charfreitagspredigt (ohne Ort. 1591) Bl. B. Breitkopf empfahl ,die christlich-ernste Lesung' solcher Zeitungen, die ,in deutliche Darstellung oder schöne Lieder' gebracht würden, ,oftmals mit Abconterfeyungen versehen'.

[2] Vergl. über diese und andere Verbrecher, welche beschrieben und besungen wurden, Weller, Zeitungen No. 360. 361. 416. 442. 481. 482. 513. 517. 524. 543 (dazu Scheible, Schaltjahr 5, 12—16), 546. 548. 570. 587. 590. 592. 593. 621. 705. 707. 815. 844. 845. 853. 870. Ferner Weller, Annalen 1, 203 fll. No. 18. 37. 42. 50. 130. 141. 184. 198. 207. 208. 212. 213. 214. 215. 222. 237. 242. 271. 288. 289. 292. 299. 302. 315. 317. 388. 415. 422 und Bd. 2, 434 fll. No. 582. 583. 590. 595. 600. 606. 610. 615. 616. 619. 626. 630. 634. 636. 644. 657. 661. 672. Prutz, Journalismus 167.

[3] Weller, Annalen 2, 438 No. 609. Vergl. die Straßburger Zeitung vom Jahre 1583, nach welcher am 15., 19., 24. und 28. October 1582 134 Unholden auf ihre ,unmenschliche Thaten und grewliche Aussag und Bekanntnus mit rechtem Urtheil zum Feuer verdammt und verbrennt worden'. Weller, Zeitungen No. 572. Vergl. unsere Angaben oben S. 252.

[4] Weller, Zeitungen No. 633 und Annalen 1, 256 No. 308.

holden verbrannt' habe [1]. Auch Menschen, die sich ,in Wölfe verwandeln konnten' und als solche ,furchtbare Verbrechen' begingen, wurden mit grausiger Lust besungen. In einem Liede auf einen am letzten October 1589 in Bedburg bei Cöln hingerichteten Bauer heißt es:

Schrecklich ist es zu hören an,
Ein Gürtel hat derselbig Mann,
Sobald er solchen band um sich
Zum Wolf ward er, gar griselich,
Ermord hat dreizehn Kinder klein,
Darzu den eigen Sohne sein,
Ihr Gehirn gefressen und zerspalten,
Daneben auch getödt drei Alten . . .

worauf eine Schilderung der Qualen folgt, welche der Unglückliche zu erdulden hatte [2].

Um ,immer Neues bringen' zu können und ,eingefleischten Haß zu kühlen', erfand man die furchtbarsten Verbrechen, und hatte dabei ,so wenig Scheu vor der Controle', daß man zum Beispiel in Augsburg druckte, was in München ,Erschröckliches geschehen sein solle, wovon jedoch Niemand dort auch nur ein Wörtlein wußte'. So ließ der Augsburger Prediger Bartholomäus Rülich im Jahre 1604 eine ,Jesuiterische newe Zeitung' ausgehen, des Inhalts: die Jesuiten in München hätten Jungfrauen in ihrer Kirche ermordet, und zur Strafe dafür hätte der dortige Rath fünf Patres mit glühenden Zangen zwicken und Riemen aus ihren Leibern schneiden lassen. In einem mit dem Münchener Stadtsiegel erschienenen Erlaß erwiderte der Rath: der ganze Bericht sei eine wissentliche Lüge [3]. Ein anderer Zeitungsschreiber, bei dem, ,wie bei so Vielen, Schreiben und Lügen eins und dasselbe' war, sagte in einer ,Wahrhaftigen neuen Zeitung' vom Jahre 1614 dem Jesuiten Bellarmin die unnatürlichsten Verbrechen, auch Mord und Giftmischung, nach; derselbe sei ,in Verzweiflung jämmerlich gestorben' — Bellarmin starb im Jahre 1621 — und lasse sich ,bei hellem lichten Tage noch heutigen Tages auf einem feurigen hellbrennenden Pferd mit Flügeln, in der Luft, mit gräulichem Geschrei und Wehklagen in seinem Pallaste hören, und erschrecke viele Personen also, daß sie in kurzen Stunden sterben'. Der Baseler Buchhändler Ludwig König, bei welchem angeblich diese ,Famos-Zeitung' gedruckt sein sollte, erließ eine öffentliche Erklärung, daß er gar keine Druckerei besitze; gleichwohl besagte eine neue Auflage des ,wahrhaftigen historischen Be-

---

[1] Weller, Annalen 2, 439 No. 618.

[2] Aus der Zeitung: ,Der Post Bot bin ich genannt' (1590) B 3. Vergl. unsere Angaben oben S. 139.

[3] Vergl. über diese und andere den Jesuiten angedichteten Verbrechen unsere Angaben Bd. 5, 512 fll.

richtes': ,Erstlich gedruckt zu Basel bei Ludwig König.'[1] Der Geschichtschreiber Sebastian Franck hatte schon frühzeitig darüber Klage geführt, daß alle möglichen Erdichtungen für Wahrheit verkauft würden. Da ,jetzt', schrieb er, ,leider lügen jedermann erlaubt ist und man dazu durch die Finger siehet und nicht danach fraget, wie oder womit man das Geld von den Leuten bringe oder was man redt, schreib, thu oder druck, ist es dahin kommen, wenn die Tichter kein Geld mehr haben, so tichten sie etwa ein seltsam Getícht, und verkaufens für eine wahre Historie. Damit wird die Welt nit allein verführt und dem gemeinen Mann das Maul aufgesperret, sondern auch den Leuten das Geld abgeluchst und Lügen für bar Geld und Wahrheit in das Land gebracht'. Deßhalb wisse ein Historienschreiber nicht mehr, was er ,nachschreiben solle, weil unter den umschwebenden Büchlein keine glaubwürdige Ansage vorhanden' sei[2].

In den ,Verbrecher-Zeitungen und Liedern' waren es ,mehrstens Vater- und Muttermörder, Bruder- und Schwestermörder, Kindsmörder- und Mörderinnen, so man zu heilsamem Schauer und Schrecken dem Volke nicht verheimlichen' konnte[3]. ,Wie ist es dir,' fragte der Prediger Leonhard Breitkopf seine Gemeinde am Charfreitage 1591, ,wenn du hörest so unmenschliche Gethaten, bei Exempel, daß eine Frau zu Bretteburg vor etlichen Jahren bei Nacht ihren Mann ermordet und seinen linken Arm und die linke Seite bis zu den Lenden gefressen und den Rest eingesalzen hat, um ihn später zu verzehren! Was sagest du von der erschrecklichen Zeitung, daß ein Wirth in Oestreich im Jahr 1582, wie er selber bekannt, 185 Personen umgebracht hat! Wenn sie todt gewesen, hat er sie in kleine Stücklein zerhauen, selbige kochen lassen und den anderen Gästen zu essen gegeben. Dafür ist ihm zur gerechten Strafe jeden Tag ein Glied abgenommen worden bis auf den achten Tag, dann hat man ihn mit glühenden Zangen gerissen, lebendig gespießt, bis ihn der Teufel leibhaft vor allen Augen weggeholt hat. Das war fürwahr die gerechte Strafe, so Jedermann gern hören und lesen wird'; ,auch nützlich für die Jugend, daß sie sich vor solch erschröcklichen Mordthaten hüte und sich warnen lasse'[4]. Als zu Frankenstein in Schlesien in den Jahren

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 522—524.

[2] Franck, Chronica Theil 2, 270b—271a.

[3] In den oben S. 435 Note 2 citirten Zeitungen und Liedern werden solche Verbrechen in Masse erwähnt.

[4] Vergl. oben S. 435 Note 1. Damit die Jugend sich warnen lasse, sollten die Eltern ihre Kinder, ,wenn Executionen' stattfänden, ,hinzuführen, damit sie leibhaftig die Strafen vor Augen' hätten. Aber welchen Eindruck mußte es auf die Kinder machen, wenn sie bei Hinrichtungen zugegen waren, wie beispielsweise der Baseler Felix Platter als Augenzeuge aus seiner Jugendzeit berichtet: Ein Mörder wurde ,zum Hochgericht geschleift, da eine große Menge Volks war, also daß ich mich verwunderte. Er ward

1606—1607 siebenzehn Personen, unter diesen zwei Knaben, unter grausamen Strafen hingerichtet worden, weil sie Gift ausgestreut und andere Frevel begangen hätten, beschrieb der dortige Prediger Samuel Heinnitz ausführlich diese ‚Giftwerke des höllischen Jägers‘. Er hielt sechs Predigten, welche er auch im Drucke veröffentlichte, über die Verbrecher und ihre gerechte Bestrafung. ‚Viel fromm vernünftige Herzen,‘ sagte er, ‚als sie allhier gesehen, wie

---

lebendig mit dem Rad auf die Brechen gebunden, gericht und ihm seine Glieder zerbrochen. Den letzten Stoß gab er ihm auf die Brust, daß ihm die Zunge heraussprang; man flechtet ihn auf das Rad und richtet ihn auf‘. Kurz vorher war ein Verbrecher, der eine siebzigjährige Frau genothzüchtigt hatte, ‚durch Meister Niclaus den Nachrichter, der von Bern daher kam, einen stolzen hübschen Mann, mit feurigen Zangen auf den Kreuzstraßen gepfetzt, gab allzeit einen mächtigen Rauch, als ich gesehen. Ward ihm ein Brust, so ziemlich groß, denn er feist war, vom Leib bei der Rheinbrücken, daß sie herfür hing, gerissen. Darnach führt man ihn hinaus zum Hochgericht. Da ward er gar schwach und voller gerunnes Bluts auf den Händen, also daß er stets sank, enthauptet, darnach in ein Grab daselbst geworfen und ihm ein Pfahl durch den Leib geschlagen, wie ich selber gesehen hab; denn mein Vater mich an der Hand hinausführte‘. Boos 152—153. Die Schuljugend wurde wohl gar förmlich von der Obrigkeit angewiesen, bei grausamen Hinrichtungen gegenwärtig zu sein. In einer ‚Erschröcklichen Zeitung von zwei teuflischen Knaben, so nicht mehr denn vierzehn und fünfzehn Jahr alt gewesen, aber nichtsdestominder schon mehre Diebstähle und Mördt begangen, und sonderlich ihren eigen Vater und Vatersbruder, als die trunken dagelegen, durch Gift aus dem Leben geschafft haben‘, heißt es:

Hört zu ihr Christen insgemein,
Was Grausams ist geschehn
Zu Alberhogen an dem Meyn ....
Als dann die Straf zu sehn,
Da war die Jugendt all dabei,
Von Oberkeit befolen,
Exempel sich zu holen.

Die beiden Knaben wurden zuerst nackt ausgezogen und ‚an allen Theilen‘ derart gegeißelt, daß ‚das Blut herunter runn‘; dann ‚that der Henker glühende Eisen in die Wunden‘, worauf sie ‚so mörderlich geschrieen und geheulet, als nicht genugsam zu schreiben ist‘; ‚nach solchem wurden ihnen beide Hände abgehauen‘ u. s. w. ‚Und haben solcher Execution, so bis zur Hinrichtung wol in die zwanzig Minuten gedauert hat, Knaben und Meidlin neben viel anderm Volk, Alt und Jung, beigewohnet, um die göttliche Strafgerechtigkeit zu erkennen und sich daran zu spiegeln.‘ ‚Und sang man dabei etliche Psalmen aus Gottes Wort.‘ ‚Der Prediger hat sich vergeblich abgemühet, die mordsüchtigen Knaben zur Buße zu bekehren, denn sie haben aus Eingebung des Teufels hartnäckig alles geleugnet und nicht bekennen wollen, daß sie die Mördt begangen, ohnangesehen, daß viel Anzeichen dafür vorhanden waren und etliche Personen wider sie gezeuget haben.‘ ‚Waren aus teuflischem Geschlecht, denn ihre Mutter und Schwester vor mehren Jahren als Hexen und Teufelsbuhlerinnen waren verbrannt worden; von welchen sie dann ohne Zweifel in allerlei zauberischen geheimen Künsten und Giftmischung waren unterweiset worden.‘ Ohne Ort. ‚Getruckt bei Carl Allwin Schultze. 1603.‘

die Malefizpersonen, neben anderer Straf und Pein, auch mit feurigen Zangen gezwickt und endlich vier geschmächt und vier verbrannt worden, haben ohne Mitleiden gesagt: billig wird wieder gebrannt, der andere gebrannt hat'.[1]

‚Nirgends nichts denn Furcht und Schrecken', fuhr Leonhard Breitkopf in seiner Charfreitagspredigt vom Jahre 1591 fort, ‚Teufel und Gespenster, Unholde, Hexen, Mißgeburten, Erdbeben, Feuerzeichen am Himmel, dreiköpfige Gesichter in den Wolken und so viele andere Zeichen göttlichen Zornes. Deren ohngeachtet gehen alle Laster im Schwang, erschreckliche Mörder, Giftmischer nehmen zu mit jeglichem Jahr in allen Landen. Daneben treiben Höllenzwinger, Geisterklopfer und dergleichen Gelichters mehr ungescheut ihr Werk und verunehren und schänden das göttlich, geoffenbarte Wort. Wunderdoctoren schreiben Bücher und Scharteken für Gelehrte und gemeines Volk, andere ziehen umher als Goldmacher, betrügen Hoch und Niedrig, andere verbreiten den seltsamen Mißglauben, als könnten sie durch ihren eigenen Geist die Gestirne und andere Geister bezwingen, und Menschen zu Tode bringen ohne äußerliches Werkzeug. Und solcher geheimen teuflischen Künste gibt es viele und wird damit die ganze Welt betrogen, daß es wahrhaftiglich Zeit ist, der letzte Tag des Gerichtes komme heran'[2].

---

[1] Heinnitz 1—70. Predigten 1—208 (vergl. S. 61).

[2] Vergl. oben S. 435 Note 1.

VI. Geheimkunst-, Zauber- und Teufelsliteratur — ‚der Teufel selbst‘ [1].

Zu den Geheimkünsten, welche ‚in vielen Büchern, auch allerhandt kleinen Tractätlein für's gemeine Volk‘ verbreitet wurden und die Köpfe verwirrten, gehörte in erster Reihe die mit der Astrologie, der Alchymie und der Cabbala verbundene ‚Wunder-Medicin‘.

Als ein großer Reformator der Medicin war der aus Einsiedeln in der Schweiz stammende Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, Paracelsus Eremita aufgetreten und hatte das höchste Aufsehen erregt und eine große Schaar von Anhängern gewonnen. Er wurde ‚der Luther der Heilkunde‘ genannt. Wie Luther das geistliche Recht verbrannt hatte, so verbrannte Paracelsus im Jahre 1526 bei Eröffnung seiner Vorlesungen als Professor der Medicin an der Baseler Universität die Werke von Galenus und Avicenna, welche er auf das Lebhafteste bekämpfte. Er war der erste Professor, welcher seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Für die Arzneimittellehre und die Chemie sind manche seiner Entdeckungen von Bedeutung geworden. ‚Mir nach‘, schrieb er, ‚ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen, ihr von Cöln, ihr von Wien und so weiter, mir nach und ich nicht euch, mein ist die Monarchie‘; denn er schöpfe seine Wissenschaft nicht aus Büchern, sondern aus dem reinen Quell der Natur: seine Schuhriemen wüßten mehr als die Alten, sein Bart habe

---

[1] Bei den früher besprochenen ‚Wunder-Zeitungen‘ und bei der in diesem Abschnitte in Rede stehenden Literatur wird man lebhaft an die Berichte in Lucian's ‚Lügenfreund‘ erinnert. Wie zu Zeiten Lucian's glaubten auch im sechzehnten Jahrhundert Hohe und Niedere, Staatsmänner und Gelehrte an allerlei ‚Wunderkrämereien‘, Zauber- und Geistergeschichten; und man konnte den zahllosen Berichterstattern über dergleichen Dinge die Worte Lucian's zurufen: ‚Wenn ihr so wenig Achtung vor euch selbst traget, so solltet ihr wenigstens dieser jungen Leute schonen, und euch ein Gewissen daraus machen, ihnen dergleichen ungereimte und schauerliche Märchen in den Kopf zu setzen, die, wenn sie sich ihrer Einbildungskraft einmal bemächtigt haben, sie auf ihr ganzes Leben beunruhigen, vor jedem rauschenden Laube zittern machen, und allen Arten von Aberglauben und Geisterfurcht preisgeben.‘ Vergl. Wieland's Ueberſetzung Lucian's (Leipzig 1788) Bd. 1, 193—194.

mehr Erfahrung als die hohen Schulen insgesammt; er sei ‚der Monarch der Arcanen‘. Seine Gegner überhäufte er mit den ausgesuchtesten Schmähungen. Nachdem er aus Basel, wo er sich viele Feinde zugezogen hatte, geflohen war, durchwanderte er bald als Wundarzt, bald als Theologe, bald als Hexenmeister, bald als Goldmacher den größten Theil von Europa; auch Afrika und Asien, versicherte er, habe er besucht. In Spanien habe er sich bei einem Schwarzkünstler aufgehalten, der im Stande gewesen, mit seiner Zauberglocke allerlei böse Geister herbeizurufen; in Constantinopel habe er den Stein der Weisen von einem griechischen Abte erhalten. In seiner stetigen Völlerei und Trunkenheit war er ein echtes Kind seiner Zeit [1]. Er wollte die Kunst besitzen, das menschliche Leben auf sechshundert Jahre zu verlängern, starb aber selbst in Armuth und Elend im Jahre 1541, kaum siebenundvierzig Jahre alt. Außer den Schriften, welche er wirklich, meist in deutscher Sprache, verfaßte, liefen manche andere unter seinem Namen um. Die Anhänger seiner Curmethode und seiner cabbalistischen Philosophie, die sogenannten Paracelsisten, größtentheils Deutsche, feierten ihn als einen Heros des Jahrhunderts [2].

‚In allen vier Elementen‘, lehrte Paracelsus unter Anderm, ‚hat Gott lebendige Geschöpfe hervorgebracht; im Wasser die Nymphen, Wassernixen, Melosynen, Sirenen; in der Erde die Gnomen, Sylphen, Berggeister und Zwerge; im Feuer die Vulcanalen, Salamander und so weiter. Da Alles ein Ausfluß aus Gott ist, so sind auch alle Körper mit einem gewissen himmlischen Geiste versehen, von welchem ihre Form, Figur und Farbe abhängt. Die Gestirne werden von Geistern höherer Art bewohnt, welche die Schicksale der Menschen regieren. Die menschlichen Krankheiten werden am sichersten durch die Magie geheilt.‘ ‚Wollt ihr wissen,‘ offenbarte er den Professoren der Hochschule, ‚was Magie sei, so sucht die Sache in der geheimen Offen-

---

[1] Bullinger berichtet von ihm, er sei ein schmutziger und wüster Mensch; sein Diener Oporinus: er sei selten nüchtern gewesen; es habe ihm Freude gemacht, mit den Bauern zu zechen und ihnen vorzutrinken, bis sie alle trunken waren. In zwei Jahren habe er sich nie ausgekleidet; wenn er spät in der Nacht trunken nach Hause gekommen sei, habe er sich auf's Lager geworfen, sein großes Schwert an der Seite, das er von einem Scharfrichter erhalten haben wollte, sei dann wieder aufgesprungen und habe so wild das Schwert in der Luft herumgeschwungen und an die Wände und die Decke gehauen, daß dem Famulus mehr als einmal für seinen Kopf bange wurde. Sigwart, Kleine Schriften 35.

[2] ‚Viele wunderkrämerische Ertzte und deutsche Tractätleinschreiber‘ beuteten nur ‚den Ruhm Paracelsi aus.‘ Im Jahre 1594 erschien (ohne Angabe des Ortes) ‚Wider die thumkünen, selbstwachsende, ruhmräthige, apostatische vermeinte Ertzte und leichtfertige alchymistische Landstreicher, die sich Paracelsisten nennen‘, eine ‚Klage Theophrasti Paracelsi über seine eigenen Discipel und leichtfertige Ertzte, aus seinen Büchern auf das kürzeste zusammengezogen‘.

barung. Da ihr eure Philosophie nicht aus der Bibel und aus der Offenbarung beweisen und befestigen könnt, so mögen eure Possen ein Ende nehmen. Die Bibel ist der wahre Ausleger und Schlüssel. Johannes nicht weniger als Moses, Elias, Enoch, David, Salomon, Daniel, Jeremias und die übrigen Propheten sind alle Magier, Cabbalisten und Wahrsager gewesen.' Mit sympathetischen Salben und Talismanen könne man Wunden heilen, ohne sie zu berühren; die Talismane seien die Büchsen, worin die himmlischen Einflüsse aufbewahrt würden. Das ‚Magisterium des Magnets' sei ein Specificum, um alle Krankheiten aus dem menschlichen Körper zu ziehen. ‚Der Leib kommt aus Elementen, der Geist aus dem Gestirn. Alles was das Hirn vollbringt, nimmt seine Unterweisung aus dem Gestirn.' ‚Im Schlafe schwingt der siderische Leib des Menschen sich zu seinen Vätern auf; er hält Gespräche mit dem Gestirn. Denn auch nach dem Tode kehrt er wieder in die Gestirne zurück, so wie der Erdenleib in den allgemeinen Schoß des Irdischen.'

Die Kraft und Wirkung des Geistes sei unendlich. Vermöge der Einbildungs- und Willenskraft und seiner Verbindung mit den Naturgeistern könne der Mensch durch die Natur hindurchsehen wie durch Glas, die inneren Eigenschaften der Körper und alle Heimlichkeiten seiner Mitmenschen erschauen. ‚Es ist möglich', versicherte er, ‚daß mein Geist ohne des Leibes Hülfe durch inbrünstiges Wort allein und ohne Schwert einen Andern steche oder verwunde. Also ist es auch möglich, daß ich den Geist meines Widersachers bringe in ein Bild und ihn dann krümme, lähme nach meinem Gefallen. Ihr sollt wissen, daß die Wirkung des Willens ein großer Punkt ist in der Arznei. Man kann damit durch Fluchen Böses verhängen über Menschen und Vieh zu Krankheiten, was aber nicht geschieht durch Kraft der Charaktere, durch Jungfernwachs und dergleichen, sondern die Imagination ist allein das Mittel, zu vollenden seinen Willen. Die strenge Imagination eines Andern wider mich vermag mich zu tödten.' [1]

---

[1] Sprengel 3, 227—397. Adelung 7, 189—364. Ennemoser 878. 888—902. Vergl. Lessing, Paracelsus. Sein Leben und sein Wirken. Berlin 1839. Marx, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Göttingen 1842. Lindner, Theophrastus als Bekämpfer des Papstthums. Leipzig 1845. F. Mook, Theophrastus Paracelsus. Eine kritische Studie. Würzburg 1876. Sigwart, Kleine Schriften 1, 25—48. — Auch Cornelius Agrippa von Nettesheim trug in seinem Werke De occulta philosophia, worin er ein übersichtliches System aller geheimen Wissenschaften aufstellte, die Lehre vor: ‚Daraus, daß alle Wirkungen zuletzt geistige sind, folgt die Macht der Phantasie, des Willens, des festen Glaubens; dem einen wachsen Hörner, wenn er lebhaft an ein Stiergefecht denkt, der andere vermag durch seinen Willen ein Kameel zu tödten; durch den Blick werden die wunderbarsten Wirkungen ausgeübt, und am Puls des Verliebten kann der Name des Gegenstandes seiner Sehnsucht erkannt werden.' Sigwart, Kleine Schriften 9—11. Vergl. Sprengel 3, 265—269. Aegidius Gutmann zu Augsburg

Als ein 'gelehriger Schüler des Wundermannes Paracelsus', von dem er 'alle Kunst erlernt' habe, gelangte 'Georg Am und von Wald auf Dürnhof bei der Reichsstadt Dünkelspiel, der Rechten Licentiatus, Philosophiä und beider Arzneien Doctor', in den Besitz einer 'Universal-Medicin, Panacea Am Waldina' genannt, durch die er 'schier das ganze Teutschland in Staunen und Verwunderung' setzte [1]. 'Eine jede Arznei,' schrieb er, 'die alle Hindernisse und Beschwerungen des Geistes, des Lebens hinwegnimmt, die heilt auch alle Krankheiten. Die Panacea Am Waldina nimmt weg alle Hindernisse und Beschwerungen des Geistes, des Lebens, darum heilet sie auch alle Krankheiten.' Als er von dem berühmten Andreas Libavius, 'der Arztneien Doctor, Physicus, Poeta und Gymnasiarch zu Rotenburg an der Tauber', aufgefordert wurde, die Zubereitung seines Geheimmittels als 'ein frommer Teutscher' zu enthüllen, wies er diese Zumuthung entschieden zurück. 'Ist am besten, man schweig, denn die hohen Gaben Gottes den Unwürdigen und Undankbaren nicht sollen offenbaret werden.' Libavius selbst werde aus sieben Ursachen niemals zur Zubereitung der Panacea gelangen. 'Denn erstlich verachtet er Gottes Wort, daß er nicht glauben will, daß die Präparation darin angedeutet, da doch Lutherus in seinen Colloquiis meldet, daß die Bibel das Haupt und die Kaiserin aller Künste sei. Zum Andern, daß er nicht zugeben will, daß Gott so mächtig und barmherzig, daß er eine Universalmedicin geordnet, sondern solches dem Teufel zumißt. Zum dritten, daß er Hermetis, Hamuelis, Albumazaris, Theophrasti Paracelsi und der anderen wahren Philosophorum und Medicorum Doctrinam, so vom Lapide Philosophico geschrieben, wie er selber bekennt, nit verstehet, und scheucht sich auch nicht von denselben schimpflich zu reden.' 'Der theuere Mann Lutherus meldet in seinen Colloquiis, daß die rechte Kunst der Alchemey sei die wahrhaftig Philosophia der Weisen, die ihm sehr wohl gefalle, nicht allein um ihres vielen Nutzens willen, den sie mitbringet, die Metalla zu schmelzen, zu scheiden, auszusieden und zuzurichten, sondern auch um der Allegorien und heimlichen Deutung willen, die überaus schön ist, nämlich der Auferstehung der Todten am jüngsten Tage.' In 'Schimpfreden, Lügen und teuflischen Calumnien' ging Am Wald so unbarmherzig mit seinem Gegner um, daß Libavius in einer Erwiderung 'über hundert und

---

schrieb: es komme nur auf den Glauben an, um allerlei geheime Künste auszuüben, auch durch die Luft gehen zu können. Vergl. Gmelin, Gesch. der Chemie 1, 286. Kopp, Alchemie 1, 212 Note 3.

[1] In einem 'Kurtzen und zum andermal gemehrten Bericht' ꝛc., Ursel 1594 (der Titel dieses 'kurzen Berichtes' ist über dreißig Zeilen lang), führte Am Wald auf nicht weniger als beiläufig 150 Seiten alle möglichen 'Testimonia' in lateinischer und deutscher Sprache, in Prosa und Reimen an, welche ihm von Aerzten, Pfarrern, Superintendenten, Advocaten, Schulmeistern, Grafen und Herren über die Wunderwirkung seiner Panacee ausgestellt worden waren.

etlich achtzig grobe Lügen', welche Am Wald über ihn verbreitet habe, aufzählte und seinerseits den ‚ehrliebenden Leser' mahnte, er solle über diesen ‚ausspeien und sagen: Pfui dich Teufel' [1].

‚Es ist eben nicht anders,' sagte ein ‚Liebhaber der leidenden Menschheit' im Jahre 1608, ‚die Arznei-Doctoren machen es den streitsüchtigen Theologis und Prädikanten nach, sie führen Gottes Wort und heilige Schrift im Munde und wollen aus demselben gelehret sein, aber schimpfiren sich wie die Gassenbuben. Daneben führen sie mit ihren geheimen verborgenen Künsten alle Welt in Unsicherheit, Irrthum, Geldverschwendung und Jammer.' [2]

Wie Am Wald, so besaß auch der Schwabe Aegidius Gutmann zur Abwendung und Heilung aller Krankheiten ein Universal-Mittel, welches nebenbei noch die Eigenschaft hatte, Gold hervorzubringen. Auch der Prediger Johann Gramann, als paracelsistischer Schwärmer weit bekannt, war der Inhaber einer Lebens-Panacee.

Berühmter noch als paracelsistisch-cabbalistische Wunderdoctoren wurden durch ihre Schriften die fürstlich anhaltischen Leibärzte Julius Sperber und Oswald Croll, welch letzterer auch den Kaiser Rudolf II. bediente. ‚Der Mensch', behauptete Croll, ‚ist nach dem Firmamente gebildet und nimmt aus diesem alle seine Kenntnisse her: die astralischen Einflüsse machen ihn zu einem wahren Weisen, denn sein Geist floß aus den Gestirnen, seine Seele aber aus dem Munde Gottes.' Alle Theile des Körpers kommen mit gewissen Elementen, Planeten, Kräften und Zahlen überein; der eigentliche Genius des Menschen, der innere, astralische Mensch, die Imagination, ist der ‚Gabalis', der als Magnet alle sichtbaren Körper an sich zieht, und mit dessen Hülfe man Alles, was man mit den Augen sieht, hervorbringen kann. Am kräftigsten in allen magischen Handlungen ist ‚das Wort': durch dieses, insbesondere durch die zu bestimmten Zeiten verfertigten Charactere und Talismane, werden alle Krankheiten geheilt. Alle Arzneimittel wirken vermöge der magnetischen Kraft, welche sie aus den Gestirnen erhalten; diese aber bewähren sich hauptsächlich im Balsam, der sich mit dem Lebensbalsam im Menschen verbindet und dadurch alle Uebel beseitigt. Vermittelst der Magie muß der Arzt diesen Balsam in der ganzen Natur aufsuchen, er entdeckt dann auch das Geheimniß, das Leben zu verlängern. Nicht weniger schwärmerisch war der Leipziger Heinrich Kun-

---

[1] Vortrab Dr. Georgen am Wald auf die im Truck außgefertigte Spott- und Schmähkarten Andree Libavi ꝛc. (Hanau 1595) S. 11. 15. 29 fll. 51 fll. 69. A. Libavius, Panacea Ambaldina victa et prostrata, das ist: wiederholter beständiger Gegenbericht ꝛc. (Frankfurt 1606) Vorrede, ‚Instruction' S. 14 fll. In einer seiner Schriften wies Libavius nach, daß die gerühmte Panacee nichts Anderes sei als gewöhnlicher Zinnober. Sprengel 3, 419—420.

[2] Von der natürlichen Kunst zur Curirung von Krankheiten und vielen Gebrechen (1608), Vorrede.

rath, Arzt in Hamburg, später in Dresden, der ein ‚Amphitheater der ewigen Weisheit‘ drucken ließ und sich das Ansehen zu geben wußte, den Stein der Weisen als höchstes Lebenselixir gefunden zu haben [1].

Auch aus dem Auslande holte man ‚zum Vortheil aller Kranken aus dem ganzen Volk‘ die Werke aller möglichen Wunderdoctoren und Geheimnißkrämer herbei, unter Anderen die des Bolognesen Leonardo Fioravanti, eines wüst umherschweifenden Abenteurers. Weil ‚in Abhelfung der Krankheiten‘ ‚schier die allerberühmtesten Medici groblich geirrt und nur dunkel dunkeler gemacht‘ hätten, so ließ der Frankfurter Buchhändler Johann Berner im Jahre 1604 die ‚Physica, das ist Experienz und Naturkundigung‘ Fioravanti's wegen ihrer ‚unsäglichen Fürtreflichkeit, Hochheit und Geheimnuß‘ in deutscher Sprache erscheinen. Derselbe übertreffe weit ‚alle Medici unserer Zeit, indem er, wie hierin zu ersehen, so viele Geheimnuß, ja so zu reden, so schöne Wunderthaten der Natur öffnet und an Tag gibt, davon entweder Andere geschwiegen oder kein Wissenschaft gehabt haben‘, zum Beispiel ‚Von geheimen, niemals erhörten Experimenten der Chirurgy und Arznei‘, ferner ‚Von allerhand alchymistischen gewissen und probirten verborgenen hohen Stücken‘. Nicht weniger wurde in einem zweiten Werke desselben Geheimnißkrämers, ‚Krone der Arznei‘ betitelt, ‚von vielen schönen und bewährten Secreten der Medicin und Chirurgy‘ und ‚von der Alchimy des Menschen und der Mineralien‘ gehandelt. Jedermann aus dem Volke sollte nach solchen Wunderschätzen ‚ein sonderliches Verlangen und Begierlichkeit‘ tragen [2]. Wie Fioravanti mit seinem Wunderbalsam, so wollte Thomas Bovius mit seinem trinkbaren Gold alle erdenkbaren Krankheiten beseitigen [3].

Andere medicinische ‚Geheim- und Wunderschriften‘ hatten es ‚insonders darauf abgesehen‘, die menschlichen Krankheiten aus den Gestirnen herzuleiten.

---

[1] Sprengel 3, 430. 439. Ueber ein von dem Paracelsisten Michael Bapst von Rochlitz, Prediger zu Mohorn im Meißnischen Kreise, im Jahre 1592 zu Leipzig herausgegebenes ‚Arznei-Kunst- und Wunderbuch‘ sagt Sprengel 3, 418: ‚In unserer ganzen medicinischen Literatur ist vielleicht kein Buch zu finden, welches eine so ungeheure Menge der abenteuerlichsten Fabeln, der ungereimtesten Mittel und der abgeschmacktesten Radotage enthielte.‘ Außer diesem Buche gab derselbe Prediger-Arzt gleichzeitig zu Leipzig noch ein ‚Giftjagendes Kunst- und Hausbuch‘ und vier Jahre später zu Eisleben ein ‚Wunderbarliches Leib- und Wundarzneibuch‘ heraus. — Es gab auch allerlei ‚Harnpropheten‘, welche dem Volke in ‚neuen Zeitungen und Tractätlein‘ ihre Wundercuren anpriesen. Sie hatten zahlreiche Kundschaft. Selbst an deutschen Fürstenhöfen mußte der erste Leibarzt jeden Morgen zur Urinschau in das Schlafzimmer des Fürsten kommen. Sprengel 3, 156. 188—190, wo die Aerzte angeführt werden, welche den Unfug bekämpften.

[2] Beide Werke Frankfurt 1604. Fioravanti, sagte Crato von Crafftheim, der Leibarzt Maximilian's II., sei ein nebulo pessimus. Sprengel 3, 440 Note 16.

[3] Sprengel 3, 441—442.

‚Ein rechter Medicus', hieß es in einer dieser Schriften, ‚ist nur ein solcher, welcher der hohen Kunst der Astrologia mächtig ist und die Sterne kennt, von denen der große Paracelsus gelehrt hat, daß alle Planeten im Menschen ihr gleich Ansehung und Signatur haben und ihre Kinder, und jeglicher Mensch in sich sein Sonn und Mond hat, Saturn, Mars, Venus und alle anderen Zeichen. In so viel Theil die Gestirne, in so viel Ursprung und Gewächs, in so viel Theil theilen sich auch die Krankheiten, die eine ist Martis, die andere Lunä, eine dritte Sagittarii und so ferner, und läßt sich die Natur in den Krankheiten nicht anders ergründen. Wer nun solches nicht weiß und studirt hat, wie könnt er dich curiren und heilen? Freue dich, teutsches Volk, daß solches Alles mit dem herfür brechenden lieben Evangelium und bessern Kenntniß und Wissenschaft zu tiefer Ergründung gekommen ist.' [1] ‚Patritius ab Alto Saxo' veröffentlichte im Jahre 1613 zu Frankfurt am Main einen dem Nürnberger Mathematiker Wolf Geuß zugeeigneten ‚Wegweiser, die Krankheiten zu heilen durch astronomische Concordanz'. ‚So ein Arzt', sagte er, ‚den Kranken Arznei will geben, so muß er vor's erste wahrnehmen, wie auf dieselbe Stund der Lauf des Himmels und der Planeten gestaltet sei.' Denn ‚einem jeglichen Planeten' sind besondere ‚Kräuter und Gewächse unterworfen', und man darf ‚die Freundschaften und Feindschaften der Planeten, welche einander lieben und hassen', nicht außer Acht lassen zur Heilung der Kranken [2]. Andere Aerzte verkündeten: Die thierischen Geister im Menschen stehen in Gemeinschaft mit den Geistern in der Luft und werden von den Einflüssen derselben regiert; auch die Luft hat einen Geist und leidet wie der Mensch an Krankheiten: im Frühling wird sie von Wechselfiebern ergriffen, im Winter von Starrfrost und dergleichen [3]. Die Schuld an den so häufig herrschenden Pestkrankheiten wurde dem Saturnus beigemessen, dem ‚Kinderfresser', der als ‚Gottes Schulmeister und Henker' seines Amtes walte [4].

Tief verderblich wirkte die durch gelehrte Bücher und kleine Volksschriften in allgemeinen Umlauf gesetzte Meinung, daß die meisten Krankheiten ‚zauberischen Ursprunges' seien. ‚Wisse', bedeutete eine solche Schrift, ‚daß von sieben Krankheiten, so in diesen unsern letzten armseligen Zeiten den Menschen zustoßen, als Erlahmungen, Erblindungen, Beinfraß, Krümmungen, Krämpfe, Aussatz und andere, mindest vier- oder fünfmal die Verursachungen aus Zauberei und dergleichen Künsten herrühren, und derowegen nicht mit apothekischen, sonder nur mit widerzauberischen Mitteln können curirt werden, als dann

---

[1] Etliche chymische und verborgene Mittel ꝛc. Bl. B 2.

[2] Methodus etc. Jetzunder erstmals menniglichen zu Nutz und Wolgefallen in Truck verfertigt. Frankfurt a. M. 1613.

[3] Näheres bei Sprengel 4, 324—334. Vergl. 3, 407—411.

[4] Vergl. Sprengel 3, 130.

weise und hochberümbte Doctoren der Artzenei selber sagen, daß ihre Ordinari-Kunst in keinem Wege ausreichet, die ungezählten zauberischen Krankheiten zu heilen.' ‚Der beste Lehrmeister in solchen Dingen' sei Paracelsus. ‚Aus dessen hochberühmten Büchern werde ich dir, lieber Leser', versprach der Verfasser der Volksschrift, ‚bei nächster Fastenmesse etliche Tractätlein bringen, so dich wohl unterrichten sollen in dergleichen hochansehnlichen Sachen und durch Gottes Verhängnuß bereiteten zauberischen Krankheiten.'[1] Paracelsus hatte unter Anderm gelehrt: ‚Etliche Zauberer machen Bilder in Gestalt eines Menschen, den sie vermeinen und in Gedanken haben, schlagen ihm einen Nagel in die Fußsohlen. Also ist der Mensch unfehlbar getroffen und trägt den Nagel unfehlbar in seinem Fuße. Darauf dann folgt, daß der Mensch hinken muß und nimmer recht auf sein Fuß treten kann, so lang der Nagel in dem Fuß des Bildes stecket. Jetzt aber wenn der Nagel ausgezogen ist, ist auch dem Menschen geholfen. So geschieht's auch oftmals, daß einem Menschen Beulen, Striemen und blaue Mähler gehlings am Leib auffahren und erscheinen, oder ihm sein ganzer Leib als seer wird, rechtsam er mit Stöcken geschlagen wäre. Welchem Menschen nun also geschieht ohne natürliche gute Ursache, der gedenke nicht anders, als daß er also von einem Zauberer unsichtbar durch ein Bild geschlagen oder getroffen worden. Weiter geschieht's auch oft, daß ein Mensch an einem oder beiden Augen blind wird, oft auch hörlos an einem oder beiden Ohren, stumm, sprachlos, krumm, hinkend, oder gar getödtet: das Alles durch Gottes Verhängniß durch solche Erzzauberer geschicht.' So immer aber solche ‚magische Eingriffe' vorhanden, da dürfen die Aerzte diese ‚übernatürlichen Dolores und Krankheiten' bei Leibe nicht für natürliche ansehen und sie durch ‚apothekarische Arznei' heilen wollen, denn dann würden sie zu Spott und Schanden werden. ‚Ein perfecter Medicus' müsse vielmehr bedenken, daß einem solchen Kranken nur geholfen werden könne auf dieselbe Weise, wie ihm der Schaden zugefügt worden, ‚das ist durch den Glauben und durch die Imagination'. ‚Und ist der Proceß also, daß er gleich ein solches Glied, Hand oder Fuß oder anderes dergleichen Glied mache, wie das sein ist, daran er Schmerzen leidet, oder ein ganzes Bild von Wachs; und dasselbige schmier, salbe und verbinde und nicht den Menschen, wo denn Schmerzen sein als Beulen, Striemen, blaue Mäler, da hilft's und wird dem Menschen solches vergehen. Ist aber der Mensch dermaßen bezaubert, daß er sorgt, er komme um ein Auge, um das Gehör, um seine Mannheit, werde stumm, krumm, lahm, so soll er ein ganzes Bild machen von Wachs, im festen Glauben, und die Imagination stark in das Bild gesetzt, und im Feuer gar verbrannt nach rechter Ordnung.' Um ‚die Sophisten der hohen Schulen', welchen solche Curen zum ‚Gespött' seien, dürfe man sich nicht kümmern. ‚Der

[1] Etliche chymische und verborgene Mittel ꝛc. Bl. A 3 und Vorrede.

Medicus lernt und erfährt nicht Alles, was er kennen und wissen soll, auf der hohen Schulen, sondern er muß auch zuweilen zu alten Weibern, Zigeunern, Schwarzkünstlern, Landfahrern, alten Bauersleuten und dergleichen mehr unachtsamen Leuten in die Schule gehen und von ihnen lernen. Denn diese haben mehr Wissen von solchen Dingen, als alle hohen Schulen'[1]. Als Anhänger des Paracelsus verfertigte Bartholomäus Carrichter von Reckingen, ein Leibarzt des Kaisers Maximilian II., eine ‚Practica aus den fürnehmsten Secretis' und ein Buch ‚Von gründlicher Heilung der zauberischen Schäden'[2].

---

[1] Schindler 126—130. 350—352. Johannes Hiller erklärte dem Kurfürsten August von Sachsen eine besondere Art magischer Operation, ‚die da lehrt Bilder machen oder malen in eines gewissen Menschen Namen, darin durch Kraft der Imagination Alles das kann unsichtbar vollbracht werden, was sonst an dem Menschen leiblich geschehen müßte'. Diese Kunst könne wohl und übel gebraucht werden. ‚Ein Zauberer mißbraucht diese Kunst also, daß er den Menschen, denen er Feind und ungünstig ist, damit Schaden thue an ihrem Leib, so zu kränken, erblinden, erlahmen, impotent zu machen, auch gar zu ertödten. Er formirt ein Bild, wie gesagt, im Namen und Manier des Menschen, den er zu beleidigen im Sinne hat, und was er alsdann dem Bilde anthut, mit Schlagen, Vernageln dieses oder jenes Gliedes, dasselbe erzeigt seine Effection an denselben Gliedern des Leibes, der dabei gemeint worden.' Der rechte natürliche Gebrauch dieser Kunst bestehe dagegen unter Anderm darin, daß durch sie ‚allen verzauberten Menschen, denen sonst kein natürliches Mittel in der Welt zu helfen im Stande, wiederum möge Rath geschehen'. v. Weber, Anna von Sachsen 283—291.

[2] Sprengel 3, 414—416. In welch verständlicher Sprache die Bücher dieser Art sich ausdrückten, zeigt die von Sprengel aus Carrichter's ‚Von gründlicher Heilung der zauberischen Schäden' angeführte Stelle: ‚Die Krankheit der zauberischen Hämorrhoiden gehört zum Anfang in dritten Grad des Heustoris resoluti. Aber, sobald er unempfindlich wird, so gehört er unter den uviatoriam Arsolutam inflaculectam Capoi Cori, inhalt den Anfang und Ausgang des dritten und vierten Grades' u. s. w. Der Straßburger Arzt Melchior Sebisch faßte im Jahre 1580 die Gründe zusammen, weßhalb die Medicin ‚zu dieser unser letzten Zeit gar in Unwerth, Mißbrauch und Unordnung gerathen' sei. Viele, sagte er, ‚thun sich großer Künste aus, wissen in ihrem Sinn alle Krankheiten zu curiren, halten auch ihre vermeinte Kunst über die Maßen heimlich, so sie doch hierin weniger gelehret, als die Kuh im Psalter'. ‚Sie erdenken wunderbarlicher Weise, wie dieses oder jenes Kraut mit sonderen Ceremonien, item in diesem oder jenem Planeten müsse gesammelt werden: dieses am Freitag, das andere am Sonntag; diese Wurzel muß unbeschrieen mit Silber, die andere mit Gold oder Kupfer ausgegraben werden, eine über sich, die andere unter sich und so weiter, und machen hiermit den erfahrenen Medicis ihre Arznei durch solch Gaukelwerk verdächtig. Dieser und dergleichen Fantasterei ist so viel, daß es Alles zu beschreiben mir unmöglich.' ‚An solchen Gesellen ist aber noch zu wenig, es muß auch der Teufel und seine Gliedmaßen dazu noch das Beste thun. Denn da mischen sich auch mit ein die heillosen von Gott verworfenen Juden, die Hexenmeister, Teufelsbeschwörer, Wachsgießerin, Segensprecherin und was dergleichen Ungeziefer ist und vom leidigen Teufel seinen Ursprung hat. Diesen läuft man haufenweise zu. Solche Leute werden für halbe Götter gehalten.

Keine geringere Verwirrung in den Köpfen entsprang aus der mit der ‚Wundermedicin' und den ‚Planetengeistern' in Verbindung gebrachten Alchymie, welche in ‚Stadt und Land zahlreiche Ausüber und Anhänger' zählte. Auch hierüber müssen besondere ‚Zeitungen' für's Volk vorhanden gewesen sein, wie aus der Klage des Predigers Leonhard Breitkopf hervorgeht: ‚Gierig greift man nach den Zeitungen, welche verkünden, daß man Gold und Silber machen könne aus niederen Metallen; und man findet wohl gar Schneider, Schuster, Knechte und Mägde, welche, so sie solches gehört und gelesen, Alles was sie erspare, einem der vielen umherziehenden betrüglichen Künstler, so Gold machen wollen, wenn er in ihr Städtlein oder Dorf kommt, hingeben und Gold kochen lassen, und elendig betrogen werden.' ‚Darum wirf', mahnte der Prediger seine Zuhörer, ‚der Weise Büchlein, so du sie hast, in's Feuer, und spar die Pfennige, solche zu käufen, und hüt dich vor jedem, der dich mit dieser vorgeblichen Kunst betrügen will. Die Oberkeit, wenn sie ihres Amtes eingedenk wäre, sollte wol Acht haben auf diese vielen unnützen Buben, so eine rechte Landplage worden sind mit ihrem falschen Schreiben und Dichten und Exercirung ihrer falschen Kunst.'[1] ‚Unerfahrene Aerzte', schrieb Johann Porta, ‚verdorbene Apothekergesellen, schmierige Bader, unnütze faule Gold- und Kupferschmiede, unverschämte Charlatans, Zahnbrecher und Marktschreier, lüderliche Taschen- und Gaukelspieler, Quacksalber, Schatzgräber, Bierfiedler und Landstreicher machen Rühmens von der Goldmacherkunst und lesen chemische Bücher statt des Evangelii.'[2] ‚Acht Stücke', sagte Virgilius von Salzburg in einer im Jahre 1518 veröffentlichten Schrift über ‚Die phantastische Alchemie',

Acht Stück volgen der Alchamei:
Rauch, Aschen, vil Wort untrew,
Erseuffzen und schwere Arbeit,
Onwird, Armut und Noturftikeit:
Wiltu der Dinger sein frey,
So hüt dich vor der Alchamei[3].

Man trägt ihnen Geld bei der Schwere ihres Gefallens zu, dieweil dieselben Teufelsbeschwörer, aus Anschauung des Wassers oder Harns, nicht allein von der Krankheit, sondern auch vom Namen, Stand, Vermögen und allerlei Gelegenheit unbekannter Personen Bericht geben können. Derselben Art und Eigenschaft ist, daß sie Jedermann dahin weisen, daß ihre Krankheit von diesem oder jenem alten Weib, so sie verzaubert habe, herkomme. Desgleichen thun diese auch, so die Krankheiten der Menschen und des Viehs mit Segen, Kreuzen, Charactern und anderen dergleichen Narrenwerk heilen wollen.' ‚Letzlich kommen auch mit ihren Rückkörben dahergelaufen die Landfarer, Wurmsamen- und Theriak-Schreier, welche den mehrer Theil Henker, Schinder oder sonst leichtfertige Leute sind; die betriegen offentlich die Welt, also daß man's greifen muß: schreien ein Salb oder Arznei für alle Bresten aus. Für allen Dingen so rühmen sie ihr Menschenschmalz.' Birlinger's Alemannia 6, 185—187.

[1] Vergl. oben S. 435 Note 1. [2] Schindler 203.

[3] Vergl. Kopp, Alchemie 1, 227—228 Note.

Zur Warnung des Volkes beschrieb Rollenhagen in seinem Froschmäuseler das ganze betrügliche Treiben der Alchymisten und setzte sie derbem Spotte aus, indem er einen Alchymisten über das Geheimniß seiner Kunst, den ‚Stein des Philosophen', aussagen ließ, er sei

Die oberste Seel aller Metallen,
Die Alles, was ist abgefallen
Von Goldes Art in unrein Wesen,
Ausfeget als ein englisch Besen.
Daß auch kein Unreinigkeit bleibe,
Oder Krankheit in unserm Leibe,
Nehm man des Pulvers nur ein Gran,
So wird gesund der kranke Mann,
Als Theophrast mit seinem Azoth
Die Leute curirt wie ein Gott.
Aurum potabile weiß Rath,
Wenn alle Welt verzaget hat.
Ja einen alten verlebten Mann,
Der hundert Jahr berechnen kann,
Machts wieder jung, gesund und stark,
Verneuet Herz, Gehirn und Mark,
Insonderheit die Spiritus,
Darin unser Seele wohnen muß [1].

Gelegentlich erhielt das Volk auch Nachrichten über die Schicksale der an den deutschen Fürstenhöfen sich umhertreibenden Goldmacher. So erschien im Jahre 1597 eine ‚Seltsame unerhörte neue Zeitung, was Gestalt Georg Hanober (Honauer) von Olmütz, vermeinter Alchimist und Goldmacher, zu Stuttgart ist hingerichtet worden'. Er wurde aufgehängt ‚in einem ganz vergülten Kleid',

Von Eisen auch der Galgen war
Und übergüldet ganz und gar,
Daß großer Unkost darauf ging,
Bis dieser einst zu prangen hing.
Hundertundachtzig Mann zu Roß,
Des gemeinen Volks ein großer Troß,
Ihm seinen Tod geleistet han.
Ein ander spiegel sich daran.

‚Es hat dieser Galgen gewogen fünfundzwanzig Centner und hat gekostet 3000 oberländischer Gulden, daran am 2. April 1597 gehangen ward hochgemelter Jörg, welcher den Herzog neben anderm zugefügten Schaden auch um zwo Tonnen Goldes gebracht hat.' [2] Herzog Maximilian von Bayern

---

[1] Froschmäuseler Th. 1 Cap. 15.

[2] Bei Scheible, Schaltjahr 1, 45—50; vergl. 2, 389—391. Ueber das Treiben der Alchymisten am Hofe Kaiser Rudolf's II. und an den deutschen Fürstenhöfen wird später ausführlich die Rede sein.

erließ den öffentlichen Befehl: ‚Die Alchymisterei und Kunst, Gold und Silber zu machen aus einer Materie, die nicht Gold und Silber ist, soll gänzlich und allerdings verboten sein, weil dieselbe selten geschieht ohne Zauberei und Aberglauben und dergleichen Teufelswerk. Die Uebertreter des Verbotes sollen entweder mit einer namhaften Summe Geldes oder in Ermangelung desselben mit Gefängniß, Landesverweisung oder in anderer Weise nach rechtlichem Erkenntniß gestraft werden.‘ [1]

Die Zahl der ‚alchymistischen wie geheim-wundermedicinischen‘ Bücher war außerordentlich groß. Der venetianische Alchymist Laurentius Ventura rühmte sich, er ‚habe 250 Bücher, so wegen dieser Kunst beschrieben, in des Pfalzgrafen Librarey überantwortet und dieselbe dadurch bestärken helfen, nichtsdestoweniger aber über dieselben noch andere 50 bei sich behalten‘ [2]. ‚Alle die unzähligen Bücher‘ aber waren ‚mit Vorbedacht in die allergrößte Dunkelheit gehüllet‘. Theobald von Hohenland gab im Jahre 1610 zwölf Ursachen einer solchen Dunkelheit an: die erste, ‚auf daß nicht erkannt werde noch Jemand wisse, daß die Kunst wahrhaftig und aller Dinge gewiß sei‘; eine andere, ‚auf daß die Philosophen nicht davon dörften noch müßten Rechenschaft geben, was die Gottlosen, wenn sie durch diese Kunst gestärkt würden, Böses verbrächten‘. ‚Die Philosophen, denen dieses Magisterium offenbaret worden, haben sich‘, sagte einer der Adepten, ‚bei der allerschrecklichsten Verfluchung und Vermaledeiung Gottes zusammen verschworen, daß sie dieses hohe göttliche Werk keinem einigen Menschen mit klaren deutlichen Worten beschreiben wollten, damit es ja nicht bösen gottlosen Leuten zu Handen kommen möchte.‘ [3]

Als ein ‚für allgemeinen Nutzen und Belehrung sonderlich wichtig und unerschätzliches Buch‘ wurde das im Jahre 1598 erschienene ‚Aureum Vellus oder Gulden Schatz und Kunstkammer‘ angepriesen. Diese Kammer sollte die ‚allerführnehmsten, fürtreffenlichsten, auserlesenesten, herrlichsten und bewährtesten‘ Schriften der alten orientalischen Könige und Weisen enthalten, von dem Philosophen Salomon Trißmosin, dem Präceptor ‚des großen Philosophi und Medici Theophrasti Paracelsi‘, verdeutscht und jetzt von einem ‚der Kunst

---

[1] J. Müller's Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. Jahrgang 1873, S. 102. Der Augsburger Arzt Daniel Keller wollte sein Geheimniß, Gold zu machen, um 400 000 Gulden verkaufen. Als sich kein Käufer fand, ging er um das Jahr 1570 mit Marx Fugger einen Vergleich ein gegen den vierten Theil des Gewinnes. Allein Hoffnungen und Unkosten waren vergebens. v. Stetten 1, 226.

[2] v. Hohenland 155. Der Franzose Dionysius Zacharias lernte im Jahre 1539 zu Paris hundert Alchymisten kennen. Schmieder 272. Ueber Johann Fischart als Herausgeber alchymistischer Schriften vergl. C. Wendeler's Aufsatz im Archiv für Litteraturgesch. 6, 487–509.

[3] v. Hohenland 48 fll.

Liebhabern' gesammelt und herausgegeben. Trißmosin berichtet, wie er ,den ganzen Schatz der Aegypter erschnappt' und die Tincturen der größten heidnischen Könige kennen gelernt habe. ,Und ist sich zu verwundern, daß die ewige Gottheit den Heiden Solches offenbart hat; sie seind aber verschwiegen gewest.' ,Nun ist aber der rothe Löw der größte Schatz in dieser Welt, damit die Menschenkinder, welchen er beschaffen ist, groß Wunder ausrichten könnten, damit sie Gesundheit und Reichthum erlangen mögen.' ,Dieser Leo ist ein unaussprechenlich tinkturisch Wesen.' Im Buche ,Suforethon' wird ,das lange Leben des Menschen in dieser Welt gefunden und kann sich ein Mensch viel hundert Jahr aufhalten, so es nicht wider Gott wär . . zum Exempel hat der großmächtige, heidnische König Xopholat sein Leben auf 300 Jahr mit beifolgendem Arcano gefrischt' . . . ,Ueber diesem Suforethon müssen sich alle Apotheker mit ihren Sirupis verkriechen, die nur Putredinem und Fäulniß machen im Geblüt.' Das medicinisch-alchymistische ,Arcanum' beginnt damit, ,daß man Sulphur aus den Bergen nehmen soll, darin das Gold wächst' [1]. Für die nächste Herbstmesse versprach der Verfasser Abhandlungen und Recepte ,Vom grünen Löwen', ,Philosophische Gespräche vom gelben und rothen Mann' und dergleichen mehr [2]. Nicht minder ,klar und jedermänniglich nützlich zu gebrauchen' war der ,Neue gebenedeite philosophische Rosengart, darin von dem allerweisesten König Salomone, Salomone Trismosino' und anderen Weisen ,gewiesen wird, wie der gebenedeite guldene Zweig und Tincturschatz vom unverwelklichen orientalischen Baum der Hesperidum vermittelst göttlicher Gnaden abzubrechen und zu erlangen sei' [3]. Ueberaus wunderlich ist auch die im Jahre 1616 in Augsburg erschienene Schrift von Stephan Michelbacher: ,Cabala, Spiegel der Kunst und Natur in Alchymia'. Gott ist mir, betheuerte der Verfasser in der Vorrede, ,mit großen Gnaden erschienen' und hat mir Unwürdigen ,seine großen Geheimnisse offenbaret', es sei nun auch seine Pflicht, dieselben ,durch einen Spiegel' bekannt zu machen sowohl zur Gesundheit des menschlichen Lebens als der Seelen Seligkeit [4].

Einer der berühmtesten ,alchymistischen und geheim-wundermedicinischen Künstler und Schriftsteller' war der zu Basel im Jahre 1530 geborene Leonhard Thurneissen zum Thurn, seit dem Jahre 1571 Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. In Berlin, wo ihm das sogenannte Graue Kloster als Laboratorium für seine Geheimkünste eingeräumt worden,

---

[1] Aureum Vellus (Rohrschach 1598) A 1—4.

[2] Bl. 2 b—4 a.

[3] Rosarium novum et olympicum et benedictum, das ist ein neuer gebenedeiter 2c. 2 Theile per Benedictum Figulum. Basel 1608.

[4] Cabala . . allen müheseligen Liebhabern der Kunst zu Ehren mit Hülf Gottes so klar als ein Spiegel fürgestellt. Augsburg 1616.

legte er eine eigene Druckerei an, beschäftigte Schreiber, Setzer, Druckberichtiger, Schriftgießer, Formschneider, Kupferstecher, Buchbinder: zeitweise über 200 Arbeiter für die vielen von ihm herausgegebenen Schriften. Er lebte auf sehr hohem Fuß: kleidete sich in Sammt und Seide, fuhr in einem vierspännigen Wagen, ließ sich von Edelknaben begleiten, zählte die Vornehmsten des Hofes zu seinen Gästen. Denn er erhielt Geld in Fülle aus seiner ärztlichen Wunderpraxis, aus seinen jährlichen Kalendern und Prophezeiungen, aus Nativitätstellen, aus Talismanen, die er gegen drohende Uebel verkaufte. Ein Loth wunderwirkenden Zimmetöls kostete zwölf, ein Loth Tinctura Antimonii sechzehn Thaler.

In einem seiner zahlreichen Werke, ‚Quinta Essentia‘, setzte Thurneissen in zwölf Büchern [1] ‚die höchste Subtilität, Kraft und Wirkung beider der fürtrefflichsten und menschlichem Geschlecht am nützlichsten Künste, der Medicin und Alchemy‘, aus einander, ‚auch wie nahe diese beiden mit Sipschaft gefreundt und verwandt sind und das eine ohne Beistand des andern nicht nütz sei oder in den menschlichen Körpern zu wirken keine Kraft habe‘. Das zehnte Buch handelte ‚Von den zwölf Hauptstücken der Alchimy‘, das elfte ‚Von der Seel Solis und Lunä und Zubereitung zu dem Lapidi Philosophorum‘, das zwölfte endlich ‚Von der Ordnung der philosophischen Heimlichkeit‘. Er habe, sagt er in einer ‚Schlußrede über die zwölf vorgehende Bücher‘, sein Werk

Zusammen gsetzt und bschrieben wor,
Doch dunkel, wie gemeldet vor,
Daß nicht ein Jeder drüber fall,
Gleichwie ein tauber Stier im Stall [2].

In einem frühern Werke, ‚Archidoxa‘, hatte er bereits ‚in Summa alle verborgenen Mysterien der Alchymie und sieben freien Künste in acht Büchern reimenweiß allen Kunstliebhabern an den Tag‘ gegeben. Man lernte dort ‚108 schöner Kunststück‘ [4], zum Beispiel ‚Blei zu mutiren in Silber, in Zinn‘, ‚Blei zu verändern in Oel‘, ‚aus Blei Gold zu machen‘, ‚Veränderung des Eisens in Kupfer‘, ‚Veränderung des Eisens in Gold‘, ‚Gold in Oel zu verwandeln, und dergleichen mehr. Im Jahre 1575, gleichzeitig mit der zweiten Auflage dieses Werkes, gab er eine ‚genugsame, überflüssige und ausführliche Erklärung oder Erläuterung‘ desselben heraus, ‚darin mancherlei tieffsinnige Explicationes und Eröffnungen vieler streitigen Sachen von Göttern, Engeln, Teufeln, Menschen, Thieren, Caracteren, Siegeln, Zaubereien, Gespensten‘, insbesondere auch Eröffnungen ‚von den Himmeln, Gestirnen, Planeten, Zeichen und Bildern,

[1] Neue Auflage, Leipzig 1574.

[2] S. 175 fll. 202. ‚Die Arznei‘, sagt er S. 204, befinde sich in ‚jämmerlichem verächtlichen Stand‘. Theophrastus Paracelsus erhält S. 34 reiches Lob.

[3] Archidoxa (Berlin 1575). Vollständiger Titel bei Goedeke, Grundriß 2, 571.

[4] S. 60.

item von den Elementen, Cometen und deren Kräften, Facultäten, Wirkungen, Betrieben, Arten und Eigenschaften, samt dem Astrolabio und dem Gebrauch desselbigen, durch welches Nativitäten gestellt, Glück, Unglück, Krankheiten, Tod und Leben, Krieg, Theuerung und Anderes, nach astronomischer Weis und mathematischer Rechnung ordentlich und bald kann calculirt und beschrieben und ohne sonderliche Mühe erkannt werden‘. Das Werk, rühmt er, sei ‚gemeinem Vaterlande zu Nutz erfunden und beschrieben‘, und zwar ‚in zierlichen und wohlfließenden deutschen Reimen‘, wie denn auch ‚Mercurius dreißigtausend Bücher in Versen beschrieben und an Tag gegeben haben soll‘ [1].

Für einen ‚hochberühmten Kenner geheimer Künste‘ gab sich auch Johann Faulhaber aus, ‚Rechenmeister und Modist‘ zu Ulm. Unter anderen Schriften veröffentlichte er im Jahre 1613 zu Nürnberg eine ‚Andeutung einer unerhörten neuen Wunderkunst, welche der Geist Gottes in etlichen prophetischen und biblischen Geheimniß-Zahlen bis auf die letzte Zeit hat wollen versiegelt und verborgen halten‘. Selbige dem Herzog Johann Friedrich von Württemberg zugeeignete Schrift war zwölf Seiten stark und enthielt auf diesen ‚unwiderlegliche Demonstrationen, dergleichen zuvor in keiner Zungen oder Sprach gesehen worden‘ [2]. In demselben Jahre widmete Faulhaber dem Kaiser Matthias, der ihn wegen seiner ‚neuerfundenen cabbalistischen, mathematischen und philosophischen Künste‘ zu sich entboten hatte, eine andere nicht weniger seltsame Schrift von dreizehn Seiten, welche unter dem Titel erschien: ‚Himmlische geheime Magia oder neue cabbalistische Kunst und Wunderrechnung vom Gog und Magog, daraus die Weisen, Verständigen und Gelehrten, so dieser göttlichen Kunst genugsam erfahren, heimlich observieren und fleißig ausrechnen mögen die Beschaffenheit des großen Christenfeindes Gog und Magogs‘. Durch den Ulmer Notar Helias Steudlin ließ sich Faulhaber mehrere ihm ausgestellte ‚Testimonia‘ beglaubigen ‚über die unglaubliche mathematische Wunderkunst, so im Propheten Hesekiel verborgen‘, und ‚über die neuerfundene wunderbarliche Kriegskunst wider den Erbfeind, so in der Offenbarung St. Johannis versiegelt‘. Leider wurden ‚die übrigen Testimonien von

---

[1] Ueberhaupt habe er zahlreiche berühmte Vorgänger in Erforschung der irdischen und himmlischen Dinge. So seien ‚Adam, Aristoteles und Paracelsus‘ hochberühmt gewesen ‚im Verstand natürlicher Dinge‘; Seth, Ptolomäus und Stöfler seien drei herrliche Lichter in der Astronomie. ‚Man sehe was Enoch, Abraham und Lutherus, wann ich gleich den Platonem nicht melden will, in Erkenntniß göttlicher und himmlischer geistlichen Sachen gethan.‘ ‚Wie ein herrlich Lob haben Mercurius, Trismegistus, Cicero und neulich Johann Sturmius in der Kunst des zierlichen Redens gehabt!‘ ‚Haben nicht wir jetz zu unser Zeit noch den mehren Theil des Socrati und Moysi Gesetz, Polizei und Ordnung in göttlichen und weltlichen Rechten, neben des Kaisers Traiani fürnehmsten Satzungen und bürgerlichen Uebungen?‘ Vorrede Bl. 2 und 3.

[2] Nürnberg 1613.

zukünftigen Dingen und anderen geheimen Sachen, so in hl. Schrift noch verborgen, dießmal um gewisser Ursachen willen allhie nicht eingeführt‘ [1].

Andere ‚Freunde teutschen Volkes‘ waren weniger enthaltsam in der Mittheilung zukünftiger Dinge. ‚Es ist jetzunder‘, schrieb der Züricher Mathematiker Conrad Holtzhalbius im Jahre 1618, ‚eine solche hochbegnadete wunderbarliche Welt worden seit dem Aufkommen des heiligen Evangeliums, daß den Mathematicis, Physicis, Philosophis und anderen Gelehrten der reformirten und reinen Religion mehr prophetische und die Zukunft weissagende Künste offenbaret worden, als sonsten in vielen tausend Jahren, und sollen alle verständigen Christen, so der Zukunft und was Alles durch göttlich Verhängnuß bevorsteht, gewiß werden wollen, sich die vielen Büchlein und Zeitungen, so darüber in Druck gegeben werden und mit jedem Jahr mehr ausgehen, fleißiglich käufen und lesen. Schier Alles in der Welt ist jetzunder Wunder worden, und eins der größten Wunder ist ohnzweifelich die sicher Vorhersagung der Zukunft. Darum käufet und leset.‘ [2]

Als ‚eines der ersten und besten Mittel, die Zukunft zu ergründen‘, galt mehr wie jemals früher ‚die Kunst der Astrologie‘, welcher selbst die berühmtesten Männer huldigten. Fürsten und Städte hatten ihre eigenen, oft hoch besoldeten Astrologen. ‚Es ist wohl‘, schrieb Johann Kepler, ‚diese Astrologia ein närrisches Tochterlin; aber du lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomia, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte? Ist doch die Welt noch viel närrischer und so närrisch, daß deroselben zu ihrem Frommen diese alte verständige Mutter durch der Tochter Narrentaydung eingeschwatzt und eingelogen werden muß. Und seind der Mathematicorum Salaria so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden müßte, wenn die Tochter nichts erwürbe.‘ [3] Kepler selbst sah sich genöthigt, Kalender herauszugeben, in welchen nach astrologischen Regeln die Beschaffenheit der Witterung des bevorstehenden Jahres angegeben wurde und auch Andeutungen über politische Verhältnisse enthalten waren. Auch sagte er vornehmen Leuten ihre künftigen Lebensschicksale voraus, und gewann einen solchen Ruf, daß Kaiser Rudolf II. ihn zu seinem Hofastrologen ernannte [4]. Auch der Ost=

---

[1] Himmlische geheime Magia Bl. B 2—C.

[2] Zweiter Sendbrieff über die Wunderkünste Johann Faulhabers ꝛc. 1618. Vorrede. [3] Wolf, Astronomie 82—83.

[4] Wolf 284—286. ‚Er verglich seine eigenen Lebensschicksale ganz nach astrologischen Regeln mit den Stellungen der Planeten, wobei er sich selbst gleichsam nach den Regeln der Kunst zerlegte und sein Wissen und seinen Character darnach taxirte; allein trotzdem brach immer wieder der Gedanke an die Unhaltbarkeit dieses Scheinwissens hervor, und häufig finden wir in öffentlichen Schriften und Privatschreiben Kepler's Ausdrücke wie diesen: „Wahrlich in aller meiner Wissenschaft der Astrologie weiß ich nit so viel Gewißheit, daß ich eine einzige Specialsach mit Sicherheit dürfte vorsagen.“‘

friese David Fabricius, ein ausgezeichneter Astronom, der durch Entdeckung der Sonnenflecken sich einen bleibenden Ruhm erwarb, war ein Freund der Astrologie[1]. Eingang in die Bürger- und Bauernhäuser fanden die astrologischen Thorheiten vornehmlich durch die Kalender und Planetenbücher, welche zu der am meisten verbreiteten Volksliteratur gehörten, und zur Abwendung von drohenden Uebeln aus dem Stand der Gestirne alle möglichen abergläubischen Regeln und Vorschriften für Haus und Hof, Gesundheit und Leben ertheilten[2].

Als ein ‚fürnehmliches Mittel, Zukünftiges zu erfahren‘, galten auch ‚insgemein die Träume, welche in allerlei ‚Traumbüchlein‘ ihre Deutung fanden. Eine besondere Erwähnung verdient unter diesen eine von Gualtherus Ryff im Jahre 1551 herausgegebene ‚Wahrhaftige, unbetrügliche Unterweisung‘ über Träume, Erscheinungen und nächtlichen Gesichte[3], durch welche dem Menschen

---

[1] Vergl. Wolf 317. Ein Bekämpfer der astrologischen Thorheiten und ‚Zukunftsverkündigungen‘ war der Franziskaner Johannes Nas in seinem ‚Philognesius Practica Practicarum, d. i. ein gewisse Vorsagung auff vil zukünftiger Jar, darinn man allerley Freyd und Leydt aus den seltsamen Aspecten kurz und lustig beschriben list‘. Ingolstadt 1571. Vergl. Schöpf 34. Nächst ihm trat Johann Fischart gegen die Astrologen und Prognostiker auf. ‚Machen‘, sagte er in seiner ‚Aller Praktik Großmutter‘ (bei Scheible, Das Kloster 8, 550), ‚das gut geschaffen Sterngeschöpf zu Henkern, Mördern, Unrathstiftern.‘ ‚Was wir durch angeborn Unart Böses begehen, muß bei ihnen das Gestirn thun.‘ ‚Binden die Heiligkeit der Religion, die Heimlichkeit des Gewissens, die Gotteskraft der Wunder an die Sterne. Sprechen: wer Gott bitt, weil der Mon im Drachenschwanz fährt, das wird Alles gewärt. Beten die nicht Mon und Stern und die blau Bühn an?‘ Auch Hippolytus Guarinoni sprach sich entschieden aus gegen ‚die lügenden Wahrsager, Planeten- und Geburtssteller, Handpropheten, Wund- und Suchtsegner‘: ‚Tapp jetzt mit deinen Tatzen drein: daß kein Himmel noch Gestirneskraft dich zu deinem langen oder kurzen Leben bewältigen kann, weil kein Gestirn so edel, so stark, so frei als du bist; ja nit so vermöglich, daß es sich selbsten bewegen, geschweige die vernünftige Seele gewältigen könnte. Wie die heidnischen Weltweisen aus dem Licht der Natur allein des Himmels Ohnmacht gemerkt und frei bekannt, derselbe sei nit so mächtig, daß er sich selbsten bewegen, sondern müsse von den Engeln und Geistern stets herumgewalgt werden. In maßen du jetzt das Kinderspiel leicht vernehmen magst, daß die Himmel von Engeln und nit die Engel, Geister oder Seelen von den Himmeln beherrscht werden.‘ Vergl. A. Pichler im Feuilleton der Wiener ‚Presse‘ vom 11. März 1884.

[2] Vergl. Näheres bei Schindler 84. 210. 235. Der Vertrieb der Kalender war ein für die Buchhändler überaus einträgliches Geschäft; vergl. Kirchhoff, Beiträge 2, 14—16. Thomas Ernst klagt darüber, daß er am Hofe des Grafen von Henneberg keine Ader habe öffnen, keine Purganz habe geben dürfen, ohne den Kalender zu Rathe zu ziehen. Sprengel 3, 296—298. In der Oster- und in der Herbstmesse 1568 verkaufte Sigmund Feyerabend zu Frankfurt beiläufig 400 Planetenbücher und über 520 Bauernpraktiken. Vergl. die Register bei Pallmann 156—160.

[3] Warhafftige, gewisse und unbetrügliche Unterweisung, wie alle Tröum, Erscheinungen und nächtlichen Gesicht . . natürlich und recht erklärt und ausgelegt werden

die ihm bevorstehenden künftigen Dinge verkündet würden. Wenn Einem zum Beispiel träumt, daß er goldene Zähne habe, so ist das ‚den Rednern fast gut, aber anderen Leuten wird dadurch bedeutet Feuer oder Brand in ihren Häusern, etlichen aber Krankheit‘. ‚Angewachsene Hörner haben eines Ochsen oder andern schädlichen starken Thiers bedeutet einen unnatürlichen gezwungen Tod, aber gewöhnlich Enthauptung desselbigen, dem ein solcher Traum fürkommt.‘ ‚Ich habe wahrgenommen und oftmals erfahren, daß es fast gut und glückselig ist, menschlich Fleisch essen in einem Traum, aber von einem Fremden und Unbekannten, denn wo einem träumt, daß er von einem Bekannten oder Freund esse, bedeutet, daß derselbige bald sterben werde. Aber seines eigenen Sohnes Fleisch essen, ist zu dem allerböseſten und unglücklichsten, denn solches bedeutet einen schnellen Tod‘. ‚Träumet einem von den höllischen Creaturen, Teufeln, Plagungen und Martern der Hölle, das sein böse und unglückhaftige Träume, auch den Frommen und Gerechten erschrockenlich, denn sie bedeuten Jammer, Trübsal, Bekümmerniß, Leid und Traurigkeit. Es soll aber gemerkt werden, so einem von den Teufeln und höllischen Creaturen träumet, daß solches ausgelegt und erkläret werden soll nach der Gestalt, Weiß, Geberd und Kleidung, darin es einem im Traum fürkommt‘. ‚Träumet einem, wie er Bücher esse und verschlinde, ist ein guter Traum den Schulmeistern, Rednern und denen, die ihr Nahrung und Gewinn aus den Büchern suchen; anderen Leuten bedeutet solches einen gähen und unversehenen Tod‘. ‚Träumet einem, wie er sich selbst erhängt und erwürgt, bedeutet große Angst, Jammer und Noth, als auch denselben zu Handen gat, die also erwürgen‘. ‚Träumet einem, wie er einem Todten etwas nehme oder ihn seiner Kleider beraube, bedeutet demselbigen den Tod, dem ein solcher Traum fürkommt‘, und Aehnliches mehr [1].

‚Neben den Traumbüchlein‘ liefen ‚die vielen Kräuter- und Thierbücher‘, aus welchen das Volk ‚viel wunderbar verborgene Künste‘ für ‚die Vorhersehung der Zukunft und wichtige täglich Geschäft und Hanthirungen, nicht wenig auch für Lieb und Leid gründlich erprobiren‘ sollte [2]. Reich an derartigen Anweisungen war eines der verbreitetsten Volksbücher: ‚Albertus Magnus‘ oder ‚Ein Newer Albertus Magnus von Weibern und Geburten der Kinder, von Tugenden etlicher fürnemer Kreuter, von Kraft der edlen Gestein, von Art und Natur etlicher Thiere . . .‘ Da heißt es zum Beispiel: wenn Jemanden etwas gestohlen ist und er legt das Kraut Sonnenwirbel in der Nacht unter sein Haupt, so sieht er den, welcher es gethan hat und alle seine Gestalt und

---

sollen, als dann solches von den alten Philosophis und Weissagern der Heiden . . warhafftig und gewiß erfunden ist ꝛc. Straßburg 1551.

[1] S. 23. 30. 61. 135. 138. 140. 143 u. s. w.

[2] Etliche chymische und verborgene Mittel ꝛc. B 2.

Eigenschaft; wenn man das Herz und den rechten Fuß eines Steinkeuzlin auf einen Schlafenden legt, so sagt er Alles was er gethan hat und was man von ihm fragt; wenn man das Herz eines Wiesel ißt, so lange es sich noch regt, so machet es einen wissen künftige Dinge; das rechte Auge eines Wolfes, in den rechten Ermel gebunden, behütet vor allem Schaden, und so weiter [1].

Geradezu gefährlich waren die Anpreisungen und schriftlichen ‚Erklärungen' der ‚zur Ergründung verborgener Dinge unentbehrlichen Zauberspiegel', welche man öffentlich feilbot [2]. Man verfertigte solche aus Gold, Silber, Kupfer und anderen Metallen und benutzte die einzelnen zu verschiedenen Zwecken. ‚Im ersten', schrieb Paracelsus, ‚sieht man alle Conterfeyung der Menschen, als von Dieben, Feinden und anderen Personen, desgleichen Kriegsrüstung, Schlachtordnung, Belagerung, überhaupt was die Menschen thun, vollbringen und vollbracht haben. Im andern sieht man schriftlich alle vergangenen und geschehenen Reden, Wort, Anschlag, wo und von wem die geredet sind worden, samt allem dem, was in Rathschlägen abgeredet und beschlossen ist, doch mag man etwas Zukünftiges darin nicht erkennen. Im dritten sieht man alle Geschrift in Briefen, Büchern und Alles, so in der Erde sein mag. Also werden gefunden die verborgenen Schätz, also wird nackend und bloß gesehen was verdeckt ist, also wird gezeigt die Stelle, wo etwas verborgen liegt, und wird herzugebracht, was entwendet ist.' [3]

Fahrende Schüler verkauften ‚in Stadt und Dorf Büchlein, Zetteln und Pergamene' mit ‚magischen Anweisungen und Zeichen gegen den Teufel, gegen Zauberei, Hexerei, Ertrinken und Verbrennen' [4]: besonders beliebt wurden die

---

[1] Albertus Magnus ꝛc. und Ein newer Albertus Magnus . . . durch O. Apollinarem (Frankfurt a. M. ohne Jahr) Bl. 11 fll. 23—31; vergl. Meß-Memorial VI und IX. Michael Harder setzte im Jahre 1569 in der Fastenmesse 135 Exemplare von Albertus Magnus ab; die Handlung von Sigmund Feyerabend in der Fasten- und in der Herbstmesse 1568 über 200 Exemplare; vergl. Pallmann 156. Es wurde eines der immer von Neuem aufgelegten Volksbücher: ‚Gedruckt in diesem Jahr'.

[2] Etliche chymische und verborgene Mittel ꝛc. Vorrede.

[3] Schindler 253.

[4] Die längst als Landplage bekannten ‚fahrenden Schüler' traten um die Mitte des Jahrhunderts ‚immer zahlreicher auch als Goldköche, Teufelsbeschwörer und Hexenmeister' auf. Um das Jahr 1544 kamen, erzählt Crusius (Annal. Suev. III, XI, 653—654), heillose, liederliche Gesellen in Deutschland zum Vorschein, ungeschickte und verdorbene Schüler, welche vorgaben, sie seien im Venusberg gewesen, hätten da Wunderdinge gesehen, wüßten das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, könnten verlorene Dinge wieder herbeischaffen und gegen Hexerei und Zauberei schützen. Sie murmelten seltsame, unverständliche Worte durch die Zähne und rissen die Leute, besonders die Frauen, zur Bewunderung hin, prellten sie um ihr Geld. Durch ihre Worte, versicherten sie, könnten sie bewirken, daß Niemand vom Schwerte durchbohrt,

Talismane und die ‚kugelsicheren Mittel‘ für die in's Feld ziehenden Soldaten [1]. Für untrüglich gegen Verzauberungen galten die ‚Geistersiegel‘, die Zeichen der Planeten in ihrer siebenfachen Vereinigung, über welche Paracelsus geschrieben hatte: ‚Man mache diese Geistersiegel bei zunehmendem Mond an einer Mittwochen in der zwölften Stunde, mit ächtem rothem Zinnober auf Jungfrau-Pergament geschrieben und an einem schwarzen Band am Halse getragen, Nota bene: auf bloßer Brust. Diese sieben neuen Siegel, in zunehmendem Mond gemacht, in der zwölften Stunde, sind wahrhaftig und in allen Proben zu Schrecken und Unthätigkeit der Geister wahrhaftig und gerecht.‘ [2]

Als ‚ein überaus kräftig Mittel, böse Geister und zauberische Leute von sich abzuhalten, Glück und Gesundheit zu haben und genießen, bei rechtem Gebrauch auch wol Zukünftiges zu erfahren‘, wurde dem Volke der Ankauf von Alraunen oder Alrunen (Erdmännchen) anempfohlen, welche ‚mehrentheils, so nicht Gott besonderes Verhängnuß wider einen Menschen im Sinne hat, erprobt und wahrhaftig befunden werden‘ [3]. Die Alraunen, glaubte man, würden aus den Angstthränen gehängter Diebe in dem Boden unter dem

---

Niemand durch magische Künste behext werde, daß die Früchte nicht vom Hagel vernichtet würden und kein Thier im ganzen Jahre stürbe. Ferner behaupteten sie, Macht zu besitzen über das Wüthende Heer, in welchem alle ungetauften Kinder, alle im Kampfe Gefallenen sich befänden. — Der Glaube an den Venusberg, wo diese fahrenden Schüler ihre Wunderdinge gesehen haben wollten, war im Volke ziemlich allgemein verbreitet: dort würden, hieß es, die herrlichsten Feste und Lustbarkeiten gefeiert, Jagden und Turniere, üppige Tänze und Zechgelage gehalten. Vergl. Dolch, Gesch. des deutschen Studententhums (Leipzig 1858) S. 110 fll. Hans Sachs läßt spottend in seinem Fastnachtsspiel ‚Der fahrend Schüler mit dem Teufelsbanner‘ den Schüler von sich aussagen:

Es ist uns aufgesetzt allsammt,
Daß wir stätigs im Land einwandern,
Von einer hohen Schul zur andern,
Daß wir lernen die schwarze Kunst
Und dergleichen andere Künste sunst.
Wo man eim was hat gestoln,
Das können wir ihm wieder holn;
Wen Augenweh und Zahnweh kränken,
Dem können wir ein Segen an Hals henken;
Für's Geschoß Wundersegen wir auch haben;
Wir können wahrsagen und Schätze graben,
Auch zur Nacht auf dem Bock ausfahren.

[1] Als der Oberstburggraf von Dohna im Jahre 1587 den französischen Hugenotten 15 000 Mann Hülfstruppen zugeführt hatte und eine schwere Niederlage erlitt, fand man fast bei allen Gefangenen und Todten Talismane und magische Zettel, welche sie kugelfest und sieghaft machen sollten; vergl. Moehsen, Beiträge 134.

[2] Schindler 126 fll. [3] Etliche chymische und verborgene Mittel 2c. 5—6.

Galgen erzeugt, und die Henker zogen aus diesen vielbegehrten ‚Geheimmännchen‘ großen Gewinn [1].

Häufig sind die Klagen der Zeitgenossen über die vielen ‚zauberischen und verführerischen Schriften und Bücher, welche heimlich verbreitet oder öffentlich verkauft wurden. ‚Heimlich‘, schrieb Anton Prätorius, ‚werden umhergetragen etliche Bücher mit erdichteten Namen, und werden in hohem Werth wie Heiligthum gehalten wegen ihres Alters und der theuern Männer, die sie gemacht haben sollen. Denn sie geben für, Adam, Abel, Enoch, Abraham, Salomon, Raziol, den sie Adams Engel nennen, und der Engel Raphael, der Tobias die Geister vertreiben lehrte, und der Engel Uriel, der Esram verborgene hohe Geheimnisse lehrte, haben sie beschrieben.‘ Neben den öffentlich verkauften Wunder- und Zauberbüchern, welche lateinisch abgefaßt seien, sind ‚in deutscher Sprache überall bekannt etliche schändliche Zauberei-

[1] Wie sehr man an die Kräfte der Erdmännchen glaubte, zeigt der Brief eines Leipziger Bürgers aus dem Jahre 1575 an seinen Bruder in Riga, bei Scheible, Kloster 6, 180: ‚Brüderliche Liebe und Treue und sonst alles Gute bevor, lieber Bruder. Ich habe dein Schreiben überkommen und zum Theile genug wohl verstahn, wie daß du, lieber Bruder, an deinem Huse oder Hove Schaden gelitten hast, daß deine Rinder, Schweine, Kühe, Pferde, Schaafe alles absterben, dein Wein und Bier versäure im Keller, und deine Nahrung ganz und gar zurucgeht, und du ob dem allem mit deiner Hausfrauen in großer Zwietracht lebest, welches mir von deinetwegen ein groß Herzeleid ist zu hören. So habe ich mich nu von deinetwegen höchlich bemühet und bin zu den Leuten gangen, die solcher Dingk Verstand haben, hab Rath von deinetwegen bei ihnen suchen wöllen und hab sie auch darneben gefraget, woher du solches Unglück haben müßest. Da haben sie geantwortet, du hättest solches Unglück nicht von Gott, sondern von bösen Leuten, und dir könne nicht geholfen werden, du hättest denn ein Alruniken oder Ertmänneken, und wenn du solches in deinem Haus oder Hove hättest, so würde es sich mit dir wol bald anders schiken. So hab ich mich nu von deinetwegen ferner bemühet und bin zu den Leuten gangen, die solches gehabt haben, als bey unserm Scharffrichter und habe ihm dafür geben als nemlich mit 64 Thaler und des Budels Knecht ein Drinkgeld. Solches soll dir nu aus Liebe und Treue geschenket seyn. Und so solltu es lernen, wie ich dir schreibe in diesem Brieve. Wenn du den Erdmann in deinen Hause oder Hove überkömmest, so laß es drey Tage ruhen ehr du darzu gehest. Nach den drey Tagen so hebe es uff und bade es in warmen Wasser. Mit dem Bade solltu besprengen dein Vieh und die Sullen deines Hauses, da du und die Deinen übergehen, so wird es sich mit dir wol bald anders schiken und du wirst wol wiederum zu dem Deinen kommen, wenn du dieses Ertmänneken wirst zu Rate halten. Und du solt es alle Jahr viermal baden, und so oft du es badest, so solt du es wiederum in sein Seiden-Kleidt winden und legen es bey deinen besten Kleidtern, die du hast, so darfftu Ihme nicht mehr thun. Das Bad, darinn du es badest, ist auch sonderlich gut, wann eine Frau in Kindsnöthen ist und nit geberen kann, daß sie ein Löffel voll davon trinket, so bärt sie mit Freuden und Dankbarkeit. Und wann du für Richt oder Rath zu thun hast, so steke den Ertmann bei dir unter rechten Arm, so bekömmstu eine gerechte Sach, sie sey recht oder unrecht. Hiemitt Gott befohlen. Datum Leipzig Sontag vor Faßnacht 1575. Hanß N.‘

bücher, welche ich vorwitziger Leute Nachfragens halber nicht nennen mag'. Auch gehören dazu ‚die Sybillenbücher, Traumbücher, Planetenbücher und andere dergleichen, sonderlich auch die, in welchen man vermeintlich lernt, wie der Menschen Sinn und Gemüth, Glück und Unglück, gegenwärtig und künftig, zu erkennen aus der Haar- und Augenfarbe, an der Nase, aus der Stimme und Sprache, bei den Linien oder Strichen der Hände, am Gang, an der Größe oder Kleine aller Leibsglieder' [1].

Für einen ‚überschwänglich weisen Meister in vielen geheimen Künsten' galt der italienische Arzt und Philosoph Hieronymus Cardanus († 1576). ‚Aus dem Cardano kann man', heißt es in einem ‚Arznei- und Wunderbüchlein' vom Jahre 1584, ‚Alles, was geheim und verborgen ist, ganz untrüglich erlernen, denn schon sein Vater war, wie er selber sagt, von einem Spiritus Familiaris darin belehret worden, und war er, der Sohn, so ausbündigen Verkehres mit den Geistern, daß er, so oft er gewollt, alles Zukünftige im Voraus wissen konnte. Dahero denn leichtlich abzunehmen, aus welchen Ursachen, Alles was er geschrieben, in so hohem Ansehen steht'. ‚So ist bei Exempel Alles, was aus der Hand zu lesen ist, nicht bei wahrsagenden Zigeunern zu suchen, sondern viel eher aus dem Cardano, der darüber dich besser unterweisen kann als sonst einer' [2]. Cardanus hatte nämlich die Chiromantie in ein festes System gebracht. Die einzeln Finger stehen, schrieb er, unter der Herrschaft der Gestirne und Planeten: der Daumen wird von Mars, der Zeigefinger von Jupiter, der Mittelfinger von Saturn beherrscht und so weiter. Aus den einzelnen Fingern kann man, wie die Fähigkeiten und die Eigenschaften, auch die Schicksale der Menschen vorhersagen: aus dem Mittelfinger zum Beispiel erkennt man die Fähigkeiten des Menschen zu magischen Künsten, vielfache Arbeit, Armuth, Kummer und Sorgen, Quartanfieber und Gefangenschaft; aus dem Ringfinger dagegen kann man Freundschaft, Ehre und Macht weissagen; aus dem von Mercur beherrschten Dreieck in der Mitte der Hand deutet man die Zeichen der Gelehrsamkeit, der Klugheit und der Dieberei [3].

Auch gab es Anweisungen, wie man aus Krystallen, aus der Erde, aus Asche, Kohlen, aus dem Feuer und den Figuren des Rauches, aus Quellen und Wellen, insbesondere aus der Luft, aus Wolken und Nebel, Wind und Sturm wahrsagen könne; denn ‚den Geistern', hatte Paracelsus verkündet, ‚die in den Elementen wohnen, ist Alles kund, was in der Natur möglich ist

---

[1] Prätorius 166—167. Vergl. Gödelmann 91—92. 455. Fornerus, Panoplia 87—88.

[2] Ohne Ort Bl. 4[b].

[3] Sprengel 3, 288—289, wo auch mehrere andere Lehrbücher der Chiromantie angeführt werden.

zu erfahren, das ist, wie der Mensch enden wird, Stadt, Land, Leute, item alles Glück und Unglück'[1].

‚Das Geschlecht der allerlei geheime, gauklerische und magische Künste Uebenden' und ‚derartig Schriften und Briefe Verkaufenden' war ‚überaus groß'. Sie betrieben ihr Geschäft als ‚Sternseher, Meister des Himmelslaufs und Planetenknechte, Traumdeuter, Zeichendeuter aus dem Vögelflug, dem Sitz oder Geschrei der Vögel'; ferner als ‚Wahrsager, weise Leute, Nachweiser verborgener Diebstähle'; auch als sogenannte ‚Wunderer, Hemmerlinsfährer, Ringschliefer, Dunstmacher, Verblender, Alraunskrämer, Storger, Krischer und Spinnenfresser, Beschwörer, Segner, Teufelsbanner, Hasengreifer, Kugelfänger, Treffschützen, Stichfreien, Schwerttänzer, Buhlzwinger oder Lieblocker, Mäustreiber oder Rattenführer, Spieß- und Degenärzte'[2]. Bei einem umherziehenden, in Lemgo aufgegriffenen Zauberer und Krystallseher fand man viele Drucksachen, ‚Briefe, Bleien, Tafeln und dergleichen, ein Beschwörerbuch, daneben mancherlei Charten, Collecten, deutsch und lateinisch, Circeln, Characteren, Kreuzzeichen, etliche große Briefe', mit näheren Belehrungen, wie ‚die Zäuberischen sollten genöthigt, die Crystallen beschworen werden, wie einem ein Auge sollte ausgeschlagen werden' und so weiter[3]. In einer ‚Kurzen wahrhaftigen Narration und neuen Zeitung von wunderseltsamen Geheimnussen', die er ‚nicht aus Teufels Betreiben, sondern aus sonderlicher, unergründlicher Gnade Gottes kennen gelernt und seit vielen Jahren geübet' habe, pries ein Abenteurer im Jahre 1573 unter Anderm seine Kunst an, ‚Wind und Wetter verkaufen zu können'[4]. Der Meißener Superintendent Gregor Strigenicius warnte aber in seinen Predigten das Volk vor solchen Künstlern. ‚Mit den Windverkäufern', sagte er, ‚ist's Zäuberei und Teufelei'[5].

‚Als ein Tausendlistiger', schrieb Johann von Münster zu Vortlage im Jahre 1591, wirke der Teufel ‚auf mancherlei Weise, entweder durch Orakel-Weissagung, Vorbedeutungen, Träume, Wahrsagung aus der Erde, Weissagung aus dem Wasser, Weissagung aus dem Feuer, Weissagung aus der Luft, Weissagung aus dem Oel und Ruß, das aus den Schornsteinen gefegt wird, Weissagung aus dem Ringe, Wahrsagung aus den Crystallen, Wahrsagung aus sonderlichen Spiegeln, Wahrsagung aus den Todten, Wahrsagung durch das Loose, Weissagung aus dem Gesang der Vögel, die Kunst, aus dem Eingeweide der Opfer oder auch, wie etliche wollen, aus den gehenkten Menschen zu weissagen'. ‚Wer diese schreckliche Gewalt des Teufels recht bedenkt, derselbe wird mit dieser Welt nicht sagen: der Teufel sei nicht so schwarz als man ihn malet, sondern wird gern mit mir bekennen, daß der Teufel, der

---

[1] Schindler 213 fll. [2] Aufgezählt bei Prätorius 33. Vergl. Scultetus 6.
[3] Bericht darüber in J. Hocker's ‚Der Teufel selbs', im Theatr. Diabol. 1, 95 b—96.
[4] Getruckt zu Erfurt, S. 2. [5] Predigten über Jonas 90 b.

Fürst der Finsterniß, so viel schwarzer und erschrecklicher ist, als man ihn nimmermehr malen könnte'.[1] ‚Also wahr es ist,' bekräftigte ein Prediger, ‚daß Gott im Himmel lebt und regiert, also wahr ist es auch, wie die rechten evangelischen Theologi lehren, daß wir hier auf der Welt jetzunder in des Teufels Reich gekommen sind. Und ist nie zuvor so schrecklich gewesen denn jetzt, wo der Teufel dermaßen Herr ist, daß er die Menschen schier ganz in seiner Gewalt hat, thut durch sie was er will und ihm beliebet. Und wann schon hundert eifrig und gottselig Theologi und Scribenten den Teufel mit seinen tausendfältig Künsten und Listen als schwarz und scheußlich nur möglich dem Volke vor Augen gestellt und abgemalet haben, als sie vor Gott schuldig sind allzeit zu thun, so mögen sie ihn doch nimmermehr so schrecklich malen und beschreiben, als er in Wahrheit ist und jetzunder regiert.'[2]

Der Teufel hatte auch in der Literatur des Mittelalters, besonders in den Lebensgeschichten und Legenden der Heiligen, eine gewaltige Rolle gespielt: seine Anschläge und Listen zeigen sich darin ebenso zahlreich und mannigfaltig, als die Arten seines äußern Auftretens. So erscheint er beispielsweise in den Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach bald in allerlei thierischen Gestalten, als Pferd oder Hund oder Katze oder Affe und so weiter, bald in menschlicher Gestalt, als Riese oder als feingekleideter Herr oder als verführerisches Weib; auch trat er als Engel auf, nahm auch wohl die Gestalt einer noch lebenden Person an[3]; häufig schreiben ihm die Berichte flammende Augen, feuriges Haar, feuerspeienden Rachen als besondere Merkmale zu. Aber wie tausendkünstlerisch auch seine Erscheinung, wie unbeschreiblich sein ‚Lügen und Trügen', sein ‚Anprallen und Toben', er wurde regelmäßig von den Heiligen und Frommen besiegt und erniedrigt, und diente so nur zu deren Prüfung und Reinigung, zur Kräftigung des Gottvertrauens, der christlichen Zuversicht und der christlichen Liebe. So allgemein und unbestritten der Glaube war, daß der Teufel ohne Unterlaß und von allen Seiten her auf den Menschen einwirke, um ihn von Gott zu entfernen und an sich zu ziehen, ebenso allgemein war auch der Glaube, daß er über Niemanden wider dessen freien Willen etwas vermöge; daß jeder Mensch vermittelst der Heilmittel und

---

[1] Münster, Ein christlicher Unterricht von Gespensten (Hanauer Ausg. von 1591) 87—88.

[2] Ein Predig über den nahe vor der Thür stehenden jüngsten Tag von M. Heinrich Rieß (1605) S. 3. Die Aeußerungen über die Macht des Teufels fast gleichlautend mit J. Hocker's ‚Der Teufel selbs', im Theatrum Diabol. 1, 33.

[3] Vergl. Kaufmann, Cäsarius 139; ferner dessen Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Cäsarius, in den Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein Heft 47.

der Segnungen der Kirche im Stande sei, den bösen Feind zu überwinden und in die Flucht zu schlagen. Deßhalb riefen damals die Teufelsvorstellungen keinen überwältigenden Schrecken hervor[1]; sie beherrschten keineswegs das damalige Leben. Wenn der Fürst der Finsterniß auf der Bühne dem Volke vorgeführt wurde, so erschien er nicht als ein kluger und sieghafter, sondern nur als ein dummer und geprellter Teufel.

Einen großartigen Umfang und eine früher ungekannte Tiefe gewann der Glaube an die Macht des Teufels seit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Beschäftigung mit der cabbalistischen und talmudistischen Literatur förderte ungemein die Vorstellungen von allerlei teuflischen und zauberischen Künsten; auch das Studium des classischen Alterthums erneuerte in Unzähligen den Glauben an all jenes Treiben der Dämonen und ihrer Verbündeten, welches in der vorchristlichen Zeit fast niemals in Zweifel gezogen worden war; die griechische und die römische Mythologie bevölkerte die Köpfe mit allerlei neuen Wahnbildern aus dem Reiche des Teufels[2].

Früher hatte man in der allgemeinen Kirche Schutz und Trost gefunden, bald aber hieß es: die alte Kirche selbst sei ‚ein Behältniß des Teufels'. Während man aber die Glaubenssätze derselben angriff, vielfach selbst die wesentlichen Grundwahrheiten des Christenthums in Frage stellte, wurden die Gemüther immer mehr auf das Satanische hingedrängt. Angst und Schrecken vor dessen Alles besiegender Macht wurden um so größer, je ruheloser und unheimlicher das Leben unter den ununterbrochenen religiösen Parteikämpfen sich gestaltete. Die alte Gottesfurcht verkehrte sich in Teufelsfurcht, und die Lehre von der vollständigen Schlechtigkeit der menschlichen Natur und von der Unfreiheit des menschlichen Willens war am wenigsten danach angethan, den Teufelsglauben zu beschränken.

Es entwickelte sich eine umfassende und vielgestaltige Teufelsliteratur, welche, so weit sie in deutscher Sprache vorhanden, fast ausschließlich protestantischen Ursprungs ist, und in ihren wesentlichen Grundzügen übereinstimmt mit dem, was Luther über den Teufel und dessen Reich gelehrt hatte.

Luther wies in seiner ganzen Anschauungsweise dem Teufel eine Wirksamkeit zu, welche alles vor ihm darüber Angenommene weit übertraf. Er glaubte an die Gewalt des Teufels und dessen Verführungskünste über die Seelen um so unerschütterlicher, als er aus eigenen Erfahrungen durch zahlreiche Teufelserscheinungen, von welchen er Kunde gab, die vollgültigsten Beweise von dessen unausgesetzter Thätigkeit erhalten haben wollte. ‚Der Teufel', schrieb er in seiner Hauspostille, ‚zieht zuweilen eine Larve an, wie

[1] Lecky 1, 29—30.

[2] Ueber den Dämonen- und Gespensterglauben der italienischen Humanisten vergl. Burckhardt, Die Renaissance in Italien 410—426.

ich selbst gesehen habe, als wäre er eine Sau, ein brennender Strohwisch und dergleichen.' Seinem Freunde Myconius erzählte er: auf der Wartburg sei der Teufel zweimal in Gestalt eines Hundes gekommen, um ihn umzubringen; in seinem Garten sah er den Teufel in Gestalt eines schwarzen, wilden Schweines; in Coburg in der Gestalt eines Sterns [1]. ‚Der Teufel geht mit mir', sagte er, ‚auf dem Schlafhause spazieren, und habe einen oder zwei, die lauschen stark auf mich und sind visirliche Teufel'. Er berichtete Näheres über seine Unterredungen mit dem Teufel und äußerte sich selbst auf der Kanzel wiederholt über sein Verhältniß zu der Nachtseite der Geisterwelt. Auch erfuhr er von seinen Freunden und Mitstreitern allerlei Teufelsgeschichten, welche ‚wahrlich geschehen'. Zu Seßen führte der Teufel ‚drei Knechte leiblich hinweg'; in der Mark drehte er einem ‚Wirth den Kopf um und führte einen Landsknecht in der Luft davon'; in Mühlberg erlitt ein Pfeifer, der Wein und Pferdemist getrunken, dasselbe Schicksal; in Eisenach ebenfalls ein Pfeifer, obgleich Justus Menius und andere Prediger ‚Tag und Nacht bei ihm wachten und Thüre und Fenster verwahrten, daß er ja nicht weggeführt würde': erstern Pfeifer fand man am andern Morgen todt und kohlschwarz in einem Bach, letztern todt in einer Haselstaude. Besser erging es einem jungen Gesellen in Thüringen, welcher den Teufel, als dieser ihn wegführen wollte, besiegte. ‚Das sind wahrlich', sagte Luther, ‚nicht unnütze und vergebliche Historien und Geschichten, die Leute damit furchtsam zu machen; sie sind traun schrecklich und gar kein Kinderwerk, wie die Klüglinge meinen'.

‚Aus den geschlagenen und überwundenen Teufeln werden Poltergeister oder wilde Lappen, denn es sind verdorbene Teufel. Desgleichen glaube ich, daß die Affen eitel Teufel sind'. ‚Die Schlangen und Affen sind vor allen anderen Thieren dem Teufel unterworfen, in die er fährt und sie besitzt, braucht derselbigen, die Leute zu betrügen und zu beschädigen'. ‚Noch in viel Landen sind Oerter, da die Teufel wohnen. Preußen hat viel böser Geister, desgleichen sind in Pilappen (Lappland) viel Teufel und Zauberer. In der Schweiz, nicht weit von Lucern, auf einem sehr hohen Berg ist ein See, der heißt Pilatus Teich, da hat der Teufel ein wüst und gräulich Wesen inne. In meinem Vaterland auf einem hohen Berg, der Poltersberg genannt, ist ein Teich: wenn man einen Stein hinein wirft, da erhebt sich ein groß Wetter, und wird die ganze Gegend herum erregt und bewegt. Es sind Wohnungen der Teufel, da sie gefangen liegen.' Zu den merkwürdigen Teufelsgeschichten, welche Luther erzählte, gehört auch folgende. Einmal erschien der Teufel einem Arzt ‚in Gestalt eines zotigen Bockes mit langen Hörnern und ließ sich an der Wand also sehen. Der Doctor merkte, daß es der Teufel wäre, und fasset ein Herz, erwischt den Bock bei den Hörnern und reißet ihn von der Wand,

[1] Myconius, Hist. Reform. 42. Mathesius, Historien Lutheri 184.

schlägt den Bock auf den Tisch, behält die Hörner in der Hand und der Leib verschwindet. Dieses sieht nun ein Anderer und gedenkt: ei, hat dies der Doctor gethan, ich will's auch nachthun, bin ich doch getauft wie er. Als ihm nun der Teufel in einer Gestalt eines Bocks auch begegnete, da wollt er dies Mirakel auch nachthun und fuhr dem Bock aus Vermessenheit an die Hörner. Da dreht ihm der Teufel den Hals um und erwürgt ihn' [1].

Luther sah in allen Schriften, welche wider ihn erschienen, Eingebungen des Teufels; seine Gegner Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen erklärte er für persönlich vom Teufel besessen; sein ehemaliger Freund und späterer Widersacher Carlstadt sei, versicherte er, in Basel vom Teufel erwürgt worden.

Den furchtbarsten Beweis seiner Macht hatte der Teufel, nach Luther's Lehre, dadurch geliefert, daß es ihm gelungen, die ganze von Christus gestiftete Kirche nach kurzem Bestande zu verwüsten, die vom Gottmenschen eingesetzten Sacramente zu verunstalten, die Greuel seines falschen und gotteslästerlichen Gottesdienstes und seiner Ceremonien im Abend- und im Morgenlande zur Herrschaft zu bringen. Der Teufel habe die Kirche, verkündigte Luther, in eine Mördergrube verwandelt, viele Jahrhunderte hindurch das ganze große Reich der Christenheit an Stelle des von ihm entthronten Christus frei beherrscht. Die Bischöfe waren in Luther's Augen ‚Diener des Teufels', die Mönche ‚Geschöpfe des Teufels'; das Fegfeuer und der Cölibat ein Teufelswerk und Teufelsgespenst. Sogar die Heiligen mit ihren ascetischen Uebungen seien der Leitung und den Einflüsterungen des Teufels unterworfen, und während sie in ihrer Verblendung Gott zu dienen wähnten, Knechte des Satans gewesen. In den Schmalkaldischen Artikeln wurde gelehrt, daß ‚die bösen Geister viel Buberei angerichtet, daß sie als Menschenseelen erschienen, Messen, Vigilien, Wallfahrten und andere Almosen geheischet mit unsäglichen Lügen und Schalkheiten'. Insbesondere wurde die heilige Messe verlästert als eine Erfindung des Satans und als jenes heidnische Greuelopfer, welches schon der Prophet Daniel unter dem Namen Mausim vorherverkündigt habe.

In seiner ‚Kurzen Form' des Catechismus vom Jahre 1520 stand Luther noch auf katholischem Boden mit dem Satze, daß es eine Versündigung gegen das erste Gebot sei, wenn Jemand ‚sein Unglück und Widerwärtigkeit dem Teufel oder bösen Menschen' zuschreibe [2]. Später aber lehrte er, daß der Teufel, wie im Leben der Kirche, so auch im gewöhnlichen Leben

---

[1] Bei Förstemann 3, 27—30. 34. 36. 38. 48. 49—50. 52. 57—58. 62. 65.

[2] Vergl. Löschke 36—37. ‚Wie es sich mit dieser bestimmten Erklärung Luther's vereinigen läßt, daß er selbst unendlich oft sein Unglück und Widerwärtigkeit dem Teufel zuschreibt, ist mir unbegreiflich; auch erinnere ich mich nicht, in seinen späteren Schriften eine ähnliche Aeußerung gelesen zu haben.' 37 Note 1.

überall die Hand im Spiele habe. In seinem großen Catechismus vom Jahre 1529 erklärte er mit deutlichen Worten, daß der Teufel ,Hader, Mord, Aufruhr und Krieg anrichte, desgleichen Ungewitter und Hagel, um das Getreide und Vieh zu verderben und die Luft zu vergiften; er trachte ohne Unterlaß nach dem Leben der Christen und kühle sein Müthlein, wo er sie zu Unfall und Schaden am Leibe bringen könne. Daher komme es, daß er Manchem den Hals breche oder ihn von Sinnen bringe, Etliche im Wasser ersäufe, daß sie sich selbst umbrächten, oder zu vielen anderen schrecklichen Fällen.'

So wurden schon im catechetischen Unterricht Knaben und Mädchen angewiesen, sich beständig unter dem Einflusse des Satans nicht nur an der Seele, sondern auch an Leib und Leben zu betrachten: jedes ungewöhnliche Siechthum, jedes krankhafte Seelenleiden, jede gewaltige Naturerscheinung galt als eine besondere Veranstaltung des Erzfeindes der Menschen; das ganze Leben wurde gleichsam mit einem undurchdringlichen Netze dämonischer Vorstellungen umsponnen.

Was schon die ältesten Concilien als manichäistisch verurtheilt hatten, trat von Neuem in das Leben des Volkes ein.

,Keine Krankheit', sagte Luther, ,kommt von Gott, als der gut ist und Jedermann alles Gute thut, sondern ist vom Teufel, der alles Unglück stiftet und anrichtet und sich in alle Spiele und Künste mengt, scheußet aus Pestilenz, Franzosen, Fieber und so weiter.' An einer andern Stelle bekräftigte er: ,Der Teufel ist ein solcher Meister, der aus einem Baumblättlein kann den Tod machen. Er hat mehr Gefäß und Büchsen voller Gift, da er die Leute mit tödtet, denn alle Apotheker in der ganzen Welt.' Und wiederum: ,Der Teufel beschädigt und tödtet die Menschen durch Mittel, die ihm dazu dienen, vergiftet die Luft.' ,Es sind viel Teufel in Wälden, Wassern, Wüsten und an feuchten pfuhlichten Orten, daß sie den Leuten mögen Schaden thun; etliche sind auch in den schwarzen und dicken Wolken, die machen Wetter, Hagel, Blitz und Donner, vergiften die Luft und Weide.' ,Zur Zeit der Pestilenz bläst der Teufel in ein Haus; was er ergreift, das nimmt er hinweg.' ,Viele Taube, Lahme, Blinde und so weiter sind also aus Bosheit des Teufels. Desgleichen soll man gar nicht zweifeln, daß Pestilenz, Fieber und andere große schwere Seuchen und Plagen des Teufels Werk seien, weil er auch der ist, der große Wetter, Brand, theuere Zeit, daß das Getreide und Früchte im Felde verderben, zurichtet und macht.' ,Von wahnwitzigen tollen Leuten halte ich also, daß alle Thoren und die der Vernunft beraubt sind, vom Teufel also geplagt werden. Denn daß die Aerzte viel der Art Krankheiten den natürlichen Ursachen zumessen und zuschreiben, auch bisweilen dieselben mit Arznei lindern, geschieht daher, daß sie nicht wissen, wie mächtig und gewaltig der Teufel ist.' Als ihm einmal berichtet wurde, wie Einer an einem Bissen Brod schier erstickt, ein Anderer vom Hause herabgefallen

und schier todt geblieben wäre, sagte er: ‚Dieses thut Alles der Teufel, der ist so nahe hinter uns her; aber die Welt glaubt's nicht, daß es der Teufel sei, sie meint, es geschehe durch Zufall‘[1].

Für eine besondere teuflische Bewerkstelligung sah Luther ‚die Wechselbälge und Kielkröpfe‘ an, ‚welche der Satan an der rechten Kinder Statt legt, damit die Leute geplagt werden‘. ‚Etliche Mägde reißet er oftmals in's Wasser, schwängert sie und behält sie bei ihm, bis sie des Kindes genesen; und legt danach dieselben Kinder in die Wiegen, nimmt die rechten Kinder daraus und führt sie weg‘. In Dessau sah Luther ein Kind, ‚welches‘, erzählte er, ‚zwölf Jahre alt war, seine Augen und alle Sinne hatte, daß man meinte, es wäre ein recht Kind. Dasselbige that Nichts, denn daß es nur fraß und zwar so viel als irgend vier Bauern oder Drescher. Wenn man's angriff, so schrie es. Wenn's übel im Hause zuging, daß Schaden geschah, so lachte es und war fröhlich, ging's aber wohl zu, so weinte es. Da sagte ich zu dem Fürsten von Anhalt: wenn ich da Fürst oder Herr wäre, so wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Mulde, so bei Dessau fließt, und wollte das homicidium daran wagen. Aber der Kurfürst von Sachsen, so mit zu Dessau war, und die Fürsten zu Anhalt wollten mir nicht folgen.‘ Als man ihn später fragte, weßhalb er den Rath ertheilt habe, das Kind zu ersäufen, antwortete er: er halte gänzlich dafür, daß solche Wechselkinder nur ein Stück Fleisch ohne Seele seien, ‚denn solches könne der Teufel wohl machen‘: er sei ‚in solchen Wechselbälgen als ihre Seele‘. ‚Es geschieht oft‘, versicherte Luther, ‚daß den Sechswöchnerinnen die Kinder verwechselt werden und die Teufel sich an ihre Statt legen und sich garstiger machen mit Fressen und Schreien, denn sonst zehn andere Kinder, daß die Eltern vor solchen Unflätern keine Ruhe haben und die Mütter also ausgesogen werden, daß sie nicht mehr stillen können.‘ Eine ‚Historie‘, welche er von dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen erfuhr, veranlaßte ihn zu dem Ausruf: ‚Es ist wahrlich ein gräulich schrecklich Exempel, daß der Satan so kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zeugt.‘[2]

Zu allen diesen Sätzen gesellte sich seine, die Gewalt des Satans übermächtig erhebende Lehre von dem ‚knechtischen Willen‘ und den dualistischen

---

[1] Förstemann 3, 2. 14. 15. 16. 33—34. 63. 94. Vergl. 4, 244. 246. 253. ‚Meine Krankheit, die ich hab vom Schwindel, und ander Ding ist nicht natürlich.‘ Junker Satan übe seinen Muthwillen an ihm durch Zauberei. Bd. 3, 41. 97. Die Aerzte, sagte er, ‚non considerant Sathanam impulsorem naturalis causae in morbo, qui causas et morbos illico et facile mutat‘. Lauterbach 109.

[2] Bei Förstemann 3, 56. 69—71. Weitere Belegstellen für das Gesagte bei Döllinger 2, 413 fll. Luther und das Zauberwesen 904 fll., und in dem Aufsatz: Ueber das Verhältniß und die Stellung des Glaubens an den Teufel zum Lutherthum, in den Histor.=pol. Blättern 12, 39—48.

Kämpfen des guten und des bösen Principes im Menschen: ‚Des Menschen Wille ist in Mitte zwischen Gott und dem Satan, und läßt sich führen, leiten und treiben, wie ein Pferd oder ander Thier. Nimmt ihn Gott ein und besitzt ihn, so geht er, wohin und wie Gott will. Nimmt ihn der Teufel ein und besitzt ihn, so will er und geht, wie und wohin der Teufel will. Und ist der menschliche Wille darin nicht frei oder sein mächtig, zu welchem unter den zweien er laufen und sich halten wolle, sondern die zween Starken fechten und streiten darum, wer ihn einnehme‘ [1].

Bei dem großen dogmatischen Ansehen, welches Luther genoß, wurden seine Ansichten und Bekräftigungen bezüglich des Teufels und dessen Wirksamkeit auf Erden maßgebend in der neuen Kirche, welche nach ihm sich benannte. Auf Grund dieser Ansichten und Bekräftigungen sind die zahlreichen, fast ohne Ausnahme von Predigern verfertigten Schriften aufgebaut, welche, die verschiedenen Laster der Zeit unter einem Teufelsnamen verkörpernd, die Volksliteratur mit einem großen Teufelsmagazine bereicherten. So verfaßte Andreas Musculus einen Hosen-, einen Fluch- und einen Eheteufel; Matthäus Friedrich einen Saufteufel, Cyriacus Spangenberg einen Jagteufel, Albrecht von Blanckenberg einen Geiz- und einen Wucherteufel, Joachim Westphal einen Faulteufel und einen Hoffartsteufel, Ludwig Milichius einen Zauberteufel und einen Schrapteufel, das heißt Finanzteufel, Florian Daule einen Tanzteufel, Andreas Hoppenrod einen Hurenteufel, Jodocus Hocker eine Schrift unter dem Titel: ‚Der Teufel selbst‘. Solcher Schriften erschienen noch mehrere. Zwanzig derselben wurden im Jahre 1569 zu Frankfurt am Main in einem Foliobande gesammelt als ein ‚Theatrum Diabolorum‘, aus welchem zu erlernen, ‚daß wir in dieser Welt nicht mit Kaisern, Königen, Fürsten und Herren oder anderen Potentaten, sondern mit dem Teufel zu kämpfen und zu streiten‘ haben. Sechs Jahre später erschien eine mit ‚vier neuen Teufeln gemehrte‘ Auflage des Werkes [2], und im Jahre 1587 eine dritte Auflage, wiederum gemehrt mit zehn neuen Teufeln, ‚als Kleider- und Kröeß-, Neidharts-, Schmeichel-, Pfarr- und Pfründbeschneider-, Speculationischer-, Lügen- und Läster-, Gerichts- und Procuratorn-, Bettel- und Gart-, sammt den Sacraments-Teufeln, so zuvor bei diesem Druck nie gesehen und ausgangen‘; der letzte auf dem Titel erwähnte, der Sacramentsteufel, wurde von dem Prediger Johann Schütz ‚mit seinen siebenunddreißig Adjuvanten beschrieben‘. Das

---

[1] Vergl. unsere Angaben Bd. 2, 381.

[2] Genaue Angaben über diese Art Teufelsliteratur bei Goedeke, Grundriß 2, 479 bis 483. ‚Die protestantische Teufelslehre‘, sagt der Verf., ‚begünstigte die dämonische Personificirung der Laster und anstößigen Gewohnheiten, die durch Teufelsnamen geächtet wurden. Der theologische Eifer schuf eine Art erbaulicher Unterhaltungsliteratur, die für die Sittengeschichte lehrreich und zum Theil lebhaft geschrieben‘ ist.

Werk, in dieser neuen Auflage vierunddreißig Teufel behandelnd, umfaßte in seinen zwei Theilen über 1360 Seiten in Großfolio mit doppelten Columnen, sollte aber nach dem Wunsche des Herausgebers Sigmund Feyerabend aller Welt ‚stets zur Hand‘ sein als ‚eine treue Warnung für allerlei List und Mord des Teufels‘. Es sei ‚nützlich nicht allein dem Leien und gemeinen Christen, sondern auch wol vielen Gelehrten, als Pfarrherren, Capelanen und anderen der Kirchen Fürstehern, mag wol sagen auch den Gelehrten der Rechten und Arznei‘. Denn es zeige ‚vielfältig an, wie der Teufel nicht allein der Seele des Menschen, sondern auch Leib und Gut nachstelle, und wie er derselbigen mißbrauche sowohl wider weltliche Recht und natürliche Ordnung, als wider Gottes Wort, ja wider alle Sinn, Witz und Vernunft, dabei denn mancherlei Exempel und Fälle aus alter Historie und täglicher Erfahrung angezogen werden‘. Die verschiedenen Teufel seien ‚so viel möglich nach der Ordnung der zehn Gebote Gottes nach einander gesetzt‘, und so bilde das Werk mit seinen vielen Lehren und Ermahnungen ‚nicht ein geringer Theil unsers christlichen Catechismi‘. ‚Und ist das Alles mit mancherlei lustigen Historien, Sprüchen, Sprüchwörtern, Reimen und Gleichnißreden vermenget und geschmücket, daß es auch Weltleuten, so der heiligen Schrift und der Kirchenlehrer Bücher leichtlich überdrüßig werden, lieblich und kurzweilig sein mag.‘ [1]

In der That fand die auf die herrschende Teufelsfurcht und Teufelssucht des Volkes berechnete neue Art von Literatur einen reißenden Absatz. Von den vielen einzelnen früher erschienenen Teufelsbüchern hatte Feyerabend allein in der Fasten- und in der Herbstmesse 1568 beiläufig 1220 abgesetzt [2]. In der Fastenmesse 1569 verkaufte Michael Harder 452 Exemplare solcher Bücher, welche größtentheils nach Leipzig und Magdeburg abgingen [3].

Ein eifriger Gegner dieser neuen Art ‚absonderlicher‘ Volksliteratur war der katholische Polemiker Johannes Nas. ‚Innerhalb wenig Jahren‘, schrieb derselbe im Jahre 1588, ‚sein viel teuflische Bücher ausgangen, die in's Teufels Namen beschrieben, in's Teufels Namen gedruckt, in's Teufels Namen gekauft und gelesen und für große Kunst beschreit werden, und seind ihre Meister nicht unter den geringsten Wortsknechten berühmt worden.‘ Er führte ganze Alphabete von ausgegangenen Teufelsbüchern an und fuhr fort: ‚Die alten frommen Christen haben ihren Kindern den Bösen mit seinen greulichen teuflischen Abnamen nicht nennen lassen, ja wohl dabei zu fluchen gar Nie-

[1] Vorrede zur vermehrten Ausgabe vom Jahre 1587. Gedruckt Frankfurt a. M. durch Peter Schmid. Die Vorrede des zweiten Theiles, ebenfalls von Sigmund Feyerabend unterzeichnet, ist datirt vom 8. Febr. 1588. Bei Goedeke ist diese dritte Auflage nicht angeführt.

[2] Vergl. die Register bei Pallmann 156—160.

[3] Meß-Memorial IX.

mand gestattet, wie der weise Mann sagt: „So der böse Mann dem Teufel flucht, so verflucht er seine eigene Seele." Diese jetzige Welt predigt und schreibt Bücher in's Teufels Namen und das muß Alles recht und wohlgethan sein: Ursach, ihr Großvater und Patriarch Martin Luther hat solches angefangen . . . Dem Vater folgt sein Sohn. Wie die Prädikanten sein begeistet, also gebären sie.' Die Katholiken dürften ihnen auf diesem Gebiete nicht folgen. ‚Ich selbs bin dabei gewesen wol vor zwanzig Jahren, da solches Teufelsgejayd erstlich in's Geschrei kam, waren etliche gelehrte katholische Männer beisammen, redeten und lachten der schwarzen Engel. Da sprach einer unter ihnen, seliger Gedächtniß, ein hochgelehrter Mann: „Ich will auch einen Teufel ausgehen lassen."' Man habe dieß für einen Scherz aufgenommen und belacht; als man aber merkte, daß der Mann ‚es für Ernst fürgebracht, sagten etliche: Ei, mein Herr, von uns Katholischen sollen die Teufel nicht ausgebrütet werden, wir wollen die Secten darum nicht neiden, gleich und gleich gehört zusammen' [1]. Herzog Albrecht V. von Bayern verbot bereits im Jahre 1566 ‚alle die neuen Tractätl, welche in Teufels Namen intitulirt sind: als Hosenteufel, Spielteufel und so weiter'. ‚Denn obwohl alle die das Ansehen haben,' sagt er in seiner Verfügung, ‚als ob sie allerding politisch, und allein guter Zucht halber geschrieben seien, so sind sie doch der ärgerlichen Exempel und Anzüg halber nicht zu leiden, und fast also geschaffen, daß sie dem, dessen Titel sie tragen, zu seinem Reich am meisten dienen. Und ist nicht Noth, das christlich Völklin durch Teufels Büchlein von Lastern abzutreiben, weil sonsten der heilsamen guten Schriften bei der katholischen christlichen Kirche eben genug dazu vorhanden.' [2]

In der Absicht, eine in der Teufelsliteratur noch vorhandene Lücke auszufüllen, veröffentlichte der Mecklenburger Superintendent Andreas Celichius im Jahre 1595 eine ausführliche Schrift über die Besessenheit, ‚des Satans letzten Zornsturm'. ‚Obwohl Andere', betonte er, ‚nicht allein einen Teufel nach dem andern abgemalet, sondern auch die Hölle selbst ausgehen lassen, benebenst dem ganzen Theatro Diabolorum, so weiß ich mich doch nicht eigentlich zu bescheiden, daß Jemand diese Arbeit auf sich genommen und Anderen zu Lehr und Trost von besessenen Personen etwas Gründliches und Ordentliches sollte verfaßt und in öffentlichen Druck gegeben haben.' [3] Und doch sei eine

[1] Nas, Angelus paraeneticus, der Warnungsengel (1588) S. 2—9. In einer andern Schrift macht Nas die Bemerkung, in den protestantischen Büchern begegne man fast auf jedem Blatte einem Teufel, während von einem Engel fast nie die Rede sei; vergl. Schöpf 64 Note 3. Gervinus 3, 17—18 führt auf Luther's Vorgang die ‚ganze Teufelsliteratur' zurück, ‚von der in prosaischer Eintönigkeit und theologischem Eifer die verschiedenen Lasterhaften als so viele Teufelsbesessene gegeißelt wurden, wie von Brant als Narren'. [2] Archiv für Gesch. des deutschen Buchhandels 1, 180.

[3] Celichius, Notwendige Erinnerung Bl. B 3 b.

solche Schrift überaus nothwendig. ‚Fast nahe und fern in allen Grenzen wird die Zahl der Besessenen so groß, daß es Jammer und Wunder ist, und solches mag wohl das rechte Ungeziefer sein, (daß) nu vielleicht unser Egypten und die ganze baufällige Welt zu Grunde soll gerichtet werden.‘ ‚Etliche dreißig besessene Personen‘ hätten in Mecklenburg Furcht und Schrecken verbreitet. ‚Schwache und blöde Gefäße unter Frauen und Jungfrauen sind über solchen seltsamen Spektakeln nicht wenig erschrocken; ihrer viele aber auch dargegen haben Glauben und Liebe hintangesetzt, indem sie eines Theils den Teufeln in den Besessenen abgöttischer und widerchristlicher Weise um Rath gefragt und gleich eine neue Wallfahrt angerichtet, eines Teils sind sie ganz unbarmherziglich für den hochbetrübten Patienten geflohen und haben ihnen noch dazu alle Seligkeit abgesprochen.‘ [1] ‚Allhie bei uns in der Nachbarschaft sind wohl drei Prediger im Haupte verrückt und wie es das Ansehen hat am Leibe besessen worden.‘ ‚Auch ist's heutiges Tags überall fast gemein bei jungen Leuten mit der hinfallenden Seuche, daß sie in der Kirche und auf der Gassen zur Erde sinken, welche Christus selbst auch unter die Besessenen rechnet. Und das ist derer Kinder Sold und Lohn, die keine Zuchtruthe mehr leiden wollen . . . und machen es wie die bösen Buben zu Bethel, daß sie endlich von den höllischen Bären ganz und gar darniedergerissen und gefressen müssen werden.‘ [2] Aus eigener Kenntniß brachte Celichius Zeugnisse für die Strafgerechtigkeit Gottes bei. ‚Ich habe bei meiner Lebzeit eines Interimsschmiedes Weib gekennet, die ward plötzlich und wunderbarlich besessen und viel Teufel redeten unterschiedlich aus ihr; denn sie mußte ihres geldsüchtigen Mannes entgelten.‘ ‚Ein großer Jurist, dessen Namens ich gern und aus Ursachen hie geschweige, hatte mehr denn eine Tonne Goldes für sich bracht und blieb dennoch unvergnügsam, kam fast nimmer zur Predigt, Absolution und Communion‘, bis er endlich ‚wie ein Hund unter Tisch und Bänke kriechen mußte, aus waserlei Geist mögen die wissen, so mit ihm sind umgangen‘. ‚Ein Suppenfresser‘ ‚beförderte Niemand mehr und höher, denn des Calvini Rottgesellen, bis zuletzt der Satan sein Abt ward und plaget ihn daheim und außen mit allerlei umlaufenden Gespensten, inwendig aber in seinem raumen Kopf und Gewissen brachte er's ihm so nahe, daß er zum Mordspringer ward.‘ Von denjenigen, welche Kirchengut in Besitz genommen, würden ‚Etliche mit Leib und Seele vom Teufel hinweggerissen, Etliche verlahmen an Händen und Füßen, Etliche werden rasend und hirnwüthig‘ [3]. Weil überhaupt alle Welt voll Sünde, Verbrechen und Schande sei, so brauche man sich über die große Zahl der Besessenen nicht zu verwundern; auch darüber nicht, daß meistens ‚Weibspersonen, alt und jung, mit diesem Jammer berückt‘ würden. Denn

---

[1] Celichius Bl. A 3. B 2. [2] Bl. D 2. G 3 b.
[3] Bl. G 1 b. H 1—2. H 3.

‚der unruhige Belial ist's gewohnt, daß er sich an Eva und ihren Töchtern am ersten und meisten versucht, weil er durch sie die Sünde und Tod eingeführt hat. So ist's auch ohne das umb ein Weib ein schwach Gefäße, und sie stecken gemeiniglich voller Melancholie und Schwermuth. Sanct Paulus schreibt auch aus Erfahrung, daß sie wilde und fürwitzig seien . . Zudem sind sie jetzt von Natur stolz und üppig, und das Diis eritis similes steckt ihnen noch immerdar im Kropf'; ihre Putzsucht und stinkende Hoffart ‚thut dem höllischen Leviathan Thür und Fenster auf, und weil er König über alle Stolzen ist, so dreht er zuweilen solchen schwülstigen Docken die Hälse vor'm Spiegel um, oder zeichnet sie sonst, daß sie keinem menschlichen Bilde mehr ähnlich sind.' ‚Ueber das sind auch die Weibspersonen viel ehe und mehr auf teuflische Zauberei verstürzet als die Männer.' [1] Die Herzogin Anna von Mecklenburg, welcher Celichius seine Schrift zueignete, mag über diese den Frauen gehaltene Strafrede nicht besonders erbaut gewesen sein.

Unter den von Celichius aufgezählten ‚allerhand Ursachen, um welcher willen unser Herr Gott solche grausame Plagen und Spektakeln' der Besessenheit verhänge, sei ‚mit besonderm Fleiß darauf zu sehen', daß er ‚gemeinlich durch solche schreckliche Anblicke große Veränderungen in der Kirche und Polizei pflegt anzudeuten, wie alte und neue Exempel ausweisen und bezeugen' [2].

Als Celichius sein Werk zum Troste der geängstigten Christen abfaßte, waren längst allerlei ‚Erschröckliche und wunderbarliche Zeitungen' über die Künste, welche der Teufel in den Besessenen treibe, zahlreich in's Land gegangen. Bereits im Jahre 1538 war eine ‚Wunderzeitung' erschienen ‚von einem Geldteufel, eine seltsame, unglaubliche, doch wahrhaftige Geschichte, zu Frankfurt an der Oder beschehen'. Der Prediger Andreas Eber und die Richter und Schöffen der Stadt stellten darin ein urkundliches Zeugniß aus über die Art, wie der Teufel dort eine Magd, welche schon früher schwachsinnig gewesen war, besessen habe. Wenn diese Magd ‚mit der Hand einem am Rock, Barett, Wamms, Hand, Ermel, Haupt, Bart, oder auf einen Tisch, Bank, Holz, Stein, Erde, Mauer und so weiter gegriffen, hat sie Geld damit erwischt und zum Maul gefahren und darin gebissen, daß es zwischen den Zähnen geknarret hat und aus dem Maul die Münze blicken lassen'. ‚Desgleichen hat sie des Nachts im Bett, bei ihrer Wärterin liegend, vom Federbett, Lacken, Bettbrett, und worauf sie gegriffen, Geld erwischt und damit gerauscht, und das Maul vollgesteckt, daß sie auch gräulich davon geröchelt, daß sie hat wollen ersticken.' ‚Sie hat auch etlichen redlichen Leuten, Mannen und Weiben, das Geld von sich selbst, wenn sie einen Griff gethan, vereicht . . und ist allerlei ganghaftig Münz gewesen, als märkische Groschen,

---

[1] Celichius Bl. D 3—4. [2] Bl. F 2—3.

Pfennig, Stettinische, Meißnische, Polnische und Böhmische Münz, auch preußische Groschen, und darunter auch etliche böse rothe Münz. Und hat sonst wenn man sie gefragt seltsame, wunderliche Reden getrieben.' Zur ‚Bekräftigung der Wahrheit' dieser Geschichte setzte der Prediger sein Siegel unter diese Urkunde, und der städtische Richter fügte ‚mit Wissenheit der Schöffen des Gerichtes Insiegel' bei [1]. In vier verschiedenen Ausgaben erschien im Jahre 1562 eine ‚Neue Zeitung von einem Manne Hans Vader genannt, wie dem der Teufel mit Stricken, Frauen-Schleiern, Jungfrauen- und Mägden-Flechten und Zöpfen beide Hände auf den Rücken bindet und den erbärmlich quälet und martert, — am 24. April ist obgemelter Mann persönlich allhier gen Nürnberg kommen und von etlich hundert Personen wahrhaftig gesehen worden' [2]. Drei Jahre früher war aus Nürnberg und aus Wittenberg eine andere ‚Grausame erschröckliche und wunderbarlich Geschicht oder neue Zeitung' verbreitet worden, ‚welche wahrhaftig geschehen ist in diesem 1559. Jahr zu Platten, zwei Meil Weges von Joachimsthal; allda hat ein Schmid eine Tochter, die ist vom bösen Feind dem Teufel eingenommen und besessen worden, der hat so wunderbarlich und seltsam Ding aus ihr geredet mit den Priestern, die täglich bei ihr gewest sind' [3]. Eine im folgenden Jahre aus Erfurt ausgegangene ‚Schreckliche Zeitung' über einen ‚vom leidigen Teufel angefochtenen' Hirten in Thüringen wurde sechsmal, in Nürnberg, Augsburg, Hof und anderwärts nachgedruckt [4]. Teufelsbanner, welche in großer Zahl im Lande umherzogen, berühmten sich wohl ‚in gedruckten Zetteln, wie viel sie allbereits wider die Teufel ausgerichtet' hätten, und luden ‚die beängstigten und besessenen Christenmenschen ein, zu kommen und sich heilen zu lassen, denn sie seien die wahren und kräftigen Banner des bösen Feindes und seiner Gehülfen unter den Erd- und Luftteufeln' [5]. In Lemgo verdiente ein Prädikant um das Jahr 1533 mit dem Teufelaustreiben, welches er als Gewerbe betrieb, großes Geld [6]. Bei diesen Bannungen ‚höret und siehet man anders nichts', schrieb der Lemgoer Prediger Jodocus Hocker im Jahre 1564, ‚denn eitel stoßen, schlagen, schreien und rufen: Packe dich, packe dich, du sollst und mußt heraus, und wie jener sagte: Du sollst heraus, daß dir auch ein Teufel in den Leib führe'. Diese Teufelsbanner seien nur bedacht auf ‚eitel Ehre und weltlich Gut'. ‚Wie dann solches der ganzen Welt bekannt ist, und viel Leute mit ihrem Schaden erfahren haben. Und ich auch selber gesehen an etlichen Orten, daß die armen

---

[1] Bei Scheible, Schaltjahr 4, 616—620. [2] Weller, Zeitungen No. 252.
[3] Weller, Zeitungen No. 233; drei Ausgaben.
[4] Weller, Zeitungen No. 236.
[5] Predigt wider die Teufelsbanner von L. B. Kornmann (Erfurt 1561) S. 3.
[6] Clemen, Einführung der Reformation zu Lemgo (Lemgo 1846) S. 28.

tollen Leute, beide Großhans und Kleinhans, diesen Schwärmern das Geld bei ganzen Haufen zutrugen und nicht wußten, wie hoch sie sie rühmen und ehren wollten. Und ist kläglich, daß die Welt so geneigt ist, dem Teufel mit voller Hand zu geben, da sie doch dem lebendigen Gott nichts will zukommen lassen.' Vergeblich ,schmücken unsere vermeinten evangelischen Exorcisten ihre Sachen damit, daß sie gar keiner unchristlichen Mittel, wie sie sagen, sondern Gottes Wort, christlicher Lobgesänge und des heiligen Gebetes zu ihrem Handwerk gebrauchen, damit sie denn auch für den gemeinen Pöbel ein Geplerr machen, als sei es eitel köstlich und göttlich Ding, da sie mit umgehen'. Das sei aber keine Entschuldigung, denn sonst möchte auch ,ein gottloser Papist seine abgöttische Messe auf gleiche Weise vertheidigen, es wären nur eitel heilige Wörter, derer er darin gebrauche'[1]. ,In Meißen', klagte ein Prediger im Jahre 1563, ,habe ich in einem Dorf, allwo nicht weniger als siebenzehn Besessene beiden Geschlechtes vorhanden, drei trunkene Teufelsbanner, ohngeachtet sie wegen liederlichen Lebens bei jedermänniglich anrüchig, ihr Wesen bei den tollen Leuten treiben und viel Gelds und Gaben einnehmen sehen: wollen den Teufel durch den Teufel vertreiben, und gläubt schier Alt und Jung mehr an den Teufel, als an Gott und sein heilig Evangelium.'[2]

Eine merkwürdige Beschwörung fand im Jahre 1565 an der ,vom Teufel besessenen Adelsperson Kunigunde von Pilgram' durch den lutherischen Pastor zu Schremberg statt. Als der Teufel bedrängt wurde, hat er, so lautet der Bericht, ,geschrieen, daß die Leute nicht in der Kirche haben bleiben können; er hat der besessenen Person den Kopf um eine Elle vom Leibe hin- und hergeschleudert, als gehöre er zum Leibe nicht. Da hat man ihn in derselben ihrem Angesicht und Leib sichtlich gesehen, wie man ihn sonst pfleget zu malen. Allda hat er Gott gelästert und geschändet, Gotteswunder, Gottesmarter geflucht, letzlich gesagt: „Ihr sagt viel von eurem allmächtigen Gott, wie mächtig ist er nun? wie fein könnt ihr mich vertreiben, ich bin stärker als er", und so Lästerungen unzählige viel mehr'[3].

Es wurden dem Volke auch mancherlei Fälle ,grausamer Besessenheit' bekannt gemacht, bei welchen katholische und protestantische Beschwörer wetteifernd sich um die Austreibung des Teufels bemühten. So verkündete eine im Jahre 1584 in Ingolstadt gedruckte ,Erschreckliche, ganz wahrhaft Geschichte', daß sich bei der

---

[1] Bannteufel S. 8. 12. 19. 34 (im Theatrum Diabol. 1, 136 fll.).

[2] Von Höllenzwängen 5—6.

[3] Weber, Aus vier Jahrhunderten, Neue Folge 2, 304—312. Im Jahre 1566 trieb Georg Silberschlag, protestantischer Pastor an der Kaufmannskirche in Erfurt, den Teufel aus dem Leib einer besessenen Bäckersfrau. Jaraczewski, Zur Gesch. der Hexenprocesse in Erfurt und Umgegend 27.

Beschwörung einer Bürgerin zu Spalt ‚ein junges lutherisches Predigtkäuzlein‘ vergeblich bemüht und ‚der Böse nur sein Affenspiel‘ mit ihm getrieben habe, dagegen vor dem katholischen Exorcismus gewichen sei. ‚Etliche, die dabei gestanden, bezeugen und betheuern, daß sie währenddem einen schwarzen Vogel in Gestalt einer Amsel aus dem Munde der Frau fliegen sahen. Das geben wir für keine Wahrheit, weil es keiner von uns gesehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Falle der Noth bei unserer priesterlichen Würde mit höchstem Eid und gutem Gewissen betheuern können.‘ [1]

Die Ohnmacht katholischer und calvinistischer Beschwörung verkündete dagegen Nicolaus Blum, lutherischer Prediger zu Dohna, in einer ‚Historischen Erzählung‘ aus dem Jahre 1606. Es handelte sich um einen vornehmen böhmischen Studenten, den der Teufel ‚in den Lüften herumgeführt‘, ‚grausam gemartert und zerrissen, taub und stumm gemacht, die Zunge aus dem Hals gerissen‘ hatte. Dieser Teufel hatte die besondere Eigenschaft, ‚bald Päpstisch, bald Calvinisch‘ zu sein, ‚päpstisch oder calvinisch‘ zu disputiren, aber ‚Lutherisch wollte er nicht sein, hat nur wider dieselbigen gestritten‘. Zu einem lutherischen Prädikanten, der ihn beschwören wollte, ‚sprach der Teufel: „Pfaff, wenn ich ausfahre, so will ich in dich fahren." Der aber begegnete ihm tapfer und sprach: „Teufel, ich bin Gottes Creatur, Geschöpf und Eigenthum, an mir hast du keinen Theil; fahre in den Papst zu Rom, der ist deine schöne Creatur." Der Teufel schrie hinwieder: „Freilich ist der Papst meine schöne Creatur, ich habe aber noch eine andere schöne Creatur, Gottlieb zu Prag ist auch meine schöne Creatur." Da ward gefragt, ob einer zu Prag sei, der Gottlieb hieße. Und ward zur Antwort, daß der oberste Jesuiter den Namen habe und führen thäte.‘ ‚Ein calvinischer Priester hat den Besessenen absolvirt und communicirt, aber da ist das Uebel ärger worden, mehr denn vorhin hat der Teufel gewüthet und getobet.‘ Auf Befragen, ob er den Teufel durch einen Jesuiten oder einen Capuziner wolle austreiben lassen, antwortete der Besessene: ‚Ich lasse einen Teufel den andern nicht austreiben.‘ Dagegen verlangte er, nach Meißen gebracht zu werden, ‚als einem Lande, in welchem die wahre Kirche ihren Sitz‘ habe. Man brachte ihn nach Pirna, und dort fand nun die Beschwörung und Austreibung des Teufels statt, welche Blum, der dabei persönlich thätig war, ausführlich beschreibt. Ganze sechs Tage dauerte der Disput mit dem Teufel, der über die Gnadenwahl sich im Sinne der Reformirten aussprach, schließlich aber ‚in Gestalt eines feuerigen Gerstenkörnleins und in einem Rauche‘ ausfuhr. Als darauf ‚der erlösete Jüngling auf Prag anheim verreisete, zur Capucinerkirche ging, lief ein Mönch auf ihn zu, anrührte denselben, da fiel ein Bild herunter auf des Mönchs Haupt,

[1] Der Bericht abgedruckt bei Freytag 2, 361—374.

erschlägt denselben also, daß er niederfällt, jähenden Todes stirbt. Vielleicht hat der ausgetriebene Teufel den jungen Studenten zu Tode werfen wollen, hat aber sein gefehlt und einen Mönch troffen'. Blum erfuhr dieses ‚Wunderwerk' von dem Studenten selbst [1].

Ueber eine Teufelsaustreibung zu Wien veröffentlichte der Jesuit Georg Scherer im Jahre 1583 eine Predigt unter dem Titel: ‚Christliche Erinnerung', worin er berichtete, von wie viel tausend Teufeln, ‚vermöge und laut ihrer, der bösen Geister, eigenen, doch unwilligen, genöthigten Bekenntniß', eine Jungfrau Namens Anna Schlutterbäurin besessen gewesen sei. Der Bischof von Wien habe sich ‚zu diesem Handel nicht eingedrungen, sondern sei vom kaiserlichen Hofe darzu ersucht und ermahnt worden, wie denn auch die Unseren sich viel mehr geweigert als willig darzu gefunden haben'. ‚So oft man den Act mit der besessenen Jungfrau fürgenommen, sein allweg Manns= und Weibspersonen dabei gewesen, fürnehmlich haben in den letzten Tagen dem Exorcismus beigewohnt ansehnliche Herren sowohl vom kaiserlichen als königlichen und anderen fürstlichen Höfen, item aus dem allhiesigen Stadtrath, auch Doctores und Magistri der Universität, Hauptleute, Adelspersonen, Bürgersleute.' Auf die Einrede des ‚gemeinen Mannes': ‚Wie es immer möglich, daß so viel tausend Teufel in einem Menschen sein könnten', sei zu antworten: ‚Wie viel böser Geister sein gewesen in jenem besessenen Menschen, davon im Evangelio steht Matth. 8, Marc. 5, und Lucas 8, die, nachdem sie ausgefahren, in die 2000 Schwein im Meer ertränkt und versenkt haben? War es nicht auch eine Legion ihrer Aussag nach auf die Frag Christi des Herrn? Haben dermalen ihr so viel in einem Menschen sein mögen, warum nicht auch jetzt?' ‚Die Gelehrten und Verständigen wissen, daß die Teufel weder Fleisch noch Bein haben, sonder Geister sein und derwegen keines Ortes noch Raumes wie unsere Körper bedürfen. Auf einem Nadelspitz könnten viel hunderttausend Legionen der Geister sein.' Scherer's Ermahnung lautete: Der Christ dürfe ‚nicht sicher oder sorglos sein, als ob kein Feind vorhanden wäre', aber auch keineswegs verzagen. ‚Wache und bete. In allen Dingen ergreif den Schild des Glaubens, mit welchem du kannst alle feurigen Pfeile des Bösewichts auslöschen; setze auf den Helm des Heils und nimm das Schwert des Geistes, welches ist das

---

[1] Historische Erzählung S. 1 fll. Seinen Sitz habe der Teufel, schreibt Blum S. 4—6, bei dem böhmischen Studenten nicht im Herzen gehabt als im Tempel der hl. Dreifaltigkeit. ‚Nein, nein; sondern im männlichen Gliede mit Gunst zu melden.' Wenn der Student habe Urin lassen sollen, habe er grausame Marter empfunden und sei es ihm gegangen wie einem Weibe in Kindsnöthen u. s. w. ‚Und ist ein Wunder, welches wol in Acht zu nehmen: ich rede die Wahrheit in Christo und lüge nicht, des mir mein Gewissen Zeugniß gibt . . als er das Meißnerland nur berührte, hat der Teufel seine Gewalt über den Besessenen zum Theil verloren.'

Wort Gottes. Summa: arbeite und halte dich ritterlich wie ein Kriegsmann Jesu Christi.'[1]

Ein ungeheures Aufsehen erregten im Reiche die ‚wahrhaftigen Zeitungen' über die Teufelsvorgänge in der Mark Brandenburg. Im Jahre 1593 ‚hat sich', wurde berichtet, ‚in der Neumark in dem Städtlein Friedeberg ein erschrecklich Wesen erhoben, daß der leidig Teufel über die sechzig Menschen Jung und Alt, Manns- und Weibspersonen leibhaftig besessen und zu unterschiedlichen Zeiten gräulich gemartert hat, daß man mit solchen betrübten Leuten in den Kirchen und sonst sehr viel zu thun gehabt; auch der eine Pfarrer daselbst ist unter der Predigt ebenermaßen angegriffen worden'[2]. Das Consistorium ordnete in allen Kirchen der Mark öffentliche Gebete zur Befreiung der Menschen von der Macht des Teufels an. Jedoch das Uebel wurde dadurch nicht gehoben, sondern förmlich ansteckend. In Friedberg belief sich nach und nach die Zahl der Besessenen auf 150[3]. ‚Als dies Unglück in der Mark noch nicht geendet, entstand desgleichen im November und December 1594 zu Spandau, daß allda über die vierzig Personen, mehren Theils junge Leute als Knaben und Jungfrauen, wenig Alte darunter, besessen wurden. An einem solchen Besessenen haben oft fünf oder sechs starke Menschen genugsam zu halten.' Der Rath ließ eiserne Ringe in den Mauern befestigen und die Besessenen mit Ketten daran festschließen. Auch in Berlin ‚trieb der Teufel sein Wesen'. Wie zu Spandau, so hat man auch in Berlin ‚vor Weihnachten 1594 zu verschiedlichen Malen Silber- und Goldmünzsorten gefunden, und wer sie erstmals hat aufgenommen, ist vom Teufel befallen. Welches ungeheueres teuflisches Wesen in der Mark Brandenburg sowohl wie in anstoßenden Grenzen groß Schrecken unter dem Volke gemacht hat'[4]. Prätorius, Superintendent zu Frankfurt an der Oder, machte im Jahre 1595 in einer ‚Erschröcklichen und wahrhaftigen Geschichte' des Nähern bekannt, wie der böse Geist in Friedberg, Spandau, Berlin und Cüstrin ‚die Menschen besessen und täglich martere und quäle'[5].

---

[1] Scherer's Werke, Münchener Ausg. 2, 179—196. Im Jahre 1589 erschien in Würzburg von J. Schnabel und S. Marius eine ‚Warhaftige und erschröckliche Geschicht von einem jungen Schmidtsgesellen, Hansen Schmidt von Heydingsfeldt, der von einer ganzen Legion Teüffeln heftig besessen und hernacher durch Mittel der catholischen Kirchen errettet worden ist'. Ueber einen absonderlichen Exorcismus, welchen zwei Ambrosianerpatres im Jahre 1605 mit dem blödsinnigen Herzog Johann Wilhelm von Cleve vornahmen, vergl. den Bericht in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 2, 201—211. [2] Cramer 4, 53. [3] Moehsen, Gesch. der Wissenschaften 2, 500.

[4] Cramer 4, 53—54. Zu Tangermünde wurden unter dem Oberprediger Nicolaus Weide im Jahre 1594 täglich Betstunden gehalten, weil ‚mehrere Menschen jedes Alters und Geschlechtes leibhaftig vom Teufel besessen'. Pohlmann 298.

[5] Moehsen 501.

Zu den besonderen Veranstaltungen des Teufels wurde auch gerechnet, daß er seit dem ‚Aufkommen des lieben heiligen Evangeliums durch Lutherum mehr denn je zuvor durch Gesichte, Gespenster und Spücknisse jeglicher Art die Christen quäle und martere, gleich als wolle er allen Zornsturm anwenden, da ihm wohl bewußt‘ sei, daß ‚der jüngste Tag nahe vor der Thüre stehe und sein Reich hier auf Erden zu Ende gehen‘ werde. Unter dem Papstthum seien viele ‚Rumpel- und Poltergeister‘ gewesen, jetzt dagegen, klagte der Superintendent Andreas Celichius, finden sich statt derselben ‚die allergrimmigsten Menschenplacker aus dem Abgrund der Hölle und erfüllen alle Winkel mit ihren Greweln und Scheweln‘ [1]. In einem ‚Christlichen Unterricht von Gespensten‘ fragte der unermüdliche protestantische Polemiker Johann von Münster zu Vortlage im Jahre 1591: ‚Wer siehet und hört nicht täglich allerlei Gespenste, Geschrei und Heulen, Werfen, Rauschen, Klappern und Zuschlagung der Särck, Machung der Gräber und dergleichen? Item, wer sieht nicht täglich viel Gesichte in der Luft, auf Erden und über dem Wasser, in welchem einer ersaufen und sonst Noth leiden soll? Item, wer weiß nicht zu sagen von den großen und kleinen Lichtern, welche bisweilen des Nachts und auch oft bei hellem Tage scheinen: und so sie groß sein, wie der gemeine Mann aus täglicher Erfahrung spricht, das Absterben der alten, so sie aber klein sein, den Tod der jungen Leute bedeuten sollen?‘ Münster ertheilte nähern Unterricht darüber, wie ‚man erkennen solle, ob die Gespenste gut und von Gott, oder bös und vom Teufel herkommen‘, auch ‚aus welcher Materie die Gespenster gemacht werden‘, und ‚wie der Satan die Natur zu gebrauchen wisse, die Gespenste daraus zu machen‘ und was ‚für einen Leib er annehme‘. Der Teufel habe zum Beispiel ‚zu einem feurigen Gespenst des Tages die Sonne, des Nachts den Mond und Sterne; zu einem wässerigen Gesichte und anderen, die in menschlicher Gestalt erscheinen, hat er die Wolken, die Erde und andere natürliche Ding auf seine meisterliche Art . . . zu gebrauchen. Wem diese erzählten Dinge dünken unglaubig zu sein, der sehe doch die Gaukler an, wie meisterlich und behend sie das Brod essen und alsbald Mehl wieder ausspeien, item, wie bald sie den Wein, so sie jetzt gesoffen haben, aus der Stirn wieder zapfen können‘ und so weiter. ‚Ist dies den Gauklern, die doch nur Menschen sind, möglich, wie viel mehr ist die Geschwindigkeit des Teufels, welcher die Materien der Gespenste aus der Natur wunderbarlich suchen und treiben kann, möglich und glaublich? Zum andern nimmt er auch einen Leib an, auf daß er seine Gespenste desto scheinbarer und erschrecklicher sehen lasse, und zwar weil er ein mächtiger und behender Geist ist, kann Niemand, daß er entweder lebendige oder todte Leiber annimmt, die Menschen zu betriegen,

---

[1] Notwendige Erinnerung Bl. D.

läugnen'[1]. Namentlich zur Zeit der Pest, versicherte der Prediger Samuel Heinnitz im Jahre 1609, ‚nimmt der Teufel mit den todten Körpern im Grabe was Schreckliches und Grausames vor: wie man denn in Pestilenzzeiten erfahren, daß todte Leute, insonderheit Weibspersonen, die an der Pestilenz verblichen, im Grabe ein Schmatzen getrieben als ein Sau, wenn sie frißt, und bei solchen Schmatzen die Pest heftig zugenommen und gemeiniglich bei solchem Geschlecht die Leute häufig nach einander weggeräumt'[2].

Ludwig Lavater, Prediger zu Zürich, hatte im Jahre 1570 in einer Schrift ‚Von Gespensten' vor allzugroßer Leichtgläubigkeit gewarnt. ‚Der Mehrtheil der Dinge', schrieb er, ‚die man gemeinlich für Gespenst haltet, sind es gar nicht.' Aber ‚nichts desto minder', fügte er hinzu, ‚sieht, hört und spürt man oft und viel Gespenst und anders dergleichen'. ‚Der hochgelehrte Philippus Melanchthon schreibt in seinem Buch De Anima, er selbst habe etliche Ungeheuer oder Gespenst gesehen und kenne viel glaubwürdige Leute, die hoch und theuer bezeuget, sie haben nicht allein Gespenst gesehen, sondern auch lang mit ihnen geredet.' ‚Viele gottesfürchtige, fromme, ehrliche, wahrhaftige Weibs- und Mannspersonen . . bezeugen noch, daß sie etwan Nachts, etwan bei hellem Tag Gespenst gesehen oder gehört haben. Etliche mal hat man Leute gesehen reiten oder gehen, etwan feuriger Gestalt, die man wohl kennt und aber vorlängst todt gewesen oder neulich gestorben sind.' ‚Viel hat man Nachts gehört Geister umschlirpfen, sich räuspeln, ächzen und sehr seufzen. Wenn man sie gefraget: wer sie seien und was ihnen anliege? so haben sie geantwortet: sie seien diese oder jene Seele.' ‚Die Bergleute bezeugen, daß man auch in etlichen Fundgruben Geister oder Gespenst sehe, die seien nicht anders bekleidet denn wie die Bergknappen, die laufen hin und wieder und meine einer nit anders, dann sie arbeiten wie die Bergleute.' ‚Dagegen findet man auch schädliche und grausame Berggeister, die den Bergknappen zu Zeiten die Schächt und Stollen vorhalten, auch sonst viel böser Bosheiten und Tücken erzeigen.' Georgius Agricola, ein berühmter und fürnehmer Bergherr, der vom Bergwerk herrliche Bücher geschrieben, melde, daß zu Annenberg in einer Grube, der

---

[1] Johann von Münster, Ein christlicher Unterricht von Gespensten ꝛc. (Hanauer Ausg.) 18—19. 76 fll. 91—95. Er ertheilte diesen Unterricht, weil ‚etliche fürnehme, gottesfürchtige Leute von feurigen Gespensten, so ihnen widerfahren und vorkommen waren', ihn um seine Meinung darüber gefragt hatten, ‚auch wie den vernommenen Gespensten fürzukommen und desselben erschreckliche und schädliche Effectus oder Wirkungen mit Gott und gutem Gewissen zu verhindern wären'. . Vorrede a 2. S. 41 heißt es: ‚Man lieset', daß im Jahre 1569 ein Jesuit in Augsburg sich als Teufel verkleidet habe, um eine Magd zu erschrecken. Dazu die Bemerkung: ‚Ich sollte meinen, die Jesuiter bedürften nicht, daß sie sich in teuflische Kleider steckten, sintemal sie die offenbarliche Lehre der Teufel, von welcher Paulus redet, treiben und vertheidigen.'

[2] Heinnitz, Vorrede C 3.

Rosenkranz genannt, ein solcher Geist zwölf Bergknappen getödtet habe, und ,wiewol sie an Metall reich gewesen, habe man darvon müssen lassen'[1].

Der Leipziger Buchhändler Henning Groß widmete dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig im Jahre 1597 ein großes, ,der ganzen Christenheit überaus nützliches' Werk über Gespenster, Geistererscheinungen und allerlei andere teuflische Zaubereien[2]. In einem ,Historischen Tempel der Natur' berichtete Heinrich Kornmann aus Kirchhayn in Hessen im Jahre 1611 ,so viel Gespenstiges und Teuflisches, daß Jedwedem Grauen und Entsetzen beikommen' mußte. Im Anschluß an Paracelsus nahm er ,viererlei Geschlechter der Menschen an, nämlich Wasserleute, Bergleute, Feuerleute und Wind- oder Luftleute, die als Menschen anzusehen sind und doch nicht aus Adam sind, sonder ein ander Geschöpf und Creatur, geschieden von uns Menschen und von allen Thieren'. ,Die Ehe, mit solchen Geistmenschen geschlossen, kann nicht geschieden werden in Ewigkeit so lang das Leben ist, wenngleich die Nymphe oder Wasserfrau sich verlaufen hätte.' ,Und darüber', schrieb der lutherische Theologe Arnold Mengering, ,hält Kornmann so hart und fest, daß er die für keine rechten Theologen hält, die ihm hierin abfallen und all sein Geschmier von den Nymphen und Venus-Gesellschaft für Teufelswerk gehalten haben wollen.'[3] In einem im Jahre 1589 zu Frankfurt am Main erschienenen Werke wurde kundgethan, daß einer der Luftgeister sich dahin ausgesprochen habe: ,Ich bin weder ein guter noch ein böser Engel, sondern bin einer aus den sieben Planetengeistern, die da beherrschen die Mittelnatur, denen befohlen ist zu regieren die vier unterschiedlichen Theile der ganzen Welt, nämlich das Firmamentische, Animalische, Vegetalische und Mineralische Theil. Und unser sind sieben, die wir durch unsere Geschicklichkeit alle siderischen Virtutes und Influentias des obern Kreises in die untersten drei Theile durch die Ascendenten und Descendenten führen und bringen, und darinnen wirken. Denn die Planeten können nicht corporalisch herunterkommen.'[4] ,Wie ist doch unsere heutige Zeit so reich an wunderbaren Erklärern der Natur und der überirdischen und teuflischen Erscheinungen', rühmte bereits im Jahre 1562 ein ,Wahrhaftiger und wunderbarlicher, durch die neu aufkommende und hellleuchtende Wissenschaft gutgeheißener Bericht von mehrern Himmeln, auch nicht weniger von unter-

---

[1] L. Lavater, De spectris, lemuribus etc. (Tigur. 1570), in deutscher Uebersetzung im Theatrum de veneficis 116 fll. 138—140. Vergl. Roskoff 2, 428—431. Ein Bericht über ,vil greuliche und teuflische Spectra und Gespenster', welche sich im Jahre 1601 in einem Schlosse des Bamberger Bischofs bei Cronach sehen ließen und besonders jene belästigten, ,welche catholischer Religion nit zugethan', bei v. Hormayr, Taschenbuch, Neue Folge 15, 292—293.

[2] Groß, Magica, Vorrede.

[3] Kornmann 49—50. 78. 113. 171—174. Vergl. Waldschmidt 446 fll.

[4] Alchimia D 5. Vergl. Waldschmidt 459—460.

irdischen, chymischen Menschen, Wassermännlein und Nixen, Luftleuten, Feuermenschen, Drachenkindern, Gespensten, so auch von teuflischen Wechselbälgen, so Alles allzeit vorhanden gewesen, aber mehr verborgen, in unsern Tagen jedoch schier in jeglicher Landschaft, Wald, Wasser, Stadt und Dorfschaft zu finden sind.‘ In der Vorrede sagt der Verfasser: ‚O der großen Verhängnisse und Gerichte Gottes, die so offenbarlich herfürtreten, und ist wohl zu beklagen, daß so viele Christen solcher Gerichte nicht achten und den Teufel nicht sehen wollen, der nicht allein in der Hölle, sondern in unterschiedlichen Gestalten in der Luft, Wasser, Wald und Wildnuß umgehet, erscheinet und regiert.‘ [1]

Dem herrschend gewordenen Gespenster- und Teufelsglauben vollständig beipflichtend, verkündete auch der herzoglich bayerische Hofsecretär Aegidius Albertinus in einem für das Volk bestimmten Werke vom Jahre 1616 die wunderbarsten Dinge. Außer ‚den Teufeln in der Hölle und in den oberen Lüften wohnen andere‘, schrieb er, ‚in den Unterlüften, nehmen aus den dicken Lüften unterschiedliche Leiber und Gestalten an, erscheinen den Menschen sichtbarlich, vexiren, tribuliren und versuchen sie, machen auch Blitz und Donner. Die dritten werden irdische Teufel genannt, wohnen theils in den Wäldern und stellen den Jägern nach und verführen die Wandersleute bei der Nacht, theils in den offenen Feldern, theils in den Spelunken, Höhlen und Gruben, theils auch bei den Menschen in finstern und dunkeln Orten. Die sind nun theils bös, theils nicht, sondern erschrecken die Menschen nur durch allerlei Gesichte. Es sagen auch etliche den Menschen zukünftige Dinge. Andere bewegen sie zu der Melancholie, Unsinnigkeit und Verzweiflung, und verursachen, daß sie in die Brunnen oder in andere Wasser springen und sich selbst umbringen, durch die Fenster hinabstürzen, erstechen, erschießen, erhenken. Sie überreden auch die Menschen, daß sie ihn bisweilen in etwa einem Glas, Crystal oder Spiegel haben, und wann sie beschworen oder erfordert werden, so geben sie den Menschen Red, Antwort, Rath und That. Die vierten werden Wassergeister genennt, wohnen in den feuchten und wässerigen Orten, nahe bei den Teichen, Bächen und Seen. Diese Art der Teufel sind sehr zornig, unruhig, falsch, betrüglich, bewegen die Meere, machen die Schiffe untergehen und benehmen vielen Menschen das Leben. Sie nehmen auch bisweilen einen sichtbaren Leib an sich, erscheinen gemeinlich in Weibergestalten und werden derwegen Wasserfrauen genennet. Diejenigen aber, so an den dürren Orten wohnen, erscheinen den Menschen in sichtbarlichen Mannsgestalten. Desgleichen nehmen sie die Gestalt unterschiedlicher Thiere an sich, nach Beschaffenheit ihrer Anmuthungen. Die fünften sind Erdgeister und wohnen unter der Erde in den Spelunken und Höhlen des Gebirgs. Diese Teufel greifen diejenigen an, welche die Brunnen und Metalle ausgraben und

[1] Ohne Ort. Vorrede Bl. b.

den in der Erde verborgenen Schätzen nachtrachten. Sie verursachen in der Erde große Spalt, Wind und Feuerflammen, zerstören und zerschmettern die Fundament und Grundfest der Erde. In der Nacht laufen sie haufenweis aus den Gebirgen herfür, halten in den Feldern erschreckliche Tänze, und wann ihnen ihr Oberster ein Zeichen gibt, so verschwinden sie unversehens und begeben sich wiederum an ihr gewöhnliches Ort. Bisweilen hört man unter ihnen ein Schellenklang, und geben sich unterweilen für Geister der Abgestorbenen aus. Nichts anderes suchen sie, als den Menschen ein Forcht, Schrecken und Verwunderung zu verursachen. Derwegen hat man erfahren, daß sie bisweilen etliche Menschen in ihre Höhlen des Gebirgs geführt und ihnen seltsame und wunderbarliche Dinge gezeigt haben, samb wären sie der Menschen Freunde, und als wären dort die Wohnungen der Seligen. Dieser Teufel sind etliche Hüter und Verwahrer der Schätze, welche durch die Geizhälse verborgen werden. Damit auch solche Schätze den Menschen nimmer zu Theile werden sollen, so stehlen sie dieselbigen, tragen sie auch bisweilen von einem Ort zum andern und verwahren es. Die sechsten werden genannt Lucifugi oder Lichtflieher, denn sie hassen und fliehen das Licht und können nur in der Nacht Leiber an sich nehmen. Derwegen wandern sie nur im Finstern, sind unausforschlich, boshaftig, unruhig, und bringen viel Menschen bei der Nacht entweder mit Gewalt, oder durch ihr Anblasen oder durch ihr Anrühren um.‘ [1]

Mit den Berichten über ‚die Wohnungen und das tausendfältige Treiben der Teufel auf Erden in Besessenheiten und anderen Tribulirungen, Gespenstern und Gesichten und was Namen hat an allen unsäglichen teuflischen Anschlägen‘, waren gemeinlich noch andere ‚nicht minder erschröckliche aber wahrhaftige Historien‘ verbunden über ‚die zauberischen Künste, so der Teufel auf Erden durch seine Schwarzkünstler üben‘ ließ, auch über ‚Bündnisse und Mantelfahrten mit dem Teufel, Teufelsbeschwörungen‘ und was dergleichen mehr [2].

---

[1] Lucifer's Königreich 5—6. Vergl., wie bereits der Abt Trithemius auf die von Kaiser Maximilian I. ihm gestellten Fragen bezüglich der Teufel antwortete; deutsche Uebersetzung seiner Abhandlung im Theatrum de veneficis 361—363. In dem ‚Elucidarius‘, einem der am weitesten verbreiteten Volksbücher, heißt es: ‚Von der Erde bis an den Mond seind die bösen Geister, die heißen Cacodämones; die sind dazu gesetzt, daß sie die Menschen peinigen bis an den jüngsten Tag; von der Luft nehmen sie den Leib, so sie uns erscheinen.‘ Vorrede und Bl. B 4. In der Vorrede wurde das Buch empfohlen mit den Worten: ‚Man findet hierin Lehren, die in anderen Büchern verborgen seind, gar fein erklärt; was man in der Schrift weit muß zusammensuchen, das findet man hierin mit wenig Worten schön begriffen.‘

[2] In dem oben S. 481 angeführten ‚Wahrhaftigen und wunderbarlichen Bericht‘, Vorrede Bl. c.

Eine Fülle derartiger, gläubig mitgetheilter Berichte findet man sogar in der Schrift eines geistig hervorragenden Mannes, welcher einsichtig und nachdrücklich gegen die damalige entsetzliche und wahnwitzige Hexenverfolgung auftrat, nämlich in dem zu Heidelberg zuerst im Jahre 1585 unter dem Namen ‚Augustin Lercheimer von Steinfelden' erschienenen ‚Christlich Bedenken und Erinnerung von Zauberei'. Diese Schrift wurde im Jahre 1587 zu Heidelberg, 1593 zu Basel, 1597 zu Speyer und noch im Jahre 1622 zu Frankfurt am Main von Neuem gedruckt [1]. Der calvinistisch gesinnte Verfasser, ohne Zweifel der Heidelberger Professor Hermann Wilcken, genannt Witekind [2], hegt nicht den geringsten Zweifel, daß ‚allenthalben der Erdboden, inwendig und auswendig, Wasser und Luft voll Teufel, böser und unsichtbarer Geister' seien; insbesondere ‚wissen und bezeugen solches', sagt er, ‚aus täglicher Erfahrung die Schiffleute und Berghauer, denen sie in mancherlei Gestalt, nicht zum Guten erscheinen'. ‚Unter den Gelehrten findet man solche, die einen Geist zu sich gewöhnen, der ihnen vorliest, was sie begehren, ihnen anzeigt, an welchem Ort Dieses oder Jenes zu finden sei, ihnen sagt, was in Büchern geschrieben steht, die etwa verborgen liegen, keinem Menschen bewußt, ja die etwan gewesen, nun aber verweset, zerrissen, verbrannt sind, in welchen der Teufel wohl gedenket und weiß was gestanden ist.' Zu dem teuflischen Geschlechte gehören auch ‚die Fechter, die Balger, die Krieger, denen der Teufel verpflichtet ist eine Weile beizustehen, sie beschirmt, daß sie nicht gehauen, gestochen, geschossen werden, wie jener Kriegsherr, der aus der Schlacht in die Stadt B. geflohen kam, da er die Büchsenkugeln aus dem Aermel schüttete, häufig wie die Erbsen: hatte ihn keine können verwunden'. Ferner ‚gehören hieher die, welche ihnen die Teufel dienen lassen im Haus und draußen in Gestalt kleiner Männlein, die man in Sachsen und an der Ostsee Drollen nennt, da sie wohl bekannt und nicht seltsam sind, sonderlich in Schweden und Norwegen. Warten der Pferde, füttern, wischen und strälen sie, säubern die Ställe, kehren das Haus, tragen Wasser und Holz in die Küchen, treiben die Wagen, führen das Schiff, bis sie einmal im Haus Mord, Brunst oder anderes dergleichen Unglück und Schaden anrichten, draußen den Wagen umstürzen, daß man Schenkel und Hälse zerbricht, das Schiff versenken' [3].

---

[1] Wir benutzen die Baseler Ausgabe von 1593. Bei der Behandlung des Hexenwesens wird von der Schrift noch ausführlicher die Rede sein.

[2] Vergl. A. F. Vilmar in der Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins 5, 228—230. Während des Druckes erhalten wir den eben erschienenen, von Carl Binz besorgten Neudruck der Speyerer Ausgabe vom Jahre 1597 (Straßburg 1888). Dort finden sich S. I—XXXII nähere sorgfältige Mittheilungen über die Person und die Schriften Witekind's.

[3] Christlich Bedenken S. 3. 7. 45—46. 52.

Auch aus eigener Erfahrung wußte Witekind mancherlei Teufelskünste zu berichten. ‚Ein gar muthwilliger und von Jugend auf böser Lecker, den ich seines Vaters halber nicht nennen will, trieb auch dieses Teufelsspiel, fuhr auf dem Mantel mit seinen guten Gesellen. Da seine Zeit, die ihm vom Teufel bestimmt, verlaufen war, reiste er von Haus an ein ander Ort, da seine Freunde und Verwandten zu besuchen, bei ihnen seiner Furcht und Bekümmerniß zu vergessen. Als er bei denen zu Tisch sitzet, wird ihm unversehens der Kopf hinterwärts gedrehet, bleibt also todt. Man meinte, er hätte sonst hinter sich gesehen, so war's der unsichtbare Teufel, der es ihm thäte.‘ ‚Da ich in meiner Jugend Anno 1547 zu Frankfurt an der Oder studirte, bei Leben des hochverständigen Herrn Doctor Jodoci Willichii, trug's sich zu im Augustmonat, daß im Land zu Mecklenburg bei den Edlen Malzanen aus ihrer Nachbarschaft von ihren Unterthanen ein großer Rüde mit einem weißen Halsband in ihren Hof kam gelaufen. Den fallen die Jagdhunde an, beißen auf ihn zu. Da sie ihm nichts angewinnen konnten, kommen die Stallbuben auch mit Gabeln und Spießen gelaufen, schlagen und stechen auf ihn zu. Da wird er alsbald ein Mensch, ein alt Weib, die bittet um Gnade, man wolle ihrer verschonen. Ward angegriffen und gefänglich eingezogen. Von diesem Handel nahm Doctor Willichius, seiner Profession ein Artzet, Anlaß und Ursache zu disputiren öffentlich in der hohen Schule von solchen Veränderungen der Menschen in Thiere. Bewies und erhielt's mit Beifall aller Gelehrten, die da waren, daß es nur eine Verblendung der Augen wäre, welche in dieser jetzt erzählten Geschichte nicht allein den Menschen, sondern auch den Hunden widerfuhr. Zu diesem Hundsgespenst hat der Teufel dem Weib gerathen und geholfen, bis sie dadurch in Gefängniß kommen; da hat er's weit genug mit ihr bracht und sie verlassen.‘ [1]

‚Etwan nimmt der Teufel einen todten Leib an sich vom Galgen, oder aus einer Schlacht, oder anderswoher. Den trägt, reget und braucht er als wenn er lebte, so lange es ihm gefällt. Dieses zu bewähren, will ich erzählen, was ich von dem frommen hochgelehrten Herrn Philippo Melanchthon neben anderen viel hundert Studenten gehört habe. In Welschland zu Bononien war eine Lautenschlägerin, die nach ihrem Tode zwei Jahre ging, redete, aß, trank, schlug auf der Laute wie zuvor da sie lebte, bis daß in einem Gastmahl ein Zauberer auf sie merkte, und sprach zu den Gästen: „Das Mensch ist todt.“ Da sie seiner darüber spotteten, griff er ihr unter den Arm, zog ein Säcklein mit Zauber heraus, das ein anderer Zauberer ihr hatte dahin gebunden. Da fiel sie alsbald zu Boden, war ein Leib ohne Leben.‘ Nicht weit von Rotenburg an der Tauber erschienen einmal in einem Wirthshause

[1] S. 16. 54—55. Vergl. S. 61—63 die ‚erschröckliche Geschichte‘ von einem Edelmann, ‚der Köpfe abhauen und wieder aufsetzen‘ konnte.

drei Teufel in der Gestalt eines Edelmannes mit zwei Dienern, die, vom Wirthe im Namen Jesu beschworen, ‚zur Stund davon fuhren, ließen einen bösen unleidlichen Gestank hinter ihnen, und blieben drei Leichname, die am Galgen gehangen hatten, in der Stube liegen‘. ‚Ich habe selbs von einem Zauberer gehört, daß er sammt anderen von N. aus Sachsen gen Paris mehr als hundert Meilen zur Hochzeit ungeladen gefahren sei auf einem Mantel. Haben sich aber bald wieder davon gemacht, da sie gemerkt, daß man im Saale murmelte: „was das für Gäste wären, wo die herkämen“? Es hatte wahrlich derselbige Zauberer rothe Augen, die er vielleicht von solchem Fahren bekommen.‘ [1] Die im Volke umlaufenden Geschichten über den Schwarzkünstler und Teufelsverschworenen Doctor Faust, der auch in Wittenberg sein Wesen getrieben, fanden bei Witekind völligen Glauben. So schreibt er: ‚Faust fuhr einmal in der Fastnacht mit seiner Gesellschaft, nachdem sie daheim zu Nacht gegessen hatten, zum Schlaftrunk aus Meißen in Bayern gegen Salzburg in des Bischofs Keller über sechzig Meilen, da sie den Wein trunken. Und da der Kellermeister ohngefähr hineinkam, sie als Diebe ansprach, machten sie sich wieder davon, nahmen ihn mit bis an einen Wald. Da setzte ihn Faust auf eine hohe Tanne und ließ ihn sitzen, flog mit den Seinen fort.‘ Eine andere seiner Mittheilungen lautet: ‚Zu K. in Pommern hatte einer von den Knechten, die das Salz da sieden, ein altes Weib, eine Zauberin, bei der er nicht gern war. Gab für, er wollte seine Freundschaft in Hessen, da er geboren, besuchen. Das Weib besorgte, er würde nicht wieder kommen, wollte ihn nicht lassen. Nichtsdestoweniger reiste er hin. Als er nun etliche Tagereise fortgezogen war, kommt auf dem Wege von hinten zu ein schwarzer Bock, schlupft ihm zwischen die Beine, erhebt und führt ihn wieder zurück geradezu durch Feld und Wälder, über Wasser und Land in wenig Stunden heim. Das Weib hieß ihn mit spöttischen Worten willkommen: „Bistu wieder da? so soll man dich lehren daheim bleiben.“ Thät ihm andere Kleider an, gab ihm zu essen, daß er wieder zu ihm selber kam.‘ Die Schlußfolgerung besagt: ‚Summa, es ist ohn Zweifel und unläugbar, daß die Geister, ob sie gleich selbst keinen Leib haben, doch die Leiber und leibliche Dinge von einem Ort zum andern führen.‘ [2] Auf Reichstagen wurde ‚öffentlich und unverhohlen der Teufel in Ringen und Crystallen verkauft, daraus oder dabei er geredet, warum er gefragt ward‘ [3].

‚Sich mit dem Teufel einzulassen, ihn bei sich zu haben in Ringen, Gläsern und Crystallen, ihn zu beschwören und in Bündniß mit ihm einzutreten

[1] Christlich Bedenken S. 130. 147. 149. [2] S. 131—132. [3] S. 88.

und tausendfältig Zauberkünste mit ihm zu treiben, ist jetzunder', heißt es in einer Schrift vom Jahre 1563, ‚bei Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt mehr in Schwang kommen, denn je in anderen Zeiten zuvor, und gehen darüber Zeitungen aus, so schier ungläublich erscheinen, aber nichts um so weniger wahrhaftig sind und Glauben verdienen. Wer kennt noch ein einig Land, wo nicht die teuflischen Schwarzkünstler zu Hause sind und viel Volks an sich locken, Zauberfahrten machen und Erd und Himmel und die Todten beschwören mit ihren magischen, teuflischen Zaubermitteln'? In jedem Stande finde man ‚solche Künstler in großer Zahl', besonders sei auch bei den Jägern die Schwarzkunst zu Hause[1]. ‚Unter den Jägern', predigte der Meißener Superintendent Gregor Strigenicius im Jahre 1602, ‚findet man ihrer viel, die sich unterstehen, mit zauberischen Kunststücken alle Hasen und Hirsche im ganzen Wald an einen Ort zusammenzubringen. Man findet auch Leute, die sich unterstehen, durch ihre Kunststücke alle Vögel über fünf Meilen Wegs zusammenzubringen. Von den Schwarzkünstlern ist oft erfahren worden, alle Schlangen in einem ganzen Refier umher in eine Grube zusammenzubringen; item die Ratten und Mäuse alle aus einer Stadt hinauszuführen; ist ihnen aber nicht allzeit wol bekommen.'[2]

Jacob Ayrer ließ einen Necromanten seine Künste rühmen:

Verborgen Schätz die kann ich graben,
Machen, daß man Eins lieb muß haben.
So kann ich fahren auch auf dem Bock
Viel Meilen über Stauden und Stock.
So kann ich auch alle Schloß aufthon,
Durch ein zweikeftige Mauer gohn.
Kann machen Esel, Kind und Katzen,
Und wenn es Einer kann erleiden,
Kann Augen ausstechen und Ohren abschneiden,
Kann mit eim Finger ein Eisen durchbohrn,
Eim am Kopf zaubern ein Hirschhorn,
So kann ich eim den Kopf abhauen
Und wieder auffetzen, wer mir will trauen,
Auch so kann ich das Feuer sengen,
Und daß muß donnern und rengen.

---

[1] Von Höllenzwängen und Teufelsbeschwörungen 3—4. ‚Und bist du nicht auch selbst ein Zäuberer, so du, wenn dir etwas nicht nach Wunsch und Gelusten geht, flugs den Teufel anrufest und sagest: er soll und muß mir helfen, in Teufels Namen will ich das Werk vollbringen; und rühmst dich dann wol: der Teufel hat geholfen.' In einer Aufzeichnung heißt es: ‚Als zu Hof eine Glocke zweimal gegossen wurde und allzeit umschlug, so goß sie der Glockengiesser zum drittenmal in's Teufels Namen, alsdann war sie vollkommen gut.' Spieß, Archivische Nebenarbeiten 1, 63 Note.

[2] Diluvium 599.

Auch kann ich gar wol wahrsagen,
Ein Haus auf einer Hand wegtragen,
Kann fressen ein ganzes Fuder Heu,
Desgleichen ich oft Feuer ausspei ...[1]

Thurn von Thurneissen zählte nicht weniger als vierundzwanzig verschiedene Arten der magischen Künste auf, welche in seiner Zeit betrieben würden, unter diesen ‚eine neue, sehr herrliche Kunst',

Wird Ostendiomantia gnant,
Dadurch man Schlachten, Städt und Land,
Die alten Patriarch, Propheten,
Und Kaiser sehn sol, wie sie ethwen
In ihrem Habit, Kleidern, Zier
Auf Erd vor Zeit hand gewandlet hier:
Wird heimlich ghalten dieser Zeit,
Denn sie ghört nur für hohe Leut.

Eine andere Art besteht darin:

Da einer seinen guten Freund,
Der im Abscheid von dieser Welt,
Den Geist, der von ihm weicht, aufhält,
Murmelt ihm etwas in die Ohren,
So soll, sagt man, demselben Thoren
Die weichend Seel mit Dienst sein b'reit,
Ein Jahr, zwei, drei, wie d'Kunst dich bscheidt.

Eine ebenfalls ‚neu erfundene' Kunst, Animalimagia genannt, ‚böser denn allsam', suche ‚durch Gottes Namen mit heiligen Worten' wilde Thiere zu beschwören, daß sie stille stehen, ‚vom Teufel überwunden, der durch sie redet'[2].

‚Daß Teufelsbeschwörer, Geisterklopfer und die Betreiber vieler anderer magischen Künste und Zaubereien so sichtbarlich zunehmen und alle Welt berücken und betrügen, ist ohn Zweifel', sagte ein Prediger im Jahre 1605, ‚ein sicher Anzeichen des nun bald heranrückenden jüngsten Tages und letzten Gerichtes. In etlichen Städten thun sich, als man durch allerlei Zeitungen hört, Menschen auf, welche Tische in die Höhe gehen machen können und Geister der Verstorbenen klopfen, daß sie Verborgenes künden und Zukünftiges wahrsagen.'[3] ‚Daß man vermittelst Zauberei Geister klopfen kann, daß sie erscheinen müssen', hieß es in einer Schrift vom Jahre 1563, ‚ist nicht zu bezweifeln, da Viele bei solchen Citirungen gegenwärtig gewesen sind, die es glaubhaft und auf ihr Gewissen bezeugt haben, was sie gesehen und gehört

---

[1] Ayrer 4, 2401—2402.

[2] Εὐπόραδήλωσις Bl. b 47—49.

[3] Ein Predig über den nahe vor der Thür stehenden jüngsten Tag von M. Heinrich Rieß (1605) S. 5.

haben. Aber es sind nicht die Geister guter und frommer Menschen, so da citirt werden können und erscheinen und allerlei Verborgenes aussagen, sondern böser Menschen, so nach ihrem Tod keine Ruhe gefunden haben und unstet umherirren müssen.‘ [1] ‚Die Seelen der in ihren Sünden Verstorbenen‘, schrieb Cornelius Agrippa von Nettesheim, ‚sind, wie die Dämonen, noch immer in Dünsten und Nebel eingehüllt, vermittelst dessen sie erscheinen und von den Zauberern citirt werden können.‘ [2] Was das Tischrücken anbelangte, so beschuldigte Samuel Brenz aus Osterberg bei Memmingen, ein zum Christenthum übergetretener Jude, seine ehemaligen Glaubensgenossen: ‚Sie machen mit Zauberei [3] den Tisch aufgehen in fröhlichen Zeiten und lispeln einander Teufelsnamen in die Ohren, so geht der Tisch, so mit viel Centnern beladen, in die Höhe.‘ Der Jude Salomon Zebi aus Offenhausen bestritt in seiner im Jahre 1615 zu Hannover erschienenen Vertheidigungsschrift ‚Jüdischer Theriak‘ die Thatsache des ‚Tischaufgehens‘ nicht, behauptete aber, dieses werde nicht durch Teufelswerk oder Zauberei bewirkt, sondern durch die praktische Cabbala unter Anrufung heiliger Namen [4].

In mehreren cabbalistischen und talmudistischen Büchern wurde verkündigt: Der Dienst der Dämonen erreicht die höchste Stufe, wenn der Mensch mit vollem Willen seine Seele in einem förmlichen Bunde dem Satan überliefert, einen persönlichen Umgang mit ihm und seinen Anhängern pflegt, zu bestimmten Zeiten durch Tänze, Gelage und andere Ausschweifungen sich mit ihnen ergötzt. Manche Zauberer verwandeln sich in die Gestalt von Thieren und schaden den Menschen, oder durcheilen in kurzer Zeit große Strecken. Sie bedienen sich auch wohl äußerer Mittel, besonders der Salben aus gewissen Kräutern und Oelen [5]. ‚Wenn die Zauberer in Lüften davon fahren wollen‘, berichtete Sigmund Friedrich aus Lindau im Jahre 1592, ‚so wird der Bock und Mantel nicht allein und nicht allwege dazu gebraucht, sondern sie brauchen auch eine Salbe dazu und ein fettes sonderliches Oel, welches wohl könnte genannt werden, wenn es zu thun wäre. Mit derselben Feuchtigkeit und Oele, welches sie ihr Herr und Meister, der Teufel, hat lernen pressen und auffammeln, schmieren und curiren sie sich, auf daß sie nach gethaner Curation flugs an ein ander Ort wegfahren.‘ [6]

Es gab ‚eigen Büchlein und Blätter‘, in welchen, wie ein Zeitgenosse klagte, gelehrt wurde, ‚wie man mit dem Teufel Zauberfahrten und andere

---

[1] Von Höllenzwängen 7. [2] Vergl. Sprengel 3, 287. [3] Kischuph.

[4] Vergl. Schneider, Geisterglaube 59—60. Es ist demnach unrichtig, was Perty 389 sagt: das Tischdrehen und Tischklopfen sei nordamerikanischen Ursprungs.

[5] Vergl. Görres 4b, 50—55.

[6] Von wunderlicher Verzückung Bl. A 4. Vergl. A 3.

teuflische und gespenstige Künste treiben könne und wie man ihn beschwören solle, daß er einem zu Willen muß sein. Die Teufel sollen, wird in solchen Büchlein dem Volke vorgespiegelt, zu gewisser Zeit Geld und Gut schaffen, und haben dabei unzweifelhaft die Teufel selbst die Hand im Spiele' [1].

Zu diesen Büchern gehörte der im Jahre 1575 unter dem Namen des großen Magiers Doctor Faust erschienene Höllenzwang, wodurch derselbe ‚Teufel und Geister bezwungen und beschworen, zu bringen was er gewollt, und zu thun was er begehrt' habe. ‚Mit dem Worte Jesu Christi', hieß es darin zum Beispiel, ‚binde ich dich, Seloth, daß du sollst erstlich gezwungen sein, mir jetzt den Augenblick zu erscheinen in menschlicher Gestalt, ohne einigen Tumult oder Geräusch, ja ohne gräuliche Gestalt, ja ohne Schaden unser Leib und Seele. Ich beschwöre dich, Seloth, daß du herbringest Silber und Gold, so viel als siebenzehn Centner orientalisches Gold werth ist, und das in solchem Stand und Wesen, daß es von Jedermann, ja in allen Landen möge angenehm und gut erkennt werden.' Gelang die Beschwörung nicht, so hatte man nicht richtig beschworen; denn es gehörte dazu eine besondere Kunst, welche ‚Doctor Faust' mit den Worten vorschrieb: ‚Wer ein Liebhaber ist von Gold, Silber und Edelgestein, der kann durch meine Beschwörung so viel, als er in diesem Buch verzeichnet finden wird, bekommen; er muß aber aus meinem weitläufigen Buch die Kraft und Wörter der Beschwörung zusammenziehen, daß sie in dreimal drei Stunden gelesen oder auswendig gesprochen werden, und die runden Kreise mit dem silbernen Dreifuß wohl einsegnen, mit der Umstehenden Namen, Worten und Buchstaben', und das Alles ‚nach Standesgebühr' [2].

Doctor Faust ist der eigentliche Vertreter aller schwarzkünstlerischen, zauberischen Veranstaltungen des Jahrhunderts. Wie unter dem Namen des Theophrastus Paracelsus allerlei Schriften über ‚Geheimkünste' erschienen, so

[1] Von Höllenzwängen 3—4. Belehrend über das Zauberwesen ist die Schrift von Paul Frisius, Des Teuffels Nebelkappen, d. i. Kurtzer Begriff des gantzen Handels der Zauberey. Ohne Ort. 1583. ‚Am angenehmsten sind dem Satan', sagt Thomas Sigfridus Bl. A 4, ‚die Zauberer, welche ihm Kinder geopfert, wie etwa ein Graf, so ein Zauberer gewesen, acht junge Kinder erwürget und den Teufeln geopfert hat, welche ihn auch geheißen haben, er sollte noch seinen eigenen Sohn aus dem Mutterleibe reißen und ihn auch so opfern.'

[2] Bei Adelung 7, 365—408. Am Hofe Kaiser Rudolf's II. zu Prag lebte von 1584—1589 der berühmte englische Zauberer Dr. John Dee, der mit seinem Famulus, dem Apotheker Kelley, mittelst einer krystallenen Kugel allerlei Geister zu citiren wußte. Dee führte über diese Citationen genaue Tagebücher, von welchen eins im Jahre 1659 gedruckt worden. Vergl. Meissner, Untersuchungen über Shakespeare's Sturm (Dessau 1872) S. 42—46, und Meissner, Die englischen Comödianten 26.

wurden auf den Namen des Doctor Faust, der mit jenem gleichzeitig lebte, alle möglichen sowohl von dem gemeinen Mann als von Gelehrten und Vornehmen gläubig angenommenen Berichte über die Ausübung solcher Künste vereinigt. Bereits im Jahre 1539 verglich der Wormser Arzt Philipp Begardi den Ruhm des Faust mit dem des Paracelsus. Ein späterer Schriftsteller brachte Faust mit dem als ‚Erzzauberer‘ nicht weniger berüchtigten Cornelius Agrippa von Nettesheim in Verbindung.

Ein ‚tapferer Mann‘, erzählt Begardi, ‚ist vor etlichen Jahren fast durch alle Landschaft, Fürstenthum und Königreich gezogen‘, hat ‚seinen Namen jedermann selbst bekannt gemacht, und seine große Kunst, nicht allein der Arznei, sondern auch der Chiromanzie, Negromanzie, Physiognomie, Visiones in Kristallen und dergleichen mehr Künste sich höchlich berühmt, sich auch einen berühmten und erfahrenen Mann beschrieben, hat auch selbst nicht geleugnet, daß er sei, auch heiße Faustus, damit sich geschrieben Philosophum Philosophorum‘ [1].

Das älteste Volksbuch über Faust erschien im Jahre 1587 zu Frankfurt am Main. Es war ein Erzeugniß der streng lutherischen Richtung, welche der Herausgeber Johann Spieß in seiner ganzen buchhändlerischen Thätigkeit vertrat [2]. Von katholischem Glauben findet sich in dem Buche keine Spur, vielmehr wird der katholische Cultus und die Geistlichkeit im Geiste der damaligen protestantischen Polemik verspottet und geschmäht. Mephistopheles erscheint in Gestalt eines Mönchs. Auf seinen Fahrten findet Faust in Cöln ‚auch den Teufel zu St. Ursula mit den elftausend Jungfrauen‘. In Rom, wo er sich unsichtbar drei Tage und Nächte im päpstlichen Palaste aufhielt, will er ‚alles gottlose Wesen des Papstes und seines Geschmeißes‘ kennen gelernt haben. ‚Diese Schweine zu Rom‘, sagt er, ‚sind gemästet und alle zeitig zu braten und zu kochen.‘ Nach seinem unzüchtigen, höchst unzüchtig erzählten Treiben im Harem zu Constantinopel läßt ihn das Buch ‚im Ornat und Zierde eines Papstes in die Höhe‘ fahren, ‚daß ihn männiglich sehen konnte‘ [3].

---

[1] Diese und andere, frühere und spätere Zeugnisse von Zeitgenossen über Faust verzeichnet bei Goedeke, Grundriß 2, 562—564.

[2] Vergl. Fr. Zarncke, Joh. Spieß, der Herausgeber des Faust-Buches, und sein Verlag, in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1883, No. 246.

[3] ‚Faust wird der Favorit der Zaubersage, von dem die deutsche Volksphantasie nicht genug hören und erzählen kann; zugleich greifen die religiösen Zeitinteressen in die Gestaltung der Sage ein und geben derselben ihr eigenthümliches Gepräge: Faust ist der vom Lutherthum abtrünnige, dem Teufel verschriebene, der Hölle rettungslos verfallene, fluch- und bejammernswürdige Mann, dessen Gesinnung und Schicksale allen guten Christen zum warnenden Beispiel dienen sollen.‘ Wittenberg erscheint in den Volksbüchern ‚als die zweite Heimath dieses antilutherischen Magus; nur die Magie darf er nicht in Wittenberg, sondern nur an solchen Orten erlernt haben, die der lutherischen Lehre fremd oder feindlich sind: er studirt sie nach dem einen Volksbuche

‚Nachdem nun viele Jahre her‘, sagte der Herausgeber in der Widmung des Buches, ‚ein gemein und große Sag in Deutschland von Dr. Johannis Fausti, des weit beschreiten Zauberers und Schwarzkünstlers, allerlei Abenteuern gewesen und allenthalben eine große Nachfrage nach gedachten Fausti Historie bei den Gastungen und Gesellschaften geschieht‘, so habe er dieses ihm von einem Freunde aus Speyer mitgetheilte Buch veröffentlicht, ‚allen Christen zur Warnung‘ als ‚schreckliches Exempel des teuflischen Betrugs, Leibs- und Seelenmords‘ [1].

Nach dem Berichte der ‚Historia‘ war Faust der Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar, wurde in Wittenberg Doctor der Theologie, legte aber die

---

in Krakau, nach dem andern in Ingolstadt‘. ‚Wie eng lutherisch und antipapistisch‘ schon der Verfasser des ersten Volksbuchs von 1587 ‚gesinnt und wie eifrig er diese Tendenz in der Geschichte vom Faust auszudrücken bestrebt war, das tritt kaum irgend so grell hervor, als in den Stellen, wo er den Aufenthalt der beiden Weltfahrer in Rom und Constantinopel erzählt. Heidenthum und Papstthum sind ihm gleich schlecht und gleich verhaßt.‘ ‚Auch der Islam und das Papstthum sahen in den Augen unseres Erzählers einander so ähnlich, daß die Rolle des Propheten und die des Papstes sehr gut vereinigt und von einer und derselben Person — es sei nun der gottlose Magus oder der Teufel selbst — mit bestem Erfolg gespielt werden konnte. Im Palaste zu Constantinopel erschien Mephistopheles vor dem Sultan als Mohammed in päpstlichem Schmuck und Gewand, und nachdem Faust im Harem sechs Tage und Nächte hindurch die Rolle des Propheten zur Vermehrung der Gläubigen gespielt hatte, fuhr er im Ornate des Papstes auf und davon. Und beidemale war der Sultan höchst erbaut von der Ehre, die ihm widerfahren.‘ K. Fischer 99—100. 114. 115. Oscar Schade bemerkt: wäre in dem Buche ‚katholische Zuthat, Maria und die lieben Heiligen hätten den armen Sünder nicht verkommen lassen‘. Maria hätte, ‚wie in all den früheren Sagen von Bündnissen mit dem Teufel, sich seiner erbarmt und die Vermittlung bei ihrem Sohne auf sich genommen‘. Weimarer Jahrb. 5, 242.

[1] Verzeichniß der zahlreichen Ausgaben bei Goedeke, Grundriß 2, 564—568. K. Engel, Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884. Oldenburg 1885, und dazu von demselben Verf.: Nachricht über drei höchst seltene Faustbücher (von 1589, 1597 und Wagnerbuch von 1596), in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgesch. 1, 329—333. Das Faustbuch von 1589 erzählt bereits sechs neue Historien, welche sich in dem ältesten von 1587 nicht finden, darunter Cap. 55: ‚Ein Mönch will Doct. Faustum bekehren.‘ Das älteste Faustbuch . . . Mit einer Einleitung von W. Scherer. Berlin 1884. Scherer unterscheidet in den Ueberlieferungen des 16. Jahrhunderts über Faust drei Schichten: eine Oberrheinische, eine Wittenbergische und eine Erfurter Ueberlieferung. Vergl. dazu G. Ellinger in der Zeitschr. für deutsche Philologie (1887) Bd. 19, 244—246. Ferner von demselben Verf.: Zu den Quellen des Faustbuches von 1587, in der Zeitschr. für vergleichende Litteraturgesch. Neue Folge 1, 156—181. In Michael Lindener's ‚Katzipori‘ finden sich drei Faustgeschichten, von denen zwei, nicht zum Vortheil verändert, in das Faustbuch aufgenommen worden sind. ‚Wir haben in diesen Geschichten die originalere Gestalt, wie sie ein Menschenalter vor Abfassung des Faustbuches und wohl schon früher im Volksmunde umlief. Der Held dieser Geschichten heißt bei Lindener nicht Faust, sondern Schrannhauß.‘ Bobertag im Archiv für Litteraturgesch. 6, 142.

heilige Schrift ‚hinter die Thür und unter die Bank‘, ergab sich einem ruchlosen und gottlosen Leben und studirte allerlei geheime und zauberische Künste. ‚Sein Datum stund dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war; dem trachtet er Tag und Nacht nach, nahme an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen, dann sein Fürwitz, Freyheit und Leichtfertigkeit stache und reitzte ihn also, daß er auf eine Zeit etliche zäuberische Vocabula, Figuras, Characteres und Conjurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, in's Werk zu setzen und zu probiren ihm fürname.‘ Im Auftrage Lucifer's erscheint ihm der hochmögende Dämon ‚Mephostophiles‘, dem er seine Seele mit dem eigenen Blute verschreibt. ‚Eben in dieser Stund fällt dieser gottlos Mann von seinem Gott und Schöpfer ab, der ihn erschaffen hatte, ja er wird ein Glied des leidigen Teufels, und ist dieser Abfall nichts anders, dann sein stolzer Hochmuth, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammentragen und wider Gott kriegen wollten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffart und Uebermuth von Gott verstoßen wurde.‘ Faust selbst sagt in seiner Verschreibung an Mephistopheles, er habe sich demselben übergeben, ‚nachdem ich mir fürgenommen, die Elemente zu speculiren und aber aus den Gaben, so mir von Oben herab bescheeret und gnädig mitgetheilt worden, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf nicht befinde, und solches von den Menschen nicht erlernen mag‘. Nachdem er sich einmal dem Teufel verschrieben, ist er unrettbar verloren. Vierundzwanzig Jahre lang werden ihm alle Künste der Hölle zur Verfügung gestellt, dann fällt er dem Teufel an Leib und Seele als Beute zu, trotz all seines Jammerns und Wehklagens über sein unaufhaltsames Geschick und trotz einer Rede voll Reue und Ermahnungen, welche er am Abende vor seinem schrecklichen Tode an seine Freunde richtete.

Was an tiefen religiösen Ideen und erschütternden Zügen im ältern Volksbuche lag, wurde vollständig verwischt durch eine Bearbeitung desselben, welche Georg Rudolf Widman im Jahre 1599 zu Hamburg in drei Theilen herausgab unter dem Titel: ‚Wahrhaftigen Historien von den gräulichen und abscheulichen Sünden und Lastern . . so Doctor Johannes Faustus . . getrieben hat‘ [1]. Dieses Werk, welches das herrschende Faustbuch wurde, brachte lediglich allerlei Schwänke und wunderbarliche und seltsame Abenteuer, und bezweckte in den jedem Abschnitte beigefügten ‚Erinnerungen‘ hauptsächlich nur eine Verhetzung des protestantischen Volkes gegen das Papstthum [2].

---

[1] Abgedruckt bei Scheible, Kloster 2, 275—804.

[2] Titel der drei Theile bei Goedeke, Grundriß 2, 567. V, 2. ‚Das Frankfurter Volksbuch hatte den Durst nach der Geschichte vom Faust zwar für das erste gestillt, aber dem Interesse wie dem Nutzen der Leser aus dem lutherischen Volke, auf welche

Nicht allein ‚die alten Weiber und Hexen, die man täglich verbrennt', sondern auch die Zauberer und Schwarzkünstler müßten, sagt Widman, von der Obrigkeit an Leib und Leben gestraft und ausgerottet werden. Man unterscheide eine doppelte Zauberei, ‚eine zu der rechten, die andere zu der linken'. Erstere sei ‚im Papstthum gar gemein mit Segnen, Weihen und Firmen' und sei ebenso gut wie die letztere, die eigentliche Schwarzkunst, ‚ein Abfall vom Schöpfer auf den Moloch und von Gott auf die Creaturen'[1]. Unter den Päpsten zähle man überaus viele Zauberer und Schwarzkünstler. Gregor VII. zum Beispiel habe ‚in Kurzem sechs Päpste mit venedischen Süpplein hingerichtet', mit Hülfe eines erfahrenen Meisters ‚etlichen Päpsten die Hälse abgebissen, als Clemens II., Damasus II., Leo IX., Victor II., Stephan IX., Nicolaus II., unangesehen daß sie doch alle Zäuberer waren und ein Teufel den andern austrieb'. ‚Wider die geistlichen Prälaten hat er heimlich Christenkinder den Juden übergeben, die haben ihm das halbe Blut von den ermordeten Kindern mittheilen müssen, damit hat er viel Geistliche hingerichtet. Wenn er seinen großen Ermel in seiner schwarzen Kappe schüttelte, stoben klare Feuerflammen und Funken heraus', und so weiter. Papst Gregor IX. verstand die nicht ganz gewöhnliche Zauberkunst, daß er ‚fliegen konnte von einem Ort zum andern'. Als Papst Paul II. sich dem Teufel verschrieb, ‚griff der Teufel nach dem gespritzten Blut'.

Jeder Stand und jedes Land habe seine besonderen Teufel, ‚höhere Geister' fechten an ‚mit Verzweiflung und Ketzerei, wie die Rottengeister und der Papst solche Teufel haben'; auch gebe es einen besondern zwinglischen

---

es berechnet war, nicht in allen Stücken Genüge geleistet. Die Erzählung war nicht vollständig und ausführlich, nicht gelehrt und lehrreich, auch in ihrer lutherischen Tendenz nicht antikatholisch und antipapistisch genug. Um diesen Mängeln gründlich abzuhelfen, schrieb Georg Rudolf Widman aus Schwäbisch-Hall sein dreitheiliges, dickleibiges, mit breiten „Erinnerungen" weitläufig ausstaffirtes Werk, das in Hamburg 1599 erschien und den späteren Faustbüchern zur Richtschnur diente.' K. Fischer 134—135. Die durch den Arzt Ch. Nicolaus Pfizer im Jahre 1674 zu Nürnberg besorgte vermehrte Auflage neu herausgegeben von A. v. Keller in der Bibl. des Stuttgarter Literar. Vereins Bd. 146. Tübingen 1880.

[1] Aerger noch sprach sich darüber J. G. Gödelmann, Professor der Rechte zu Rostock, aus. ‚Wahrhaftig', sagte er, ‚das ganze Papstthum ist mit geistlicher Zauberei beladen'; ‚die rechten eifrigen Papisten, zumal in geistlichen Ständen', seien ‚ja so tief und wohl tiefer in des Satans Gewalt und Reich gefangen, als die leiblichen Zäuberschen immermehr'. Das Segnen von Salz, Wasser, Kräutern u. s. w. sei ‚lauter teuflische, gottlose und gotteslästerliche Zauberei', wie der vornehmste Tübinger Theologe Jacob Heerbrand mit Recht geschrieben habe. ‚Der Chrysam' sei, ‚mit Grund davon zu reden, nichts denn lauter Teufelswerk'; insbesondere sei auch die Verwandlung von Brod und Wein in der Messe nichts als Zauberei. Gödelmann 63 fll. 480—481. Auch Abraham Scultetus erklärte in seinen Predigten über Zauberei S. 13 diese Verwandlung für einen ‚teuflischen Mißbrauch' und eine ‚rechte Zauberei'.

und calvinischen Teufel. ‚Der Teufel verstellt sich in Mönchs Gestalt, damit anzuzeigen, daß die Mönche im Papstthum, die heillosen Brüder, seine treuen Diener und Larven sein, darin er sich verkleidet, und ist kein Schalkheit, Bosheit und Schande so groß, so die gottlosen Mönche und alle Zauberer als des Teufels Werkzeuge, welche der Teufel reitet, nicht könnten, wenn es ihnen Gott verhängt, zuwege bringen.' Auch als Meerwunder erscheint der Teufel ‚in vollem bischöflichen Ornat und geht mit seinem Bischofsstab auf dem Wasser spazieren'. Daß Doctor Faust ein ganzes Fuder Heu gegessen, sei gar nicht unmöglich; denn ein anderer Zauberer, Namens Wildfeuer, habe ‚einen Bauern gefressen mit Pferd und Wagen; desgleichen meldet Doctor Hedion, daß ein Magus sei gen Kreutznach kommen, der, als ihm ein Bauer begegnet mit Pferden und Wagen, so Holz auf den Markt geführt, das zu verkaufen, demselben seine Pferd, Wagen und Holz gefressen. Der hat auch auf eine Zeit einen geharnischten Mann verschluckt und wieder ausgespieen'. Einen Teufel in einem Glase bei sich zu führen, erachtete Widman für gar nichts Auffallendes, habe doch der Schwarzkünstler Petrus Apponus ‚in einem Glase sieben wohlerfahrene Teufel gehabt, deren ein jeder ihn berichtet von einer sondern Kunst aus den sieben freien Künsten'. [1]

Als eine Fortsetzung des Faustbuches erschien im Jahre 1594 zu ‚Gerapoli bei Constantinum Josephum' in Viertel- und in Achtel-Bogengröße ein Leben des Christoph Wagner, ‚weiland gewesenen Famuli des weltberufenen Erzzauberers Johann Faustens', der den Teufel ‚Auerhan' auf dem Blocksberg beschwor. ‚Da hüpfte die ganze Erde und ging um, die Sterne fielen vom Himmel und liefen auf Erden um wie eitel Feuerflammen; etliche wurden zu abscheulichen Schlangen und dräueten mit ihren spitzigen Zungen den Wagner zu erstechen; etliche wurden zu fliegenden Feuerdrachen, die stritten und kämpften in der Luft mit großem Getön..' ‚Endlich gewahrte Wagner ein Kameel, so aus dem Rauch herfürkommen, und sprach zu ihm: „Was willst du?" Er antwortete und sprach: Daß du erscheinst in der Gestalt eines Affen.' Der Affe erschien Anfangs mit vier Köpfen, legte aber auf Wagner's Bitte die

---

[1] Bei Scheible, Kloster 2, 277—278. 294. 302. 304. 308. 324. 333. 336. 337. 347. 348—349. 354. 416—417. 486. 491. 536—537. 692. 770 fll. 777. 786. Bei Sigmund Friedrich (Bl. B 4) heißt es: ‚Joachim Camerarius schreibt: er habe selbst etliche gesehen, welche ein Haupt getragen, dadurch ihnen der Teufel gesaget, was sie ihn gefraget. Das Haupt wird zuvor bezeubert sein gewesen, wie man die Cristalla und Ringe bezeubert, darinnen man ersehen und erforschen könne, was man will; denn in unbezeuberten Cristallen und Ringen kann man nichts sehen, noch erforschen.' Der Marburger Magister Philipp Ludwig Elich (1607) verwarf die Ansicht, daß die Magier als solche im Stande seien, den Teufel in Crystalle, Ringe u. s. w. gleichwie in Gefängnisse einzuschließen. ‚Daemones enim semper voluntarie adsunt, vel superiorum Daemonum imperio coacti, seque carceri includi sinunt'. Elich 201.

drei Köpfe ab und wurde ‚ein rechter Affe‘. ‚Der sprang auf und nieder, tanzte Galliard und andere üppige Tänze, schlug bisweilen auf dem Hackbrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trometen, als wären ihr hundert oder mehr.‘ Mit diesem Teufel ging Wagner auf Reisen, besuchte auch die neuentdeckten Welten und führte allerlei Spuk aus, bis er schließlich, wie sein Meister Faust, vom Teufel geholt wurde. Als Zweck seines Werkes gab der Verfasser an: jeder Mensch möchte aus demselben den Teufel besser kennen lernen und sich vor demselben desto fleißiger hüten [1].

Wie ‚Alles im Kopfe des Volkes, bei Fürnehmen und Geringen, voll Teufel‘ war, alle nur erdenklichen ‚Teufelspraktiken‘ bei Hoch und Niedrig ‚für wahrhaftige Historien passirten‘, zeigte sich vornehmlich auch in den Erzählungen, welche über den kurfürstlich brandenburgischen Leibarzt Thurn von Thurneissen, nach dessen eigenen Berichten, vielerorts verbreitet wurden. Einmal war der Teufel in dessen Umgebung in der Gestalt eines Elennthieres, welches Thurneissen vom Herzoge von Litthauen zum Geschenk erhalten hatte. Diesen ‚Teufel führe er‘, hieß es, ‚die Lande auf und nieder, um Geld damit zu sammeln‘. Dann wurde ‚in öffentlichen Reden und Schreiben‘ behauptet, er habe eines Tages in der Trunkenheit bei einem Festmahle seine Rosse und seinen Wagen verschenkt und gleichwohl dem Kutscher befohlen, daß er anspannen solle. ‚Habe mein Kutscher geantwortet: Herr, worauf wollen wir dann fahren? habt ihr euch doch in Speise und Trank so gar übernommen, daß ihr nicht wisset, daß ihr mich sammt euren Pferden und Wagen verschenkt habt. Soll ich geantwortet haben: Ei, gehe in hunderttausend Teufel Namen, du wirst wohl Pferde und Wagen finden. Wie er nun von mir gangen, nicht gewußt, was er thun sollte, soll er in Gestalt vier gar schöner und ganz wohlgeformierter schwarzer Rosse, desgleichen einen wohlbereiten Wagen gesehen haben. Es habe aber Niemand gewußt oder ausdenken mögen, aus was Materia derselbe Wagen gemacht oder bereit gewesen sei. Der Kutscher sei zu den Rossen gegangen, jedoch mit Furcht und Zittern, weil er gewußt, daß es nicht von Natur erschaffene Rosse, sondern Teufel gewesen, habe sie angerüstet, gezäumt und angespannt und zu mir gesagt, daß Alles meinem Befehle nach geschehen. Ich hätte noch eine ziemliche Weile im Fressen und Saufen verwartet, darnach als mich Zeit gedünkt, daß die gewisse und rechte Stunde, um mit den teuflischen Rossen von dannen zu fahren, gekommen, von meinen Gästen Abschied genommen, und sei auf den Wagen gesessen, desgleichen der Kutscher auf die Rosse, und soll ich gesagt haben: „Nun fahre hin in aller hunderttausend Teufel Namen.“ Von Stund an und im Beisein der Umstehenden sollen sich Rosse und Wagen in die Luft geschwenkt haben, und sei ich also von

[1] Bei Scheible, Kloster 3, 1—188. Vergl. insbesondere 38—40. 43. 185—186.

Basel aus in zwölf Stunden bis gegen Halle in Sachsen angekommen.‘ Ferner besaß ein angesehener Mann aus Basel ‚gründliche Wissenschaft‘, daß Thurneissen ein Haus gekauft und mit baarem Gelde bezahlt habe, dieses Geld aber habe sich später in Kohlen verwandelt. Als der Verkäufer diese Kohlen dem Kurfürsten von Brandenburg zugeschickt habe, habe Thurneissen, ‚um nicht in Verachtung und Leibesgefahr zu gerathen, die Kaufsumme in gangbaren Thalern bezahlt und eine besondere Verehrung zugesagt, auch dem Kurfürsten Vieles verheißen, damit er die Sache geheim halte und die teuflische Zauberei nicht unter die Leute ausgesprengt werde‘.

Noch weitere wunderbarliche Zeitungen folgten.

Weil Thurneissen an seinem Hause in Basel ein Thürmlein gebaut hatte zur Beobachtung der Gestirne, so wurde ‚glaubhaft‘ versichert: dieses Thürmlein sei für den Teufel bestimmt, der dort des Nachts Herberge nähme, um ungehindert mit seinem Zögling sich besprechen zu können. Jedoch nicht allein im Thürmlein, berichteten Andere, sitze der Teufel, sondern auch in Gestalt eines Schuhu auf dem Dache des Hauses: Thurneissen habe ihn dahin beschworen, um von ihm unterrichtet zu werden, ob seine Frau sich mit anderen Männern abgebe. Schon in seiner Jugend habe der Teufelskünstler, als er das Goldschmiedehandwerk erlernte, den ganzen Tag mit Fressen und Saufen zugebracht, des Nachts aber mit etlichen Teufeln in Menschengestalt sehr zierliche und künstliche Arbeiten verfertigt. Und damit noch nicht zufrieden, schreibt Thurneissen, haben ‚etliche Baseler ausgesagt, wie sie den Teufel leibhaft bei mir gesehen, mit dem ich auf meinem Dach gesessen. Etliche, welche stattliche und anderen Baselern vorgezogene Leute sein wollen, haben unverschämt ausgesagt, daß sie den Teufel in meinem Haus hinter dem Ofen gesehen, der mir, wenn ich bei Tisch sitze und schreibe, dictire und in die Feder geredet sollt haben‘. Noch andere Baseler ‚berühmten sich frei öffentlich‘, sie hätten in meiner Wohnung ‚einen Spiegel gefunden, darin sie den Teufel als einen Behüter und Beschützer des Meinen leibhaftig gesehen, der auch mit etlichen Rathspersonen geredet sollt haben‘. Ueber den Tisch seines Schwiegervaters Herbrot habe Thurneissen ‚drei Spinnen gezaubert, die nicht erschaffene Spinnen, sondern drei Teufel gewesen; als das heidnische Kreuz darüber gemacht worden, seien sie mit einem hinterlassenen Gestank davon gewischt‘. ‚Auch sollte ich drei lebendige Eheweiber in Basel und die vierte in Berlin haben, mit welchen ich durch die Gespenst des Teufels also gebahren und umgehen lassen, daß nicht genugsam davon zu sagen und zu schreiben stünde. Bei Tag und Nacht soll von unbekannten fremden Vögeln um und auf meinem Hause ein so jämmerlich Geschrei und Wehklagen sein, daraus nicht Anderes zu schließen, denn daß solches mein Geist sei und mich in kurzer Zeit von hinnen zu sich in den Abgrund der Hölle holen und führen wolle. Ein Gespenst, das ich in mein Haus gezaubert, schreie Tag und Nacht mit kleiner

Stimme als ein junges Kind.‘ ‚Allwege wenn ich schreibe, soll ich zwei große schwarze Hunde, die Teufel sein sollen, bei mir liegen haben. Der Teufel mache mir auch die Kalender.‘ [1]

Anderseits wurde zugleich berichtet, daß die Teufel nicht immer dem Thurneissen zu Befehl seien, sondern ihm bereits den Garaus gemacht hätten. Vom Kurfürsten von Brandenburg habe er sich jeden Freitag als freien Tag erbeten, an welchem der Kurfürst nicht nach ihm fragen oder schicken solle; denn an den Freitagen wolle er seiner ‚Zauberei und Teufelsbannungen abwarten‘. Nun habe sich aber einmal an einem Freitage etwas Sonderliches bei Hofe zugetragen, wobei man seiner benöthigt gewesen, darum habe der Kurfürst ihn durch einen Edelknaben vor sich bescheiden wollen. Als aber der Edelknabe in seine Wohnung, das Graue Kloster, gekommen, habe er dort drei Teufel in Gestalt ungeheuerer schwarzer Mönche angetroffen, die mit Thurneissen gefressen und gesoffen: diese hätten ihn, als er erschrocken zurückweichen wollte, erwischt und dermaßen tractirt, daß er von Stund an des Todes verblichen. Darauf habe der Kurfürst einen Trabanten abgeordnet, um zu erfahren, weßhalb weder der Edelknabe noch Thurneissen komme. Auch diesen Trabanten hätten die Teufel auf den Tod verwundet, aber nicht völlig um's Leben bringen können. Nachdem derselbe bei Hofe kundgethan, was ihm und dem Edelknaben widerfahren, habe der Kurfürst das Kloster durch viele Personen umzingeln und seinen Leibarzt gefangen nehmen lassen. ‚Wie nun Solches geschehen, seien die Teufel noch bei mir gesessen, aber da ich angegriffen worden, als fliegende Geister davon gefahren und mich im Stich sitzen lassen.‘ Endlich ‚hätte man mich‘, fährt Thurneissen fort, ‚mit eisernen Ketten an Händen und Füßen verwahret, mir den Proceß gemacht und mich als Zauberer zum Feuertode verurtheilt‘. ‚Wie nun der angesetzte Tag, solches an mir zu vollbringen, erschienen, sei ein solcher ungestümer, grausamer und erschrecklicher Wind entstanden, daß jedermänniglich vermeint, der Tag des Herrn sei vorhanden, und daß die Stadt Berlin sammt dem ganzen Umkreis der Welt in einem Haufen zu Grund und Boden gehen sollte. Und sei ich, ehe ich recht zum Feuer gebracht, also von den Teufeln, welche mir lange gedient, leibhaftig hinweggenommen und zusehends mit denen in den Lüften davongefahren und zu Stücken zerrissen worden.‘ Berichte dieser Art wurden ‚nicht allein von dem gemeinen Pöbel, dem es seinem Unverstand zuzumessen sein möchte, sondern wohl von den Fürnehmsten‘ ausgestreut [2].

Uebrigens war Thurn von Thurneissen selbst keineswegs darüber im Zweifel, daß der Teufel häufig leibhaft erscheine und ‚Alles in der Welt voll Teufelswerk und Teufelskünsten‘ sei. In einer Schrift vom Jahre 1575 wies

[1] Ein durch Nothgedrungenes Außschreiben 1, 84 fll.

[2] Ein durch Nothgedrungenes Außschreiben 1, 92—94.

er deutlich darauf hin, wie Satanas noch vor nicht langer Zeit in Rottweil, Basel, Baden und anderwärts persönlich sein Wesen getrieben habe:

So ist gewiß, daß man in Norwegen,
In Island Geist sind, die sich bewegen,
Dienent dem Menschen öffentlich,
Lassen sehen, hören, zeigen sich,
Rufen den Menschen bei ihrem Namen . . .[1]

‚Allzumahl Teufel' seien auch:

Die in Cristall und Gläser werden
Beschworen zu uns herab auf Erden,
Die Schätz und alle Bergwerk weisen,
Wo Kupfer, Silber, Gold und Eisen,
Blei, Zinn und Edelsgstein wird graben,
Die auch aller Künste Wissen haben,
Darzu aller Kreuterwurzen Kraft,
Auch aller Metall Eigenschaft
Durch ihr Weisheit den Menschen lehren,
Wann man die fordert und thut beschweren
In Spiegel, Wasser und Cristall[2].

Unzählige Berichte über ‚den Teufel selbst', über leibhaftige Teufelserscheinungen, setzten fortwährend das Volk in Angst und Schrecken. ‚Es vergeht schier nicht ein einig Jahr mehr,' klagte eine Schrift aus dem Jahre 1563, ‚ohne daß man die allererschröcklichsten Zeitungen aus vielen Fürstenthumben, Dörfern und Städten hört, wie unverschämt und grausam der Höllenfürst zur Auslöschung des neu scheinenden Lichtes des heiligen Evangelii sichtbarlich sich gebehrdet und in allen Gestalten in diesen unseligen letzten Zeiten die arme Christenheit zermartert und zerplagt.'[3] Auf den Augsburger Reichstag vom Jahre 1530 zogen, verkündigte ein Superintendent seinen Zuhörern, sechs Teufel in Mönchsgestalt, weßhalb man denn auch mit Recht ‚den Teufel in einer Mönchskappe abmale'[4]. Als am Osterabend 1533 das Städtlein Schiltach am Schwarzwalde abbrannte, ließ sich der böse Geist leibhaftig sehen und im Städtlein mit einer Pauke hören[5]; in Straßburg sollte darüber eine Zeitung ausgehen, aber der Rath untersagte den Druck, weil ‚man mit dem Teufel nicht zu schaffen haben wolle'[6]. In Rottweil, wo der Rath ‚eine lange Zeit des Evangelii Feind gewesen und etliche gottesfürchtige Leute aus der Stadt vertrieben', ging der Teufel, wie Jobus Fincelius berichtete, ‚im Jahre 1545

---

[1] Εὐποραδήλωσις Bl. 40 fll. 45[b]. [2] Bl. 30[b].
[3] Von Höllenzwängen 7. [4] Weber, Historische Predigten 109—110.
[5] Scheible, Schaltjahr 4, 96—97. Bücherschatz 128 No. 1926. Vergl. Fincelius 1, Bl. E 7[b].
[6] Reuss, La Justice criminelle . . à Strasbourg 266—267.

sichtbarlich um, zuweilen in eines Hasen, darnach in einer Wiesel, auch zuweilen in einer Gans Gestalt, redete mit klarer deutlicher Stimme, mit Bedrohung, er wolle die Stadt anzünden'[1]. Anderwärts wurde der Teufel in Gestalt eines Bären, eines Hundes, einer Katze sichtbar[2]. Gar merkwürdig war die von Fincelius im Jahre 1557 mitgetheilte ‚wahrhaftige Historie, die vor wenig Jahren sich in der Mark zugetragen': der Teufel erschien in blauem Hut als Rechtsanwalt eines Landsknechtes leibhaftig vor Gericht, ‚disputirte gründlich vom Recht' und führte zuletzt einen Wirth, den Ankläger des Landsknechtes, ‚über den Markt in den Lüften weg', ‚das Jedermann zugesehen hat, aber noch Niemand hat erfahren können, wo er mit ihm hinkommen sei'[3]. In Sachsen, wo er bereits früher gesehen worden, ‚verwandelte er sich', schrieb der Prediger Herold, im Jahre 1551 ‚abermals in grausame Gestalten, lief Nachts auf den Gassen um, klopfte an die Häuser; mit großem Geplärr und Heulen steckt er jedermann eine Forcht ein'[4]. Im Jahre 1559 erfuhr das Volk aus einer ‚grausamen erschrecklichen und wunderbarlichen, aber wahrhaftigen Zeitung', daß der Teufel zu Platten, zwei Meilen von Joachimsthal, ‚in Gestalt eines Kukuk, eines Raben und einer Hummel auftrat und also schrie, wie solche Vögel pflegen zu thun'. Als der Prediger von Schlackenwald ihn fragte: ‚Siehe, wie bist du der schönsten Creaturen eine gewesen und verbirgst dich in so mancherlei Gestalt, jetzt in eine Sau, bald in eines andern Viehes Gestalt', erhielt er von dem bösen Geiste die Antwort: ‚Lieber Pfaff, ich werde oft ein Hase, o die reichen Hansen fressen mich gern.'[5] In Erfurt ‚recitirte er in Gestalt eines Raben einen Psalmvers'[6]; aus Kopenhagen wurde, nach der Mittheilung eines Predigers, ‚gläublich und wahrhaftig bekannt gegeben, daß er zu unterschiedlichen Malen als ein großer schwarzer Vogel auf dem Dache angefangen, ein geistlich Lied zu pfeifen, was etliche Personen deutlich gehört'[7]. Auch auf der Bühne, ‚wo man schier immer die Teufel agirte'[8], ließ sich ‚der schwarze greuliche Satan etliche Male leibhaftig vor dem Volke in Schauspielen sehen'. Von englischen Comödianten wußte darüber der Buchhändler Hans Stern zu erzählen: es müsse ‚schrecklich zu sehen gewesen sein',

---

[1] Fincelius 1, Bl. K 3. Scheible, Schaltjahr 4, 340. Groß, Magica 1, 48 b.

[2] Scheible, Kloster 2, 299. 300. 314.

[3] Fincelius Bl. O 5 b. 7 b.

[4] Herold 529. Auch Fincelius Bl. P 7 b betheuerte: im Jahre 1551 ‚ist der Teufel an vielen Enden des Nachts sichtlich auf den Gassen umgangen, hat an den Thüren angeklopft, hat oft weiße Kleider angetragen, oft mit der Leich gangen und sich traurig gestellt'.

[5] Die Zeitung bei Scheible, Schaltjahr 2, 466—474.

[6] Groß, Magica 1, 59 b.

[7] Wider den Teufel als Gottesfeind, Menschenmörder und listigen Betrüger. Predigt von M. K. Sauerborn (1559) S. 2.

[8] Vergl. oben S. 342—346.

daß einmal, als dieselben ‚von Doctor Faust spieleten, sich unter den angenommenen Schwarzen, die ihn holen sollten, ein rechter Teufel in leiblicher Gestalt gefunden und die Comödianten, wie sie es gewahr worden, alle mit einander vom Gerüst gejagt‘ hat [1].

In der Pfarrkirche zu Weimar zeigte sich der Teufel, nach den Angaben der lutherischen Streittheologen Wigand und Heßhus, leibhaft vor den Augen der Gläubigen neben dem kursächsischen Prediger Mirus in abscheulicher greulicher Gestalt, so daß er ‚von Vielen etliche mal abconterfeit und endlich gedruckt wurde‘ [2]. Andere, mit den confessionellen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Calvinisten zusammenhängende ‚wahrhaftige Teufelserscheinungen‘ machte der lutherische Prediger Nicolaus Blum im Jahre 1606 bekannt. Vor fünf Jahren ist der Teufel, besagte seine ‚Historische Erzählung‘, einer adelichen Jungfrau in der Lausitz wiederholt sichtbarlich in Gestalt eines Weibes erschienen und hat ihr im Namen eines großen Herrn eine güldene Kette überreicht, auch ‚ein calvinisches Buch von der Vorsehung‘. ‚Er hat ihr gesagt, sie sei nicht recht getauft worden und könne nicht selig werden. Als ihr Vater in solch großer Noth an mich geschrieben, um mein Amt angehalten und gebeten, habe ich die Jungfrau besucht, sie getröstet und aus Gottes Wort belehrt, worauf dann der Teufel mit seiner güldenen Kette, güldenen Kleinodien, calvinischen Buch von der Vorsehung daheim geblieben‘. ‚Jetzt jährig und ein wenig darüber ist der Teufel in der Gestalt eines schwarzen Mannes zu Müglen, im Dohnischen Kirchspiel gelegen, zu christlicher Eltern herzlieben und frommen Tochter kommen, hat sie dreimal im Hause und für der Thür erwischt, zum ersten Mal zu einem fließenden Wasser geführt, Vorhabens und in Willens dieselbe zu ersäufen, zum andern Mal in's freie Feld, zum drittenmal hat er sie in die Scheune oben auf die Balken geführt, in Willens sie herunter zu stürzen. Als das Mägdlein den Gesellen gefragt, warum er sie so herumführen thät, hat er zur Antwort geben: „Darum, du bist nicht recht getauft worden, du bist dennoch mein an Leib und Seele; du sollst mir nicht entrinnen.“‘ [3]

---

[1] Evenius, Dedication Bl. 4. Im Simplicissimus heißt es: ‚Was agiret, spielet und siehet man doch lieber, als die Historiam des verruchten Erzzauberers, Doctor Johannis Faust, darum, daß ein Haufen Teufel darinnen allezeit eingeführet, und in allerhand abscheulichen Gebärden vorgestellt werden. Da doch bekannt, wie schon so manchesmal bei solchen teuflischen Masqueradentänzen und Fausti-Comödien sich aus Verhängnuß Gottes auch rechte Teufel unter denen so verstellten mit eingefunden, und man nicht gewußt, wo dieser Vierte oder Siebente oder Zwölfte (wie in verschiedenen Begebenheiten geschehen, daß einer zu viel gewesen) herkomme.‘ Vergl. Meissner 91.

[2] Wilkens, Tilemann Heßhusius (Leipzig 1860) S. 191—192.

[3] Historische Erzählung; vergl. oben S. 476 Note 1.

Wie hier der Teufel durch das Wort Gottes lutherischen Bekenntnisses zweimal besiegt wurde, so mußte er zwei andere Male vor dem Erzengel Gabriel weichen. Eine ‚Schreckliche Zeitung‘ vom Jahre 1594 verkündete nämlich, daß ‚der Teufel in Gestalt eines Menschen gekommen zu einem Huter-Gesellen Gabriel Kummer genannt zu Spandau‘. Aber gleichzeitig mit ihm stellte sich der Erzengel Gabriel ein. Dieser ‚blies den Teufel gar hart an, also daß es gar gesauset, und ging ein bloßes glänzendes Schwert aus des Engels Mund, dafür dann der Teufel gewichen‘. Darauf gab der Erzengel, der einen mit schönem Gold umwundenen Rautenkranz auf dem Haupte trug, dem Gesellen eine Raute zu essen, und derselbe hörte zugleich ‚eine himmlische Cantorei, latein und deutsch, ein Chor um das andere, gar schön und lieblich; insonderheit ist eine Diskantstimme darunter gehört worden, so hell und lieblich, daß es nicht zu sagen‘. Gabriel befahl dem Gesellen, dem obersten Superintendenten in Spandau zu melden, daß er das Volk mit schärferen Worten zur Buße ermahnen solle. Auch in der Kirche sah der Gesell den Teufel in einem Wolfspelz über mehreren Besessenen und anderem Volke tanzen und springen; er warf dem Gesellen einen Strick um den Hals und hätte ihn erwürgt, wenn nicht Gabriel wiederum erschienen wäre und ihn gerettet hätte. Bei einer zweiten Erscheinung war der Erzengel mit einer Sense versehen und drohte, er werde ‚mit dieser Sense die Frommen abmähen‘, wenn nicht zu Spandau und im ganzen Land täglich des Abends um sieben Uhr eine Betstunde abgehalten würde [1].

In demselben Jahre ersah man aus einem Berichte des Berliner Propstes Doctor Jacob Coler, daß am 28. September gleichzeitig ein Erzengel und ein Teufel an das Bett eines Mädchens, Ursula Seger, der Tochter eines Bierbrauers, getreten seien: ersterer wunderschön glänzend mit einem gezückten Schwerte in der Hand, letzterer ein schwarzer Mann mit feurigen Augen; statt der Ohren hatte er längliche, gerade Hörner, auf der Stirne ein gekrümmtes Horn. Der Erzengel schlug den Teufel mit seinem Schwerte in die Flucht und schwang dann dreimal dieses Schwert im Kreise, jedes Mal ausrufend: ‚Weh, Weh über Deutschland‘; darauf entzog er sich den Blicken des Mädchens, versprach aber demselben, er werde noch öfter kommen [2]. Einem andern unschuldigen, fünfjährigen Kinde erging es schlimmer: laut einer Görlitzer ‚Erbärmlichen und erschröcklichen neuen Zeitung‘ vom Jahre 1579 wurde es ‚vom höllischen Feuer angezündet‘ [3].

Insbesondere machte sich der Teufel, nach allerlei umlaufenden Berichten,

---

[1] Bei Scheible, Schaltjahr 4, 462—467. Verzeichnet bei Weller, Zeitungen No. 795.

[2] Nach Coler's Bericht bei Wolfius, Lectiones 2, 1021—1022.

[3] Weller, Zeitungen No. 514.

viel zu schaffen mit den neuen Theologen, welche sich unter einander bekämpften und nach dem Vorgange Luther's in jedem ihrer Gegner ein Werkzeug des Satans, einen von demselben geistig oder selbst leiblich Besessenen erblicken wollten. Als der Theologe Andreas Osiander im Jahre 1552 starb, wurde von seinen Gegnern ausgesprengt, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht und seinen Körper ganz zerrissen [1]; wie es bereits früher dem Theologen Carlstadt ergangen sei, wurde in Predigten dem Volke kund gethan [2]. Von dem Dresdener Hofprediger David Steinbach, welcher als Freund des Kanzlers Nicolaus Krell in's Gefängniß gebracht worden, verkündigte eine amtliche Schrift vom Jahre 1592, er habe sich nach eigenem Bekenntniß ‚mit Hülfe des bösen Feindes aus der Custodia befreien wollen und sei durch drei verschlossene Thüren gekommen, welche unversehrt geblieben; der Teufel sei oft des Nachts zu ihm in seine Custodia kommen und habe sich in seinem Handbecken gebadet und die Bücher umgeblättert; im Schloßhof sei der böse Geist wahrhaftig gesehen und gehört worden‘ [3]. Der märkische Generalsuperintendent Andreas Musculus wurde fortwährend leibhaftig vom Teufel geplagt [4], und der berühmte sächsische Hofprediger Matthias Hoe hielt mit dem Bekenntnisse nicht zurück, daß der Teufel ihm in seiner Studirstube das Licht ausgeblasen, Gepolter angerichtet habe und mit Büchern auf ihn eingestürmt sei [5]. Bei dem Superintendenten Bugenhagen hatte es der Teufel, wie es scheint, weniger abgesehen auf den Hausherrn, als auf die Belästigung der Hausfrau. Aber Bugenhagen kannte, wie der Amberger Prediger Sebastian Fröschel im Jahre 1563 seiner Gemeinde mittheilte, ein zwar nicht säuberliches, aber wirksames Mittel zur Vertreibung des Teufels [6].

Auch bei Fürsten und hohen Staatsbeamten stellte der Teufel wiederholt in eigener Person sich ein.

So berichtete beispielsweise der Kriegsoberste Claus Berner im Jahre 1551 dem Herzog Albrecht von Preußen, daß der Teufel dreien Fürsten, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, dem Kurfürsten Moritz und dem Herzog August von Sachsen, bei einem Gelage sich ‚scheinbarlich habe sehen lassen‘. Auf nähere Erkundigung, welche Herzog Albrecht darüber einzog, erfuhr er von dem Grafen Georg Ernst von Henneberg, der Höllenfürst sei erschienen ‚in Gestalt einer Jungfrau, schön von Angesicht, in einem grünen Rock, mit langen Klauen‘ [7]. Acht Jahre später offenbarte ein Prediger:

---

[1] Erläutertes Preußen 2, 69. 71.

[2] Vergl., wie Sebastian Artomedes, Pfarrer und Consistorialassessor zu Königsberg, in seinen im Jahre 1590 erschienenen Predigten darüber berichtete. Schenk 34—35.

[3] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 97. [4] Spieker, Musculus 2, 15.

[5] Vergl. Tholuck, Academisches Leben 1, 131.

[6] In einer Predigt: Wie wir uns gegen den Teufel halten mögen. Schenk 23.

[7] Vergl. unsere Angaben Bd. 3, 661 Note 5.

‚Ich habe vor etlichen Jahren einen Fürsten hohen Geblütes gekannt, den ich Ehrfurchts halber nicht nennen will, der mir selber gesagt hat, daß ihm, dieweil er als Liebhaber des hl. Evangelii allen papistischen Unflat und Götzendienst in seinem Lande ausfegte, der Teufel so gram und feindselig geworden, daß er bei ihm zu verschiedenen Malen in scheußlichen Gestalten sich hat sehen lassen: hat ihm einmal, als er zu Tische saß, als ein grimmiger Hund, eher Wolf, Alles was auf dem Tische stund, gleichwie in einem Ruck weggefressen; ein andermal in Gestalt seines Dieners, aber etliche Fuß größer denn dieser, ihn zur Erde geworfen und blutig geschlagen, und wiederum in Figur einer großen schwarzen Katze, so eine Menschenstimme hat hören lassen, ihm das Angesicht zerkratzet und einen solchen Gestank zurückgelassen, daß sich Alle im Schlosse darüber höchlich verwundert haben. Sodann hat er als selbige Katze ein Söhnlein des Fürsten gewürget, bis er endlich, in eine riesige schreckbare Mannsperson umgewandelt, ein solches Heulen von sich gegeben, daß neben etlichen andern der Fürst selber in Ohnmacht gesunken ist.‘ ‚Solches Alles‘, betheuerte der Prediger, ‚habe ich aus dem Munde des Fürsten wahrhaftig gehört, und ist in drei oder vier Jahren nach einander geschehen.‘ ‚So greift der Gottesfeind und Menschenmörder, leibhaft erscheinend, auch die an, so im Leben am höchsten gestellt sind. Und sagte der Fürst: Man wisse wohl, daß er nicht der einzige seines Standes sei, dem solch und ander Schreckliches geschehen‘: einem papistischen Fürsten, der im Begriffe gewesen, zum Abendmahl zu gehen, habe der Teufel, als Jäger verkleidet, eine brennende Hostie von Pech in den Mund stecken wollen [1].

Den gestürzten Kanzler Krell besuchte der Teufel, hieß es, ‚etliche Male in seiner Custodia in Gestalt eines schwarzen Vogels und unterredete sich mit ihm, als die Wächter deutlich gehört‘, aber die Sprache, in welcher sich beide unterhielten, ‚konnte man nicht verstehen‘ [2].

‚Als ein grausam und abschreckend Exempel, woraus männiglich zu ersehen, wohin es führet, wenn man den Besuchen des Teufels nicht widerstehet, vielmehr sich mit ihm einläßt und durch Handgeschrift verbindet‘, stellte eine ‚Erschröckliche Zeitung‘ vom Jahre 1606 dem Volke das Schicksal des Rechtsgelehrten Henning Brabant, Stadthauptmanns von Braunschweig, vor Augen. Während eines Processes, in welchen Brabant mit der dortigen lutherischen Geistlichkeit verwickelt war, verbreitete sich, im Mai 1604, das

[1] In der S. 500 Note 7 angeführten Predigt S. 3. Forner, Panoplia 13, theilt ein ‚Bekenntniß‘ von Hexen mit: bei ihren Versammlungen bringe ein Teufel, zumeist unter einem Galgen, zur Verhöhnung des Meßopfers, dem Obersten der Teufel ein Opfer dar und reiche statt des Abendmahles den Hexen eine brennende Pech-Hostie und einen Kelch mit einem Schwefeltranke, der ihnen wie Höllenfeuer in allen Eingeweiden brenne.

[2] Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 97.

Gerücht, derselbe werde vom Teufel in Gestalt eines Raben besucht und das Gesinde beklage sich über die verdächtigen Besuche. Als dann von einem Gefolterten noch verschiedene Uebelthaten dem Stadthauptmann nachgesagt wurden, kam dieser selbst dreimal, jedesmal mehrere Stunden lang, auf die Folter. Um von den ausgesuchtesten Marterqualen frei zu werden, erklärte er sich bereit: er wolle auf alle Fragen, welche man ihm stellen werde, mit Ja antworten. Er bejahte dann das ihm vorgelegte ‚Bekenntniß', daß er mit Hülfe des Teufels die Stadt an den Herzog von Braunschweig, welcher landeshoheitliche Rechte über diese und ihr Gebiet beanspruchte, habe verrathen wollen. Anfangs sei ihm, lautete das ‚Bekenntniß', der Satan ‚auf seiner großen Stube, in Gestalt eines großen langen schwarzen Kerls, mit einem hohen Hut und Federbusch leibhaftig erschienen' und habe ihn ‚an dem rechten Arm schrecklich gegriffen, darüber er erschrocken und gesagt: Satan, hebe dich von mir. Da wäre der Teufel verschwunden und hätte die Thüre heftig zugeschlagen'. Am andern Tage sei ihm der Teufel ‚abermals erschienen unter der Laube in Gestalt eines langen Jünglings, mit einem spitzen Hut und Feder', aber er habe noch kein Verbündniß mit ihm geschlossen. Ferner habe ‚auf St. Aegydien Kirchhof ein Rabe auf der Kirche gesessen, der gleich auf ihn zugeschossen und ihm über dem Kopf geschwebet'. ‚Hernach an einem Sonntage, als man das Essen zu Tische getragen, sei ein Rabe fliegen gekommen, so sich vorn auf den Tisch gesetzt, der genickt, als wenn er mitessen wollte. Er habe gesagt: Hebe dich von mir, Satan, darauf der Rabe weggeflogen.' Acht Tage später habe der Rabe nochmals sich sehen lassen und ‚Raf, Raf' gerufen, jedoch auch damals sei noch kein Verbündniß zu Stande gekommen. Zuletzt aber habe er mit demselben ein solches abgeschlossen auf sechs Jahre, wobei ihm der Teufel zugesagt habe: ‚er wolle ihm in allen seinen Sachen durchhelfen, er solle sich setzen wider die Obrigkeit und Jedermann, es solle ihm Alles frei durchlaufen; habe ihm die Sünde leicht gemacht und gesagt: er solle nur besser daran, sich besser wider die Obrigkeit setzen und Aufruhr anrichten; solle nur keck und unverzagt sein, er wolle ihm beipflichten und ihn zum großen Herrn machen'. Dagegen habe er seinerseits ‚bei seinem Theil des Himmels versprochen und zugesagt, daß er des Teufels Eigen mit Leib und Seele sein wolle'; solches Verbündniß sei mit Unterschrift an Eides Statt geschehen, ‚der Rabe habe eine große rauhe Hand mit krummen Fingern herausgezogen und ihm seine Hand sehr hart gedrückt'.

So lautete das auf der Folter abgepreßte ‚Bekenntniß'. Die Richtherren, unter dem Vorsitze des Bürgermeisters Haverland, übernahmen sich während der Folterungen Brabant's dermaßen in Wein, daß sie sämmtlich, nebst dem Stadtvogte, trunken wurden.

Der ‚Teufelsverbündete und Verräther' sollte eines fürchterlichen Todes sterben. Am Tage vor der Hinrichtung, am 16. September 1604, hielt einer

der Prediger eine Kanzelrede, worin er auseinandersetzte, erstens, wie eine christliche Obrigkeit sich gegen öffentliche Verbrecher und Uebelthäter verhalten müsse, und zweitens, wie gottselige Christen solchen Strafen zusehen und dieselben sich christlich zu Gemüthe führen sollten. Am 17. September wurde Brabant, durch die Folterungen schon ‚bejammernswerth gerissen', zur Richtstätte auf den Hagen-Markt geführt. Zuerst wurden ihm zwei Finger der rechten Hand abgehauen. Dann wurde er mit glühenden Zangen an den Armen und an der Brust gezwickt, hierauf ganz entkleidet auf einen Schlachttisch gelegt und entmannt. Damit er nicht durch Ohnmacht dem vollen Gefühl aller Peinigungen entgehe, hielt man ihm Kraftwasser vor. Der Henker zerschlug die Brust langsam mit einem hölzernen Hammer, ritzte den Leib auf, riß das Herz heraus und schlug es dem Sterbenden um das Gesicht. Bis zum letzten Hauche betheuerte Brabant seine Unschuld: er wolle am jüngsten Tage über seine Peiniger schreien und rufen. Sein Körper wurde, in fünf Theile zerstückt, an den fünf Thoren der Stadt aufgehängt. Die fünf unmündigen Kinder des Unglücklichen verloren ihr ganzes Vermögen; sie lebten und starben in Armuth und Noth [1].

‚Mit solcher Strafe', sagte die ‚Erschröckliche Zeitung' am Schluß ihres Berichtes über die Hinrichtung Brabant's, sollten ‚alle Teufelsverbündete und bösliche Unruhstifter wider die geistlich und weltlich Oberkeit billig belegt werden'. ‚Darum hüte sich jedweder vor den Fallstricken des Teufels, in die Brabant gelaufen ist, und lebe in Forcht und Erschrecken vor den Erscheinungen Satans, der, wenn er sich schon an solche Personen macht und ihnen in unterschiedlichen Gestalten sich sehen läßt, so in solchem Ansehen gestanden wie Brabant, gar viel leichtlicher noch bei gemeinem Volk seine Künste versucht.' ‚Hören wir nicht, zu wie viel tausenden Malen er den Hexen und Unholdinnen erscheinet, die sich mit ihm einlassen und zu vielen Tausenden dann mit dem Feuertode gerechtfertigt werden müssen? Wie viele von denen haben auf den Folterungen gesagt, daß sie, da sie doch nun einmal mit dem Teufel in ein Verbündniß getreten und mit ihm gebulet haben, lieber vom Teufel wollten lebendig weggeführt werden, denn solche Martern erdulden! Als denn auch ihrer nicht wenige, nach Aussage der Proceßacten, dermaßen sind vom Teufel durch die Lüfte weggetragen worden, daß man nicht mehr

---

[1] Alles Nähere aus den Originalacten des Processes bei F. K. von Strombeck, Henning Brabant, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig, und seine Zeitgenossen. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Stadt- und Justizwesens im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Braunschweig 1829. Andreas Lonner, welcher ‚unter einer ungeheuern Zuschauermenge' der Hinrichtung beiwohnte, sprach in einer vor ‚den ehrwürdigen und gelehrten Herren der Universität Gießen' gehaltenen Rede den Wunsch aus, daß die Jesuiten als ‚teuflische Verbrecher' und ‚durchteufelte Zauberer' ähnlich wie Brabant bestraft werden sollten. Vergl. unsere Angaben Bd. 5, 555—556.

gewußt, wo sie geblieben. Auch viele andere Uebelthäter holt der Teufel lebendig weg, wie dir, lieber christlicher Leser, in wahrhaftigen Zeitungen bekannt gegeben wird.'[1]

Solche ‚wahrhaftige Zeitungen und Lieder über die Wegführungen lebendiger Menschen durch den leibhaftigen Teufel' wurden besonders seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts häufig verbreitet. ‚Man könnte', meinte ein Prediger im Jahre 1559, ‚solcher Menschen jedweden Alters und Geschlechtes wohl in die Hunderte aufzählen.'[2] Um das Jahr 1550 beschrieb Heinrich Wirry von Solothurn ‚ordenlich in Reimensweiß eine wunderbarliche wahrhaftige seltsame Geschicht von einem Pfaffen und seiner Kellerin, wie sie ihm der Teufel angesicht seiner Augen hinwegfürt'[3]. Im folgenden Jahre erschien eine Leipziger ‚Erschreckliche neue Zeitung, von einem Weib, welches vom Teufel in der Mechelburgischen Grenzet weggefürt ist': ‚er erwürgte das Weib sichtiglich in der Luft und ließ es letztlich auf die Erde fallen'[4]. Aerger wüthete er mit einem andern Weibe, über welches Johann Hermann, Prediger zu Oster in Mecklenburg, eine Zeitung ausgehen ließ[5], und der Prediger Erasmus Winter seinen Zuhörern zur Warnung vortrug: am 24. Juni 1568 hat der Teufel ‚nicht weit von der Neuen Brandenburg, in dem Dorfe Oster, auf einer Hochzeit ein fluchendes Weib in Beisein des Pfarrers und Schultheißen vom Tisch genommen, in die Luft geführt, in vier Stücke zerrissen, auf jede Straße ein Viertel geworfen, das Eingeweide aber dem Schultheißen auf den Tisch vor allen Leuten fürgeworfen und gesagt: da er von seinem Wucher und Gotteslästern nicht werde abstehen, auch solches an Andern nicht strafen, so werde es ihm bald also und nicht anders ergehen'[6]. In Wien war man, wie aus einer Predigt des Jesuiten Georg Scherer hervorgeht, des festen Glaubens, daß dort im Jahre 1570 ein Bäcker, welcher über die Fronleichnamsprocession gelästert habe, während derselben in der Luft vom Teufel herumgeführt und später auf einen Nußbaum fallen gelassen worden, ‚daß man vermeinte, es wäre ein Erdbeben ge-

---

[1] Erschröckliche Zeitung, was sich mit dem Teufelsverbündeten und Verräther Hennig Braband zu Braunschweig zugetragen ꝛc. Lauingen 1606.

[2] An der oben S. 500 Note 7 angeführten Stelle.

[3] Weller, Annalen 1, 227 No. 139.

[4] Weller, Zeitungen No. 195. In einem alten Sterberegister der Pfarre Culmbach steht: ‚Anno 1564 die Nacht Fabiani und Sebastiani hat auf der Plassenburg der böse Geist etliche Personen grausam angefasset und beschädiget und zwei, den Mundkoch und den Furier des Markgrafen Georg Friedrich, sogar erwürgt.' Spieß, Archivische Nebenarbeiten 1, 62.

[5] Lisch, Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte 22, 267.

[6] Winter, Encaenia 182.

schehen'[1]. Aus Dresden ergingen im Jahre 1582 zwei ‚wahrhaftige und erschreckliche Zeitungen von einer jungen Dirne, welche sich dem Teufel auf sechs Jahre ergeben und von ihm, ehe die Zeit verlaufen, weggeführt worden; dann von einem Studenten, welchen der Teufel gleichfalls in greuliche Sünden gestürzt und letzlichen mit Umdrehung des Halses erwürgt hat'[2]. Nach einer Cölner Zeitung vom Jahre 1584 entführte der Teufel eine stolze Antwerpener Dirne und ließ aus ihrem Sarg einen Hund springen[3]. Aus Prag wurde ‚eine gesangsweiß gestellte erschröckliche Wundergeschichte' kundgegeben, wie ein Bauer ‚in diesem 1586. Jahr von wegen seiner mannigfaltigen Gotteslästerung von den Teufeln angezündet worden'[4]. In Königsberg holte sich der Teufel einen Schuhmacherjungen; in Willisau in der Schweiz einen Spieler; auf einer Hochzeit einmal drei Spielleute[5]. Als eine allgemein bekannte Sache wurde von den Protestanten verbreitet, daß der Satan einmal zu Forchheim einen katholischen Geistlichen, welcher die protestantische Lehre bestritten, sichtbar vor den Augen der ganzen Gemeinde von der Kanzel durch die Lüfte weggeführt habe[6].

Auf dem Boden eines solchen allgemein herrschend gewordenen Wunder-, Geheimkunst-, Zauber- und Teufelsglaubens, unter der Verrohung und Verwilderung des geistigen und des religiös-sittlichen Lebens, wie sie aus den meisten Erzeugnissen der bildenden Kunst und der Volksliteratur deutlich zu Tage trat, konnte eine der furchtbarsten Erscheinungen in der ganzen Geschichte der Menschheit, nämlich das Hexenwesen und die Hexenverfolgung, in Deutschland üppig gedeihen.

---

[1] Scherer, Postille, Predigt am ersten Sonntag in der Fasten.

[2] Weller, Zeitungen No. 557. Der Verfasser der Schrift ‚Von Höllenzwängen und Teufelsbeschwörungen' S. 8 führt im Jahre 1563 Klage darüber: die Jugend sei so ‚lästerlich, gottlos und teufelssüchtig' geworden, daß man nicht erst auf den Universitäten, sondern schon auf den Gymnasien manche Schüler finde, welche in ein Bündniß mit dem leibhaftigen Teufel einträten. Eine Danziger Schulordnung vom Jahre 1568 schrieb vor: ‚Abstineant Scolastici ab execrationibus, iuramentis, *magia* . . . Nemo faciat *pacta cum Diabolis,* callidius aetati imbecilliori insidiantibus.' Löschke 147.

[3] Weller, Zeitungen No. 594.

[4] Weller, Annalen 2, 438 No. 611.

[5] Vergl. Weller, Annalen 2, 440 No. 628; 441 No. 633. Schopper 240—241. ‚Auf freier Straße', schrieb der protestantische Theologe Saubert einem Freunde, ‚ist ein Mann vom Teufel zerrissen worden, davon hier ein Arm, dort ein Bein und bald die Lungen, bald die Leber ausgestreut worden: ein schreckliches Beispiel; einige meiner Collegen sind Augenzeuge gewesen.' Tholuck, Das kirchliche Leben 76.

[6] Vergl. Döllinger 2, 420. v. Liliencron, Mittheilungen 138—139, erblickt in der ganzen Schauerliteratur mit Recht nur ‚das düstere Bild einer in Roheit und Aberglauben versinkenden Zeit'.

Personenregister.

(Angefertigt von J. M. Hägele.)

A.

B.

C.

J.

K.

T.

Ortsregister.

(Angefertigt von J. M. Hägele.)

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von **Johannes Janssen.**

Erster Band: Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. Dreizehnte verbesserte und vierzehnte Auflage. gr. 8°. (XLVII u. 644 S.) *M.* 6. Elegant geb. *M.* 7.20.

Zweiter Band: Vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525. Vierzehnte Auflage. gr. 8°. (XXVIII u. 592 S.) *M.* 6. Elegant geb. *M.* 7.20.

Dritter Band: Die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555. Dreizehnte verbesserte und vierzehnte Auflage. gr. 8°. (XLIV u. 763 S.) *M.* 7. Elegant geb. *M.* 8.40.

Vierter Band: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit dem sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580. Erste bis zwölfte Auflage. gr. 8°. (XXXI u. 515 S.) *M.* 5. Elegant geb. *M.* 6.20.

Fünfter Band: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580 bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618. Erste bis zwölfte Auflage. gr. 8°. (XLIV u. 714 S.) *M.* 7. Elegant geb. *M.* 8.40.

Sechster Band: Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch: **Kunst und Volksliteratur bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.** Erste bis zwölfte Auflage. gr. 8°. (XXXI u. 522 S.) *M.* 5. Elegant geb. *M.* 6.20.

Der siebente, großentheils druckfertige Band wird die Darstellung der Culturzustände zum Abschluß bringen; der achte Band wird den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen bis zur Gründung der preußischen Militärmonarchie behandeln.

Jeder Band umfaßt eine bestimmte Periode und ist einzeln käuflich.

Beigaben des Verfassers:

An meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes. gr. 8°. (XI u. 227 S.) *M.* 2.20. Elegant geb. *M.* 3.20.

Ein zweites Wort an meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes. gr. 8°. (VII u. 145 S.) *M.* 1.50. Elegant geb. *M.* 2.50.

Die beiden Ergänzungsschriften **in einem Band, geb.** *M.* 5.

Von demselben Verfasser ist ferner erschienen:

Frankfurts Reichscorrespondenz nebst anderen verwandten Aktenstücken von 1376—1519.

I. Band. Aus der Zeit König Wenzels bis zum Tode König Albrechts II. 1376—1439. gr. 8°. (X u. 818 S.) *M.* 9.

II. Band. 1. Abtheilung: Aus der Zeit Kaiser Friedrichs III. bis zur Wahl König Maximilians I. 1440—1486. gr. 8°. (445 S.) *M.* 5.

II. Band. 2. Abtheilung: Aus der Zeit Kaiser Maximilians I. 1486—1519. gr. 8°. (XL u. 554 S.) *M.* 9.

Das vollständige Werk, zwei Bände in drei Abtheilungen *M.* 23.

Frankreichs Rheingelüste und deutsch-feindliche Politik in früheren Jahrhunderten. Zweite, unveränderte Auflage. 8°. (VIII u. 100 S.) *M.* 1.40.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens. 8°. (VIII u. 186 S.) *M.* 2.20.

Joh. Friedrich Böhmer's Leben und Anschauungen. Bearbeitet nach des Verfassers größerem Werk: Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften. Mit Porträt und Facsimile. 8°. (XII u. 358 S.) *M.* 2.40; geb. in Leinwand *M.* 3.20.

Aus dem Leben eines katholischen Schulmannes und Gelehrten (Dr. Wedewer). Aus den historisch-politischen Blättern abgedruckt. gr. 8°. (58 S.) 80 *Pf.*

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Größtentheils aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß dargestellt. 2 Bde. 8°.

I. Band: Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1750 bis 1800. (XXIV u. 509 S.) *M.* 6; eleg. geb. in engl. Leinwand *M.* 7.50.

II. Band: Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1800—1819. (XX u. 516 S.) *M.* 6; eleg. geb. in engl. Leinwand *M.* 7.50.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. In einem Bande. Dritte Auflage. Mit Stolbergs Bildniß. 8°. (XVI u. 496 S.) *M.* 5; eleg. geb. in Leinwand *M.* 6.20.

Schiller als Historiker. Zweite, neu bearbeitete Auflage. (VIII u. 221 S.) *M.* 2; geb. in Leinwand *M.* 3.

Zeit- und Lebensbilder. Dritte, vielfach umgearbeitete Auflage. 8°. (XXIV u. 535 S.) *M.* 6; eleg. geb. in Halbleder mit Goldtitel *M.* 7.20.

Das Werk enthält folgende Abhandlungen:

I. Aus des Geographen Karl Ritter Leben und Briefen. — II. Zur Charakteristik des Naturforschers Alexander von Humboldt. — III. Anschauungen des russischen Dichters Joukoffsky. — IV. Eine Culturdame (Caroline Michaelis) und ihre Freunde. — V. Der Philosoph Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgang dargestellt. — VI. Erinnerungen an einen deutschen Capuziner. — VII. Politische und kirchliche Anschauungen der preußischen Diplomaten Nagler und Rochow. — VIII. Friedrich Christoph Dahlmann und sein Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. — IX. Freiherr von Bunsen und sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. — X. Friedrich Wilhelm's IV. politische und religiöse Gesichtspunkte. — XI. Gervinus über Deutschland und seine Zukunft.

Property of
ST. JEROME'S COLLEGE
LIBRARY.